

Victor Klemperer

Ich will
Zeugnis ablegen
bis zum letzten

Tagebücher 1933 – 1945

Aufbau-Verlag

Obwohl jüdischer Herkunft, blieb Victor Klemperer während des Faschismus in Deutschland. Die Ehe mit einer Nichtjüdin bewahrte ihn vor der Deportation. Als er, der Romanist von europäischem Rang, sein Lehramt an der Technischen Hochschule in Dresden verlor, die zunehmenden Repressalien seine wissenschaftliche Arbeit verhinderten, wurde ihm das Tagebuch zur Balancierstange, ohne die er abgestürzt wäre. Mit minutiöser Genauigkeit hielt er fest, was er erlebte, was er sah, was ihm zugetragen wurde. »Beobachten, notieren, studieren« - das war die ständige Forderung, die er an sich selber stellt. Er wollte der »Kulturgeschichtsschreiber der Katastrophe« sein, aber er ist darüber hinaus auch der Chronist von Schicksalen und Familientragödien geworden, über die die Zeit hinwegging. Tag für Tag löste er seine selbstgesetzte Zeugnispflicht ein, trotz ständiger Todesgefahr, Zwangsarbeit und entwürdigender Existenz im Judenhaus. Er notierte Gerüchte, Witze, Nachrichten und immer wieder die Sprache des dritten Reiches, die er für sein berühmt gewordenes Buch »LTI« sammelte. Aus dieser leidenschaftlichen Chronistenarbeit wurde ein einmaliges, ungewöhnliches Zeugnis über den Alltag der Judenverfolgung: ein Zeitdokument von außerordentlicher Faszination.

Victor Klemperer

Ich will Zeugnis ablegen
bis zum letzten
Tagebücher 1942–1945

Aufbau-Verlag

Victor Klemperer

Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten

II

19
Kunde, die folgende Klage zum pol. Amtshof.
Kirche, Reichler Hr. Rappier Hr. Fränzer Weg, (für
und!) Klaus-Michael Hr. Dorsler Hr. Wintropfen
die tolle der fassnerin, die Nacht der Mein-
Hoff mit dem Pfopfen der fassnerhalt darin. aber
i. in fassneric Ueblänge - wir mit sehrst fassner
offen... Hand auf dem Tisch (allan, in. fünf 80 Ra-
vorigste - genau 54 Minuten) war ich auf einig
b.-Trotz nach zupfand wackte. - die Kalle Kindhoff helle
selbst. die mal Herr mit alle zugaben. für die fassner
J.P. in Gyltaren, Raifentoch 1/4 von ein fünfster Kugel
Opan. An diesem Tag. nicht 7 Wochen bis in die. die
Mann in Tuler ist ein Haupt behältig fassner, nach
Magen, Krampf er mit un-Kreisend, Kugeloffen Krampf
ist behältig fassner. Ich (in) dem für ein fassner
Herrn mit ein. die fassner kann für ein fassner
Herr, der ich bei Donald ist der Mitter ein mal die
Friedheim: ist er, während der -bedrückt blauer Herr
er in die fassner Sprache. Von der Krampf blüht der Mann
-für. für er alle dort ist - fassner ein fassner. fassner
190 Karte bei an die ...

Victor Klemperer

**Ich will Zeugnis ablegen
bis zum letzten**

Tagebücher 1942-1945

Herausgegeben
von Walter Nowojski
unter Mitarbeit
von Hadwig Klemperer

Aufbau-Verlag

Die Arbeit des Herausgebers wurde durch die
Stiftung Preußische Seehandlung gefördert.

Klemperer Tagebücher 1-2

ISBN 3-351-02340-5

3. Auflage 1995

© Aufbau-Verlag GmbH, Berlin 1995

Einbandgestaltung Designhaus, Bernd Krause

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden Kösel GmbH, Kempten

Printed in Germany

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

1942

1. Januar, Donnerstag

LTI. «Es wurde *gegreult*», das Ausgehverbot werde für Sonnabend und Sonntag in Permanenz erklärt werden. Ist das NS-Judendeutsch? Wie *verreist sein* für Sitzen, *Konzertlager* für Konzentrationslager?

Man sagt, Kinder haben noch Sinn für Wunder, später stumpfe man ab. – Unsinn. Das Kind nimmt die Dinge als Selbstverständlichkeiten, die meisten bleiben dabei stehen; nur ein *alter* Mensch, der *denkt*, wird sich des Wunderbaren bewusst.

3. Januar, Sonntag

LTI. Gestern sagte Frau Neumann: «... er hat soviel *angegeben*.» Das Verbum kenne ich *nur* als spezifisch judendeutsch für aufgeregte Präpotenz, nervöse Heftigkeit, viel von seinen Leiden hermachen etc. Dahinter steckt, wie mir erst gestern einfiel: vorspiegeln, *angeblich* krank oder aufgeregt oder in Sorge sein! Nun las ich vor Monaten (notierte es hier auch wohl) einen Artikel von Goebbels im «Reich»: *Angabe*. Er brachte die ganze Wortklasse Angeben – Angeber – Angabe unter der einzigen Bedeutung des Aufbauschens, der lügnerischen Übertreibung, der skrupellosen Propaganda. Er hat also, ohne es zu wissen, ein Wort der Judensprache übernommen und ausschliesslich in dem ihm, Goebbels, natürlichen Sinn angewandt.

Situation dunkel. Auch Neumanns wussten nicht, wo die Ostfront steht. – Sichüberschlagen und Sichwidersprechen der Lügen. Erst hiess es: in Winterquartiere, wir verkürzen unsere Linie, mögen die Russen das als Erfolg buchen, wir sind Herren der Si-

tuation («das Gesetz des Handelns» liegt bei uns). Dann erklärte Ribbentrop: Die Russen stossen in unsere Nachhut. Jetzt macht Hitler zwei Aufrufe zu Neujahr. Einen an das Volk: Wenn es not tut, werden wir auch die höchsten Opfer bringen. Einen an die Soldaten («*Meine Soldaten*», LTI), da ist unverhüllt von der russischen Offensive die Rede, die misslingen «muss und wird».

Neumanns-Kötzschenbroda: Russen greifen auf Pferdeschlitten und mit Kavallerie an, Tanks liegen eingefroren. Deutsche im Rückzug verlieren unendliches Material. – Hitler hat nicht nur Brauchitsch, sondern einige dreissig Männer der Generalität entlassen, oder «Brauchitsch und einige dreissig sind von sich aus gegangen» – oder «erschossen worden». Grund: Brauchitsch habe schon im Herbst und bei Smolensk Winterquartier für nötig gehalten, Hitler das weitere Vorgehen befohlen. – Deutsche Panzerdivisionen sind an der spanischen Grenze massiert. Gegen Gibraltar? Um die portugiesische Küste zu schützen? Bleibt Spanien neutral? Mit wem geht es? Wo steht die deutsche Ostfront? Auf all diese Fragen auch in Kötzschenbroda nur Fragezeichen. –

Gestern schrieb Trude Scherk etwas sehr Komisches. Heinz Machol ist von Judenstern und Sozialabgabe (der 15 Prozent Mehrwertsteuer) etc. frei, weil er Kinder aus einer ersten Ehe mit einer Arierin hat. Diese erste Frau war aber wild aktive österreichische Kommunistin, er liess sich scheiden.

«Ich, Claudius, Kaiser und Gott» zu Ende gelesen. [...]

12. Januar, Montag

(Neuestes «Postschliessfach»: Enveloppe V Hugo Lyrik)

Es war ein solcher Schock, dass ich erst heute zur Notiz fähig bin; ich habe bisher am Curriculum mein Gleichgewicht zurückzugewinnen versucht.

Donnerstag Nachmittag, vier Uhr, den 8. Januar, ich komme vom Einkauf am Chemnitzer Platz im Kopf der 16. Am Landgericht, wie immer, Gedränge der Einsteigenden. Kurz vor dem Bahnhof dreht sich ein junger Mann nach mir um, ganz gut ge-

schnittenes Gesicht, kalte graue Augen, und sagt leise: «Nächste Haltestelle aussteigen.» Ich, ganz mechanisch, da ich ja dort die Bahn wechsele: «Ja». Erst im Aussteigen fällt mir das Merkwürdige auf. Ich warte auf die 14. Da steht er schon neben mir: «Wo kommen Sie her? Wo wollen Sie hin? Sie kommen mit mir.» Ich fragte erst gar nicht nach seinem Ausweis. Im Gehen sagt er: «Staatspolizei. Wollen Sie meine Legitimation sehen?» – «Nicht hier.» Dem Bahnhof gegenüber, an der Hohen-Strasse-Seite, dort, wo ich zu parken pflegte, zwischen den Hotels ein grosses Bureaugebäude. Das also das Haus der Gestapo, von dem Schreckensgeschichten erzählt werden. Mein Hundefänger zu einem Kameraden, der ihm entgegenkommt: «Der latscht in der Verkehrszeit in der Elektrischen rum; ich will ihn flöhen.» Zu mir, übrigens ohne Schreien: «Sie warten hier, hinter der Freitreppe.» Ich stand ein paar Minuten. Sehr kurzatmig. Immer mit dem Gefühl: «Wann kommst du frei?» Jemand, der vorbeikam, brüllte mich an: «Umkehren!» (Von diesem: Gesicht zur Wand! hatte ich schon gehört.) Nach einiger Zeit erschien mein Hundefänger wieder und winkte mir heraufzukommen. Oben ein sehr grosser Bureauraum, man sieht in ein anderes Zimmer, Art Wohnzimmer mit gedecktem Tisch. Meine Brieftasche, meine Mappe werden durchgesehen. «Was tun Sie?» – «Ich schreibe ein Buch.» – «Das können Sie ja doch nie veröffentlichen. – Sie kommen morgen in Arbeit. Goehle-Werk (Zeiss-Ikon). – Sind Sie herzkrank?» – Ich war wohl sehr bleich und sprach mühselig ohne Luft. Soweit war die Behandlung noch beinahe anständig. Indem erschien ein anderer Polizeimann, vielleicht einen Grad höher, mittelgross, braune, höhnische Augen. Er duzt mich: «Nimm deinen Mist (Mappe und Hut) vom Tisch. Setz den Hut auf. Das ist doch bei euch so. Da wo du stehst, ist geheiligter Boden.» – «Ich bin Protestant.» – «Was bist du? Getäuft? Das ist doch bloss getarnt. Du als Professor musst doch das Buch kennen von ... von einem Levysohn, da steht das alles drin. Bist du beschnitten? Es ist nicht wahr, dass das eine hygienische Vorschrift ist. Das steht alles in

dem Buch. – Wie alt? – Was, erst sechzig? Mensch, musst du in deine Gesundheit hereingewütet haben. – Was war das für eine Bewegung mit deinen Pfoten? Du hast doch eben was gemaust. Pack die Mappe aus.» – Ich musste noch einmal alles öffnen. Ein Brot, eine Flasche mit einem halben Liter Milch. «Gute Milch.» – «Aber nein, Magermilch.» – «Gute Milch!» – «Aber es ist doch Magermilch.» – Drei Stückchen Kuchen. – «Sieht gut aus!» – Ein halbes Pfund Brombeertee. (Zum Rauchen!) – «Wozu soviel auf einmal, das kannst du doch täglich kaufen.» – «Wer wird nun den Krieg gewinnen? Wir oder ihr?» – «Wie meinen Sie das?» – «Nu, ihr betet doch täglich um unsere Niederlage – zu Jahwe, so heisst es ja wohl. Das ist doch der jüdische Krieg. Adolf Hitler hat's gesagt – (pathetisch schreiend:) Und was Adolf Hitler sagt, das ist auch so. – Warum kaufst du am Chemnitzer Platz?» – «Wir wohnen früher dort.» – «Du kaufst da, weil man dir da mehr gibt. Das hört auf. Du meldest morgen deine Marken beim nächsten Kaufmann an. Du lässt dich hier nicht mehr auf der Elektrischen sehen. Du kannst zu Fuss laufen. Und wenn wir dich noch mal hier treffen, fliegst du heraus. Du weisst schon, wohin. Verstanden?» Ich sagte bloss: «Ja». Der Duzer ging. Der Hundefänger stand still und düster in einer Ecke. – «Darf ich jetzt gehen?» Er kam mit bis an die Treppe und sagte als Schlusswort: «Und wenn Sie nicht so alt und klapprig wären, würden Sie in Arbeit gesteckt.» Als ich draussen war, merkte ich erst, wie sehr Brust und linker Arm schmerzten. Immerhin, ich war frei (was man hier so nennt, ich hätte ja auch verschwinden können, für lange, Ernst Kreidl sitzt seit siebeneinhalb Wochen, für immer mit Hilfe einer Spritze). Ich ging ganz langsam nach Hause. Ganz erholt bin ich noch immer nicht. Ich habe meine J-Marken am Wasaplatz gemeldet, ich bin seitdem nur ganz wenige Schritte an der Luft gewesen, habe die hiesige Gegend nicht verlassen und werde sie auch nicht mehr verlassen. Die Sache mit ihrer märchenhaften Tyrannei, Brutalität, höhnischen Demütigung hat mich allzuhart angepackt. Ich bin seitdem nicht mehr den Todesgedanken losgeworden.

Nach dem, was ich von Kreidls und Kätchen Sara höre, kom-

men ähnliche Fälle da und dort vor. Das Ganze soll darauf hinauslaufen, die Leute zum Arbeitsdienst einzufangen. Aber das ginge doch auch über die Gemeinde. Ich denke, man will einschüchtern und von der Strasse vertreiben, vielleicht auch Judenfreunde unter den Kaufleuten ausspüren. – Einziger Trost: Der Rückschlag in Russland lässt sich nicht mehr bemängeln. Paul Kreidl las einen sehr ernsten Artikel aus dem «Reich» vor – mit einem Male sind die eben noch vernichteten Russen furchtbare und ganz unerschöpfte Gegner. Kätchen Sara erzählt, wie ihr ein Fahrer morgens das Herz ausschüttete. Sie solle Mut haben, es gehe mit den Blut-hunden bald zu Ende, er kenne die Stimmung der Soldaten, so viele Urlauber führen ja morgens auf seinem Perron, sie wollten nicht mehr mitmachen etc. etc. –

Wer aber kann abschätzen, wie weit die innere Spannung, die äussere Niederlage fortgeschritten sind. Sehr lange kann *ich* nicht mehr warten. Und das ist wohl die Grundstimmung aller Sternträger.

Es ist sehr kalt geworden, und unsere Heizung kommt wieder nicht gegen den Frost auf, wie im vorigen Winter, und wir sind schlechter genährt und mit den Nerven mehr herunter als im vorigen Winter.

13. Januar, Dienstag

Paul Kreidl erzählt – Gerücht, aber von verschiedenen Seiten sehr glaubhaft mitgeteilt –, es seien evakuierte Juden bei Riga reihenweis, wie sie den Zug verliessen, *erschossen* worden. Er zittert für eine verheiratete Schwester, in Prag lebend, zum Abtransport vorgemerkt. D'altra parte ist er optimistisch: Die russische Offensive dringe in der Mitte gegen Polen vor. Ich glaube das nicht so recht; heute ist im Heeresbericht wieder von Kämpfen bei Leningrad und östlich von Charkow die Rede, also kann die Mitte nicht gar so weit zurückgedrängt sein. –

Man macht ungeheuer viel her vom Erfolg der Pelzsammlung. Den Juden wurden die Pelz- und Wollsachen fortgenommen, die Arier mussten sie «freiwillig» hergeben und lieferten einige 50

Millionen Stück ab. Das komme «einer Volksabstimmung» gleich, bezeuge die unerschütterliche Verbundenheit von Volk und Heer, Volk und Führer etc. etc. –

Es gibt keine Kalenderblätter, wie sie in früheren Jahren den Zeitungen beilagen. Frau Voss kaufte als Ersatz einen Volkskalender, den «Nürnberger Kalendermann 1942». Darin fand ich – nach 23 Jahren und gerade jetzt, wo ich eben dieses Curriculum-Stück fertiggestellt habe – den Namen Maximilian Müller-Jabusch. Gott, wie heruntergekommen! Eine Materialsammlung über den «Goetischen Gruss», der «in männlichen Zeiten» floriere. Auch das ist Schriftstellerei. Alles, was mit dem Hinterteil und seinen Funktionen zu tun hat, wird herangezogen, um die Seiten zu füllen.

17. Januar, Sonnabend

Seit vorgestern Mittag (Donnerstag, 15.1.) schwere Aufregung oder eigentlich Stumpfheit, vermischt mit «Hurra, ich lebe», das wiederum mit ciastibe und der Frage abwechselt, wer das bessere Teil erwählt. Evakuierung hiesiger Juden am kommenden Mittwoch, ausgenommen, wer über fünfundsechzig, wer das EK I besitzt, wer in Mischehe, auch kinderloser, lebt. Punkt 3 schützt mich – wie lange? (EK-I-Träger gibt es drei oder vier in Dresden). Eine Arbeitskameradin aus dem Goehle-Werk brachte Kätchen die Nachricht. Seitdem fürchterliche Aufregung im Haus, unten Paul Kreidl, hier Kätchen. Bei ihr Durcheinander von Kindlichkeit, Hysterie, ernstem Herzleiden, wirklichem Grauen. Heute früh hörte und sah ich durch die Glastür, wie sie sich in ihrem Zimmer im Weinkrampf wand. Ich ging zu ihr, sie klammerte sich an mich, griff nach meinen Händen, liess den Kopf auf meine Schulter fallen, ich musste sie streicheln, ihr zureden. «Ich werde kein Bett haben – die letzte Nacht müsst ihr alle bei mir sein, auch Mutter, auch Ludwig (der herantelegraphierte Schwager und Erbe), sonst nehm ich mir das Leben – ich bin wie Jesus am Kreuz – warum muss ich so leiden ...»

Eine halbe Stunde später gefasste Kaffeemahlzeit. Ich glaube, gerade sie wird es nicht so sonderlich hart treffen. Man wird mit der nötigen Arbeitskraft nicht allzu übel umgehen, sie wird in Gesellschaft bleiben. – Immerhin, der schwere Frost erschwert alles, und sie geht nackt und bloss heraus. – Es sollen sich auf der Gemeinde und im Werk, wo sehr viele Juden in Arbeit stehen, grausige Szenen der Verzweiflung abspielen. Man lässt zwar Eheleute zusammen, trennt aber rücksichtslos Eltern und Kinder. So bleibt die fünfzehnjährige Tochter eines Apothekers allein hier zurück. – Es scheint durcheinanderregiert zu werden, der Evakuierungsbefehl scheint von einer Reichsstelle ausgegangen und plötzlich über Sachsen hergefallen zu sein. Das Zeiss-Ikon-Werk (alias Goehle-Werk, alias Ernemann) kämpft um seine jüdische Abteilung, die gut eingearbeitet ist. Es muss da gegen 400 Leute beschäftigen. Erst sollten alle fort. Einer ersten Reklamation gelang gestern die Zurückhaltung von 50 Prozent – Kätchen *nicht* darunter. Das Werk rief dann wohl eine Militärkommission zu Hilfe, und es ist möglich, dass heute noch weitere Freigebungen erfolgen. – Paul Kreidl steht in einem anderen *Arbeitseinsatz* (LTI) als Schwerarbeiter beim Bahnbau. Er sprach hier neulich die Befürchtung aus, dass Judentransporte bei der Ankunft abgeschossen würden. Aber es ist offenbar ungeheurer Mangel an Arbeitskräften, und was kann ein toter Jude arbeiten? – Was ergibt sich für uns beide? 1) Wie lange bleibe ich in Dresden? 2) Wie lange bleiben wir in dieser Wohnung? (Und wie überlebt Muschel einen erneuten Umzug?) 3) Was wird man mit dem Dresdener Judenrest überhaupt machen? Es scheint, als werde der Antisemitismus noch weiter verstärkt, teils wegen der mehr als kritischen Lage draussen, teils wegen des geringen Anklangs, den der Judenstern gefunden. Cf. meine Verhaftung neulich, wo doch offiziell das Fahren auf der Tram erlaubt ist. Ähnliche Fälle sind inzwischen mehrfach gemeldet worden.

Der seit mehreren Tagen anhaltende schwere Frost (um 15 Grad) erschwert und verdüstert alles. – Ich komme kaum noch aus

dem Haus. (Immer die Angst vor Hundefängern.) Alle Besorgungen fallen Eva zu. Aber ich glaube, man friert in der schlecht heizbaren Wohnung kaum weniger als draussen. Mein Pensum an Wirtschaftsarbeit verstärkt sich immer mehr. Zum Abwaschen und Töpfescheuern tritt jetzt in grossem Massstab das Kartoffelbürsten. Ich kann sie nicht schälen – aber gut gebürstete lassen sich mit der Schale essen. Wir sind mit drei Zentnern beliefert worden, und davon lebe ich in hohem Masse. Kartoffel ersetzt mir warm und kalt das knappe Brot, Kartoffeln stopfe ich bei der Hauptmahlzeit nach Möglichkeit in mich hinein. Die Ernährung wird immer schlechter, wir sehen jetzt beide recht elend aus.

Das Curriculum schleicht. Aber ich halte zäh daran fest. Und ich möchte auch gar zu gern der Kulturgeschichtsschreiber der gegenwärtigen Katastrophe werden. Beobachten bis zum letzten, notieren, ohne zu fragen, ob die Ausnutzung der Notizen noch einmal glückt.

Ich habe durchaus den Eindruck, als sei die Lage des 3. Reichs aussen- und innenpolitisch explosiv gespannt. Aber vielleicht täusche ich mich, und alles geht noch zwei Jahre weiter.

18. Januar, Sonntag Vormittag

Gestern dramatischster Umschwung der Evakuierungssache. Am Nachmittag sickerte die erste Nachricht ins Judenhaus. Es hatte erbitterten Streit zwischen Partei einer-, Werk und Wehrmacht andererseits gegeben, vielstündige Unterhandlungen, Drohung, das Werk zu schliessen, sich an Göring zu wenden, falls die Judenabteilung tangiert werde – schliesslich vollster Sieg des Werks: Nicht nur seine gesamte Belegschaft bleibt, sondern wahrscheinlich zieht es auch alle übrigen Juden, die in Dresdener Betrieben arbeiten, an sich, so dass der Transport überhaupt unterbleibt. Damit wäre dann auch Paul Kreidl gerettet. Es sollen sich im Werk die pathetischsten Szenen abgespielt haben. – So verlief der übliche Sonnabendabend bei uns sehr bewegt. Kreidls in hoffnungsfroher Stimämung, Kätchen berauscht. Natürlich neigte alles dazu, die Gesamtsituation günstig anzusehen.

Der Front schien es sehr schlecht zu gehen, die Heimat schien vor der Revolution zu stehen. Forse ehe si, forse ehe no ... (In der Zeitung gerade erst gestern Hohn auf Londoner Blätter, die einen Plan von Berlin mit eingezeichneten MG-Nestern der SS «erfunden» und gebracht haben.) Zwischen Paul Kreidl und mir heftige Debatte: Er war für weitgehende Versöhnung *nach* dem Umschwung, für christlichen Verzicht auf Rache, ich hingegen für Augen um Auge, Zähne um Zahn. – Auf dem Abreisskalender und im Leitartikel wurde gestern oder vorgestern als Gedenktag die 1933er Wahl zum Landtag in Lippe erwähnt. Der plötzliche Aufschwung der Partei im *kleinsten* deutschen Landtag, Symptom und Vorspiel der *Machtergreifung*. Vielleicht ist der Kampf um die Goehle-Juden auch ein letztes Symptom. Andererseits: Ich kam von Landsberg a. L. *nicht* an die Front, sondern vier Wochen später *doch* an die Front.

19. Januar, Montag

Die Machtprobe: Gestapo hat von den Reklamierten des Goehle-Werkes zwanzig gestrichen, sie hat Arbeitseinstellungen von anderen Firmen zu Zeiss-Ikon hinüber sistieren lassen: Im Ganzen gehen am Mittwoch doch 250 Leute von hier fort. Unter ihnen Paul Kreidl, schwerster Schlag für die Mutter. Unter ihnen soll auch eine Frau mit drei kleinen Kindern sein, das jüngste Säugling, zwei Monate alt. Auch aus Berlin ging gestern ein Transport ab. Namenloses Elend, durch den anhaltenden sehr schweren Frost (zwischen 15 und 20 Grad) gesteigert. Unendliche Willkür und Unsicherheit. Kätchen Sara glaubte einen Augenblick unter den zwanzig zu sein und kippte fast um. Auch für meine Person fühle ich mich nicht mehr sicher. –

Seit mehreren Tagen stockt mein Curriculum. Zur Aufregung um den Transport tritt eine Erkältung Evas. Sehr viel Wirtschaftsarbeit, Vorlesen. Ich lese Shmarja Levin, «Kindheit im Exil» (Childhood in Exile), 1935. Ein grosses Kunstwerk. Inhaltlich ungeheuer interessant, sehr wichtig für das letzte Buch meines Curriculum. Der Mann, Ende der sechziger Jahre in Russland gebo-

ren, Swislowitz an der Beresina, wächst im Ghetto auf, wird Vorkämpfer des Zionismus. Zum erstenmal geht mir auf: *Zionismus ist Humanismus*. Das Buch ist mir geliehen von Seliksohns; Seliksohn, Anfang vierzig, russischer Jude von Geburt, als Knabe nach Deutschland, 1914 mit 17 Jahren Kriegsfreiwilliger, Front und Dolmetscher im Osten, danach Sozialist und Zionist, in KZ misshandelt und zuckerkrank geworden, seine Frau bei Zeiss-Ikon, beide standen auf der Transportliste und kamen frei. Wir kennen sie durch Kätchen. Ich disputierte schon mehrfach mit ihm – gestern Nachmittag waren sie lange bei uns. Ich muss zu Levin ausführlichere Notizen machen.

20. *Januar, abends*

Gestern bis Mitternacht bei Kreidls unten. Eva half Gurte für Paul Kreidl nähen, an denen er seinen Koffer auf dem Rücken schleppt. Dann wurde ein Bettsack gestopft, den man aufgibt (und nicht immer wiedersehen soll). Ihn karre Paul Kreidl heute auf einem Handwägelchen zum vorgeschriebenen Spediteur.

21. *Januar, Mittwoch Vormittag*

Vor dem Weggehen des Deportierten versiegelt Gestapo seine ganze Hinterlassenschaft. Alles verfällt. Paul Kreidl brachte mir gestern Abend ein Paar Schuhe, die mir genau passen und bei dem furchtbaren Zustand der meinigen höchst willkommen sind. Auch ein bisschen Tabak, den Eva mit Brombeertee mischt und in Zigaretten stopft. Ich bin schon seit vielen Wochen bei purem Brombeertee. – Heute Vormittag Art Kondolenzbesuch bei der Mutter. – Der Transport umfasst jetzt 240 Personen, es sollen so Alte, Schwache und Kranke darunter sein, dass kaum alle lebend ankommen. (Immerfort schwere Kälte.)

Eva von schwerem Husten gequält, sehr geschwächt. Gestern scheiterte ihr Versuch aufzustehen an Schwäche. – Heute *muss* sie fort; wir sind von *vivendis* entblösst, und *ich* kann mich nicht in die Stadt trauen.

27. *Januar, Montag Abend*

Seit Freitag, jetzt vier Tage, liegt Eva ganz fest mit schweren Hustenanfällen, steht nur auf, um primitive Abendessen zu dirigieren. Alles andere liegt auf mir. Einholen auf Wasaplatz und Judenkarte beschränkt, Essen noch armseliger als sonst. Alles erschwert durch den anhaltenden Frost (nachts -20° C) und die Unheizbarkeit der Zimmer und eigene starke Erkältung. Was mir die Wirtschaft an Zeit lässt, verwende ich für Vorlesen. Levin, Band 2, in kürzester Zeit ganz fertig – ich muss unter allen Umständen ein genaues Notizblatt anlegen. Da Eva nicht zu Paulig kam, sah ich gestern den kleinen Bücherschrank Frau Ida Kreidls durch und nahm als erstes Stück daraus «Ben Hur». [...]

Der Krieg zieht sich unabsehbar hin. Täglich heisst es vom Osten «schwere Kämpfe». In Afrika ist die englische Offensive bei Adjdabia gestoppt. Kommt sie nicht weiter, so fehlt die Entscheidung, und auch Italien kann weiterwursteln. –

29. *Januar*

Heute geht es über Schnee auf Tau zu nach mehreren Wochen harten Frostes. Wir haben sehr gelitten und leiden noch. Eva, ständig schwer hustend, hat viel gelegen. Ich bin sehr vergrippt, der Frost hat meine Hände grausam zugerichtet. – An Curriculum war nicht zu denken. – Viel «Ben Hur». – Noch schlechteres Essen als sonst. –

Richard Katz, der arme Lanzenreiter, nach schwersten Krebsqualen gestern gestorben. 62 Jahre. –

Woran alles Not ist: Niemand will uns Wäsche waschen. Die Dippoldiswalder Wäscherei hat vor mehr als einem Monat ihre neueren Kunden ausgebootet, andere Wäschereien nehmen keine neuen Kunden an. Unter solchen Massnahmen leiden nicht *nur* die Juden, aber die Juden immer zuerst und am radikalsten.

Grund: nicht nur Materialmangel, sondern vor allem Personal-mangel. Alles zum Heer, der Osten frisst. – Niemand will unseren Staubsauger reparieren. «Reparaturen werden nicht angenom-

men.» Ein in x Schaufenstern hängendes Schild. Gilt auch von Uhren, von Schinnen etc.

Brief von Martin. Vor etlichen Wochen musste ich einen seiner Briefe mit «Annahme verweigert» zurückgehen lassen. Es waren Marken beigelegt. Der Brief lag auf dem Zollamt hier; um ihn eventuell freizubekommen, hätte ich bei einer Berliner Stelle Antrag stellen müssen. Der Antrag wäre einem Juden abgelehnt worden. Auch gehören Markensammlungen zum beschlagnahmten jüdischen Eigentum. – Jetzt schreibt Martin – der korrekte Martin: Abs. Arne Erik Johannsson, Stockholm 1, unterzeichnet «Dein Arne» und ersucht um Benutzung dieser Anschrift. Was steckt dahinter? Ich vermute – Frage unmöglich –, dass er mit deutscher Invasion rechnet. Wo es ihm dann ergehen könnte wie den aus Deutschland nach Holland und Frankreich emigrierten Juden. – Und wenn etwas anderes dahintersteckt? Und wenn sich die Gestapo einmal einhängt? Dann kann es mir gehen wie dem Ernst Kreidl. Der sitzt jetzt geschlagene 10 Wochen. Niemand weiss: warum, niemand: auf wie lange.

[...]

31. Januar, Sonnabend

Seit gestern eine neue, überaus bedrückende Schwierigkeit: Das Dölzschener Haus scheint oder ist uns endgiltig verloren. Hypothekkündigung zum 1. Juli liegt längst vor, aber es wäre vielleicht doch denkbar gewesen, sie zu parieren. Oder aber: Bis zum 1. Juli ist es lange hin, und was kann bis dahin alles geschehen! Jetzt aber: Ich werde gestern «zur Befragung» auf das hiesige Polizeirevier beordert, wo man übrigens sehr freundlich ist und im offensten Gegensatz zu Gestapo, SS, Partei etc. steht. Ein langes Schreiben von der Gemeinde Dölzchen an den Landrat Dresden, der nun erst einmal das Revier um Auskunft über «die Staatszugehörigkeit des Juden Klemperer» anfragt. («Wenn Sie nämlich Franzose wären, Herr Professor, wäre es besser für Sie», sagt der Inspektor.) Mein Grundstück sei völlig verwahrlost, die Ausbesse-

zung der Schäden dürfte 2'000 M kosten, da sich nicht alles gleich herrichten lasse, müsse ein Verwalter bestellt werden, der für die «Arisierung» des Hauses wirken solle. Man wird mir also das Haus nicht nur abtreiben, sondern man wird von dem festgelegten Minimalpreis noch 2'000 M für künftige Reparaturen abziehen. Wir werden Bettler. Am schwersten in dieser Sache trifft mich Evas Verbitterung. (Ich höre jetzt täglich von ihr: «Ich langweile mich zu Tode.» Einkaufen, reinmachen, kochen ist jetzt ihr verhasster Tageslauf. – Der meine sieht nicht viel anders aus.)

Am selben 30. Januar wurde in Afrika Benghasi von den Deutschen zurückgenommen. Das bedeutet eine Kampferspritze für Italien, eine neue Kriegsverlängerung. –

Robert Bruck f. So etwas steht jetzt natürlich nicht in der Zeitung. Es dringt zu mir via Zeiss-Ikon aus der Jüdischen Gemeinde. Er ist wohl tief in die Siebzig gekommen. Seine Frau, die so sanft in meinem Kolleg schlief, ein wenig älter als er, starb mit siebzig vor etwa zehn Jahren, eine Weile *vor* der Hitlerei. Er war kein aquila. Aber ein gutmütig jovialer Mensch. Sehr gute Ehe. Beide verbargen ihr Judentum, waren leidenschaftlich deutsch. Die Höhe seines Lebens war, als er Ende der zwanziger Jahre das Rektorat erhielt. Er steckte Geld hinein. Ich erinnere mich einer sehr hübschen und üppigen Gesellschaft in der Schnorrstrasse (wo er jetzt auch gestorben ist – merkwürdigerweise in seiner alten Wohnung belassen). Sie sagte strahlend: «Warum sollen wir nicht ein bisschen von unserm Ersparten dransetzen, es ist doch *unser* Jahr». (Ehrgeizziele! Der Mann hat als Kunsthistoriker nichts geleistet, aber er ist einmal Rektor gewesen.) Nach dem Tode der Frau war er vereinsamt. Ich sah ihn ein paarmal auf der Strasse, er bemerkte mich nicht. Feder, der ihn als «nichtarischen Christen» «betreute», riet mir: «Besuchen Sie ihn nicht, er ist ziemlich teilnahmslos». Zuletzt muss er wohl auch den Stern getragen haben.

5. Februar, Donnerstag Abend

Brief von Caroli Stern als Antwort auf unser letztes Schreiben an Lissy Meyerhof. Lissy ist am 25. 1. evakuiert worden, in den Tagen des schwersten Frostes. Freilich ging sie, von der Gesundheitsverwaltung requiriert, in ihrem Beruf als Schwester hinaus, und so mag sie die Verschickung als Glück empfinden. Immerhin beraubt und vertrieben binnen 48 Stunden.

Frau Katz schrieb an Ida Kreidl: Ihr Mann starb am 27.1., er kann erst am 9.2. in Weissensee beerdigt werden, es ist dort zu viel zu tun wegen der zahlreichen Selbstmorde.

Kätchen Sara erzählt täglich, wenn sie aus dem Werk kommt, von Haussuchungen, bei denen aufs Brutalste *geprügelt* und wahllos geraubt wird.

Ein Dekret verbietet den Juden die Benutzung der «Hechtwagen» – in denen der Vorderperron nicht abgetrennt ist von dem Innenteil der Tram – und die Benutzung der Tram überhaupt an Sonntagen. Ich selber bin seit meiner Verhaftung nicht mehr gefahren, überhaupt nicht mehr in die Stadt gekommen. –

Nach fast zwei Jahren, gewiss durch Trude Scherk veranlasst, eine Karte Gretes. D'outré-tombe. Erst wunderte ich mich über die ruhige Schrift und die klar formulierten Sätze, in denen es freilich hiess: «Ich wünschte, ich wäre tot.» Dann sah ich das Datum, vielmehr Eva entdeckte es: 5.5.1941. Hierauf folgten einige Grusszeilen vom 31.1.42. Die Schrift zitterte, und die zwei Sätze waren nur angedeutet, enthielten abgerissene Worte, die nicht zusammenstimmten. Völliger Verfall.

[...]

In Afrika holt sich Rommel die Cyrenaika zurück, im Osten kommen die Russen nicht vorwärts – der Krieg kann noch Jahre dauern.

Täglich Besuche der tränenreichen Ida Kreidl. Ernst Kreidl nun seit elf Wochen im Gefängnis, man erfährt nichts, niemand darf ihn sprechen, er darf nichts schreiben.

Nicht mehr strenger, aber anhaltender, sehr lästiger, in der Wohnung sehr fühlbarer Frost. (Immer um 6 Grad herum.)

[...]

Curriculum mühseligst schleichend. Ich müsste ein Nachschlagwerk mit den Daten der Münchener Räterepublik einsehen können. In meinen Notizen hängt so vieles in der Luft. Wer war der Zentralrat? Wer regierte Bayern zwischen Eisners Tod und der Proklamation der Räterepublik? Etc. etc. Ich fühle mich unsicher. Dazu ständig müde. Aber ich will durchaus den 2. Band beenden.

6. Februar, Freitag Abend

Bei der heutigen Neuausgabe der Seifenkarte (immer für vier Monate) fällt zum erstenmal für Juden die Rasierseife fort. Herrscht solche Knappheit – will man den mittelalterlichen Judenbart zwangsweise wiedereinführen? Ich habe noch ein bisschen gehamsterte Reserve. Hoffentlich entgeht sie der Haussuchung. Hoffentlich macht man sich nicht durch Rasierteit verdächtig.

Notierte ich, dass Lissy Meyerhof in ihrem letzten Berliner Brief schrieb, es fehle in den Ghettospitälern an Typhus-Impfstoff?

8. Februar, Sonntag

Immer das gleiche Auf und Ab. Die Angst, meine Schreiberei könnte mich ins Konzentrationslager bringen. Das Gefühl der Pflicht zu schreiben, es ist meine Lebensaufgabe, mein Beruf. Das Gefühl der Vanitas vanitatum, des Unwertes meiner Schreiberei. Zum Schluss schreibe ich doch weiter, am Tagebuch, am Curriculum. –

Seit gestern besonders deprimiert. Eva erschöpft vom Vormittagsweg in Frost, Schnee und Glätte; so war ich allein bei Neumanns. Die ganze Zeit wurde von der namenlosen Haussuchung bei ihnen (wie bei andern) gesprochen. «Rollkommando» von acht Mann. «Das setzt euch auf die Bundeslade» (eine Truhe), gemeinste Beschimpfungen, Stösse, Schläge, Frau Neumann erhielt fünf Ohrfeigen. *Alles* durchwühlt, wahlloser Raub: Lichte, Seife, eine Heizsonne, ein Koffer, Bücher, ein halbes Pfund Margarine

(legitim auf Marken gekauft), Schreibpapier, alle Art Tabak, Schirm, die Militärorden («Du kannst sie ja doch nicht mehr brauchen»). – «Wo lässt du waschen?» – «Zu Haus.» – «Dass du dich nicht unterstehst, deine Wäsche ausserhalb waschen zu lassen!» – «Warum werdet ihr alle so alt? – Hängt euch doch auf, macht doch den Gashahn auf.» Leider auch Briefe, Adressen, Schriftstücke überhaupt mitgenommen. – Zum Schluss unterschreibt man, alles freiwillig dem Deutschen Roten Kreuz zur Verfügung gestellt zu haben. – Zur Verhaftung genügt, dass Beziehung zu einem Arier festgestellt wird. – Eine Dame in den Siebzigern verhaftet.

Nirgends ein Lichtblick. Die Engländer verlieren wieder die ganze Cyrenaika. Rommel soll aus Tunis von der Pétain-Darlan-Regierung Materialunterstützung erhalten haben. Fortschritte der Japaner, kein Vorwärtskommen der Russen. Der Krieg geht trotzdem bestimmt für Deutschland verloren, aber wann? Und wer erlebt es? Mir geht immer das Wort eines russischen Zionisten in den Memoiren Levins durch den Kopf, an Gott gerichtet während der Pogromzeit: «*Du* kannst warten, für *Dich* sind tausend Jahre wie ein Tag – aber *wir* können nicht warten.»

9. Februar, Montag

Immer neue Nachrichten über Haussuchungen, über Diebstahl jeder Art, Misshandlungen ... Ich komme aus der Sorge um meine Manuskripte nicht mehr heraus. *Alles* kann ich nicht fortschaffen. Gestern brachte Kätchen von einem Besuch bei Verwandten diese Nachricht: ein quidam Stern, etwa sechzig Jahre, vor etlichen Wochen verhaftet, weil bei Haussuchung ein *Hirtenbrief* gefunden. PPD – dann KZ – jetzt Urne zurückgekommen. – Es fällt mir schwer, die Sammlung zum Curriculum aufzutreiben. Die meiste Zeit des Tages freilich Küchenarbeit. Neuerdings auch Vorlesen am frühen Morgen. Ich mag es nicht, wenn Eva wach liegt, ihren Gedanken überlassen.

Kätchen gab mir die Schriftstücke zu lesen, die den zum Transport Bestimmten ausgeliefert werden. Ihr Vermögen ist beschlag-

nahmt, sie haben auf Vordrucken Aufstellung davon zu machen. Diese Vordrucke gehen bis ins jämmerlichste Einzelne: «Krawatten ... Hemden ... Schlafanzüge ... Blusen...»

10. Februar

Unter dem Druck drohender Haussuchung fährt Eva wieder nach Pirna. – Manuskript Curriculum fort. – Wahrscheinlich völlige Unterbrechung.

12. Februar, Donnerstag Abend

Heute ist Vater 30 Jahre tot. Den ganzen Tag steht mir sein Sterben vor Augen, und wer alles von den damals Anwesenden inzwischen abgetreten ist.

Angespannt und resigniert. Arbeit am Curriculum. Menschen Anfang Mai 19. Meine Artikel für die «Leipziger NN».

«Der Regierungspräsident zu Dresden-Bautzen» hat für mein Grundstück einen arischen Verwalter, Rechtsanwalt Heise, bestellt.

Die Japaner haben Singapore genommen, die Deutschen im Osten neue Erfolge gehabt.

[...]

Den ganzen Tag nicht aus dem Haus. Ich begrabe mich immer mehr.

13. Februar, Freitag Abend

Um sechs Uhr kam ein Bote der Jüdischen Gemeinde, ich hätte morgen früh, acht Uhr, in Räcknitz zum *Schneeschippen* anzutreten. Das ist genau *die* Arbeit, bei der mein Herz nach fünf Minuten streikt. Sie soll «bis zum frühen Nachmittag» dauern. Es fehlt mir auch an gutbesohlenen Stiefeln. Zu irgendeinem Einspruch oder einem Versuch, Stiefel zu beschaffen, war es zu spät. Ich muss die Sache hinnehmen. Mehr als krepieren kann ich nicht.

15. Februar, Sonntag Vormittag

Der erste Schneeschippertag gestern, 14.2., von acht bis zwei, aber die kommende Woche soll es von acht oder halb neun bis fünf Uhr gehen, zuzüglich je einer Stunde An- und Rückmarsch. Gestern nach sieben bei Dämmerung, fast Dunkelheit, mit Dr. Friedheim fort. Unkenntlichkeit verschneiter Strassen. An der alten Ziegelei vorbei nach Zschertnitz, dann geradeaus die Moreau bis zum «Elysium», einem grossen Gasthaus genau am Anfang der Langemarck-, già Bergstrasse in Räcknitz. Dr. Friedheim fiel zweimal unterwegs, einmal sehr schwer, wies nachher ein Attest von Rostoski vor: Galle, Leber, Bruch, Zucker ... ging nach Hause. In der Einfahrt des Hauses sammelte sich eine jämmerliche Gruppe. Ein Bruch ohne Bruchband, ein Lahmer, ein Verwachsener... Siebzehn «ältere» Männer hatten kommen sollen, zwei waren ausgeblieben, drei wurden fortgeschickt, von den zwölf verbleibenden waren *mehrere* über siebzig, ich mit sechzig buchstäblich der jüngste. Ich erwog, ob ich mich gleich an den Vertrauensarzt wenden sollte. Ein Uniformierter (städtische Strassenreinigung) kam im Wagen mit Arbeitsgerät, nahm eine Art Appell ab. Sehr höflich. Mir riet er: «Versuchen Sie's doch erst, Sie könnten sonst Unannehmlichkeiten haben.» Man lud Schaufel und Stosseisen auf und marschierte erst zum «Einnehmerhäuschen». Dort zappelte gerade ein Lieferauto in der Einfahrt zur Südhöhe. Wir machten es frei, erweiterten die Strasse. Hier merkte ich beim Schaufeln das Herz. Wir marschierten dann auf der Innsbrucker Strasse bis dicht an das Rittergut Nöthnitz bei Bannewitz (das Gehöft mit dem Pilzpavillon auf der Parkmauer), ihm gegenüber ein Schuppen, wo man Frühstückspause hatte, etwa 200 Meter entfernt nach Dresden zu, genau oberhalb Kaitz, die gestrige Arbeitsstelle. Wie oft bin ich dort gefahren, am Steuer meines eigenen Wagens. Jetzt... Erweiterung der Strasse, an deren Nicht-Kaitzer-Seite bereits ein hoher Schneewall getürmt war. Er musste weiter zurückgedrängt werden, man schuf eine Ausweichstelle. Wenn das Hinaufwerfen zu hoch griff, zu sehr anstrengte, schleifte ich die volle Schaufel an die freie Strassenseite und liess

den Inhalt dort den Abhang hinunterrollen. Es wehte furchtbar, bisweilen hatte man Schneesturm. Die Schmerzen hatten rasch aufgehört, ich hielt merkwürdig gut durch. Es wurde in sehr mässigem Tempo gearbeitet, man stand viel umeinander, plauderte – dennoch war es sehr anstrengend. Und ob ich morgen bis fünf Uhr aushalten werde, ist zweifelhaft. Umeinanderstehen gehört fraglos zu all solchen militärähnlichen Kollektivarbeiten, Umeinanderstehen, Stumpfsinn, Langeweile und Schleichen der Stunden. Hier oben hatte ein gemütlicher, grauhaariger Vorarbeiter in Zivil die Führung. Er sagte «Herr» (!) und zu mir: «Sie müssen sich nicht überanstrengen, das verlangt der Staat nicht.»

Ich schloss mich an einen neben mir arbeitenden Arzt an, Dr. Magnus, Orthopäde und Chirurg, 67 Jahre, aber viel kräftiger und jünger als ich. Sportmensch, Reiter, gut ausgerüstet. Er gab mir aus seinem Überfluss derbe Fäustlinge. Er fragte nach meinen Beschwerden. «Schmerzen in der Brust ins linke Handgelenk hinunter.» – «Typische anginöse Beschwerden.» – Es gab mir doch einen Schlag, so krass zu hören, was ich längst wusste und nicht wissen wollte. Angina klingt anders als «nervöses Herz». – Aber der Vertrauensarzt, Dr. Katz, sei «ein Schisser». Übrigens wisse man beim Herzen nie, wie es reagiere. Vielleicht täte mir die viele frische Luft gerade gut. Ich solle nur Pausen einlegen. Am Schluss: «Sie sehen ganz gut aus.» Mit den andern Schippern fand ich wenig Zusammenhang. Kaufleute, kleine Händler, einer ganz proletarisch. – Der Frühstücksraum: ein Geräteschuppen, davon abgeteilt ein winziger Raum mit Kanonenofen, Bank und Tisch, für drei Arbeiter berechnet. Wir waren in zwei Sechs-Mann-Gruppen darin, sollen uns zur Mittagspause dritteln. – Viel Ähnlichkeit mit dem Arbeitsdienst beim Militär. Aber ich bin nun sechzig. – Die Arbeit ist unterbrochen: «Achtung!» und man drängt sich an die Schneewand. Es ist mir immer unheimlich, wenn die vielen, schweren Fembusse mit ihren Schneeketten um die Riesenräder auf Zentimeter Abstand vorbeierollen; sie können so leicht zur Seite gleiten. Einer mit vorgestelltem Blechdreieck als Pflug. – Dann ein richtiger, von Pferden gezogener Schnee-

pflug: Hinten liegt ein Mann über dem Wagenbaum, um zu dirigieren. Ein paar derbe Bauernpferdeschlitten, Fässer mit Viehfutter darauf. Gelegentlich ein Lieferauto oder ein Militärwagen. Fast nie Privatpersonenautos, von denen es vordem hier wimmelte. Ein Pferdewagen, die Hinterräder auf Schlittenkufen gesetzt. – Ich sage mir immer wieder: Es ist tausendmal besser, als im Gefängnis zu sitzen – il faut s'abêtir – die Zeit verrinnt; aber mit alledem bleibt es doch tödlich langweilige Zeitvergeudung. Und wieviel Zeit hat man noch mit «anginösen Beschwerden»?

Der Sonntag ist herum – was habe ich geschafft? Mich abge-seift, «kartoffelt» (neugeschaffenes Verb für Kartoffeln bürsten), diese Tagebuchnotiz, ein paar Zeilen «Ben Hur» vorgelesen, dessen Schluss schwer enttäuscht, und wir kommen nicht durch, ein bisher vergeblicher Versuch, den Levin zu notieren. Und nun liegen fünf ganz unbarmherzige Schippertage vor mir. Es schneit immer wieder.

Curriculum ganz beiseite geschoben.

Heute sollten wir bei Seliksohns zum Tee sein. Abgesagt, Vater der Frau (Kornblum) im KZ gestorben, Asche übersandt. Wurde ihr im Zeiss-Werk unvermittelt mitgeteilt. Kätchen erzählt: Schrei und Ohnmacht und verbreitet Nervenanfalle. Es sei dort jetzt üblich, dass Ohnmächten, Weinkrämpfe etc. einträten. Ein (jüdischer) Arzt der Belegschaft habe immerfort zu tun. Drei Leute waren vor längerer Zeit verhaftet worden, weil man einen feindlichen Hirtenbrief bei ihnen gefunden, der Vater Kornblum einer davon. Ein zweiter starb vor ein paar Tagen im KZ, ein dritter (Direktor eines grossen Brauunternehmens, Matthias) erhängte sich gleich anfangs im Gefängnis. Man scheint immer erst eine Weile im PPD zu sitzen, ehe man ins KZ überführt wird. Es heisst, dort werde schwere Arbeit (Steineschleppen) gefordert, wer schlapp macht, werde schwer misshandelt. –

«Freitag, der dreizehnte» – soll ich abergläubisch sein? Nicht nur der Schipperbefehl traf mich, sondern unter dem Schock vergass ich die Verdunklung meines Zimmers. Fast genau ein Jahr, nachdem mir das zuerst zugestossen. Erst gegen neun Uhr abends

fiel mir das unvermittelt ein. Wir knipsten sofort das Licht aus und verdunkelten. Da sich niemand gemeldet hat, ist die Sache glimpflich abgegangen. Sie hätte mich mindestens viele Wochen Gefängnis gekostet, wenn nicht gar KZ. So ist der dreizehnte mir doch noch gnädig gewesen. –

Beim Kuchenkramer ein Anschlag: Kuchen dürfe an Juden und Polen nicht mehr abgegeben werden. In Berlin soll bereits allgemeines Kuchenverbot für Juden bestehen.

Ich will heute noch ein paar Notizen zur Autobiographie von Shmajja Levin machen; mehr wird sich aus dem Sonntag nicht herausholen lassen.

Gestern mit Frau Ida Kreidl ihre neue Mieterin bei uns, Frau Pick, Dame (wirkliche Dame) von 76, ehemem millionenschwer (irgendeine sehr grosse Malzfabrik), jetzt verarmt, Familie im Ausland. Ungemein rüstig, lebensfroh (stark österreichisch), dabei ein ebenso herzliches wie würdiges Betragen. Mich streichelte sie: «Sie könnten mein Sohn sein, zu meiner Zeit heirateten die Mädels mit 16 Jahren.»

16. Februar, Montag Abend

Sneeschippen Nr. 2. Von früh halb acht bis halb sechs im Freien. Schmerzen beim verschneiten Hinweg über Mockritz und Kaitz nach Nöthnitz. Schaufeln fiel mir leicht, Umanandstehen war erträglich – aber jetzt doch sehr müde und zitternde Hand. Ein grauhaariger Spitzbart in Uniform, Strassenaufseher, nicht nur sehr human, sondern deutlichst betont sein Mitleid und seine Unzufriedenheit äussernd. So zu Dr. Magnus und mir. (Es behält dort jeder seinen Titel). Nachher (ohne den alten Arbeiter bei sich zu haben) drei andern Sternträgern gegenüber sehr aus sich herausgegangen. Alter Sozialdemokrat – es komme wieder anders. Heisst Herrgott. Sein Vorarbeiter heisst Sonntag. Wir marschiereten um halb fünf zum «Elysium» hinunter, wo wir die Spaten abgaben und wo wir uns morgen um acht Uhr «stellen» müssen. Es schneit immer weiter. – Eva kam mit dem Possendorfer Bus her-

auf, plauderte eine Weile mit mir und Magnus. (So hat sie zugehört, als ich auf dem Oberwiesenfels Kanonier lernte.) Mit dem grössten und proletarischsten Mann meiner Kolonne, Eisner, Kaufmann aus Löbau, ging ich bis Zschertnitz zusammen. Mitten im Gespräch fing er an zu weinen. «Mein Sohn! Er ist geistig zurückgeblieben, er ist allein hilflos, und ihn haben sie herausgeholt, und ich bin hier!» Bitterste Liebe zu dem zweiunddreissigjährigen Idioten, wärmstes Gefühl. Ich tröstete. Viel geplaudert mit dem alten Reisenden einer grossen Kohlenfirma. Man fühlt sich mit der ganzen Gruppe verbunden, es wird wenig gearbeitet, der Tag vergeht. Die Esspausen in der kleinen Baracke. Ich bekam ein halbes Zigarillo geschenkt (durchgebrochen), ich erbt ein Brot, sogar mit Leberwurst. – Erträglich alles – aber wie wird es morgen werden?

Quälen tut es mich doch, dass Magnus so ohne Weiteres von meiner Angina spricht. Sein Lieblingsgespräch: Reitsport.

Der Reisende, Steinitz, geschwätzig, aber liebenswürdig, schreibt «in Englisch» (zur Übung) die Geschichte seiner Kohlenfirma (Weinmann oder so, neben Petschek die bedeutendste in Mähren) «mehr anekdotisch» als wirtschaftsgeschichtlich. Also auch ein Curriculum vitae.

17. Februar

Erneute Angst nach Erzählung von Haussuchungen, wo man Papiere zerriss.

18. Februar, Mittwoch Abend

Gestern und heute «Elysium» «gestellt», Fussweg angelegt, Langemarckstrasse bis «Einnehmerhaus», grosse Autostrasse weiter Richtung Kaitz. Esspausen: Tiefbauamt-Buden (Wagen, Geräte, Mannschaftsbaracken mit Ofen, auf dem Wasserbad für Getränke, und Schränken bei der Radetzkystrasse am Zelleschen Weg im Laubengelände, Nähe der Neuen Technischen Hochschule). – Anderer Rottenführer, anderer Aufseher, wieder beide sehr human

und antinazistisch. «Sagen Sie nicht, dass wir gut zu Ihnen sind, auch nicht auf der Gemeinde, machen Sie uns lieber schlecht, sonst haben wir Ärger.» – «Schinden Sie sich nicht.» – «Ich kann Ihnen doch nicht sagen, ,Arbeiten Sie langsamen, das müssen Sie selber wissen«, etc. etc. Der Oberaufseher, jüngerer Mann, lässt sich nur kurz morgens sehen. Der Rottenführer immer um uns. 55 Jahre, bis 1930 Glasbläser, dann ein Jahr arbeitslos, dann in städtischen Dienst gekommen. Sozialdemokrat, Gewerkschaftler, 33 Haussuchung bei ihm. Durchaus für uns. Nur ängstlich. Lässt uns um halb fünf gehen, erleichtert, was er kann. Dennoch bin ich erstaunt, wie gut ich durchhalte. Die «anginösen Beschwerden» nur früh beim Hinweg, dann frisch bis zwei, von da ab sehr müde, aber keine Herzbeschwerden trotz vielen Schaufelns. – Romantik des Hinwegs. Am Moreaudenkmal/Wasserturm vorbei. Schneelandschaft, Dämmerung in Morgen übergehend. Stadt zur Rechten. Ein Zug gefangener Russen wird zur Arbeit geführt. Auch ich Gefangener. – Gestern eine junge Frau oder Dame, stehenbleibend: «Das ist doch zu schwer für Sie « (alle meinend) – «Sie sind zu alt, man sieht auch, Sie haben andere Berufe» – (mit leidenschaftlicher Betonung:) «*So weit* ist es mit Deutschland gekommen!» –

Der Vorarbeiter erzählt: «Der Schnee ist zu spät gekommen, der Frost steckt über einen Meter im Boden, die Kartoffeln haben gelitten. Ich habe um Weihnachten bei Magdeburg Kartoffeln budeln müssen, sie hatten Schäden.» – Das sind so die Tröstungen heute. – Gestern der Tag bedrückt durch böse Berichte von neuen Haussuchungen, bei denen Papiere vernichtet wurden. Daraufhin Eva heute schwerst bepackt in Pirna. Ich werde dies Blatt in ein Buch legen, in die Lansonbibliographie bei Voltaire.

Heute brachte Frau Dr. Magnus ihrem Mann Mittagessen. Evas Besuch hatte Schule gemacht. Den Doktor begrüßte in der Baubude ein Uniformierter, den er behandelt hatte. Ebenso einer auf der Strasse bei der Arbeit.

19. Februar, Donnerstag Abend

Arbeit (dem Kaitzer Weg zu) und Essraum wie gestern. Pausen bei stärkerem Frost (8 Grad ca.) um je eine Viertelstunde vermehrt, Schluss vier Uhr, trotzdem stärker ermüdet und durchkältet als vordem. Ein «Mitarbeiter», Müller, sternlos, «privilegierte Ehe», hat eine kleine, vordem grosse Lederfabrik auf den Namen seiner Frau – von siebzig auf vier Arbeiter, Material fehlt, alles auf Scheine, für jeden Knopf und Bügel Eisenscheine, echtes Leder überhaupt nicht, nur Ersatzstoffe. Er erzählte: 1898 in Offenbach, sehr gute Kunden Löwenstein & Hecht, Löwenstein jun. kaufte bei uns ein. – Von der letzten Leipziger Herbstmesse (Frühjahrmessen sämtlich abgesagt! Plötzlicher Entschluss, denn erst vor wenigen Tagen sah ich Poststempel: «Besucht die Frühjahrmesse Leipzig 1942»): «Man nahm Bestellungen auf ausgestellte Muster an und sagte dann, Lieferung sei unmöglich, oder man lieferte bloss für Export (was auch nicht geschah).» Gegenfrage: «Warum stellt Ihr aus?» – «Befohlen», «gezwungen», «wir müssen». – Der Rottenführer Blum: Zwei Söhne an der Ostfront. Riesige Verluste. Unmöglich zu siegen. Und Amerika komme. Mann aus dem Volk! Weiter: Den Bolschewismus werde man doch nicht ausrotten, das sei unmöglich. – Von ihm und Steinitz viel von den riesigen Öfen der Glashütten gehört, die ganze Waggons Kohle auf einmal schlucken und Abertausende von Flaschen in wenigen Stunden herstellen. – Aber mit alledem schleichen die Stunden, und die Zeit geht sinnlos verloren, und wieviel Zeit bleibt mir bei meinen «anginösen Beschwerden»? Bin bald eine Woche Schipper. Es ist eine Schmach.

Zum erstenmal antisemitische Bemerkung eines jungen Passanten: «Lasst die nur arbeiten! Gut, dass sie auch mal arbeiten.» – Immer wieder wird Magnus von vorübergehenden Arbeitern angesprochen, die er operiert hat.

22. Februar, Sonntag Vormittag

Am Freitag bis zur Frühstückspause an die ersten Kaitzer Häuser herangeschipppt. Dann in das Lager des Tiefbauamtes am Zelle-

schen Weg, den unendlichen Rest des Tages dort unten im Hochschulviertel (Hempelstrasse, Zeunerstrasse, etc.: Namen einstiger Kollegen) geschippt. Schneeschippen im Anblick der (neuen) Hochschule! Leider sah man auch undique die Turmuhr der Lukaskirche. Schleichen der Minuten. – Gestern, Sonnabend, morgens 14 Grad Frost, wieder am Zelleschen Weg. Gleich bei unserer Bude ein Haufen Schlacke. Durchwerfen, die gefrorene Oberschicht abhacken mit der Spitzhacke, die grossen Stücke mit der «Plätze» (der Ramme) zerstoßen. In einer Gruppe zu viert. Die andern mit einem Handwagen auf Streufahrt. Der Kälte halber eine verlängerte Frühstückspause und Schluss um Viertel zwei statt dreiviertel zwei. Verteilung der Lohnbeutel. Namen ohne «Israel». (Strassenmeister: «Dazu bin ich zu taktvoll.») Viel Um-anandstehen, aber auch viel Anstrengung, Kälte und Hunger. Ich hatte mich sehr auf den halben Sonnabend und den ganzen Sonntag gefreut. Müdigkeit zerschlägt Pläne und Stimmung. Im Lohnbeutel 30 M als Rohsumme ohne Steuerabzug. Ich habe das brieflich der Devisenstelle melden müssen und dem Ruhegeldamt, ich muss den Betrag auf mein Sicherungskonto *einzahlen*. – Gänzlich aufgesprungene Hände, zerschundene Füsse und Beine über den Knöcheln.

Ich schreibe an Sussmann: «Weil man bisweilen Lust verspürt, / Berühmte Worte zu variieren: / Die Hand, die wochentags den Spaten führt, / Wird sonntags mit der Feder kaum brillieren; / Man spürt's im Kopf und in den alten Rippen, / Die Hände zittern arg vom Schippen.»

Die Gruppe: Dr. Magnus-Alsleben, 67 Jahre, sehr jugendlich, Orthopäde und Chirurg, vor allem Reiter, Sohn eines Pferdehändlers, ein bisschen Lebemann gewesen. Hat mit 55 Jahren geheiratet, Frau (bringt ihm das Essen) zwanzig Jahre jünger, einfaches Benehmen, arisch, ich taxiere auf geheiratete Sprechstundenhilfe. Einziger Akademiker ausser mir. Bildungs- und Interessenkreis wenig umfassend.

Steinitz: der Reisende. Rühmt sich, alle Witze zu kennen, dont 99 Prozent sexuelle. (Die Gesamtheit dieser Alten erzählt und hört mit Vorliebe Sexualwitze.) Schreibt die Erinnerungen seiner vier-

zigjährigen Tätigkeit als Reisender der Kohlenfirma Weinmann «in English», zitiert immerfort Shaw auf Englisch. Hat Staroperation auf einem Auge, das andere blind. Gesicht einer fetten, alten Frau. Gutmütig, selbstzufrieden. Auch 67 Jahre.

Müller. Der sternlose Lederfabrikant, Geschäft auf den Namen der Frau. Stiller Mann, ein Herr. Tiefer Sechziger. Immer mit Schnapsfläschchen, ich bekomme ein Schlückchen ab. (Und von Steinitz eine Pfeife Tabak oder etwas Zusatz zu meinem Brombeertee.)

Aufrichtig. Stattlich, sehr gross, weisshaarig. Arbeitet (wie Müller) nur halbtags. 72 Jahre. Landwirt i. R. War Pächter grosser schlesischer Güter. Sass i. R. auf dem Weissen Hirsch. Seine Tochter Ärztin, zusammengebrochen, nervenkrank – beseitigt. Vater erhielt Todesanzeige.

Eisner. Der lärmende, proletarische Landjude, wie ein alter Pferdehändler. Hatte aber ein Modengeschäft in Löbau. Der Mann mit dem deportierten idiotischen Sohn.

Die andern: Kaufleute, meist Ladeninhaber. Sehr widerwärtig ein quidam *Schein*, Textilgeschäft in Arbeiterviertel («in guten Zeiten 600'000 M Umsatz im Jahre»). Alles kritisierend, ohne die Situation zu erfassen, eine Gefahr für die Gruppe. Der Vorarbeiter Blum (bisschen Bühnenfigur, mit seiner Glasbläserei in «Pippa» passend, klein, zäh, wendig, schelmisch verkniffen, dunkelblonde Mähne): «*Wir* stehen doch schon unter Kriegsrecht und *müssen* arbeiten, und alles gilt als Sabotage – und nun *ihr* erst!» Ich zu ihm: «Wir sind bei Ihnen sehr zufrieden, hören Sie nicht auf den *einen*, der die ganze Gruppe gefährdet. *Wir* stehen immer mit einem Fuss im Konzentrationslager, mit dem andern in Polen.»

Ein ganz altes eisgraues Männchen, *Böhm*, sehr senil, mit kleinen, starren blauen Augen, kraftlos herumfummelnd.

Mit der Zeit mag mir auch der Rest zu Individuen werden.

Bei dem Barackenplatz ist Kommen und Gehen städtischer Arbeiter. Alle sehr freundlich zu uns Besternten. Beim Schlackenhaufen kam ein älterer Mann freundlich lächelnd an uns heran:

«Das macht ihr verkehrt, das müsst ihr so machen, da geht es auch leichter.» Ich: «Es will gelernt sein. Auch fehlt körperliche Übung. Im Krieg hab ich Munition geschleppt. Seitdem dort» – ich zeigte auf die TH – «auf dem Katheder gestanden – und jetzt schippe ich hier Schnee.» –

Werde ich Zeit behalten, meine Bücher zu schreiben? Jeden Morgen wache ich mit abgestorbenen Fingern auf. Das Blut zirkuliert nicht mehr richtig. Ich merkte zuerst Gretes geistiges Versagen, als sie mir 1938 in Dölzsch wiederholt mit hämisch strahlendem Lächeln sagte: «Deine Fingernägel sind auch grau, das ist ein Zeichen für schlechte Herztätigkeit.» Seitdem sind die Symptome dringlicher geworden.

Der Glücksumschwung hämmert uns die trivialsten Weisheiten ein, in summa das Vanitas vanitatum.

Dem Kind ist alles wunderbar – dem alten Menschen erst recht. Was heisst «natürlich»? Das Wunder, an das wir gewöhnt sind. Was heisst einen Vorgang *erklären!* Ihn auf das Unerklärliche zurückführen.

LTI. Magnus spricht von der *JMA* = Jüdische Märchen-Agentur.

Gestern Mittag Verteilung *der Lohnbeutel*. Ich erhielt von Sonnabend, 14.2., bis Sonnabend, 21.2., 30 M ohne Steuerabzug als vorläufige Zahlung. Ich teilte das als Nebenverdienst durch «Schneebeseitigung» dem Ruhegeldamt mit und schrieb der Devisenstelle, dass ich die Summe auf mein Sicherungskonto einzahlte, da das Tiefbauamt der Stadt Dresden sie mir ausgehändigt habe trotz meiner Erklärung, sie nicht persönlich in Empfang nehmen zu dürfen. – Das Ganze wäre eine Komödie, wenn es nicht eine Schmach wäre und mir so viel von meiner knapp gewordenen Zeit nähme.

Mich verfolgt in jeder guten Stunde Onkel Elis Wort aus «Jettchen»: «Dann hab ich wenigstens noch einmal Mürbekuchen gegessen».

[...]

Den verhassten Estreicher hat sein Schicksal ereilt. Abgeschoben in ein Konzentrationslager, was auf Todesurteil hinausläuft.

Der Mann hat sich an den wehrlosen Juden bereichert. Der Gestapo wird er zuviel gewusst haben.

24. Februar, Dienstag Abend

Während ich am Sonntag nicht aus dem Haus ging, tobte draussen Sturm – ohne Schnee. Durch blosse Verwehung vom Feld her war anderntags die ganze Strecke am «Einnehmerhaus» und nach Kaitz hinunter, der ganze Einweggraben, den wir freigelegt, wieder vernichtet. In Querriegeln von ein bis anderthalb Meter Höhe und mehreren Metern Breite lag festgepackter Schnee darin, dazwischen gab es kastenartige freie Stellen. Den ganzen Tag gestern wurde am erneuten Freilegen gearbeitet. Ebenso heute bis zum Frühstück. Dann war die Nöthnitzer Strasse freizumachen, morgen soll es wieder oben weitergehen. Den Nachmittag steht man herum, gegen Abend komme ich erledigt heim. Dann Hausarbeit.

Jeden Tag verstärkt sich der Eindruck, dass eine Krise herannaht.

25. Februar, Mittwoch, morgens vor sechs Uhr

Im Stockfinstern eine Stunde zu früh, vor fünf Uhr, auf. Leg ich mich noch einmal, verschlafe ich und muss ungewaschen und ungefrühstückt fort wie neulich. Manchmal in solchem Fall des Zufrüh lese ich Eva vor – heute hatte sie noch Schlaf. So eine Weile für das Tagebuch gewonnen. (Nachmittags immer soviel für Wirtschaft zu tun und so lange Zeit zum Sattessen nötig.)

Es tut mir gut, mit lauter älteren Menschen als ich zusammen zu sein. Die meisten sind ungelenker, schwächer, leidender als ich, alle stehen dem Tod näher, und alle leben mit Selbstverständlichkeit ganz *ungeistig*. Alle holen weniger aus dem Tag heraus als ich, legen sich um neun zu Bett. Freilich: Wer von ihnen hat Aufgaben, die er noch zu Ende führen möchte? – Im Grunde kein Unterschied zwischen Alten und Jungen. Wenn die Alten unter sich sind und keine Würde zu prästieren brauchen, so werden 90 Pro-

zent der Unterhaltung mit Sexualwitzen gefüllt. Im Übrigen Essen und Trinken – jetzt wie im vorigen Kriege. – Die ernste Unterhaltung geht natürlich um das: Wie lange noch? Gestern war Aufrichtig sehr geschwellt. «Mein Bruder aus Berlin – so viele Verbindungen mit arischen Offizieren und Mannschaften ... Das Heer zum grossen Teil demoralisiert. – Dazu die steigende Nahrungsnot. Im April kommt die Katastrophe ... Etwa 50 Prozent der Kartoffelernte dürfte hin sein.»

26. Februar, Donnerstag Abend

Gestern tagüber den ganzen Tag weit draussen. Die Kaitzgrundstrasse am Kaitzbach entlang von Mockritz auf Cunnersdorf zu freigelegt. Berge von Schnee. Eine reguläre Arbeiterkolonne kam uns entgegen. Gegessen in einer primitiven Baracke. Um Mittag verabschiedete sich plötzlich der gute Blum von uns. Unvermutet zur Untersuchung befohlen, vielleicht zu einem Arbeitseinsatz an der Ostfront. Provisorisch übernahm ein älterer Arbeiter unsere Führung. Man zittert vor jeder Änderung. Ich war sehr unvorsichtig. Zwei französische Gefangene kamen vorbei, ich sah nicht, dass ein deutscher Führer voranging, und plauderte ein Weilchen mit ihnen. Es kann KZ kosten, wenn es gemeldet wird. Wie sie sich fühlen? – Sie möchten gern nach Frankreich zurück. Ob ich auch Gefangener wäre? – Nicht eigentlich, aber man dürfe nicht sprechen. – Sie verstünden schon. «Il faut que l'Allemagne perde la guerre.» – «Faut pas parler!» – Der eine im Weitergehen zu mir: «Bon courage!» (Ich hatte ihm auf seine Frage, woher ich Französisch könnte, gesagt, dass ich professeur titulaire sei.) –

Heute war ich *frei*, um mir Sachen aus der Kleiderkammer zu holen und mit dem Anwalt Heise zu sprechen, unserm arischen Verwalter, mit dem bisher nur Estreicher verhandelt hat. Den ganzen Nachmittag dann Hausarbeit, jetzt todmüde und morgen wieder Schippen. Der Anwalt nicht ganz übel, lebt offenbar von der Verwaltung jüdischer Häuser, scheint aber sachlich zu verfahren,

scheint mir nichts abtreiben zu wollen. Ich sagte ihm, ich würde das Haus bis zum letzten halten, ich sei leidend, und meine Witwe arisch. – Auf der Kleiderkammer bekam ich ein paar übergrosse Schnürstiefel mit dicken Gummisohlen geliehen, eine gebrauchte Zackelarbeitshose für drei und zwei Paar dicke Strümpfe für vier Mark. – Von der Schipperei loszukommen sei keine Möglichkeit. Ich sei dazu auf den (durchweg schiechtest beleumundeten) jüdischen «Behandler» Dr. Katz angewiesen, der aus Angst niemanden für arbeitsunfähig erkläre. –

Gestern ein sehr abwiegelnder Artikel über die Landwirtschaft im Osten. Es werde lange Zeit brauchen, ehe sie uns Wesentliches zuführen könne, man überschätze die Ertragnisse der Ukraine, man unterschätze die deutschen Schwierigkeiten. – Gleichzeitig ein Aufruf Hitlers an seine alten Kämpfer, mit denen er früher in München den Tag der Programmgebung feierte. Er könne nicht von der Front fort, da es in der Krim schon tauge und er Vorbereitungen zur Offensive treffe. Er werde den Krieg bis zur Ausrottung der Juden führen, die ihrerseits die arischen Völker hätten vernichten wollen.

LTI: «Die Akkader hatten die *artfremde* Schrift ihrer eigenen Sprache angepasst.» (S. 41) Karl August Meissinger, «Der Abenteuer Gottes», sagt *artfremd* und spricht doch von der herrlichen Sprache und Literatur der Judäer, ist begeisterter Bibel-Babelforscher, geht die Wege des Alten Testaments, als Dichter und Poeta philologus. Spricht ein prachtvolles Deutsch und ist doch der *LTI* schon anheimgefallen. Der Roman ist 1935 erschienen. Ich werde viel daran zu notieren haben. Aber wann? – Auch *Westmark*, auch *Brauchtum* benutzt Meissinger. [...]

1. März, Sonntag

Schwere Müdigkeit, Muskelschmerzen in den Waden, wunde Füße, die Hand unfähig, die Feder zu führen. Zur geistigen Arbeit unfähig. Dabei wird das Schippen sehr sachte betrieben. Aber von halb acht bis halb sechs immerfort im Freien, in physischer Anstrengung. Zuwenig Schlaf.

Wenn ich am Sonntag mich ausführlich abseife, ein wenig Eva spielen höre, eine kümmerliche Tagebuchnotiz mache, ein paar Seiten vorlese (Meissinger), so ist das sehr viel. Ich kämpfe immer mit Schlafbedürfnis. –

Am Freitag Morgen am «Elysium» traf ich zu meiner Freude Blum. Die Gruppe hatte Erlaubnis bekommen, den E-Bus zu benutzen, Blum wartete auf mich. Seiner Zähne halber war er freigekommen, andernfalls hätte er sofort zum Strassenbau nach Osten gemusst. Wir sprachen unterwegs vom Krieg, er dachte wie ich. Noch einmal die Strasse am Kaitzbach bearbeitet. Grosse, weite, schöne Winterlandschaft, hochgelegene Äcker, der Schnee im Sonnenschein leuchtend, tief unten eingeschnitten der Bach mit entlaubten Bäumen. Ein Vierergespann, mächtige Arbeitspferde ihren Kohlenwagen von der Strasse ins Feld ziehend: grosse Bildwirkung. Essen in der Unterstandsbaracke, die in eine Geländefurche gedrückt. – Am Sonnabend wieder zum Zelleschen Weg, dann die Langemarckstrasse und ihre Fortführung nach Kaitz bis ans Ende freigelegt. (Wir hatten diese Arbeit nach dem Sturm des vorigen Sonntags zu Anfang der Woche aufgenommen, danach wieder liegenlassen. Das Durcheinander der Befehle ist gross.) Um halb zwei Sonnabendschluss. Zu Haus: Hausarbeit. Abend Ida Kreidl und Frau Pick bei uns. Ich hielt kaum die Augen auf. –

Vor etwa vierzehn Tagen hiess es: der Zigarettenfabrikant Müller, 72 Jahre alt, mit Estreicher zusammen ins KZ. Vor drei Tagen: Er ist der Gemeinde als verstorben gemeldet. Es liegt jetzt so, dass KZ offenbar identisch mit Todesurteil ist. Der Tod der Überführten wird nach wenigen Tagen gemeldet. – Der Professor Wolff, Julius Ferdinand von den «Dresdener NN», mein Freund, hat nach mehreren Haussuchungen mit seiner Frau Selbstmord begangen. Er soll freilich am Erblinden gewesen sein.

Anfrage der Devisenstelle «zwecks Neufestsetzung Ihres monatlichen Freibetrages». Es soll sich um sehr starke Abstriche handeln. Ständige Angst vor Haussuchung. Gestapo soll grässlich hausen.

Im Osten Tag für Tag Angriffe der Russen.

3. März, Dienstag Abend

Gestern bei starkem Tauen Frühstücks- und Mittagspause in einem alten Häuschen in Altschertnitz, von da aus die Münzmeisterstrasse zur Südhöhe hin freigelegt. Dann grosse Wanderung nach Mockritz hinunter, nach Gostritz, die gerade über einen eingeschnittenen Bach laufende Strasse auf Nöthnitz-Bannewitz zu bearbeitet. Sehr mühselig mit sehr zerschundenen Füßen nach Hause gehatscht. Der Strassenmeister hielt uns eine kleine Ansprache: Er sei mit uns zufrieden gewesen, er hoffe, dass wir es auch weiter gut treffen würden, er habe uns dem Kollegen empfohlen, freilich sei dort einer mit so einem dabei (Kreisbewegung am Rockaufschlag das Parteiabzeichen andeutend). Übrigens solle es sich nur noch um drei Arbeitstage für unsere Gruppe handeln, am 5.3. wäre Entlassung. Ich kann das noch gar nicht glauben, es wäre gar zu schön. Der Abschied vom guten Blum fiel kurz und mürrisch aus. Wir standen sehr ermüdet die letzte Viertelstunde beisammen. Dabei hatte er nie etwas gefunden; aber diesmal war eine Gruppe angestellter, uniformierter Arbeiter dicht bei uns. «Wie die herübergeschielt haben!» Immer die Angst vor den Kollegen, vor jedem andern – non si sa mai! Und als wir gerade zum Abmarsch antraten, erschien auch noch ein Inspektor, und gar einer mit dem Adler des Amtswalters. «Wenn der euch so gesehen hätte!»

Heute also musste ich um dreiviertel acht vor dem Gasthof Wölfnitz sein. Tortur des Hinkommens. Vor sieben aus dem Haus. Glatteis, Dunkelheit. Die 9 am Wasaplatz so überfüllt, dass ich nur auf flehentliches Bitten, ich müsste doch zur Arbeit, hineinkam und mich am Rand des Perrons festklammern musste. Am Opemplatz Umstieg zur 7.

6. März, Freitag

Gestern, nach zwanzig Tagen Dienst (wovon einer für mich ausfiel), ist die Gruppe entlassen worden. Abrechnung im dritten «Lohnbeutel»: 121 Arbeitsstunden je 70 Pf = 84,70, wovon 12,07 Lohnsteuer, bleiben 72,63 – ich glaube aber, davon gehen noch

15 Prozent Juden – «Sozialausgleich» ab. Schon hat mich die Devisenstelle angefragt, wieviel ich «monatlich» im Arbeitseinsatz verdiene. Den Lohn musste ich jedesmal meinem Sicherheitskonto übergeben, ich durfte ihn nicht etwa auf den Freigrenzenbetrag verrechnen.

Die letzten drei Tage also Stadtfahrt nach Wölfnitz. Von dort Marsch nach Altgorbitz. Die übliche Baracke der Strassenarbeiter im dörflichen Winkel, Lesskestrasse. Von da Marsch aufwärts bis an die ersten Häuser von Pesterwitz. Eine sehr vereiste und verschneite Strasse auf Gorbitz zu freizulegen. Übliche Arbeit, üblicher Blick über Schneelandschaft, kaum anders als drüben an der Kipser Strecke. Nur jetzt das Bewusstsein: nächste Nähe Dölzschens und deines Hauses! Auch dies eine Wiederholung der früheren Gefühle: Hier hast du deinen Wagen gefahren! Regnavi – sum sine regno. Auch sonst alles bis auf geringe Varianten Wiederholung. Der Vormittag geht rascher hin, der Nachmittag ist schwer, wird aber nicht um fünf, sondern schon rund eine Stunde früher beendet. Der lange gemeinsame Rückmarsch, dazu nun die lange Heimfahrt. Am ersten Tag wurde die Frühstückspause gleich an den Anfang vor dem Aufstieg zum Arbeitsplatz gelegt. Da war der Vormittag endlos und sehr ermüdend. Dienstag und Mittwoch wirkten vorfrühlingshaft: viel Tau, Gehölz hatte grünlichen Schimmer. Auf dem Schneefeld spielten drei Hasen. Leider spielten in Gorbitz die Pimpfe und verfolgten uns mit Hohngeschrei. Gestern Morgen dann wieder Schneefall, es sah sehr hübsch aus, wie in der Dämmerung an allen Bäumen des Grossen Gartens der Schnee klebte und jede Kontur nachzeichnete. Bei der Arbeit steigende Kälte und pausenloser eisiger, starker Wind. Das wurde besonders fühlbar, als wir nach dem Frühstück den Arbeitsplatz wechselten. Von der Kesselsdorfer Strasse führt ein Feldweg nach Nausslitz hinüber. Hier blies der Wind fürchterlich. Fäustlinge und Schaufelstiele vereisten, der Griff glitt in der erstarrten Hand herum, der vereiste Schnee klebte an der Schaufel, das Gesicht brannte, die Nase lief, die Augen schmerzten, man war benommen. Selbst der Vorarbeiter fand die Situation unerträglich.

Aber man musste warten und bei der Arbeit bleiben, bis der Strassenmeister mit der Löhnung erschien. Auf jeden Omnibus wurde sehnlich geachtet. Er kam um Viertel fünf. – Die neuen Leute: Es ging nicht ganz so gemütlich zu wie in der Kaitzer Gegend, aber doch wieder sehr human und rücksichtsvoll. Der Strassenmeister ein alter, etwas gleichgültiger Mann ohne die warme Sympathie des Meisters drüben. Der Vorarbeiter ein etwas verwachsener Mann mürrischen Aussehens, aber das Du kameradschaftlich gebrauchend, die Pimpfe, die am letzten Tag Ski fahrend unsere Baracke umschwärmten, nach Möglichkeit scheuchend, selber kein Freund vielen Arbeitens, schonungsvoll gegen uns, das Vereiste aufhackend, zu frühem Aufhören neigend – «aber ihr dürft euch noch nicht sehen lassen!» Offenkundiger Philosemit: Er ist für eine Textilfirma Sommerfeld in Chemnitz als Hausierer durch Bayern gezogen, die Ware im Auto mit sich führend, und hängt mit Liebe an dem jüdischen Haus. Es scheint, als seien sehr viele Leute von der städtischen Strassenreinigung – die Feder gleitet ab, ich musste eine Weile aufs Sofa, bin freilich wieder seit fünf Uhr auf – vor 29,30 in anderen Berufen gewesen und dann nach Arbeitslosigkeit bei der Stadt untergeschlüpft: Blum war Glasbläser, der neue Rottenführer: Hausierer, sein Kamerad Dachdecker. Dieser Dachdecker der interessanteste Mann der drei Wochen. Der Pg, vor dem wir gewarnt waren. Fünfzig Jahre, das Gesicht scharf geschnitten, ein bisschen an die Lieblingstypen der NSDAP erinnernd, leidenschaftlicher Arbeiter, den Weg in mächtigen Würfeln aufhackend. Er wurde bald gegen uns alle freundlich zutunlich, plauderte, half, trieb niemanden. Er sprach sich gegen Magnus, z.T. auch gegen mich aus. Überzeugter Pg, schon vor 33, als solcher von den sozialdemokratischen Arbeitskameraden schlecht behandelt. Im Verhalten gegen uns lägen Härten, es werde überhaupt manches falsch gemacht – aber davon wisse der Führer nichts, und der Nationalsozialismus als Ganzes sei das einzig Wahre. Überzeugt von Deutschlands Sieg und Englands Untergang, überzeugt von allem, was die Zeitungen melden – im Übrigen weder dumm noch grausam.

Er erzählte von Luftschutzübungen. Ich sagte, Dresden lohne nicht für die Engländer. Er: «Denen» komme es doch nicht auf Militärisches an. «Sie sehen doch: Paris!» (Der gestrige Angriff auf die deutschen Rüstungswerke dort.) «600 Tote, 1'000 Verwundete – und alles Franzosen, *kein einziger Deutscher!*» Aber ich glaube, auf *einen* solchen Gläubigen kommen doch wohl schon fünfzig Ungläubige. Genauso ist wohl das Verhältnis derer, die uns mit Vergnügen arbeiten sehen oder beschimpfen, zu den Sympathiekundgebern. Ich ging nach der Entlassung rasch und allein zur Tram, einen Abschneiderweg, die Hofwiesenstrasse. Ein älterer Mann, wohl Handwerksmeister, kam mir entgegen. «Sie arbeiten wohl hier draussen?» – «Ja, als Schneeschipper.» – «Sie sind doch ooch schon älter?» – «Ich bin sechzig.» – Er, im Weitergeh, leidenschaftlich für sich: «Diese Lumpen, die verfluchten, gottverdammten.» Das tröstete über die Pimpfe. – In den letzten Tagen ging der geschwätzige Steinitz aus sich heraus, der Kohlenreisende a. D., und klagte über seine Frau (Arierin, zwanzig Jahre jünger als er), sie tobe, sie beschimpfe ihn, sie nenne ihn ihr Unglück, wolle sich aber nicht scheiden lassen, weil sie sonst finanziell zu schlecht dastehe, Sorge im Übrigen rührend für ihn, sei hysterisch. Der Textilladner Schein fiel durch Nörgeln und absolute Faulheit auf die Nerven. Viel wurde über Seliksohns geklatscht – man sitzt im Judenhaus in der Strehleener Strasse so eng beisammen. – Ich kam sehr erschöpft zurück mit wunden Händen und Füßen, ich fühle mich heute übermüdet.

Nach Kätchens Bericht aus dem Zeiss-Ikon, wo man immer alles weiss, und manchmal das Richtige, soll die Gruppe schon nächste Woche wieder zum «Einsatz» kommen. Sollte mir doch eine längere Pause vergönnt sein, so möchte ich nach aufgearbeiteten Lektürenotizen die drei Schipperwochen so als Sonderstudie beschreiben, wie ich die Hafttage fixiert habe.

Das Schlimmste dieser letzten Zeit ist die ständige Erwartung der Haussuchung. Immer wieder wird von den Rollkommandos Grausiges erzählt. –

Heute kam das Verbot der Strassenbahnbenutzung «mit Rücksicht

auf das wiederholte undisziplinierte Verhalten von Juden auf der Strassenbahn». Voran ging in den letzten Monaten: Beschränkung auf den Vorderperron, Verbot der Hechtwagen, Verbot der Autobusse. Wenn man hört, was Kätchen Sara von Fahreräusserungen erzählt, so scheint hinter dem Verbot der Wille zur Isolierung, die Angst zu stehen. Aber die Fahrten zur Arbeit und von der Arbeit nach Hause sind erlaubt. Gestern Rundschreiben «zur strengsten Beachtung»: keinen «unnötigen Briefwechsel», «Ankauf und Vorratshaltung von Medikamenten ... auf das Äusserste einzuschränken», «die Benutzung von elektrischen Apparaten ist ebenfalls auf das Äusserste einzuschränken», Verbot, illustrierte und Wochenzeitschriften zu kaufen oder zu abonnieren. Verbot, Lebensmittelmarken ohne J zu verwenden.

In der Zeitung: Zahnärzte lehnen «kosmetische Behandlung» ab, weil zu viele beim Heer gebraucht werden. – In den Lazaretten, erzählte Annemarie, fehle es an Platz und Ärzten. Aber Isakowitz ist in London, und Magnus, Orthopäde und Chirurg, schippt Schnee.

Unsere Taschenuhren setzen irgendwann am Tag aus; es gibt keine neuen zu kaufen. Wir kauften vor etlichen Monaten kurz hintereinander drei Schreibtischuhren, je drei, vier Mark unter einjähriger Garantie. Die erste versagte nach wenigen Tagen, wurde von Renner zur Reparatur zurückgenommen, sollte in drei Monaten (am 8. März) fertig sein. Die beiden andern pflegen irgendwann am Tag oder bei Nacht stehenzubleiben. Bisher hatten wir Glück: *Eine* der noch im Betrieb befindlichen Uhren pflegte in Gang zu sein. Aber es kann auch einmal anders kommen – und wenn ich gerade zur Arbeit muss ...

Heute wieder stärkere Kälte, auch ausdrücklich aus Russland gemeldet. Der «General Winter», den Hitler verhöhnt hat. Ein gläubiges Gemüt könnte ...

7. März, Sonnabend Abend

LTI: volksnahes Recht. Hierzu die Definition: «Recht ist, was meinem Volk nutzt.» Ferner der Anspruch: Die Partei repräsen-

tiert das Volk. So verwandelt «volksnah» den Begriff des Rechtes als des Ausgleichs der Ansprüche in sein Gegenteil.

Die Haussuchungen sind bis zur Wasastrasse gediehen. Dort sagte man dem Apotheker Steinberg: «Warum hängt ihr euch nicht auf?» und *zeigte ihm*, wie man eine Schlinge macht. Ida Kreidl berichtete es heute Morgen und sagte: «Wenn Sie diesen Abend bei uns sind, lege ich kein Tischtusch auf, ich kann dann im Notfall die Teetassen rasch verschwinden lassen.» Das ekelhafte Gefühl der Erwartung. Eva sagt: «Mir war die Sekunde interessant, als in Neapel der Boden bebte, die Sekunde, als unser Wagen in den Acker stürzte – mir ist auch dies interessant.»

8. März, Sonntag Vormittag

Die Starrheit der Fingergelenke, das Einschlafen der Hände, wenn ich liege – Angina –, ich muss zum Arzt. Zu wem mit meinem Stern? Der Jude Katz soll unmöglich sein, ein Arier kann mich abweisen oder aus Mitleid annehmen. Man rühmt Fetscher, der ein junger Privatdozent der Technischen Hochschule war zur Zeit meines Dekanats. Ich muss versuchen, erneuter Anforderung zum Schippen vorzubeugen. Übrigens starkes Tauen, die Zimmer kalt, Kohlenmangel. –

Gespräch beim Frühstück: Hatten wir 1918 grösseren Mangel als jetzt? Wie soll man vergleichen? Mit *welchem Lebensgefühl* steht die heutige Generation dem Mangel gegenüber, empfindet sie ihn stärker oder schwächer? – Es gibt ja sowenig eine Wissenschaft der Geschichte (man kennt höchstens, *was* geschah, nicht: *wie* es zustande kam) als eine Wissenschaft der Ästhetik. – Was ist der «Geist der Truppe», jede Kompanie hat *ihren* Geist. Was ist der Esprit général? Man kann immer nur subjektiv *deuten*, nicht objektiv wissen. Ungeheuren Eindruck machte mir gestern im Meisinger die Eroberung von Sardes (der Soldat, der einmal «musste», da rollte ein Helm von der Mauer, er entdeckte die Kletterstelle, und das bestimmte den Lauf der Weltgeschichte. Jahwe!)

Que sais-je? Und que sais-je? Ich als Jude vom heutigen Zustand der arischen Deutschen? ... Unter alledem: Ida Kreidl erzählte gestern: «Bei meinem Schwager waren ‚sie‘ am Sonntag Vormittag halb elf. Er hatte einen Friseur bei sich und wurde deshalb geohrfeigt.» – Hochgemuth hat gestern Eva zehn Zigarillos für mich zugesteckt. «Wie viele Ohrfeigen, wenn man mich rauchend überrascht?» Eva lachend: «Man wird sich so hübsch jung fühlen, wenn man eine geklebt kriegt.» – Ich fand im Schreibtisch sieben unangebrochene Bleistifte. Wie viele Ohrfeigen? – Jetzt wieder weiter in den Levinnotizen und dies Tagebuchblatt ins Lexikon.

Abends

Den ganzen Tag recht glücklich zu Hause. Viel Meissinger vorgelesen, viel Levin notiert. «Sie» sind nicht gekommen. Das Warten zermürbt. Eva zerlegte eine Heizsonne, ich verteilte ein Bündel Bleistifte auf mehrere Fächer. Nichts ist sicher.

LTI. Wie ich das Blatt vormittags in den Ziegler legte – immer will ich seine «Sozialen Strömungen» lesen, die ich aus Gerstles hinterlassener Bibliothek erbe, nie komme ich dazu –, stiess ich ganz zufällig (S. 414) auf das Wort *liberalistisch* (Bismarck hatte sich schon 1863 ... «über die liberalistisch-manchesterliche Auffassung» der Arbeiterfrage erhoben). In der Volksausgabe von 1916. Von einem Demokraten gebraucht. Ich hatte geglaubt, die Nationalsozialisten hätten das Pejorativ gebildet. Sie haben es nur verallgemeinert, es ganz an die Stelle des tadelfreien Grundwortes liberal gesetzt. Ricordati des jungen Kleinstück: «Wir sind alle liberalistisch.» Er kannte «liberal» gar nicht mehr, «liberalistisch» war ihm tadelfreies Grundwort geworden. Ein humanistischer Primaner etwa 1936.

Die Devisenstelle bewilligte ab April für uns beide Freibetrag von 190 M, wovon 84 M für Miete und Speichermiete mitzuzahlen sind. Also für Nahrung, Gas, Wäsche, Reparaturen je 53 M Abwürgung. Mit der Reserve bei Annemarie mag es bis Anfang Juni gehen. Wozu weiterdenken? Die Zukunft ist ganz dunkel, das Ende, *so oder so*, nahe.

9. März, Montag Abend

Bis Mittag Notizen zu Levin, Band 2, zu zwei Dritteln erledigt. Nachmittags zeitraubender Besuch von Steinitz, der ein paar interessante Bücher brachte. Als er gehen wollte, brachte ein Gemeindebote Auftrag, morgen wieder (10. bis 14.3.) zur «Schneebeseitigung» anzutreten. Ich bin nicht beim Arzt gewesen, ich lasse fatalistisch alles über mich ergehen.

15. März, Sonntag

Gestern für die Arbeitstage Dienstag-Sonnabend, 10.-14.3., abgeholt und heute absolut erschöpft. In vielem war es eine genaue Wiederholung der ersten Schipperperiode. Dieselben Strassen, die aufs Neue verweht waren, am Dienstag, Mittwoch, Donnerstag beim «Einnehmerhaus» und über dem Kaitzbach der Weg nach Cunnersdorf, am Freitag und Sonnabend von Mockritz aus a) der von Kaitz nach Nöthnitz führende Weg, b) die Strasse Altgostritz-Nöthnitz. Dieselben Tiefbaubuden für die Pausen, oft sehr weit ab vom Arbeitsplatz, dieselben Vorgesetzten: als Rotenführer Blum und ein paar andere schon mit mir vertraute Leute, als Strassenmeister den gleichen stattlichen Gardereiter von neulich. Das gleiche Vergeuden vieler Zeit bei nur zeitweiliger Arbeit, dieselbe schwere Ermüdung allein schon durch das viele Gehen und viele Draussensein. Besonders die beiden letzten Tage fürchterlich: Man stand deckungslos im Oststurm, der ohne Unterbrechung über die Felder raste. Die Hände, die Nase, die Füße. In der Nacht zum 13. (Freitag) waren in der Stadt 11 Grad, oben und im Freien 16 Grad Frost gewesen. Um Mittag brachte die Sonne Tauen – aber nur Nässe ohne Erwärmung.

16. März, Montag

Ein klein wenig erholt. – Neu waren eigentlich nur die Arbeitskameraden. Nur der Ledermüller von der vorigen Kameradschaft dabei. 17 Leute traten an, bis Freitag gehörte ich einer Sondergruppe von 7 an, dann war ich mit der ganzen Gruppe verbunden.

Vieles blieb Masse (kleinere Juden). Einzelne traten hervor: Johann Neumann, der nun schon alte Bekannte, an den ich mich sehr anschloss. Er war betont vergnüglich und zuversichtlich, besonders einmal kam er ganz geschwollen daher. Er hatte «aus absolut zuverlässiger Quelle» gehört, wie katastrophal die Lage im Osten sei: «Hoffentlich kommen die Engländer den Russen zuvor, so dass wir englische statt russische Besatzung bekommen.» Er betrete und ermahnte zum Nichtstun einen sehr leidenden Siebziger, Herrn Perl. Den Perl hatte die Gemeinde in guter Absicht hinausgeschickt: Solange er arbeitet, braucht er sich nicht bei der Gestapo zu «melden». Diese Meldungen sind jetzt eine beliebte Tortur. Der Mann (vel femina) auf halb acht bestellt. Muss warten, wird hinausgeworfen, soll wiederkommen, so wird er den ganzen Vormittag umhergejagt. Zwischendurch Schläge, Fusstritte, sogar Anspucken. Drohung mit Gefängnis, die manchmal, nach acht, zehn Tagen wahrgemacht wird. «Grund»: Bei Perl ein Päckchen Tabak, bei der Haussuchung gefunden; bei einer Frau Neumann die lügnische Behauptung, sie sei *durch* den Grossen Garten gegangen, während sie in Wahrheit die erlaubte Randstrasse benutzt hat. (Aber der Chauffeur eines Rollkommandos hat sie «herauskommen» sehen.) Man fragt Perl: «Mit wem verkehrt dein Sohn in England?»

Mit Neumanns manches Gespräch über jüdische Dinge im Anschluss an den eben zu Ende notierten Levin. – Ein Agent Schleimer. Etwas grosssprecherischer, meist gutmütiger, bisweilen jähzorniger Mensch. Das Interessante an ihm war das Schwelgen in Kriegserinnerungen. – Er spielte die Rolle des Helden, dessen Verdienste im Stillen bleiben. Auch mit Neumann viel Kriegsdinge. Überhaupt: Lieblingsgespräch der Juden, gleich nach Gestapo und Situation des Augenblicks: ihre Teilnahme am Weltkrieg 14-18.

In der grossen Gruppe: Dr. Fried, tragische Gestalt. Ende sechzig, süddeutscher Militärarzt, Oberstabsarzt, dann Medizinalrat im Versorgungsamt (Gutachter über Invalidität). Ganz allein. Die Söhne in Übersee, die Frau sklerotisch geisteskrank, er hat sie vor

ein paar Wochen in eine jüdische Heilanstalt bei Koblenz gebracht. (Sie «tobte manchmal ein bisschen», «sie liess Urin und Kot unter sich, wir hatten so wenig Wäsche und mussten jedes Stück selber waschen, die Pflegerin wurde evakuiert, ich konnte es allein nicht mehr durchführen. Sie war unterwegs sanft wie ein Lämmchen, sie sah entzückend aus mit dem Filmkopf, als man ihr die Zöpfe entwirrt hatte, ich wusste gar nicht, dass sie eine so schöne Kopfform hat. Ein SS-Soldat sagte: ‚Du hast zu stehen, Jude!‘ Ich zeigte meine Legitimation als Oberstabsarzt und Kriegsteilnehmer. ‚Egal! Du stehst!‘ Später sagte mir ein Grüner (Polizeiuniform): ‚Nehmen Sie meinen Platz, alter Herr, setzen Sie sich!‘») Der Mann kocht, näht, bewirtschaftet sich ganz allein. Macht keinen verzweifelten Eindruck.

Der Rechtsanwalt Dr. Glaser, langes, schlohweisses Haar, Mitte sechzig, alter Freund feu Breits. Geschwätzig – halb senil, halb genialisch. Ist «privilegierter» Jude (Mischehe mit christlichen Kindern), trägt Ordensbändchen. Ist Dissident und Monist. War vermögend. Kunstsammlung («entartete Kunst») (*LTI: entartete Kunst!*), geigt. Wir sollen eingeladen werden.

Aus der Menge: ein ungarischer Jude, blond, europäisch aussehend, mit dem gebrochen klingenden Deutsch des Ungarn. Naturalisiert, seine arische Frau hat in der Prager Strasse ein Geschäft für Säuglingskleidung und fordert ihn jetzt als Arbeiter an. Er erzählt, dass in Ungarn die Judengesetze *nur zum kleinen Teil* durchgegangen seien. *Kein Stern*, noch praktizierende Ärzte. Seliksohn, der viel Umklatschte. Neumann warnte mich geradezu vor ihm, den er vom gemeinsamen Kohlenschippen kenne. Ich fragte: «Liegt etwas Bestimmtes gegen ihn vor?» – «Ich weiss nichts, aber er ist vorlaut und mir so unsympathisch.» Gleich am ersten Morgen lud uns Seliksohn ein. Eva war für Annahme. Er ist uns interessant. Er macht aus seinem Kommunismus keinen Hehl. [...]

Auf dem letzten Rückweg: Gimpel; scheinbar vergnügter, harmloser Mensch, blond, Mitte fünfzig, Judenstern, Augengläser, das linke schwarz. Erzählt: Kunstmaler, Vorsitzender des

Dresdener Graphikervereins gewesen, hervorgetreten als Reklamezeichner. – Am Erblinden, linkes Auge ganz erblindet, grauer Star, rechtes Auge stark angegriffen. Berliner Ordinarius wagt keine Operation. Das noch teilweise sehende Auge muss bei Überblutdruck vor jeder Anstrengung bewahrt werden. Der hiesige Augenarzt, arisch, sagt: «Die Schneearbeit ist für Sie Gift, ich will es dem jüdischen Vertrauensarzt sagen», der jüdische Vertrauensarzt Dr. Katz verweigert in diesem Fall, wie immer, Attest – der Mann schippt. Mildernd: Er fingiert zu schippen, Blum und der Strassenmeister waren diesmal noch hingebender als neulich. Blum erzählte beim Frühstück Hitlerwitze, der Strassenmeister schloss sich mir in einem Privatgespräch auf: Wie ihn als SPDer die Nazis gequält hätten, wie der Krieg verloren sei... Einmal arbeitete eine Kolonne dicht neben uns, Arbeiter, teils aus Österreich und Böhmen, teils aus Freital. Ihre Stimmung durchweg antinazistisch. Ein mir ganz fremder im Vorbeigehn: «Na, Herr Professor, wie gehts?» (Blum wirft mit dem Titel um sich.) – «Danke, es muss gehn.» – «Es dauert nicht mehr lange!» –

Cohn war mit irgendwelchem Auftrag bei Frau Voss. Er sagte Eva «unter vier Augen», er habe dem ihn behandelnden Dr. Fetscher erzählt, dass ich um meine Manuskripte in Sorge sei. Daraufhin solle er mir von Fetschers Seite ausrichten: dass ich meine Papiere zu ihm, Fetscher, bringen könnte. Das erste und einzige Zeichen anständiger Gesinnung aus dem Kreis meiner Kollegen von der TH. –

Fräulein Ludwig schickte für Muschel einen Fischkopf – sie hatte den Fisch als Arierin von Freunden bekommen. Fisch ist un-
gemein selten und dem jüdischen Haushalt ganz verboten. Anweisung: den Kopf sofort auskochen, die Gräten verbrennen! Die Angst vor der Gestapo. 90 Prozent aller Gespräche der Juden kreisen um die Haussuchungen. Jeder weiss von neuen Grausamkeiten und Räubereien. – Der neulich verhaftete Friedmann – man soll ein grösseres Quantum Wein und Obstkonserven bei ihm gefunden haben – ist jetzt im KZ.

Eine grosse Rolle spielt der Freitag. Am Freitag Mittag bringen die Angehörigen Wäsche für die Gefangenen ins PPD. Solange die Wäsche angenommen und gegen gebrauchte ausgetauscht wird, solange sitzt der Mann wenigstens dort. Wird die Wäsche zurückgewiesen, dann ist er ins KZ transportiert. Elsa Kreidl kommt beinahe getröstet heim: «Er sitzt noch dort.» (Seit vier Monaten – niemand weiss, wieso.) Als furchtbarstes KZ hörte ich in diesen Tagen Auschwitz (oder so ähnlich) bei Königshütte in Oberschlesien nennen. Bergwerksarbeit, Tod nach wenigen Tagen. Hier Kornblum, der Vater der Frau Seliksohn, ebenso – mir unbekannt – Stern und Müller gestorben, bei denen man den verbotenen Hirtenbrief gefunden hatte. – Nicht unbedingt und sofort tödlich, aber «schlimmer als Zuchthaus» soll Buchenwald bei Weimar sein. Hierhin kam Estreicher. «Zwölf Stunden Arbeit unter ff», sagt Seliksohn. –

Ein allgemein jüdischer Trost sind die *Todesanzeigen mit dem Hakenkreuz*. Jeder zählt: Wie viele? Jeder zählt, wie viele noch «für den Führer» fallen.

Gestern Nachmittag also im Judenhaus Strehleener Strasse. An jeder Tür ein Zettel: «Hier wohnte der Jude Weiler...» – «Hier wohnte die Jüdin ...» Das sind die Evakuierten, deren Mobiliar versiegelt ist und allmählich abgeholt wird. Zuerst also bei den verketzerten Seliksohns. Freundlichste Aufnahme bei echtem Tee und selbstgebackenem Kuchen. Die Frau sieht krankhaft aufgedunsen und blass aus. *Ein* Zimmer. Zwei Betten, gute Wascheinrichtung, Bücherregal. Das Gespräch ergab nichts Neues. Nur erieferte er sich gegen Karl May, «diesen Verbrecher», und natürlich sei er der Lieblingsautor des Führers. Wir: Dafür könne er nichts. – Danach eine Weile auf demselben Hausflur gegenüber bei dem Landwirt Aufrichtig, dessen Untermieter Reichenbachs sind. Aufrichtigs Frau eine altersverkrümmte, beinahe bühenmässige Inspektorsfrau, arisch a più non posso. Landwirtschaft (Evas Schweinemast) und das übliche Abwägen der Chancen und des Wann. Während der Schippertage hatte sich Aufrichtig seiner Verbindung gerühmt und mir Kartoffeln versprochen; dies war

der tiefste Grund unseres Besuches. Jetzt waren die Kartoffeln auch hier versiegt. Dagegen will uns der Diabetiker Seliksohn (arische Diabetiker erhalten Gemüsezuweisungen, jüdische *nicht*) gegen ein Päckchen Trockengemüse eine Tasche Kartoffeln geben.

Die Essnot wird immer qualvoller. Ich benasche das besser versehene Kätchen Sara (sie isst weniger und erhält vieles von ihrer Mutter), wo etwas offen und angebrochen herumsteht. Ein Löffel Honig, ein Löffel Marmelade, ein Stückchen Zucker oder Brot. Gestern stand ein angeschnittenes dickes Würstchen auf dem Tisch. Ich säbelte einen winzigen Brocken herunter. Bald danach hörte ich, wie Eva den Muschel aus der Küche vertrieb: Auch er hatte von dem Würstchen stehlen wollen. –

Vor wenigen Tagen in der Zeitung: Die siebentausend (7'000) Dresdener Gärtnereien stellen die Hälfte ihrer Betriebsfläche auf Gemüsezucht um: stellt ihnen Blumentöpfe für Anzucht zur Verfügung und kauft weniger Blumen! Jetzt ist ein *Verbot des Blumenkaufes für Juden* herausgekommen. Kein Tag ohne eine neue Bestimmung gegen Juden.

Wir sind in grosser Brot-, Kartoffel- und Kohlenbedrängnis.

17. März, Dienstag

Eva kam mit völlig versagendem Fuss vom mühseligen Einkauf heim und musste sich ein paar Stunden legen. Was soll werden, wenn die Fussbeschwerden steigen? Ich bin völlig gebunden und fürchte mich vor der Strasse. Die eine der beiden Frauen, die man seit Tagen quälerisch auf die Gestapo bestellte, unter der falschen Anschuldigung, im Grossen Garten gewesen zu sein, ist jetzt, wie der Gang- und-gäbe-Ausdruck lautet, «dortbehalten worden», d.h.: sitzt im Gefängnis.

Ich tauschte heute Vormittag bei Seliksohns eine Schachtel Trockengemüse gegen eine Mappe Kartoffeln. Das Ehepaar war in der Küche beim Kochen. Düsterste Stimmung.

Ich notierte «Ben Hur». Ich las den «Abenteurer Gottes» zu Ende vor und will ihn morgen notieren. Das gleiche Thema: Messias von dieser oder jener Welt? Ich lese mich langsam ein in Arthur Rosenberg, «Die Entstehung der deutschen Republik». All das soll einmal dem letzten Buch meines Curriculums dienen. Es bleibt mir gar nichts anderes übrig, als so zu arbeiten, als wäre ich des Morgen und Übermorgen vollkommen sicher. Und dabei rechne ich von Tag zu Tag mit irgendwelcher Katastrophe – Verhaftung, Verschwinden im KZ usw. – Weiterzuschreiben ist mir verunmöglicht, das Manuskript ist aus dem Haus, die Maschine fehlt. Also will ich studieren, was sich auftreiben lässt. Zwei Dinge interessieren: dies Werden des Nationalsozialismus und die Geschichte des Zionismus. (LTI nenne ich erst gar nicht. Das ist immer da.)

19. März, Donnerstag

LTI, cf. 20.3. LTI. «Mit diesem Griechen im Bunde lässt sich wohl schon ein grosses internationales Rüstungsunternehmen *aufziehen*» (Seite 71). «Der Mann im Dunkel» (Sir Basil Zaharoff) von Richard Levinsohn (Morus), S. Fischer Verlag (Einleitungsbrief von Skuladis: 7.5.28). «Aufziehen» ist hier pejorativ, ironisch geladen, es gilt zweifelhafter Persönlichkeit und Affäre. Im gleichen Buch das Wort *Wirtschaftsführer*. Es war vor dem (blossen oder politischen) *Führer* da. Aber Führer lehnt sich wohl an Duce, Wirtschaftsführer ist eigene Schöpfung; abenteuerlicher klingt *Industriekapitän*. Dies wieder in Bezug zu setzen zu *chevalier d'Industrie*, zu Raubritter.

Que sais-je? Von der Vergangenheit weiss ich nichts, weil ich nicht dabeigewesen bin; und von der Gegenwart weiss ich nichts, weil ich dabeigewesen bin. – Mir geht das durch den Kopf bei der Lektüre von Arthur Rosenberg, «Die Entstehung der deutschen Republik 1871-1918», Rowohlt 1928.

Evas Fuss ist wieder einmal sehr schlecht. Die steten Pflaster- und Einkaufswege, das Schleppen. Sie bleibt im Bett, wenn es ein

paar Stunden möglich ist; dann lese ich viel vor. So heute «Der Mann im Dunkel. Die Lebensgeschichte Sir Basil Zaharoffs, des mysteriösen Europäers». Wahrscheinlich werde ich mit dem ganzen Bändchen fertig. Im Grunde ist es genau die oft betonte Geschichtsauffassung Hitlers: Den Weltkrieg machen die Rüstungsindustriellen, um daran zu verdienen. Nur sagt Hitler: Hinter den Rüstungsleuten steht *der* Jude, und das Ganze ist bloss ein Geschäft der «Demokratien», kein deutsches. Während für Morus auch Krupp dabei ist und mit Patiloff zusammengeht.

20. März, Freitag Abend

Heute in der Zeitung die Verkürzung der Brot-, Fleisch- und Fettationen ($\frac{1}{2}$ Pfund Brot, 100 Gramm Fleisch wöchentlich, 250 Gramm Fett in vier Wochen). Das im Moment des grössten Mangels an Gemüse und Kartoffeln! Auch beginnt es eben, nach ein paar milden Tagen, wieder zu schneien. Wir wissen nicht, ob wir uns freuen sollen oder verzweifeln. Wir sind in grosser Not: Brot für die nächsten zehn Tage etwa ungedeckt, Kartoffeln noch etwa für vier Mahlzeiten, Kohlen für eine knappe Woche. – Aber der Eindruck auf das Volk muss desaströs sein. – Eva mit Nerven und Fussbeweglichkeit zu Ende.

Ich komme allmählich mit Rosenberg, «Entstehung der Republik», zu Rande. Ungeheuer interessant, dennoch fallen mir oft die Augen zu vor Abspannung und Unterernährtheit. Dass ich satt von einer Mahlzeit aufstehe, geschieht nur noch selten.

Ich habe nicht mehr die rechte Ruhe zum Lesen. Ich möchte so gern im Curriculum weiter. Aber ich habe alle Unterlagen aus den Händen geben müssen. Und es ist auch notwendig, dass ich ein bisschen unterbaue. Auch rechne ich jeden Tag mit neuem «Arbeitseinsatz».

LTI. – Wieso ist dem Demokraten Rosenberg 1928 «Machtübernahme» ein ganz geläufiges, vier- oder fünfmal gebrauchtes Wort? – Seite 174 schreibt Rosenberg über die Matrosenrevolte

des Jahres 1917: «Die Behauptung, dass bestimmte politische Parteien die Matrosenorganisation *aufgezogen* hätten, ist falsch.» (5.-7. Tausend, 1930.) Hier ist der Pejorativ in seiner mechanistischen Tonart deutlich. Die Matrosen sollen Puppen gewesen sein, nicht von sich aus Handelnde, die sie nach Rosenberg waren. Rein spöttisch dagegen ist aufziehen von Morus gebraucht, siehe 19.3.

22. März, Sonntag

Ich notierte Meissingers «Abenteurer Gottes». Für Curriculum wichtig durch Antizionismus und Geschichtssinn Judas. – Eva sagte: «Bibel und Babel + Karl May.»

LTI. Notierte ich schon einmal unter Mechanistischem: *Ankurbeln!*

Was trägt Eva in der Handtasche bei sich, aus Furcht vor der Haussuchung? Cebion, Rasierseife, Zigarettentabak, Süsstoff.

Eva war gestern aus grösster Not in Pirna betteln. Sie kam schwer schleppend heim: einen Korb Kartoffeln, etwa zwei Pfund Brot in natura, eine Konservenbüchse Schnittbohnen. Nachfolgen sollen Brotmarken; bleiben sie aus, sind wir Dienstag am buchstäblichen Hungern.

Ich will jetzt Rosenberg notieren. Das Blatt erhält die Überschrift: «Unter dem Gesichtspunkt der Parallelen und Varianten, der vermiedenen und der neuen Fehler.» Dem Curriculum wird Rosenberg auch noch wichtig sub specie: *Que sais-je?* –

Gestern Abend bei Ida Kreidl und Frau Pick. Bewirtung mit Selbstgebackenem. Aber immer muss man an der völlig wegsackenden Ida Kreidl trösten, und heute Vormittag war sie schon wieder weinend hier oben – sie ertrage es nicht mehr. Frau Pick, die Siebenundsiebzigjährige, ist viel lebensstüchtiger. – Kätchen Sara berichtet via Zeiss-Ikon von neuen Haussuchungen und Selbstmorden.

24. März, Dienstag

Bisher hat uns Annemarie mit Brotmarken im Stich gelassen; Eva hat Margarinemarken gegen ein Vierpfundbrot eingetauscht, wie wir aber durch die anderthalb Wochen bis zur nächsten Markenausgabe kommen sollen, ist ein Rätsel. Dazu die völlige Kartoffelnot. Heute gab mir Eva Unterricht im Zurechtmachen von Kohlrüben. Es geht ganz gut. Am schwersten fällt mir der Vormittag. Frieren (im ungeheizten Zimmer), hungern und vor Abspannung am Schreibtisch einschlafen ist üblich. Ich suche dann in der Küche Kätschen Sara einen Löffel Marmelade oder ein Stück Brot zu stehlen, das lässt sich aber nur machen, wenn soviel da ist, dass sie bestimmt nichts merkt. Und immer bin ich in Sorge, sie könnte doch einmal stutzig werden. Ich bewahre mein jämmerliches Geheimnis auch vor Eva. Die meist mit schmerzdem Fuss, schwerbeladen und doch ergebnislos, gegen zwei Uhr vom Einkaufsweg zurückkommt.

Am Sonntag bei Glasers gewesen. Der Mann etwas senil. Die Frau erst jugendlich aussehend, dann doch zerrüttet. Eine etwa dreissigjährige Tochter, erzählt sie, ist gemütskrank geworden, ein Sohn im Ausland. Privilegierte» Ehe. Er spielte mit Eva zusammen Geigensonaten von Mozart und Beethoven. D.h., er glaubte zu spielen. Seine Geige brachte in Wirklichkeit nur ein leises Krächzen, keinen tatsächlichen Ton mehr hervor. Mit uns waren Neumanns dort. Ich lieh mir von ihm aus: «Geschichte der Juden in Deutschland» von Ismar Elbogen (dem Mann der Cousine Regina Klemperer, dem Schwager des Musikers Otto Klemperer) und habe sie schon zu drei Vierteln gelesen, sodann (zum Vorlesen) eine deutsche Bearbeitung des «Tancred» von Disraeli.

Am Montag Nachmittag war Steinitz bei uns. Beglückt, als ihm Eva vorspielte. Von ihm hatte ich neulich schon ein paar Bücher entliehen. Davon habe ich Rosenbergs «Deutsche Republik» schon durchgearbeitet, komme aber mit den Notizen dazu nicht zu Rande, will das Buch auch im Tauschweg behalten. – Steinitz hatte nach Beratung mit dem jüdischen «Rechtskonsulenten» Dr.

Neumark eine Erhöhung seines Freigrenzenbetrags beantragt, indem er sich auf Arierium und leidenden Zustand seiner Frau stützte. Das hat wirklich verfangen. Daraufhin habe ich mich heute bei Dr. Neumark für Donnerstag Nachmittag angesagt, um etwas Analoges zu versuchen.

Der Versuch, mir das Haus abzunehmen, ist jetzt in ein sehr ernstes Stadium getreten. Von Berger, der so freundschaftlich und antinazistisch war, bin ich betrogen worden. Wahrscheinlich ist er nachträglich der Versuchung unterlegen. Er ist jetzt, wie ich von meinem «arischen Verwalter», dem Rechtsanwalt Heise, weiss, «politischer Leiter» geworden, er hat neulich versucht, das Haus für 12'000 M an sich zu bringen (die übrigen 4'400 M würden für Reparaturen gebraucht!), er hat jetzt einen Paragraphen ausgegraben, wonach ein «gewerblichen Zwecken dienendes» Judenhaus enteignet werden kann. Sein Antrag ist von der Gemeinde Dölzchen unterstützt. («Der Mann hat das einzige Lebensmittelgeschäft in Dölzchen,» sagt Eva, «wie sollte er da nicht mit den Ortsbonzen gutstehen!») Heise schreibt, die Rechtslage werde «viel Kopfzerbrechen machen», da mein Eigenheim erst nachträglich von dem jetzigen Mieter dem gewerblichen Zweck zugeführt sei. Zugleich fordert das Finanzamt nachträgliche Grundsteuer für die Zeit, in der ich das Eigenheim nicht mehr selber bewohnt habe. Hiergegen hat Heise Einspruch eingelegt. Zugleich aber hat er sich vorsorglich von mir 200 M Vorschuss zahlen lassen. Wie lange halte ich diesen Kampf aus? Meine Reserven betragen noch 643 M. Sobald sie beendet, muss ich von meiner Pension allein alle Steuern zahlen. Aber wir haben zu viele Sorgen, um uns noch Sorgen zu machen. Wir leben von Tag zu Tag, solange man uns leben lässt. Eins *muss* im Laufe der nächsten Monate geschehen: Entweder Hitler geht zugrunde, oder wir gehen zugrunde. Jedenfalls ist das Ende nahe. Wir wollen es in Fassung erwarten. Abschreckendes Beispiel Ida Kreidl, die täglich zwei-, dreimal weinend zu uns kommt oder auf der Strasse getröstet werden muss. Immer wieder erklärt sie, gemütskrank zu sein, sterben zu müssen, nicht mehr weiterzukönnen; immer wieder muss man ihr Mut zusprechen. –

Frau Neumann erzählte bei Glasers, sie verbringe morgens und abends sehr viel Zeit damit, wesentliche Dinge aus dem Versteck hervorzuholen und ins Versteck zu tragen. Und manchmal könne sie etwas nicht wiederfinden. So eine Aktentasche ihres Mannes. – Die Haussuchungen sind der Albdruck der ganzen Judenheit. Immer neue Fälle von Prügeeln, Beschimpfungen, Diebstahl aller Art (neuerdings auch Geld), Verhaftungen, Bestellung auf die Gestapo (besonders gefürchtet). Von Tag zu Tag rechne ich damit, dass die Reihe an uns kommt.

Es fehlt mir sehr, dass ich am Curriculum nicht weiterschreiben kann (da alle Unterlagen zu Annemarie geschafft sind). Ich lese, soviel ich kann, und mache Notizen – aber es ist doch eine gewisse Zeitvergeudung, und ich verfare notgedrungen planlos, immer davon abhängig, was ich gerade entleihen kann. Alles soll dem letzten Buch des Curriculums und der LTI zugute kommen, aber die Zeit 1919-1933 bleibt zu schreiben, und ich musste die Feder wenige Blätter vor Schluss des zweiten Bandes aus der Hand legen. Wenn ich morgens mit schmerzenden Händen und tauben Füßen aufwache, wenn mir beim Gehen der Schlund schmerzt und die Schmerzen den linken Arm hinunter in die Hand gehen – dann denke ich oft, weder mein Dix-huitième noch mein Curriculum werden je zu Ende kommen. Vormittags geht es mir dann meist schlecht; nachmittags raffte ich mich.

[...]

25. März, Mittwoch

Kreidl ins Konzentrationslager gebracht. Die Frauen hier im Haus verschweigen es, die Klatschzentrale Zeiss-Ikon weiss es.

Gestern eine erhebende Goebbelsrede. Der abnorm kalte Winter sei im Ganzen für die Achsenmächte günstig verlaufen. Die Russen stünden nicht «im Herzen Europas», die Engländer nicht in Tunis. Natürlich gehe es nach zweieinhalb Kriegsjahren auch bei uns härter zu. Man habe die Lebensmittelrationen herabge-

setzt, man werde notfalls «radikal durchgreifen». (Drohung statt Brot.) Andererseits suche man zu entspannen, wo immer das an­gängig sei, so sei zum allgemeinen Jubel das Rundfunkprogramm «aufgelockert» worden. (Musik statt Brot.) Vieles werde schon dann sich bessern, wenn jeder trotz seiner Überreiztheit dem an­dern höflich begegne.

Frau Voss berichtet beinahe täglich von erbittertsten kommuni­stischen Äusserungen der Trambahnfahrer. Hier scheint ein be­sonderes Nest der Unzufriedenheit zu sein.

LTI. 1) Wieso ist «liberalistisch» pejorativ, «sozialistisch» neutral? Tatsächlich bringt die Endung «istisch» in beiden Fällen eine Verengung und halbwege Scheinhaftmachung, ein «Als Ob» mit sich. Liberal heisst freigebig. *Liberal* also ist, auch im politi­schen Parteisinn, wer freigebig oder tolerant nach allen Seiten ver­fährt. Liberalistisch dagegen ist, wer nur so tut, als ob er liberal wäre. Entsprechend: *Sozial* heisst gesellig, im Sinn der Gesell­schaft: Beneficium dare socialis res est (Sen.). *Sozialistisch* be­schränkt das Soziale auf eine Partei oder auf das politische Ver­hältnis, engt es dogmatisch ein. Vergleiche: «pazifisch» (in «Pa­zifischer Ozean») = *friedlich* überhaupt; pazifistisch: Verengung auf Politisches. – Ähnlich liegt es bei *logizistisch* und *kritizistisch*. Man geht hier gelehrt auf die eigentlichen Adjektiva (...) und (...) (urteilsfähig) zurück, während die unpejorativen Adjektiva «lo­gisch» und «kritisch» einfach aus den Substantivstämmen (...) Richter und Χόγος Vernunft gebildet sind.

2. *Übergreifen der LTI ins feindliche Lager*: Ismar Elbogen, «Geschichte der Juden in Deutschland» (Berlin, Jüdische Buch­vereinigung, 1935): «... führte ihr Abzug *schlagartig* einen Rück­gang des Gewerbefleisses herbei.» (Seite 127) – 81'937 *Volljuden* haben die Leipziger Messe (1675-1764) besucht. (142) – «Das Mendelssohnsche Ziel der Bildung, der Erziehung, der *Berufsum­schichtung*» (180) – *Auflockerung* des Bestehenden (250) – Wie­derholt: «Der jüdische Mensch», z.B. Abraham Geigers Reform­programm, forderte «eine grundlegende Umwandlung des gesam­ten jüdischen Menschen.» (247) – Von Schlagworten der Wei­marzeit ist nur geblieben: 1848 wurde «ihre Gleichheit vor dem

Gesetz verfassungsmässig verankert» (244). Aus der Vorzeit des Nationalsozialismus: Die jüdische Jugend strebte «nach körperlicher *Ertüchtigung*» (309).

Für Rosenberg, «Deutsche Republik», ist *Machtübernahme* ein völlig geläufiges Wort. Mehrfach gebraucht.

27. März, Freitag, gegen Abend

Mit grösster Mühe dürftige Stichwortnotizen zu Rosenberg, «Deutsche Republik», zu Ende geführt. Schlechtestes Befinden. Ich leide viel unter dem ungeheizten Zimmer, dem Frost in den Händen, der dauernden Müdigkeit. –

Neulich sagte Seliksohn mit überzeugtem Ernst: «Schweinefleisch und Blutwurst kann ich nicht essen. Das ist eine fünftausendjährige Tradition in meinem Blut.» Seine Frau warf ein: «Aber du isst doch Schinken.» – Wie weit wirkt Tradition? An Eibogens «Geschichte der Juden in Deutschland», die ich jetzt ganz durchgeackert habe und notieren will, erschüttert es mich, auf einer wie dünnen Bodenschicht ich in meinem Deutschtum stehe. Erst 48 Gleichberechtigung der Juden, in den fünfziger Jahren noch einmal eingeschränkt. Dann in den siebziger Jahren schon wieder starker Antisemitismus und eigentlich die ganze Hitlertheorie bereits entwickelt. Ich habe von alledem wenig gewusst – wirklich, intensiv gewusst: gar nichts, vielleicht nichts davon wissen wollen. Trotzdem: Ich *denke* deutsch, ich *bin* deutsch – ich hab es mir nicht gegeben, ich kann es mir nicht ausreissen. Was ist Tradition? Alles beginnt bei *mir*. Nein, doch bei den Eltern. Hätte Vater in seiner Jugend das ihm gebotene amerikanische Rabbinat angenommen ...

Ich erwäge aus meiner jetzigen Studienlektüre heraus einen Nachtrag zum zweiten Curriculum-Band: *Que sais-je*. Was hab ich von den miterlebten Dingen wirklich miterlebt und wie? Das wäre psychologisch interessant und führte nachträglich ein paar allgemein wesentliche Daten ein. –

Gestern bei Dr. Neumark, dem eminent orientalisch aussehenden

den «Konsulenten» (d.h. für Juden zugelassenen Rechtsanwalt). Auf Steinitz' Rat eine Eingabe der «Freigrenze» wagen. Ich operierte wie Steinitz mit der arischen und leidenden Frau. Es ergab sich als wichtigerer Faktor, dass ich nicht vom Vermögen, sondern von Staatspension lebe. Neumark meinte, daraufhin würden die bewilligten 190 M wohl sicher erhöht werden. – Neumarks Bureau an der Kreuzkirche; ich musste zu Fuss hin und zurück. Neumark, Mann in den beginnenden Fünfigern, erzählte von äusserster Erbitterung in Österreich, rechnete auch mit baldigem Ende. –

Neueste Einengung: «Es ist darauf hinzuweisen, dass Juden Lebensmittel nicht aufsparen dürfen, sondern nur soviel kaufen, als sie zum jeweiligen Verzehr gebrauchen.» Ich fragte Neumark, wieviel man danach im Hause haben dürfe (z.B. die ganze Zuckerration eines Vierwochenabschnitts?). Er erwiderte, das komme bei jeder Haussuchung auf die Gestapo an. – Das Grauen vor dieser Haussuchung verfolgt mich Tag für Tag. Kritischste Stunde scheint acht Uhr abends.

Ich lese mit vielem Vergnügen den «Tancred» von Disraeli. Ich bin jetzt schon mehrfach auf die «Jüdische Buchvereinigung» gestossen. Hier Levin, Elbogen und eben Disraeli. All diese Publikationen sind direkt vom Nationalsozialismus beeinflusst, wahrscheinlich ist die ganze Verlagsgesellschaft erst unter dem Druck des 3. Reiches entstanden. Ich muss mir einen Katalog verschaffen, ich wittere auch hier Stoff für LTI.

LTI. Todesanzeigen unter dem Hakenkreuz: «Sonnig», das in den ersten beiden Jahren florierte, erscheint auch jetzt, aber seltener. «Lebensfroh» steht in mindestens vier von fünf Anzeigen, und ebensooft ist die Nachricht, die man tieferschüttert erhält, «unfassbar». Alle drei Ausdrücke sind lebensbejahend und in diesem Zusammenhang betont unchristlich. Religiöse Formel («es hat Gott gefallen» und dergleichen) ist *sehr selten*, aber auch das Runenzeichen (Y A) bildet nur die Ausnahme. Selten geworden, nein, nur seltener, keineswegs vereinzelt: «Für Führer und Vaterland» und «in stolzer Trauer».

31. März, Dienstag

LTI. Die Sprache bringt es an den Tag. Bisweilen will jemand durch Sprechen die Wahrheit verbergen. Aber die Sprache lügt nicht. Bisweilen will jemand die Wahrheit aussprechen. Aber die Sprache ist wahrer als er. Gegen die Wahrheit der Sprache gibt es kein Mittel. Ärztliche Forscher können eine Krankheit bekämpfen, sobald sie ihr Wesen erkannt haben. Philologen und Dichter erkennen das Wesen der Sprache; aber sie können die Sprache nicht daran hindern, die Wahrheit auszusagen.

Notizen zu Elbogen, «Geschichte der Juden in Deutschland», beendet.

Wir tauschen Margarinemarken gegen Brot ein, wir betteln uns durch. Wir lernten bei Ida Kreidl eine grauhaarige Sternträgerin, Patin Pauls, kennen, Frau Fleischer. Sie hat ihr Haus in der Bernhardstrasse offenbar an arischen Schwiegersohn verschoben, sie versprach Hilfe. Eva kam mit versagendem Fuss und belastet wie ein Packesel von ihr zurück. Mindestens 20 Pfund Kartoffeln, ein Glas Schnittbohnen, dazu Marken für 4 Pfund Brot. Evas Fuss versagt täglich – ich kann ihr Wege und Schleppen nicht ersparen.

–

Ein Artikel im «Reich» von Goebbels scheint überall verbreitet zu werden. «Wir *mussten* die Rationen verringern; so ungeeignet der Zeitpunkt ist, wir *mussten*. Wir bedrohen mit schwerer Strafe, mit *Todesstrafe*, jeden Schleichhandel.» – In eben diesen Tagen: Wir bedrohen mit *Konzentrationslager* Reisende, die nur zu ihrem Vergnügen reisen. In allen Punkten jetzt das Drohen mit sinnlos hohen Strafen. Überhaupt die Sinnlosigkeit der allzu hohen Strafen.

2. April, Donnerstag Abend

Neumark hatte mir Hoffnung auf Erhöhung meines Freibetrages gemacht. Die Devisenstelle hat abgelehnt. 190 M, d.h. 106 M für *alles* ausser der Miete. Derselbe 100 M-Betrag (ausser Miete) wird *jedem* «jüdischen Haushalt» bewilligt, einerlei, ob es sich um einen einzelnen, ein Ehepaar, ein Ehepaar mit Kind handelt. In

einem Fall soll die Summe tatsächlich einer Familie von fünf Köpfen zugewiesen sein. Ich habe einsetzbare Reserven bei Anemarie, die acht bis zehn Wochen reichen werden. –

Verbot für Juden, den Bahnhof zu betreten; Verbot, arische Handwerker «zu persönlichem Bedarf» in Anspruch zu nehmen. (Der Schuster in der jüdischen Kleiderkammer soll aber evakuiert sein. Wohin also mit dem zerrissenen Schuhzeug? Es gibt mehr solcher Fragezeichen. Unsere Wäsche türmt sich hier seit Dezember auf. Unser Staubsauger ist entzwei.)

Ich habe den «Tancred» von Disraeli zu Ende vorgelesen. [...] Ein Wort frappierte mich. Irgendwo im Gespräch heisst es, jetzt, wo es Dampfschiffe gebe, «ist England keine Insel mehr». Ganz wie Hitler im Anfang des Krieges sagte: «Wir haben die Luftflotte – England ist keine Insel mehr.»

LTI. Richard Banz, «Geist und Reich», nennt in spöttischen Anführungsstrichen: den «,liberalistischen’ Menschen» («der heute so schlecht in Kurs steht») und den «nationalistischem Menschen» (Seite 149). (Beide verdanke Deutschland der französischen Revolution.) Mir fiel auf, dass das Pejorativ liberalistisch fraglos in besonderer Analogie zu nationalistisch geschaffen worden ist. Aber von wem? Und wer hat das ältere «nationalistisch» aufgebracht?

Banz hat mich buchstäblich zwei Tage lang – so lange blätterte ich ihn durch – krank gemacht. Ich schlief ein, das Buch fiel auf den Boden. Es deprimiert mich, wenn ich Seite um Seite nicht verstehe. Bin ich so dumm? Ist der Autor so dumm? Von allen Geschwollenheiten ist mir die des ästhetenhaften Ethikers und Predigers die widerwärtigste und dunkelste ... Immerhin fischte ich einiges aus dieser Quallenmystik für meine Zwecke. Morgen ein Blatt darüber. Heute zum erstenmal der Zweifel, ob LTI wirklich Stoff zu einem Buche gibt. Eigentlich geht es doch nur um eine Handvoll Ausdrücke und Wendungen. Aber was soll ich jetzt mit meiner Zeit anfangen? Erst wurde mir das Dix-huitième aus der Hand geschlagen, dann das Curriculum – ich suche nun an Lektüre zusammen, was in den LTI-Kram passt. Den Banz habe

ich von Steinitz. Heute holte ich mir von Elsa Kreidl: Steinthal, «Über das Judentum», und Eva brachte mir von Paulig den ersten Band von Houston Stewart Chamberlain. Noch habe ich hier liegen (von Steinitz) eine französische Propagandaschrift für den Nationalsozialismus: Hans Keller, «La Troisième Europe». Auch will ich endlich «Die sozialen Strömungen» von Th. Ziegler durcharbeiten, das Gegenstück zu R. M. Meyers «Literatur des 19. Jahrhunderts», das ich von Gerstle erbt. So bin ich für ein paar Wochen versehen. Zum Vorlesen nahm ich von Elsa Kreidl den «Ssanin» und den «Friedemann Bach».

Bei alledem ist Hauptinteresse des Tages: Wie werde ich satt? Hauptwunsch, einmal wieder unbefangen soviel Brot essen zu können, wie ich brauche. –

Die allgemeine Situation unverändert. Es kann noch *Jahre* so gehen.

5. April, Ostersonntag, abends

Zum erstenmal frühlingshaftes Wetter. – Am Nachmittag bei Neumanns; dort auch Glaser mit seiner tonlosen Geige (Frau Glaser sagte ab, die gemütskranke Tochter brauchte Pflege). «Wenn Besuch kommt, hat Frau Professor (die arische!) den Kuchen mitgebracht.» Bilanz der Feiertage: bisher vier Selbstmorde unter den Juden. Ein Ehepaar nach der Haussuchung zur Gestapo bestellt, nahm Veronal. Ein Schneider und ein Kaufmann erhängten sich im Gefängnis vor dem Abtransport ins KZ. – Neue Evakuierungstransporte aus Berlin und mehreren andern Städten abgegangen. – Dem steht gegenüber: Vom 15. April ab erhalten die Amtswalter Revolver. Stimmungssymptom. Die Gespanntheit der Situation und, dementsprechend, die Grausamkeit in judaeos nehmen täglich zu. Neueste Verordnung: Ein Judenstern ist an den Wohnungen der Juden anzubringen.

Ich notierte den Banz zu Ende. Doch ausgiebiger, als ich angenommen hatte. Ich las mich in H. St. Chamberlain ein. Ich las eine Kleinigkeit «Friedemann Bach» vor. – Sehr grosse Schwierigkeit, satt zu werden.

Vor einigen Wochen brachte mir Ida Kreidl einen mächtigen

Stoss Schreibpapier, den sie in Pauls Nachlass gefunden. Wurde im Keller versteckt. Jetzt nehme ich einen kleinen Teil davon in Gebrauch – der Rest kam wieder ins bergende Dunkel. Nichts, wirklich gar nichts ist sicher. Alles kann geraubt werden, alles bietet Anlass zu masslosen Quälereien. – Zahnpasta haben wir seit Wochen nicht mehr. Nirgends aufzutreiben. Ebensowenig Toilettenpapier. Bisher ist es geglückt, kleinste Quanten Papierservietten zu kaufen. Die Wäsche konnten wir seit Dezember nicht fortgeben. Ich näherte mich dem allerletzten Hemd und Taschentuch. – Eva hat mir die Haare geschnitten – Friseure tun es nicht (oder nur in erbettelten Ausnahmefällen). – Die Nachrichten aus der Judenheit sind immer sofort herum. Als wir nach Hause kamen, wusste Kätschen Sara «es» auch schon. Von Ida Kreidl, bei der eine Verwandte gewesen.

7. April, Dienstag Vormittag

Gestern, Ostermontag, nicht aus dem Haus; die weitere Osterbilanz kam uns doch zu – via Kätschen: noch *zwei* Selbstmorde im neulich heimgesuchten «Turmeck» (der 5. und 6. in diesem Pensionat); furchtbare Haussuchung in der «Judenburg», der grossen jüdischen Mietskaserne in der Strehleiner Strasse, in der wir bei Reichenbachs, Seliksohns, Aufrichtigs gewesen sind. Dort trat die Gestapo 15 Mann stark am Donnerstag oder Sonnabend, also jedenfalls am Tage vor dem Fest, um fünf Uhr an, in einem Augenblick also, wo jeder seine Vorräte eingekauft hatte. Alles, was an Vorräten (*Markenvorräten!*) gefunden wurde, Fett, Fleisch, Gemüse, wurde mitgenommen. An Prügeln soll es nicht gefehlt haben.

Ich las viel Chamberlain und schlief immer wieder über der Lektüre ein, teils aus allgemeiner Erschöpfung und *buchstäblichem* Hungergefühl, teils wegen meiner Unfähigkeit, Philosophisches zu verstehen. Es ist erstaunlich, mit wie eng begrenzten geistigen Fähigkeiten ich meine Laufbahn gemacht habe. (Ebenso erstaunlich: mit wie wenigem Fachwissen!)

Einziger froher Eindruck in dieser täglich lastenderen Zeit: dass es nun schon so schön zeitig hell wird. Unter Frieren leidet man noch immer – aber der Kampf mit der Dunkelheit hat wenigstens ein Ende.

11. April, Sonnabend Vormittag

Jeder Tag bringt eine neue Verschlechterung der allgemeinen jüdischen und unserer speziellen Situation, und jeden Tag fühle ich das Versagen meines Herzens mehr. Ich muss auf der Strasse stehen, so arg schmerzt der Schlund. Ich habe vor jeder Aufregung eine zitternde Schwäche. – Das Haus geht uns nun bestimmt verloren, und es ist so gut als sicher, dass wir keinen Pfennig herausbezahlt bekommen. Vorletzter Stand der Dinge war: Berger wollte das Haus gegen Zahlung der Hypothek haben, die Restsumme (mindestens 4'600 M) würde durch notwendige Reparaturen verschlungen. Heise, in seiner Art unparteiisch, lehnte ab, da meine Einwilligung fehlte. Berger-Dölzschengemeinde erklärten: Das Haus diene jetzt «gewerblichen Zwecken», also dürfe es sofort enteignet werden. Heise warf ein: Es war aber beim Vermieten Eigenheim, der Fall ist ungeklärt, und meine Verkaufseinwilligung fehlt. (Sie fehlte auch, als meine Grundsteuer erhöht wurde, ohne dass ich die Miete erhöhen durfte. Fiktion der Erhöhung: Es ist nun aus Eigentum zum Mietshaus geworden.) Gestern erzählte Kätchen aus JMA-Quelle, Köhler, der Parteivertreter bei der Jüdischen Gemeinde, genannt «der Judenpapst», Köhler «schäume gegen den judenfreundlichen Heise». – Heute früh Einschreibebrief des «Regierungspräsidenten Bautzen»: Heise ist nicht mehr Verwalter, an seine Stelle tritt eine Grundstücksfirma. Das bedeutet also, dass mir das Haus jetzt abgedreht wird. Alle Mühe, Aufregung, alles Hineingesteckte umsonst. –

Auch mit der Erhöhung der Freigrenze wird es nichts. Die Bestimmungen wechseln von Tag zu Tag, von Ort zu Ort, von Laune zu Laune. «Die Pension bleibt frei, sie ist ein Arbeitseinkommen»: darauf stützte sich Neumark anfangs, so hatte er den Antrag Steinitz durchgebracht. Jetzt heisst es: Pension ist erspartes Geld,

rechnet wie Vermögen, ist nicht frei. Dann hatte Neumark mir wenigstens noch fünf Mark im Monat herausholen wollen, weil meine arische Frau fussleidend ist und bei ihren Einkäufen in der Stadt Mittag essen muss. Dafür wird jetzt ein ärztliches Zeugnis gefordert, das ich kaum beibringen kann.

Im Zusammenhang mit diesen Bemühungen kam ich in etwas engeren Konnex mit Glasers. Er schrieb mir, er wisse einen Rat, ich suchte ihn auf, traf statt seiner die Frau und (einen Augenblick) die Tochter; am nächsten Tag besuchte das Ehepaar uns. Der Rat war nichtig: Eva als Arierin solle sich selbst an die Devisenstelle wenden. Aber dort bewilligt man ihr nur von Fall zu Fall, was sie nachweislich für sich allein (für ein Kleid, eine Reise) gebraucht. Glaser ist eine merkwürdige Mischung aus Senilität und genialischem Wesen. Er ist Musiker und spürt nicht, dass er keinen Ton aus der Geige holt. Er ist Kunstsammler (Gravuren etc.), er hatte meinen Zola-Abschnitt in der französischen Literaturgeschichte gelesen und griff mich hartnäckig an, weil ich Zolas Determinismus und optimistische Erzieherhoffnung für Widersprüche erkläre, er hat selber Kommentare zum Steuerrecht geschrieben. Um seine Familie scheint er sich nicht übermässig zu kümmern. Er hat zwei Jahre in Berlin gelebt, er streift hier umher, in den Strassen und in seinen Gedanken. (Er ist als «Privilegierter» sternlos.) Die Sorgen scheinen seiner sympathischen Frau überlassen, wohl einer Fünfzigerin. Sie klagte mir neulich ein wenig. Die Tochter, nicht ungut aussehendes Blondchen von dreissig Jahren, ist gemütskrank, fürchtet sich vor den Menschen, vor den eigenen Angehörigen, leidet an Minderwertigkeitsgefühlen – Sanatorium und Psychoanalyse haben nichts geholfen, Selbstmordgefahr besteht. Sie ist Schneidermeisterin, ihr Atelier war früher in Flor, hält sich jetzt nur mühsam. Sie erklärt, «nicht mehr zuschneiden zu können». Die Mutter hilft ihr. Es soll noch ein Sohn da sein – irgendwo in Landarbeit. Die ganze Atmosphäre schwer bedrückt. «Mein Mann merkt es nicht so...»

Zum Hinauswurf des «judenfreundlichen» Dr. Heise stimmt, was wir aus dem «Turmeck» hörten. Wegen eines der sieben

Selbstmorde kam die Kriminalpolizei, um Erhebungen anzustellen. Sie wurde von Gestapoleuten hinausgeworfen.

Neue Bestimmungen in judaeos: 1) Vom 15. April ab wird jede Wohnung durch einen Judenstern an der Aussentür kenntlich gemacht. 2) Auch auf dem Weg zur Arbeit dürfen Juden die Tram nur dann noch benutzen, wenn die Entfernung von Wohnung zur Arbeitsstätte in Dresden mehr als fünf, in Berlin mehr als sieben Kilometer beträgt.

Wir stehen nun dem nackten Hunger gegenüber. Heute gab es sogar Kohlrüben nur «für angemeldete Kunden». Unsere Kartoffeln sind zu Ende, unsere Brotkarten reichen vierzehn Tage, nicht vier Wochen.

12. April, Sonntag

Wovon reden wir *seit Monaten* mit Ida Kreidl und Frau Pick am Sonnabend? (Gestern übrigens wieder unten, statt bei uns: dort ist geheizt, und dort gibt es immer noch ein bisschen Gebäck – wir sind die Bettler des Hauses, und Kätchen ist im Dienst.) Von den letzten Haussuchungen und Selbstmorden. Wann und wie wird die Haussuchung bei uns sein? Von den Evakuierten. Leben sie noch? Seit Monaten keine Nachricht. Werden wir hinausmüssen? Wie lange noch? Wird man uns vorher morden? – Gestern ein Novum. Nach fünf Monaten ein Lebenszeichen von Ernst Kreidl: *Karte aus Buchenwald*. Erschütternd war die Freude darüber. Er lebt, er ist nicht in Auschwitz, er darf alle vierzehn Tage schreiben und Post empfangen, er darf monatlich 15 M haben – man kann hoffen, dass er überlebt!

Charakteristisch und tröstlich, was Kätchen heute von einem Arbeitskollegen im Werk berichtet. Er sass drei Wochen im PPD, weil er einen Brief ohne «Israel» gezeichnet hatte. Er hatte es gut. Gemeinsame Arbeit mit Ariern, *gute Wächter*, erträgliche Kost. Der Wächter redete ihm Mut zu, es dauere nicht mehr lange. Beim Abschied: Wenn sie dich zu sehr quälen, oder wenn du zuwenig Essen hast, «dann unterschreibst du wieder mal ohne Israel!» Bei uns sollst du's gut haben!

18. April, Sonnabend gegen Abend

Die ganze Woche das Tagebuch zurückgestellt, Chamberlain notiert, um bis heute die ersten 500 Seiten (Leihband für sich) an Paulig zurückzugeben. Nachher war Evas täglich sich verschlimmernder Fuss so elend, dass ich ihr die Wendeltreppe dort nicht zumuten mochte. Der Stadteinkauf wird für sie immer beschwerlicher und unergiebiger (Wechselwirkung!). Bettelwege nach Kartoffeln kommen hinzu (nach Pirna und zur Frau Fleischer, deren Haus in der Bernhardstrasse weit draussen liegt).

Heute früh Karte von Frau Neumann: Ich hätte ihren Mann schon einmal so gut getröstet, er sei sehr deprimiert, ob ich ihn nicht besuchen könnte, ohne ihre Anregung zu verraten. Ich ging hin. Dicht vor unserm Haus rief mir ein junger Mensch, blond und brutal aussehend, von seinem Auto aus zu: «Du Lump, warum lebst du noch?» Vielleicht eine Gestapo-Kreatur. Ich traf Neumann allein zu Haus, er war schmal und blass. Als Einführung fragte ich nach einer Kartoffelquelle – Neumanns hatten zu Anfang des Winters gesagt, sie würden gut beliefert und litten keine Kartoffelnot. Ich erhielt auch von ihnen eine Mappe voll geschenkt. Neumann erzählte: Am Mittwoch seien neun Mann Gestapo bei ihnen gewesen – keine Haussuchung, bloss Wohnungsbesichtigung zum eventuellen Übernehmen. Die Leute verprügelten ihn grundlos, Schläge ins Gesicht und Anspucken, sie zerbrachen einen Chanukkaleuchter; seitdem sei er so mitgenommen. Ich sprach ihm Mut zu, es half. Seine Frau kam – beglückt, er sehe schon besser aus, in mir mache sich das väterliche Erbe bemerkbar! Schade nur, dass der Rabbi im eigenen Haus und bei sich selber ohne Wirkung ist!

19. April, Sonntag

Aus der vorigen Woche: Glaser schrieb, er wisse Rat in unserer Freigrenzensache. Ich ging zu ihm und traf ihn allein mit seinem Akkordeon. Auf mein Zureden hing er sich's um und spielte ein Weilchen. Er sagte: «Geige spiele ich ganz leidlich – Akkordeon kann ich nicht.» Selbstkritik!

Vielleicht ist es mit meinem «ganz leidlich Schreibenkönnen» nicht anders als mit Glasers Geigen, das nur ein schwaches Kratzgeräusch hergibt. In der Sache wusste Glaser gar keinen Rat. Ein anderer jüdischer Anwalt hier hatte dem Dr. Simon geholfen, ich sollte diesen ändern um Rat fragen. Aber der Dr. Simon ist praktizierender jüdischer Zahn-Krankenbehandler, hat also Arbeits-einkommen, womit sein Fall anders liegt als meiner. Ich habe bei Glaser trotz seiner geistigen Regsamkeit immer den entschiedenen Eindruck der Senilität. –

Drei Mann rückten hier an, ich glaubte schon, die haussuchende Gestapo. Es war aber nur «Zollfahndungsstelle». Gegen Käthen Sara (die gerade abwesende); längst schwebende Sache. Sie hat meinen Mietsanteil ausserhalb ihrer Freigrenze verbraucht, eine dumme Verschleierung, da dies über kurz oder lang herauskommen musste; sie wird bestimmt ziemlich hohe Geldstrafe, vielleicht Haft erhalten und gilt dann als «vorbestraft». Nun bin ich aber in die Sache verwickelt worden: Ich hätte wissen müssen, dass ich einer «unter Sicherung stehenden Jüdin» kein bares Geld geben durfte. Ich verteidigte mich: Ich war der Meinung, sie zahle das Geld sofort auf das Sperrkonto des Hausbesitzers und gebe als ihren eigenen Mietsbetrag nur die Hälfte an. – Ich musste in die Bureaus der Fahndungsstelle, ein Stockwerk eines Mietshauses in der Moczinskystrasse, Ecke Lindengasse. Der Oberzollinspektor Otto, der mich verhörte und dann das Protokoll in die Maschine diktierte, war ungemein liebenswürdig und bemüht, mich vor der entscheidenden Devisenstelle in all meiner Unschuld erscheinen zu lassen. Er führte als Beispiel meines guten Verhaltens an, dass ich neulich sofort wegen der Lohntüte des Tiefbauamtes angefragt hatte. – Interessant an dem Mann war mir seine *Ahnungslosigkeit* im Punkt des Judenelends. «Sie haben es nicht weit zu mir, Herr Professor, Sie fahren vom Wasa- zum Georgsplatz... Ach, *Sie dürfen nicht fahren?*» – Beim Verhör: «Vorname?» – «Victor Israel.» – «Welches bitte der Rufname?» – «Victor.» – «Fräulein, unterstreichen Sie ‚Victor‘.» Zu dieser Ahnungslosigkeit eines Beamten passt, was dieser Tage Neumark den Neumanns erzählte. (Er

hat ein möbliertes Zimmer bei ihnen in der Winkelmannstrasse und erhält regelmässig von der Polizei Weekenderlaubnis zum Besuch seiner Familie. Seine Frau (arisch) mit seinem Sohn aus erster Ehe (arisch) wohnt in der Werderstrasse. Dort hat der Stiefsohn auf seinen Namen die Wohnung der Eltern übernommen.) Zu Neumark also sagte ein nicht nazistischer, nicht antisemitischer Arier: «Der Eintritt Amerikas in den Krieg muss doch den Juden grossen Auftrieb verliehen haben, ich sehe jetzt sehr viel mehr Juden auf den Strassen als vordem, sie trauen sich wieder hinaus.» Neumark entgegnete, die Juden seien jetzt häufiger auf der Strasse zu sehen, weil ihnen die Tram verboten sei. Das war dem Mann vollkommen unbekannt. –

Am Freitagnachmittag bei Steinitz. Ich musste einmal hin, um ihn nicht zu kränken; ich tat es ungern, weil er immer über seine kranke und feindselige Frau klagt. Sie ist arisch und glaubt sich von ihm ins Verderben gestürzt, will sich aber – wohl aus pekuniären Gründen – nicht scheiden lassen. Wohnung – noch unverkürzte Wohnung – in der Reichenbachstrasse – der Blick geht gerade auf die Lukaskirche. An der Entreetür der Judenstern über Klingel und «Steinitz»-Schild, in der Mitte der Tür die Visitenkarte der arischen Frau. (Ähnlich, aber schlimmer, sieht es im Stockwerk über uns aus: Ernst Kreidl, der in Buchenwald befindliche, mit Judenstern; in der Türmitte sehr grosser Pappkarton: «Frau Elsa Kreidl, Arierin».) Steinitz, dem man seine 66 Jahre und den Star auf einem Auge nicht ansieht, zeigte mir mit Stolz allerhand gesammelte Bücher und Bilder. Auch das Manuskript seiner «in Englisch» verfassten, wie er selbst sagt, anekdotischen Geschichte der Aussiger Kohlenfirma Weimann, deren Reisender er vierzig Jahre gewesen ist. Er will diese Geschichte seinem Chef nach USA schicken und hofft auf Druck und Bezahlung, er will an dieser Arbeit so viel Englisch lernen, dass er später als Dolmetscher und Lehrer tätig sein kann. Ich nahm mir diesmal von seinen Büchern mit: «Jüdische Geschichte» von Joachim Prinz und H. G. Wells, «Die Geschichte unserer Welt». – Seine Frau kam, wohl 15 Jahre jünger als er, benahm sich ganz gut, hat aber irgendwie un-

guten Zug im Gesicht. – Eva wurde an der Tramhaltestelle vom Zimmermann Lange (in Gefreitenuniform) angesprochen. Sie ging mit ihm in ein Lokal, und er erzählte bei einem Glase Bier. Er ist als Fahrer bei der Polizeitruppe mehrere Wintermonate (bis Weihnachten) in Russland gewesen. Grauenhafte Massenmorde an Juden in Kiew. Kleine Kinder mit dem Kopf an die Wand gehauen, Männer, Frauen, Halbwüchsige zu Tausenden auf einem Haufen zusammengeschossen, ein Hügel gesprengt und die Leichenmasse unter der explodierenden Erde begraben. – Wütender Flecktyphus – gesprengte Automobile bei eiligem Rückzug. – Er ist auch durch Holland gekommen: Feindseligkeit der Bevölkerung, verschlossene Türen, kein Glas Wasser zu bekommen.

Kätchen Sara wollte den Professor Fetscher konsultieren (meinen früheren Kollegen, der mir durch Cohn Aufbewahrung von Manuskripten anbieten liess und der als sehr judenfreundlich gilt). Die Schwester am Telefon wies Kätchen erst zurück, es seien doch nicht mehr so viele Juden in Dresden, Dr. Katz, der «Krankenbehandler», genüge. Kätchen berief sich auf ihren verstorbenen Mann, den ÖVA-Direktor, den Fetscher gekannt, und nun hiess es, Herr Professor werde sie gern am Nachmittag aufnehmen. Sie ging hin und wurde von der Schwester arg deprimiert empfangen: Herr Professor habe soeben eine hohe Strafe wegen Judenfreundlichkeit erhalten, Frau Voss müsse entschuldigen, er könne es nun doch nicht mehr wagen, sie zu behandeln. –

Eben war ein älterer, sehr österreichisch plaudernder Herr hier oben, Steiniger, er möchte die Frau Doktor Klemperer sprechen. Zusammenhang: Er ist arischer Freund der Frau Pick. Wenn er bei einem Besuch von Gestapo überrascht wird, will er heraufkommen und als Freund meiner arischen Frau gelten. Andernfalls kommen er und Frau Pick ins Gefängnis.

Vorgestern bekam Eva einen rätselhaften Brief, «Ihre Bertel» unterzeichnet. Niveau und Orthographie liessen uns auf ein ehemaliges Dienstmädchen etwa schliessen, aber Namen und Verhältnisse waren nirgends unterzubringen.

– Der Brief galt Frau Voss und kam von der männerreichen Frau Paul, der ich mehr Bildung zugetraut hätte. – Begründetste Angst der Arier, mit Juden zu verkehren! Die Gestapo wütet gegen jede Verbindung. –

Eine Krankenschwester Annemaries brauchte eine Klemmnadel zum Feststecken ihrer Haube. Gewicht etwa ein Gramm. Sie musste sich für diesen Einkauf einen *Eisenschein* beschaffen.

Der mir seit jeher verhasste Erbteppich im Esszimmer schwimmt im Dreck; seit Wochen ist der schwere Staubsauger entzwei. Ich schleppte ihn für Eva vor Ostern zu einem Réparateur in der Nähe des Wasaplatzes, musste das schwere Stück aber wieder zurücknehmen, weil die Werkstatt übervoll stünde. «Vielleicht nach Ostern.» Inzwischen kam das Verbot, Handwerker «zu persönlichem Gebrauch» heranzuziehen. Ich besprach den Fall mit Steinitzens. Analogie: Sie haben eben eine elektrische Lampe zur Reparatur gegeben. Begründung im Notfall: 1) Der Haushalt ist zwar jüdisch, aber das Stück gehört der arischen Frau. 2) Der Jude ist verpflichtet, seine Möbel (die er nicht verkaufen darf!) «pflöglich» zu behandeln, und dafür ist in unserem Fall ein Staubsauger unbedingt notwendig.

Mein gesamtes Schuhzeug ist mehr oder weniger in Fetzen. Der jüdische Schuster bei der Kleiderkammer ist evakuiert worden. Nun gibt es noch einen jüdischen Schuster in der Holbeinstrasse; zu dem muss ich nächster Tage wandern. – Unsere Wäsche ist seit Dezember nicht mehr gewaschen. Einige nötigste Stücke wäscht Eva im Badezimmer aus.

Jeden Tag (nicht mehr nur nachts) englische Bombenflieger über Deutschland. Aber Dresden den ganzen Winter in Ruhe gelassen. Auch in Berlin ist es still. Es tat mir dieser Tage um die Schönheit Lübecks sehr leid. (Unsere grosse Autoreise mit Grete!) Es schien ein englischer Racheakt vorzuliegen – nichts als Kunstvernichtung. Gestern hörte ich von Neumanns, in Lübeck befindet sich ein grosses Hochofenwerk zur Verwertung des schwedischen Eisens. Lange erzählte Eva, er habe von einem Kameraden gehört, es liegen noch Hunderte oder gar Tausende unter

den Trümmern, es gebe 40'000 Obdachlose in Lübeck. Von dem allen mag das wenigste wahr sein, aber *etwas* ist doch wahr, und man (unendlich viele Mans) glauben dem Gerücht oder Mundfunk sehr viel mehr als der verschwiegenen und verlogenen Zeitung. – Alle paar Tage Liste von Todes- oder Zuchthausurteilen gegen Schwarzhändler und Lebensmittelschieber.

23. April, Donnerstag

Zahlen. Aus Berlin, offenbar an *alle* Zeitungen, gross «aufgezogen». Unsere U-Boote haben bisher zwei Millionen Tonnen amerikanischen Schiffsraum versenkt. Der gesamte Schiffsraum von USA beträgt acht bis neun Millionen Tonnen, ergo ist ein Viertel versenkt – ergo ist eine amerikanische Offensive in Europa unmöglich. – Hierzu: 1) Wie sind die zwei Millionen errechnet? 2) Im Knauer stehen für 1925 bereits 14½ Millionen USA-Tonnage. Rechnet man hierzu a) das Wachstum in 17 normalen Jahren, b) das ausserordentliche Wachstum, da USA seit 1939 mindestens am Wirtschaftskrieg beteiligt, c) alles was die südamerikanischen Staaten USA zur Verfügung stellen, d) die enormen Aufwendungen Amerikas seit dem Kriegseintritt – kann man dann nicht das Vier- bis Fünffache der «acht bis neun Millionen» annehmen? –

Die Juden sind bei Haussuchungen besonders böse daran, wenn Tabakwaren gefunden werden. Eva isst jetzt häufig in einem kleinen Restaurant an der Markthalle und Hauptpost, Steuer (von uns «Hüttig» genannt, Huttig, ein sächsisches Wort für ganz jämmerliches Volk, armseliges Proletariat, uns erst durch Käthen bekannt geworden). Sie sitzt häufig mit Postbotinnen zusammen am Tisch. Zwei unterhielten sich über den Diebstahl einer Dritten (worauf Zuchthaus oder Todesstrafe steht). «Sie raucht so gern, sie hat nur Zigarettenpäckchen gemaust.» – «Woher wusste sie, was drin war?» – «Es ist ja jetzt alles so schlecht verpackt, halb offen. Neulich hab ich im Henriettenstift, in dem Judenhaus, eine leere Schachtel abgegeben und die dazugehörigen Zigaretten einzeln aus meiner Tasche...» Wenn dies Gespräch von einem extre-

men Nazisten oder einem Angehörigen der Gestapo mitangehört wird, dann gibt es eine Schreckenshaussuchung mit Prügeln und Gefängnisstrafen für das ganze dicht überfüllte Stift. –

Gestern Nachmittag Seliksohns bei uns. Er ist zuckerkrank, und wir tauschen Trockengemüse gegen Kartoffeln ein. Gestern kamen sie mit etwa 10 Pfund zu uns, dieser Tage sollen wir 50 Pfund von ihnen haben. (Unsere, besonders meine Hauptnahrung, morgens, mittags, abends, kalt und warm, mit der Schale, ich bin ganz aufgetrieben davon.) Seliksohn zutiefst pessimistisch: Es könne noch Jahre dauern, ehe das Regime hier zusammenbreche; wenn es aber morgen falle, so helfe uns das auch nichts, wir würden in letzter Stunde ermordet, nur ein Wunder könne uns vor dem sichern Tod retten, unsere Lebenschancen betrügen allerhöchstens ein Prozent. – Um Kartoffeln hat es nach monatelangem Frieden einen sehr heftigen Zwist mit Kätschen gegeben. Sie hat eine grosse Wanne davon im Keller stehen, die schon ein ganzes Flechtwerk von Trieben haben und ganz verkommen. Sie mag uns, die wir Not haben, nichts davon ablassen. Sie macht patzige und taktlose Bemerkungen, das ist ihre Spezialität. – Ich glaubte schon, ich hätte ihr gegenüber Gleichmut gelernt, der letzte schlimme Zusammenstoss lag viele Monate zurück. Gestern riss mir doch wieder die Geduld. Hinterher fühle ich mich immer krank und mache mir Vorwürfe.

26. April, Sonntag Nachmittag

Evas Sonntagserholung: «Bloss zum Mittagessen, ohne zu schleppen, ein Stück als Spaziergang in die Stadt.» Es ist sehr wichtig, dass sie dort etwas zu essen auftreibt; so bleibt mehr Brot für mich hier. – Heute brachte sie die Nachricht mit: um drei Uhr «Reichstag, Entgegennahme einer Regierungserklärung.» Wir können vor morgen nichts darüber erfahren: Ist Schweden besetzt worden, oder die Türkei, oder Spanien? Irgendein Gewaltakt, ein «den Engländern um Stunden Zuvorgekommensein», ist es sicher. – Gestern Abend bei Ida Kreidl unten erzählte Frau Pick ein «arisches» Bonmot: «Optimisten sagen, es dauere noch sechs Wo-

chen, Pessimisten, es dauere noch sechs Monate.» Ich habe immer wieder Angst, es könnte noch Jahre dauern.

Die Not freilich steigt. Aber bei den Ariern in gleichem Masse wie bei uns? Wir hungern wirklich. In den letzten Tagen bettelte Eva viel. Brotmarken bei Frau Fleischer. Kartoffeln im Tausch gegen spärliches Trockengemüse von Seliksohn. Ein gesperrter Streifen unserer Kartoffelkarte wurde teilweise freigegeben; ich rollte einen Handwagen zu Jentzsch, der mit seinem Karren am Wasaplatz hält, lud 40 Pfund für uns, 30 für Frau Kreidl auf, und sie überliess uns für das Heranschaffen noch 10 Pfund. Eva schleppte von Seliksohns Lieferant in der Stadt zwei schwere Taschen heran, ich erwartete sie an der Strassenbahn und schleppte die Taschen nach Haus. Eva brachte aus der Markthalle die einzige auftreibbare Kohlrübe, 5½ Pfund. Als ich das Ding zerschnitt, war es durch und durch verfault und stank. Ich bin ständig aufgetrieben und vergast, ich stopfe zwei- bis dreimal täglich eine Schüssel Kartoffeln in mich hinein; ewig knappes Brot, trocken, ist stützende Delikatesse, Fett fehlt, Fleisch fehlt. Einen grossen Teil unserer Doppelration, jetzt zusammen 600 Gramm in der Woche, erhält der Kater. Wir beide frieren viel, ich bin immer müde, Eva (*viel* magerer als ich) am Fuss behindert, stark deprimiert. – Und immer die Angst vor der Haussuchung. Gestern ist in der Altenzeller Strasse eine achtzigjährige Tante Kätchens geprügelt worden. Mit dem neulichen Verhör auf der Zollfahndungsstelle ist es nicht getan. Am Donnerstag bin ich zur Devisenstelle geladen; ich werde sehr unschuldig zu einer Geldstrafe kommen.

Neueste Verordnung: Juden dürfen nicht Schlange stehn. – Juden haben abzuliefern: «Haarschneidemaschinen – Haarschneidemaschinen, Haarkämme, ungebraucht.» Juden werden *bei strenger Strafe* erinnert, den Stern fest aufgenäht zu tragen, weil angesteckte oder mit Druckknöpfen gehaltene Sterne zeitweilig entfernt werden könnten. Die Kämmen sind tröstlich, sie enthüllen äussersten Mangel – man schreckt vor keiner Jämmerlichkeit zurück.

Ebenso tröstlich ist beinahe mein Besuch bei dem neuen Hausverwalter, Firma Schrapel, Inhaber Richter, in der Victoriastrasse. Ich musste einen Hetzhund erwarten, denn als solcher ist er mir aufkrotzt; stattdessen traf ich einen heimlichen Verbündeten – so kann sich die Partei heute auf ihre Auserwählten verlassen! Das ist Trost, auch wenn mir nicht geholfen wird. Richter, ein Dreissiger, schüttelte mir die Hand, schloss vorsichtig das Zimmer gegen die Sekretärin nebenan, sagte, Heise habe wegen Judenfreundlichkeit niederlegen müssen, wenn er, Richter, den Leuten nicht ein bisschen entgegenkomme, hätte ich in acht Wochen den dritten Verwalter, womit mir nicht gedient sei, aber er möchte mir behilflich sein, ihm sei unsere grausame Situation bekannt. (Ich packte aus, als ich seine Gesinnung merkte). Er berichtete: Eine neue Hypothek auf unser Haus sei ihm schon angeboten, es sei aber zur Umschuldung die Erlaubnis der Partei (cioè der Kreisleitung, cioè Köhlers, des brutalen «Judenpapstes») notwendig und nicht zu erhalten, da der Ortsgruppenleiter in Dölzchen mit meinem Mieter und Reflektanten im Bunde sei. (Ich packte wieder aus.) Er, Richter, habe aber noch einen Plan und eine Hoffnung. Die Gemeindemaschine Dölzchen habe flüssiges Geld, er werde ihr die Hypothek anbieten. Vom Juden darf sie höhere Prozente nehmen als vom Arier. Köhler wiederum werde glauben, wenn die Gemeinde die Hypothek an sich bringe, so sei mir das Haus schon halb abgetrieben. Was aber faktisch nicht der Fall sei. Ich sagte, mir liege alles daran, das Haus zu halten, schob wieder mein Herzleiden und das Interesse meiner arischen Witwe vor, sagte aber beim Weggehen: «Es kann ja nicht mehr ewig dauern.» Wir versicherten uns gegenseitigster äusserster Diskretion, schriftlicher Verkehr soll ganz unterbleiben. – Ich glaube nicht, dass mir das Haus gerettet wird, aber die Haltung des Mannes hat mir wohlgetan. –

LTI. Ich notierte Prinz, «Jüdische Geschichte», legte Nachdruck auf seinen nazistischen Sprachgebrauch. Dabei ging mir auf: Zelle – *Betriebszelle*. Von Darwin zum Technischen, Naturwissenschaft + Technisierung.

Wochenlang quälten wir uns mit «Friedemann Bach»; schliesslich las ich jetzt die letzten hundert Seiten allein aus. Ein grauenvoll schlechtes Buch. [...]

28. April, Dienstag

Hitlers Reichstagsrede am Sonntag, 26.4. Danach ist es nicht mehr fünf Minuten vor zwölf, sondern 11.59 Uhr. Er spricht von der Katastrophennähe im vergangenen Winter. Er sagt, auf den nächsten sei er besser vorbereitet. Wann also das Ende? Er sagt, die Entscheidung falle im *Osten*. Aber England? Aber USA? Ungleich wichtiger: Er sagt, er habe nur selten «hart» durchgreifen müssen, wo der Gehorsam versagte. (Also hat er versagt!) Das wichtigste: Er fordert das Recht, unmittelbar, ohne Verfahren, Offiziere, Beamten, *Richter* unschädlich machen zu dürfen. Wesentlich hierbei die Ausdrücke: «zur gemeinen Kassation verurteilen» oder «aus Amt und Stellung entfernen» «ohne Rücksicht auf ,wohlerworbene Rechte'» (dreimal, danach noch einmal von Göring gebraucht). Kassation ,Offiziere, «wohlerworbene Rechte» sehr altes, festgeprägtes Wort der Beamtengesetzgebung. – Es ist toll, es ist sich Überschlagende Tyrannei, es ist äusserste Unsicherheit, wenn ein längst mit aller Diktatorgewalt Ausgestatteter noch einmal fordert, was er schon besitzt, wenn ein Sultan ausdrücklich erklärt, er werde selber in die Justiz seiner Richter eingreifen, wenn sie bloss «formales Recht» üben. Sprachlich amüsant wieder das Verhältnis zur Zahl. «Napoleon hat mit minus 25 Grad zu kämpfen gehabt, ich mit minus 45 und einmal mit minus 52 Grad. Sogar meine Winter sind um das Doppelte grandioser als anderer Leute Winter! Und ich siege doch.» Zur Zahl noch: der schlimmste Winter seit 140 Jahren. – Bis zum letzten Wahnsinn gesteigert ist diesmal die Konzentration des Hasses. Nicht England oder USA oder Russland – *nur*, in allem nur und einzig *der Jude*. – Beachte die Mischung aus Versteckspiel und offener Drohung. 11.59 Uhr, aber ob *wir* den Ablauf des Tages erleben? Es hat sich nun schon zur festen Norm herangebildet: am Tage nach einer Haussuchung: Selbstmorde.

Gleichzeitig mit der Hitlerrede erfuhren wir den neuen Fall. Ein Ehepaar Feuerstein in der Altenzeller Strasse war ausgeplündert, dann auf die Gestapo bestellt und dort geprügelt und mit Füßen getreten worden; in der Nacht fand man die Leute tot in ihrer vergasten Küche. – Von Tag zu Tag warte ich auf die Haussuchung bei uns. Am stärksten ist die Beklemmung immer abends zwischen sieben und neun. Wohl zu Unrecht, denn die Rollkommandos sollen zu jeder Tageszeit erscheinen. Sie sollen *alles* rauben: auch Essen, das auf Marken gekauft, Schreibpapier, Portomarken, Ledermappen. Sie sollen die Magermilch austrinken usw.

Ich lese Arthur Eloesser, «Vom Ghetto nach Europa». Das ist ein besonderes Kapitel, die Einwirkung der LTI auf die Juden. Aber wie weit wird meine Sprachgeschichte doch nur «getarnte» Geistesgeschichte sein? Nein, ich muss immer daran festhalten: in lingua veritas. Die Veritas gehört der Geistesgeschichte an; die Lingua bietet eine allgemeine Bestätigung des interessierenden Faktums.

Hitler bittet den Reichstag um das neue Recht, «weil es sich unter Millionen Anständiger um nur ganz wenige Ausnahmen handelt». Damit wird aus der allgemeinen Forderung etwas Bestimmtes. In gewissem Sinn ist das enzyklopädischer Stil der Gewalt. Zugleich offene und versteckte Drohung. Sprachlich durchzudenken. – Paroxysmus, Tyrannei aus Schwäche. – Wie muss die Wirkung auf das Ausland sein? Wie auf die Verbündeten?

Gegen Abend

Wirken Hitlers Reden doch? Ein älterer Arbeiter (*älter* und *Arbeiter* aller Wahrscheinlichkeit nach!) rief mir vom Rade herab zu: «*Du Judenluder!*» So etwas macht mich schwankend in meiner Zeitangabe 11.59 Uhr.

Ein deutscher Jude, einerlei welchen Berufs, kann heute nichts schreiben, ohne die Spannung Deutsch-Jüdisch ins Zentrum zu stellen. Aber muss er deshalb vor der Meinung der Nationalsozialisten kapitulieren und muss er ihre Sprache annehmen? Arthur Eloesser, già unbefangen deutscher Theaterkritiker der «Vossischen Zeitung», tut beides ohne Einschränkung.

29. April, Mittwoch Morgen

Neue Haussuchung, neuer Selbstmord. Ein Arzt Dr. Korn, Katholik-Jude, Frau arisch. Pillnitzer Strasse. Die arische Frau ist geprügelt worden, der Mann sollte sich am nächsten Morgen auf der Gestapo melden. Selbstmord in der Nacht. Das Übliche. Kätschen bringt es aus dem Werk nach Hause. Dazu der Ausspruch des Rollkommandos: «Wir werden dafür sorgen, dass keiner von euch lebendig herauskommt.» In der Zeitung stand als Fazit der Reichstagsitzung noch einmal, dass der Führer von nun an das ihm durch den Reichstag und also durch das Volk bestätigte Recht habe, ohne sich an Paragraphen und vorgeschriebene Wege zu halten, unmittelbar in alles einzugreifen. Von da aus und der Judenarie geht der Weg zum Verfahren der Gestapo.

3. Mai, Sonntag Nachmittag

Allmählich geht mir das ununterbrochene Kartoffelschleppen, – bürsten, –essen auf die Nerven. Ich muss froh sein, dass einige Marken freigegeben sind, dass uns Bekannte ihren Anteil überlassen; denn sonst würden wir hungern. Aber Nichts-als-Kartoffel ist auf die Dauer sehr schlimm. Eva ist nicht ganz so übel daran, weil sie mittags irgendwo einen, wenn auch jämmerlichen, «Stamm» auftreibt und da sie geringere Quanten braucht als ich. –

Am letzten Donnerstag morgens um neun wurde ich in der Devisenstelle, Amalienstrasse, vernommen. Wesentlich schroffer als neulich in der Zollfahndung. «Sie haben Beihilfe geleistet – Sie haben bereits zugegeben, vom Vorhandensein eines Sperrkontos gewusst zu haben.» Es dauerte lange, bis ich erklären konnte, was ich schon das erstemal erklärt hatte. Es wird mir wenig helfen: Ich habe mich nicht persönlich davon überzeugt, dass die Voss das Geld wirklich sofort weitergebe. Zum Mittwoch bin ich wieder vorgeladen. – Von der Devisenstelle ging ich zu meinem neuen Verwalter Schrapel-Richter. Er sagte, es bestünden «80 Prozent Wahrscheinlichkeit», dass die Gemeinde Dölzchen die Hypothek auf mein Haus übernehme. Aber ob mir damit geholfen ist? Als

Hauptgläubigerin wird mich die Gemeinde erst recht schikanieren. Alles kommt darauf an, wie lange sich die Regierung hält. «Sie ist sehr fest organisiert», sagte Richter.

Wir waren einen Nachmittag bei den übel beleumundeten und recht interessanten Seliksohns, denen wir 50 Pfund Kartoffeln gegen ein bisschen Trockengemüse abgenommen haben. Immer wieder geht Seliksohn gegen die «Komödie» meiner Taufe an, sucht er mich zum nationalen Judentum zurückzugewinnen. Er lieh mir Holitscher, «Reise durch das jüdische Palästina». Ich bin eben mit gründlichen Notizen dazu fertig geworden. Ganz umbekehrt. Die zionistischen Bolschewisten sind reinste Nationalsozialisten! Aber ungemein interessant war mir die Lektüre. Sehr merkwürdig ist mein Studium jetzt. Zufall – was ich an Büchern bei Bekannten finde. Geleiteter Zufall – ich greife nach allem, was zu meinem Plan passt. Entweder soll es der LTI oder dem Curriculum oder beiden zugute kommen. Auseinandersetzen muss ich mich mit diesen Sachen. Aber immer ist der Gedanke in mir: wahrscheinlich wird *nichts* mehr werden, weder LTI noch Curriculum noch Dix-huitième. Entweder werde ich der Angina pectoris oder der Gestapo zum Opfer fallen. Die Angst vor der Haussuchung verlässt mich nicht mehr, die schwere Müdigkeit verlässt mich nicht mehr – ich schlafe im Lesen und Schreiben ein, das Gehen macht mir Herzschmerzen. Die ändern gepredigte Zuversicht, es sei «11.59 Uhr», besitze ich keineswegs.

[...]

Bei Zeiss-Ikon gibt es einen «Kindergarten» in der Judenabteilung. Arbeiten, die von ganz jungen Augen mit der Lupe gemacht werden müssen. Dort arbeiten Mädchen von 15 und 16 Jahren. Der Jugendschutz für Juden ist ausdrücklich aufgehoben. Man liess diese Kinder in der letzten Woche derart in Tag- und Nachtschicht arbeiten, dass auf 48 Stunden 24 Arbeitsstunden kamen; man zahlt ihnen für die Stunde 27 Pfennige.

7. Mai, Donnerstag Mittag

Endlich ein bisschen wärmer und frühlingshafter; aber das Frieren der Hände, das Frostkribbeln in den fühllosen Fingerspitzen dauert an.

Gestern Morgen wieder Devisenstelle. 150 M Geldstrafe wegen «wissentlicher Beihilfe». Ich remonstrierte wegen des «wissentlich». «Ich kann mit Ihnen nicht streiten; wenn Sie sich nicht unterwerfen, übergebe ich die Sache der Staatsanwaltschaft – Sie kommen milde weg, ich hätte die ganzen an Frau Voss gezahlten Beträge, 1‘175 M, von Ihnen einziehen können.» Ich unterschrieb. Geldlich bin ich nicht geschädigt. Kätchen liess sich die Miete heruntersetzen, die durch 13 Monate zuviel gezahlten 5 M nachträglich abziehen, sie steuert auch 100 M zur Geldstrafe aus ihrem Strumpf bei. Es bleibt aber Bedrückliches genug: Ich bin nun «vorbestraft» (meine Verdunklungshaft war Disziplinarstrafe, diese Sache dagegen kommt in mein «Strafregister»), auch steht es der Behörde drei Monate lang frei, sich mit meiner «Unterwerfung» nicht zu begnügen und die Sache neu aufzurollen. Da braucht nun bloss die Gestapo aufmerksam zu werden... Ich habe den Eindruck, einer Haussuchung, Evakuierung usw. ungleich näherzustehen als vor der Affäre. – Kätchen ist windelweich und reuig; aber was hilft das?

Von der Devisenstelle ging ich zu dem einzigen jüdischen Schuster in der Sporegasse. Der Mann muss für *alle* Besterten arbeiten und ist überhäuft. Mehr als ein Paar nahm er nicht an, das soll aus Barmherzigkeit in vier Wochen fertig sein; im Allgemeinen fordere er acht Wochen Zeit, und dieser Tage müsse er überhaupt eine Annahmesperre eintreten lassen. In Holitschers «Palästinareise» steht ein Vers aus einem jiddischen Volkslied: «Ich bin a armer Chaluz, / a Chaluzl aus Poilen; / ich lauf auf Stiefelach, / Stiefelach ohn’ Soilen.» Das rezitiere ich jetzt andauernd.

Es ist jetzt schon stehende Einrichtung, dass Steinitz am Montag Nachmittag bei uns ist. Er bringt etwas Tabak mit, manchmal (selten) bekommt er eine Tasse Tee. Er erholt sich von seiner Frau, der sehr arischen und sehr hysterischen, er berichtet, was er

von vox populi gehört, Eva musiziert. Er sprach mit einiger Freude von der arischen Vox populi. Aber wie weit es noch bis Eruption ist, und ob wir sie erleben?

Gestern Nachmittag Seliksohns bei uns. Ähnliche Gespräche, ähnliche Stimmung.

Ich las zu Ende: Heinrich Spiero, «Schicksal und Anteil». Spiero ist ein Literat, der ungefähr mir parallel gearbeitet hat, etwa ein halbes Dutzend Jahre älter als ich. Zu Heyses 80. Geburtstag kamen kleine Monographien von ihm und mir heraus, die seine verhimmelnd. Seine Autobiographie ist in der ersten Hälfte zugleich trocken und bloss anekdotisch, ohne Tiefe, mir peinlich durch weimarisch-klassisches Deutsch und Fühlen; in der zweiten Hälfte (Weltkrieg) wirklich bedeutend. Mein wesentliches Interesse am Ganzen liegt in dem selbstverständlichen Deutschtum des Buches. Spiero ist bestimmt «Judenstämmling», er ist mit Eduard Simson verwandt, und dabei betont er aufs Unbefangenste seine Deutschheit und seinen Protestantismus. Ich muss ein kurzes Notizblatt anlegen, ich muss mit Eloessers Buch vergleichen. Jüdische Literaten *vor* und *nach* der «Machtübernahme», 1929 und 1936.

8. Mai, Freitag Mittag

«Du Judensau wirfst ja doch nur Junge, um sie zu Hetzern gross-zuziehen!» Ausspruch der Gestapo zu der «hinbestellten» siebzehnjährigen Frau Kronheim, wie uns deren Tochter gestern erzählte. («Hinbestellen» – auf stundenlange Spaziergänge schicken, sich immer wieder zu immer neuen Beschimpfungen und Püffen melden lassen ist die übliche Tortur im Anschluss an die Haussuchung.)

Aber gestern auch dies. Auf dem Wasaplatz zwei grauhaarige Damen, etwa sechzigjährige Lehrerinnen, wie ich sie oft in meinen Vorlesungen und Vorträgen antraf. Sie bleiben stehn, die eine kommt mit ausgestreckter Hand auf mich zu, ich denke: eine alte Hörerin, und lüfte den Hut. Ich kenne sie aber doch nicht, und sie stellt sich auch nicht vor. Sie schüttelt mir nur lächelnd die Hand,

sagt: «Sie wissen schon, warum!» und geht fort, ehe ich ein Wort finde. Solche Demonstrationen (gefährlich für beide Teile!) sollen des Öftern stattfinden. Gegenstück zum neulichen: «Warum lebst du noch, du Lump?!» Und dies beides in Deutschland, und mitten im 20. Jahrhundert. –

Ich kam da gerade von Marckwalds zurück; Frau Pick hatte mir gesagt, ich sollte dort Besuch machen, ich erwiese eine Wohltat. Villa in der Wiener Strasse, dicht beim Bahnhof Strehlen. An verschiedene Juden aufgeteilt, Innentreppe, man geht durch gemeinsamen Raum zu verschiedenen Parteien. Marckwald, den ich nicht kannte, ein gelähmter Herr von siebzig Jahren, geistig durchaus intakt, aber durch irgendein rätselhaftes Leiden an den Beinen ganz gelähmt, er sitzt – seit Jahren – im Lehnstuhl, seine sechzigjährige Frau pflegt ihn, hohe Armkrücken stehn dicht bei seinem Sessel. Ganz von der Welt abgeschnitten. Er war Landwirt, Rat bei der Landwirtschaftskammer, hat im Weltkrieg offenbar ähnliche Posten gehabt wie Spiero. Er und seine Frau sympathische, gebildete Menschen. Er war glücklich, einmal von anderem reden zu hören als von Haussuchungen, von denen er eine schon in schlimmster Form (mit Prügeln der Frau) hinter sich hat. Die Leute sind seit Jahrzehnten getauft – ihr arischer Kreis darf sie nicht mehr aufsuchen, ihre Kinder sind im Ausland. Der Mann – natürlich aus der eigenen Wohnung verdrängt, sitzt am Tisch, hat Patiencekarten vor sich, liest. («Meine Lieblingsautoren, zu denen ich immer wieder greife: Reuter und Fontane.») Marckwalds waren mit Kutzbach befreundet, der eben gestorben ist. Für mich ein Name aus der Vergangenheit: Kutzbach, frommer Katholik und freundlicher Mensch, war Professor (Techniker) an der Hochschule – ich glaube, wir sassen im Senat zusammen. –

Das Haus, in dem der jüdische Schuster wohnt, gehört der israelitischen Gemeinde. Sie will dort auch einen jüdischen Friseur einrichten; zu diesem Zweck forderte neulich das Rundschreiben Haarscheren und ungebrauchte Kämmen an.

Eine sehr häufig wiederkehrende Fassung der Kriegstodesanzeigen lautet seit Monaten: «Tieferschüttert und noch unfassbar,

erhielten wir die schmerzliche Nachricht...» «Sein heissester Wunsch, seine Lieben wiederzusehen, blieb unerfüllt.» Vorgestern nun erschien der Brief eines Frontoffiziers «aus vorderster Linie»: Mit diesem «heissesten Wunsch» entstelle und erniedrige man das Opfer des Soldaten, der draussen vor allem an seine Heldenschaft denke. Die Heimat möge sich gleichfalls heroisch fassen. – Der Brief ist fraglos bestellte Arbeit, erscheint fraglos in allen deutschen Zeitungen und wird fraglos Wirkung tun. Von nun an wird die Fassung: «Für Führer und Vaterland» – «in stolzer Trauer» dominieren. –

Ich kämpfe mit ständiger Abspannung; besonders am Vormittag (so auch heute) schlafe ich regelmässig am Schreibtisch ein.

Was gehen mir für Wünsche durch den Kopf? Nicht Angst haben vor jedem Klingeln! Eine Schreibmaschine. Meine Manuskripte und Tagebücher im Hause haben. Bibliotheksbenutzung. Essen! Kino. Auto. –

Der vorige Krieg war eine so anständige Angelegenheit.

11. Mai, Montag

Zum 10.5. gab es einen Gedenkartikel in der Zeitung: Am 10.5.40 begann die Westoffensive. Für mich gliedert sich die Zeit so. Damals, Frühjahr 40, zogen wir gerade ins Judenhaus. Ich war tief deprimiert: aus dem Haus vertrieben und Hitler scheinbar endgültiger Sieger. Dann wurde der Sommer ein klein wenig besser, als ich geglaubt: England hielt durch, und Evas Fuss besserte sich. Der Sommer 1940 ist die Zeit unserer schönen Wanderungen. Es gab auch reichlich zu essen, Brot war leicht ausserhalb der Marken zu haben, Fisch wurde in Menge abgegeben. – Der Sommer 41 nahm uns schon die ausgedehnten Wanderungen. Wenn man nicht um sechs Uhr im Restaurant war, waren die brauchbaren Speisen ausverkauft. Aber nach dem Dinner fuhren wir zum «Einnehmerhaus», tranken unsern Apfelsaft, machten einen Spaziergang nach Haus und hatten dort reichlich Tee und Brot. Wir schwelgten auch oft zu Haus in Fischen. Jetzt sind die ersten schö-

nen Frühlingstage, der Auftakt zum Sommer 42. Ins Restaurant darf ich seit dem 19.10.41 nicht mehr, auf die Strasse begeben mich nur, wenn es durchaus notwendig ist, und so es nun warm wird, werde ich das Ausgehen noch mehr einschränken – denn ich will den verruchten Stern nicht auf das Jackett genäht haben, wo ich ihn ständig unter Augen hätte, und bin also zum Manteltragen gezwungen. Und das Essen: nackter Hunger. Seit einigen Tagen ist jetzt auch das Brot qualitativ schlechter geworden und dem des vorigen Kriegs angenähert: Es hat einen bitteren Geschmack, eine trübe Farbe, es soll Kohlrübe (die nicht im Handel befindliche Kohlrübe) enthalten. Vielleicht ist bei alledem ein Trost: die Aussicht auf ein Ende vor dem nächsten Winter. Aber vielleicht ist es doch nur eine trügerische Aussicht? Es taucht jetzt da und dort die Meinung auf, die Amerikaner würden von Murmansk her eingreifen.

Die Tyrannei verstärkt sich täglich – wohl auch ein Trost, so wie das verschlechterte Brot einer ist. Haussuchung im Altersheim Güntzstrasse. Frauen von 70 bis 85 Jahren bespuckt, mit dem Gesicht an die Wand gestellt und von hinten mit kaltem Wasser übergossen, ihnen die Lebensmittel fortgenommen, die sie auf ihren Marken als Wochenration gekauft, unflätigste Schimpfworte. – Eva wollte schwarze Nähseide kaufen. Wird nur für Trauerkleidung abgegeben, wenn der Todesfall beglaubigt nachzuweisen ist. – In der Zeitung ein Artikel, «Erfolgreiche Judenrazzia im Kreise Magdeburg-Anhalt». Es treibe den darbenenden Volksgenossen die Schamröte ins Gesicht: Man habe bei Juden ganze Kisten voller Lebensmittel gefunden, und die verbrecherischen Juden hätten sich der Polizei gegenüber noch frech benommen. Weshalb lügt man so schamlos? Es wissen doch schon so viele Arier, wie grausam den Juden gegenüber verfahren wird. Will man sich rechtfertigen, will man neuen «Sühnemassnahmen» vorarbeiten? – Frau Pick hat einen arischen Freund, grauhaarigen Mann, stürmischen Österreicher. Dieser Steiniger kommt zu uns herauf sich vorstellen; falls Gestapo überrasche, sei er bei Eva zu Besuch, die jetzt ihre besondere Visitenkarte an der Entreetür hat, abseits vom Ju-

denstern und ohne Sara – (aber doch nicht wie Frau Kreidl oben, deren Mann im KZ sitzt, mit der dicken, mit Ausrufezeichen versehenen Unterschrift «Arierin!»). Steiniger brachte mir gestern als Sonntagsfreude mit: 1 Zigarillo und 4 Pfund Brotmarken: Er arbeitet als Buchhalter in einer kleinen Brotfabrik – die übrigens von Stilllegung bedroht sei, weil ihr das Benzin zum Ausfahren fehle. –

Wir werden über unsere 190-M-Freigrenze incl. Miete nicht hinauskommen. Eva sollte ein Attest über ihre Fussbehinderung beibringen. Das wäre nur über Hugo Krüger gegangen, der ihre Sehnenzerreissung 1927 geröntgt und behandelt hat. Sie suchte den Mann auf, der nicht mehr praktiziert. Er war zur Taprigkeit gealtert, und in seiner vererbten Klinik war der alte Journaljahrgang schon vernichtet. Wollte sich Eva jetzt an einen andern Arzt wenden, so wäre lange Untersuchung und Beobachtung nötig – mit zweifelhaftem Ausgang, da die verschüchterten Ärzte mit Attesten übergeizig sind und nun gar direkt oder indirekt jüdischen Fällen gegenüber, und da ja Evas Fuss tagelang gut ist und nur bei Überanstrengung schwillt und versagt. Das Peinlichste an der Sache ist mir die Mitteilung an Neumark. Das Geld? Zwei, drei Monate reicht der Pirnische Strumpf, der ja nun durch Kätchen Sara aufgebessert ist – und was wird in zwei, drei Monaten sein, welchen Zweck hat es, so weit zu denken?

Ich ackere mühselig, immer wieder einschlafend und an allem Philosophischen versagend, dennoch nicht nutzlos durch Zieglers «Geistige und soziale Strömungen des 19. Jahrhunderts». Es ist vielleicht ganz gut, dass ich gezwungen bin, etwas für meine allgemeine Bildung zu tun. Allgemeine? Im Hintergrund steht ja doch immer der Gedanke an Curriculum und LTI. Wie diese beiden Bücher sich einmal gegeneinander absetzen sollen, ob beide entstehen werden oder nur eines oder keines – gleichgültig: Ich lese und notiere, als sei ich beider sicher und der nächsten zehn Jahre sicher. So komme ich auf halbwegs anständige Weise über den Tag. (Soweit er nicht durch Küchenarbeit besetzt ist.)

Mit höchstem Interesse lese ich vor, was mir John Neumann lieh: Sammy Gronemann, «Tohuwabohu». Den schwersten

Kampf um mein Deutschtum kämpfe ich jetzt. Ich muss daran festhalten: Ich bin deutsch, die andern sind undeutsch; ich muss daran festhalten: Der Geist entscheidet, nicht das Blut. Ich muss daran festhalten: Komödie wäre von meiner Seite der Zionismus – die Taufe ist *nicht* Komödie gewesen.

Vom Mandelbäumchen im Garten übergab Dr. Friedheim einen Strauss. Im vorigen Jahr tat das Ernst Kreidl, der jetzt im KZ. Peinlich komische Angelegenheit: Friedheim ist gewissermassen Ersatz und Seelenfreund bei Elsa Kreidl. Er leistet ihr Abend für Abend Gesellschaft, besorgt ihr den Garten usw. Die beiden leben sozusagen für sich. Er ist den Damen unten als launisch verhasst, und auch Elsa Kreidl (Arierin!) lebt in keinem guten Einvernehmen mit der Schwägerin. Wir selber stehen zwischen den Parteien, Elsa Kreidl leiht mir Bücher – aber eigentliche Freundschaft halten wir doch nur mit der «Kreidelei» des Parterre.

14. Mai, Donnerstag (Himmelfahrt, nicht Feiertag)

Zwei Jungen, wohl zwölf und sechs, nicht proletarisch, kommen mir auf engem Bürgersteig entgegen. Der ältere schleudert den kleinen Bruder beim Passieren rangelnd gegen mich und ruft: «Jude!» – Es wird immer schwerer, all diese Schmach zu ertragen. Und immer die Angst vor der Gestapo, das Verstecken und Fortschaffen der Manuskripte, des unbeschriebenen Papiers, das eilige Vernichten aller Korrespondenz... Die Widerstandskraft lässt täglich nach, die Herzbeschwerden wachsen täglich. –

Weil ich von jetzt *an fünf Mark* weniger Miete zahle, ist meine Freigrenze um *zehn Mark* reduziert worden.

Das Schlimmste ist die Unmöglichkeit systematischen Arbeitens. Bloss «Bildungslektüre». Dazu die Abspannung. Immer wieder am Vormittag schlafe ich ein. Langsam und mit geringer Ausbeute im Ziegler weiter. Dazu ein bisschen «Wilhelm Meisters Wanderjahre» – mir ganz fremd.

Überraschend gut und fesselnd Sammy Gronemann, «Tohuwa-bohu».

15. Mai, Freitag, gegen Abend

Gestern Nachmittag bei Rechtsanwalt Neumark, dem jüdischen «Rechtskonsulenten» hinter der Kreuzkirche. Am Georgsplatz arbeiteten Packer von Thamm. Einer kam gleich auf mich zu mit weit ausgestreckter Hand. «Das ist aber nett, dass Sie mir die Hand geben» (es ist mehr als nett, es ist gefährliche Demonstration). – «Wie geht es Ihnen?» – «Schlecht, sehr schlecht.» – «Irgendwann müssen Sie mir mehr davon erzählen.» Er ging an seinen Wagen zurück. – Neumark riet, wir möchten Evas Fall mit Dr. Magnus beraten, vielleicht lasse sich doch irgendwie ein Attest beschaffen. – Ich traf Friedheim dort, der sich in der Voss-Affäre nicht unterwerfen will. Neumark bedauerte, dass ich mich unterworfen hätte. Er war recht besorgt um die Folgen des Vorbestraftseins. Evakuierung droht jetzt ernstlicher als vorher. – Endlich warnte mich Neumark einigermaßen vor meinem neuen Hausverwalter Richter, das sei ein «falscher Sachse» und lasse mich im Ernstfall im Stich. – Der Tag gestern und natürlich auch der heutige standen unter dem Druck des deutschen Sieges vor Kertsch. Der Krieg, das war auch Neumarks Meinung, kann noch sehr lange dauern; verloren ist die deutsche Partie fraglos, aber wohl ebenso fraglos noch lange zu halten. Und wir inzwischen – all die Kränkungen von gestern scheinen mir seit ein paar Stunden klein und liegen im Weiten. Frau Ida Kreidl, die ich auf dem Einkaufsweg traf, berichtete die neueste Verordnung, gab sie uns dann im jüdischen Gemeindeblatt zu lesen: Sternjuden und jedem, der mit ihnen zusammenwohnt, ist mit sofortiger Wirkung das Halten von Haustieren (Hunden, Katzen, Vögeln) verboten, die Tiere dürfen auch nicht in fremde Pflege gegeben werden. Das ist das Todesurteil für Muschel, den wir über elf Jahre gehabt und an dem Eva sehr hängt. Er soll morgen zum Tierarzt geschafft werden, damit ihm die Angst des Abgeholtwerdens und gemeinsamer Tötung erspart bleibt. Welch eine niedrige und abgefeymte Grausamkeit gegen die paar Juden. Es ist mir um Evas willen sehr bitter zumute. Wir haben uns so oft gesagt: Der erhobene Katerschwanz ist unsere Flagge, wir streichen sie nicht, wir behalten

die Nasen hoch, wir bringen das Tier durch, und zum Siegesfest bekommt der Muschel «Schnitzel von Kamm» (dem feinsten Kalbsschlächter hier). Es macht mich beinahe abergläubisch, dass die Flagge nun niedergeht. Das Tier mit seinen mehr als elf Jahren war in letzter Zeit besonders frisch und jugendlich. Für Eva war es immer ein Halt und ein Trost. Sie wird nun geringere Widerstandskraft haben als bisher.

18. Mai, Montag Vormittag

Das bevorstehende Ende Muschels lastet schwer – ich wollte, es wäre überstanden... [...] Und das Ende des Katers ist nur ein besonders schlimmer Schock unter der Menge der täglich wachsenden Bedrängnisse. –

Nachmittag

Wir hatten am Sonnabend Neumanns bei uns; wir waren am Sonntag bei Seliksohns; dorthin kam zu ärztlicher Visite der jüdische Vertrauensarzt Katz: Von allen drei Seiten hörten wir Schlimmes; ganz offenbar besteht die Absicht des Zermürbens, möglichst viel einzelne sollen in Selbstmord getrieben werden. Dr. Magnus, der Orthopäde, mit dem ich zusammen Schnee schippte, wurde am Stübelplatz gestellt. Ein Mann sprang aus Gestapo-Auto: «Du Lump, warum gehst du hier spazieren und arbeitest nicht? Wir treffen dich zum zweitenmal.» Und spuckte ihm ins Gesicht. Magnus arbeitet jetzt auf dem jüdischen Friedhof – ich weiss nicht, ob als Totengräber. – Ein fünfundachtzigjähriger Mann war längs des Grossen Gartens gegangen. Allgemeine Randstrasse, aber an der Parkseite – ich lernte gestern, dass die Parkseite zum judenverbotenen Parkgebiet gehört. Auf die Gestapo bestellt und so verprügelt, dass man ihn nach Haus und zu Bett bringen musste. Er sollte am andern Morgen wieder zur Gestapo – Dr. Katz stellte fest, dass er dazu nicht imstande. «Wozu frisst uns so einer das Brot weg?» sagt die Gestapo. Bei einem andern Krankenbesuch geriet Katz an diesem selben Sonntag in eine Haussuchung. Man hielt ihn im Nebenzimmer zurück; er hörte, wie nebenan geschlagen wurde. Es soll besonders einer in diesem

Kommando sein, der gewissermassen das offizielle Amt des Schlägers hat. Fausthiebe ins Gesicht, Tritte mit dem Stiefel, auch gegen Frauen. Besonders alte Leute sucht man in den Tod zu treiben. Im Augenblick sucht man mit besonderer Erpichtheit nach Medikamenten und reiteration-Rezepten. Hier wird alles fortgenommen mit vielem Schlagen und «Auf-die-Gestapo-Bestellen». – Dr. Katz, manchmal «Herr Doktor», manchmal «Katz» angeredet, gestern das erstemal geduzt, darf nur dann einen Krankenbesuch machen, wenn Lebensgefahr vorliegt. – Katz hat offenbar eine sehr schwere Stellung zwischen überwachender Gestapo und Judenschaft. «Die Leute sehen in mir immer in erster Linie den Juden, dann erst, ganz zuletzt, den Arzt.» Er hat eine sehr schlechte Presse bei den auf ihn Angewiesenen. «Er ist ein Schisser», sagte mir schon Magnus, «er schreibt niemanden arbeitsunfähig, aus Angst vor der Gestapo.» – «In seinem Wartezimmer hängt sein Bild in Uniform, zu Pferde, mit dem EK I, er trägt ein Monokel» – sagte Seliksohn. – Der Mann, obwohl ich, wie gesagt, seine Schwierigkeit verstehe, macht auf uns beide einen schlechten Eindruck. «Pretiös», sagte Eva summo jure von seiner Sprechart und Ausdrucksweise. Er hat in seinen blassblauen Augen in dem schmalen, geleckten Gesicht irgendetwas Tückisches! Im Übrigen zierlich, elegant, ohne feststellbares Alter. – Die allgemeine Stimmung bei Seliksohns war sehr gedrückt. Er betont immer wieder, wir kämen nicht mit dem Leben davon. – Dr. Katz gab den Rat, auf der Strasse immer so zu gehen, dass der Stern der Fahrbahn abgekehrt sei, denn man sei immer den Kontrollautos der Gestapo ausgesetzt. – Wir brachten Seliksohns, von denen wir Kartoffeln erhofften – diesmal leider vergeblich –, Spargel mit, 175 Gramm. Eva trug sie, denn es ist rein arisches Gemüse und brächte einen jüdischen Träger auf die Gestapo und ins Gefängnis. – Markenfrei gibt es jetzt kleine italienische Artischocken, die wenig gekauft werden, weil sie einmal unbekannt und zweitens eine blosse Leckerei sind. Eva und Kätchen Sara essen das mit Andacht – *ich* würde nur noch hungriger davon werden. – Eva hat

neuerdings für ihre Person eine Fischkarte; aber während die Juden glauben, mit den Fischen würde der arische Hunger gestopft, handelt es sich auch hier nur um Winzigkeiten in starken Zeitabständen. Eva erhielt 200 Gramm Kabeljau, 3 Miniaturrollmöpse und $\frac{1}{4}$ Pfund Häckerle, das früher markenfrei war, und dies scheint alles für eine Woche. Im Ganzen sieht es doch so aus, als stehe ein allgemeines Hungern bevor.

Es sieht auch so aus, als sei Kertsch nur ein Teilerfolg der Deutschen, und die eigentliche Offensive liege noch immer bei den Russen. Aber seit das Unheil mit dem Kater über uns hereingebrochen, ist Evas Resistenz und damit auch meine sehr gesunken.

Den Sonntag Vormittag über lag Eva sehr zerschlagen im Bett, und ich las auf einen Sitz die letzten hundert Seiten von «Tohuwabohu» vor. Ich muss mir ein Notizblatt dazu anlegen. Ein überraschend gutes Buch. Aber bekehren kann es mich nicht. Aus dem Deutschtum kann ich nicht heraus. Über den Nationalismus freilich bin ich ganz hinweg. Und für ein auserwähltes Volk halte ich die Deutschen nicht mehr.

Heute Vormittag – grosse quälerische Hitze, und des Sterns halber trage ich den Mantel – auf der Gemeinde einer Steuersache wegen (irrtümlich zur Vermögenssteuer angesetzt). Ein alter Herr plauderte mit mir. «Ich denke, wir sind etwa gleichaltrig – ich bin 74.» Ähnlich ging es mir im Herbst auf der Gestapo – wie alt und elend muss ich aussehen! Aber gestern bei Seliksohns stand eine Waage. Wir benutzten sie und wogen genausoviel und -wenig wie am 18. September 1941, dem letzten Abend, da ich sternlos ein Restaurant betreten durfte: Eva 55, ich 66 Kilo. – Ich ging dann ins Nebenhaus, wo sich die jüdische Gemeindeküche und ein Altersheim befindet. Steinitz hatte mir geschrieben, dort wohne Herr Hammer, der die Gemeindebibliothek verwalte und wohl Bücher von Herzl haben würde. Der Gang war, was die Bücher anlangt, erfolglos. Im Übrigen bedrücklich. Ein Zimmer wie eine Gefängniszelle, im Vorraum Gepäck. Hammer, ein älterer, kleiner Mann, lag angekleidet im Bett, sprang höflich auf, als ich nach Anklop-

fen eintrat, brüllte Leute, die ihn nach mir sprechen wollten, heftig an, begann sofort geschmeichelt und eitel von seinem Hospitieren bei Walzel, seinem Interesse für Theater und Literatur zu reden, Kritik an Walzel zu üben (der «zuviel für die Frau übrig» hatte, zuwenig von Shakespeare verstand, kein Wissenschaftler, nur ein Plauderer war!). Ich war froh, als ich fortkonnte. Aber ich bin nicht eigentlich entkommen. «Ich werde mich bemühen, Ihnen Bücher zu verschaffen – darf ich sie Ihnen persönlich bringen?» Natürlich musste ich ihn dürfen lassen. –

Wäre nur erst die Kateraffäre beendet. Ein anderer mag das lächerlich oder gar unsittlich finden, wo so viele um ihre Angehörigen leiden. Aber ich sehe doch, wie die Sache Eva mitnimmt. Muschel wird gehätschelt, er hat als Henkersmahlzeit Kalbfleisch bekommen, wie im Frieden – bin ich grausam, wenn ich im geheimen anmerke: 450 Gramm – wo 600 Gramm die Wochenration für *zwei* Personen bedeuten? Bin ich grausam, wenn ich wünsche, die Moriturstage wären vorüber? Eva sagte heute: «Das Tierchen spielt herum, ist vergnügt und weiss nicht, dass es morgen stirbt.» – Ob es jemanden gibt, der vielleicht von uns weiss: Morgen sterben sie? Ich muss mich immerfort wiederholen: Gefühlsverwirrung um den Kater. Mitleid: primo loco mit Eva, secundo loco mit mir, tertio loco mit Muschel. Manchmal primo loco mit mir. Aber Evas: «*Du* hast immer noch deine Arbeit, deine Produktion – mir ist alles genommen», hat doch Berechtigung. Und wäre mir gedienter, wenn ich ein demütiges Weib hätte, das in Kochen und Bridgespiel aufginge? Und habe ich ein Recht zur Eifersucht auf diese grosse Tierliebe? Und ist es *mir* ein angenehmer Gedanke, das gesunde und lebensfrohe Tier vergiften zu lassen? –

19. Mai, Dienstag gegen Abend

Muschel †. Schon vorige Woche hatte Eva Erkundigung eingezogen. In der Grunaer Strasse hat jemand die Praxis des guten Dr. Gross übernommen, der unsere Kater kastriert und Nickelchen ge-

tötet hat und im vorigen Jahr mit höchstens fünfzig Jahren am Herzschlag starb. Wir schwankten tagelang. Heute kamen Nachrichten, es sei ein Ablieferungsbefehl der Gemeinde unterwegs, nach dessen Empfang ich nicht mehr das Recht haben würde, selber über das Tier zu verfügen. Wir schwankten bis vier Uhr – um fünf endete die Sprechstunde des Mannes. Wenn nicht gerade bis morgen das Regime zusammenbrach, mussten wir den Kater einem grausameren Tod aussetzen oder mich in dringende Gefahr bringen. (Ein wenig gefährlich für mich ist schon die heutige Tötung.) Ich überliess die Entscheidung Eva. Sie trug das Tier in dem nun schon traditionellen Katzenkarton fort, sie war dann bei der Tötung, die in einer raschen Narkose geschah, anwesend – das Tier hat nicht gelitten. Aber *sie* leidet.

Ich schleppte mit schweren Schlundschmerzen 30 Pfund Kartoffeln von unserm Wagenhändler am Wasaplatz her. Als dort der Mann meine Karte schon in der Hand hatte, trat von hinten ein junges Weibsbild, blondgefärbt, mit gefährlich borniertem Gesicht, heran, etwa die Frau eines Kramhändlers: «Ich war eher hier – der Jude soll warten.» Jentsch bediente sie gehorsam, und der Jude wartete. Jetzt ist es gegen sieben Uhr, und die nächsten zwei Stunden wartet der Jude wieder auf die (meist am Abend stattfindende) Haussuchung.

Ich bin bemüht, mich in den zweiten Chamberlainband einzulesen. Im Grunde semper idem.

22. *Mai, Freitag Vormittag*

Evas Verstortheit über Muschel will sich nicht geben, und auch mich verfolgt das arme Tier. Ich lese, um Eva zu helfen, sehr viel vor, in der Nacht, am frühen Morgen, zu jeder Zeit. Den sehr guten Wälzer: F. van Wyck-Mason, «Drei Häfen». Vor einer Stunde beim Vorlesen Unterbrechung: ein Wein- und Schreikrampf über oder unter uns. Sofortige Annahme: Elsa Kreidl wird Nachricht vom Tode ihres Mannes im KZ erhalten haben. Ob dies nun so ist

oder nicht: dass wir und Kätchen sofort dies annehmen und es für fast sicher halten, ist das Charakterischste an unserer Lage.

Es ist heute ein Brief von «Arne Erik Johansson» gekommen. Er habe sich, schreibt er im enzyklopädischen Stil, «bestimmt vorgenommen, nächstes Jahr zur Frühjahrs- oder Herbstmesse nach Leipzig zu kommen (denn dieses Jahr wird eine Reise nach Deutschland selbst für uns Schweden noch nicht angängig sein).» Ich weiss nicht, ob wir durchhalten, ob man uns durchhalten lässt, wenn das noch ein ganzes Jahr so (und also mit täglicher Steigerung der Tortur) weitergehen soll.

Mittags

Unsere erste Vermutung stimmte: Telegramm eines Obersturmbannführers an Elsa Kreidl: «Ernst Kreidl heute 22.5. morgens verstorben, Brief folgt.» – Wahrscheinlich wird man nie erfahren, warum und wie der arme Teufel zu Tode gekommen ist. Er wurde vor einem halben Jahr zur Gestapo bestellt und kam nicht wieder. Er sass fünf Monate im PPD. Seine Frau erhielt keine Verbindung zu ihm. Dem Rechtsanwalt Neumark sagte man, es handle sich um eine harmlose Sache, er werde bald freikommen. Er wurde hier erst zu Weihnachten, dann zu Neujahr erwartet. Ich vermutete später, er sei irgendwie in der tschechischen Sache belastet. Seine Frau bestritt dies leidenschaftlich. Vor einem Monat nahm man ihr die wöchentlich eingelieferte Wäsche nicht mehr ab. Vierzehn Tage danach erhielt sie von Ernst Kreidl eine Postkarte aus Buchenwald: Es gehe ihm leidlich, er dürfe alle vierzehn Tage schreiben und Post empfangen, er dürfe monatlich 15 M erhalten. Dann nichts mehr und heute das Telegramm. – Ein solches Schicksal schwebt stündlich auch über mir. Jeder denkt an sich. Eva sagte: «Muschel ist drei Tage zu früh gestorben; heute könnte er offiziell der arischen Witwe Elsa Kreidl gehören.» Ich dachte an meine eigene Gefährdung, und die Richtung von Evas Gedanken kränkte mich. Elsa Kreidl wird sich nach dem ersten Schock mit ihrem Seelenfreund Friedheim trösten und mehr noch mit dem Gefühl, nun als arische Witwe aus allem Elend heraus zu sein. Ida Kreidl trauert um ihren deportierten und verschollenen Sohn Paul. Dazu

ein klein wenig um ihre verurteilten zwei Kanarienvögel. Der eine, der ältere, zwölfjährige hat übrigens das Prävenire gespielt und ist gestern von sich aus an ganz richtiger Altersschwäche gestorben.

Gestern Nachmittag besuchte ich wieder den gelähmten Marckwald. Die Wiener Strasse hier draussen im Frühlingsschmuck: Flieder, Rhododendron, Azaleen, Obstblüte, die ganze übliche Dresdener Herrlichkeit. Furchtbar, wie der Mann an Achselkrücken sich die vielleicht zwei Meter von seinem Sessel zu einer Kommode bewegte, wie er sich hochzog, wie er sich dann zurückfallen liess. Er zeigte mir Familienbilder, gab mir eine in Maschinschrift hergestellte Geschichte seiner Familie («500 Jahre Familiengeschichte von Ludwig Herz»), auf die ich als symptomatisch für das dritte Reich zurückkommen muss. Marckwald ist irgendwie durch Anheiratung entfernt mit dem Maler Max Liebermann verwandt. Ich sah ein Bild: Kommerzienrat Joseph Liebermann (um 1840), Grossvater Max Liebermanns und Emil Rathenaus. – Marckwald erzählte, seit Beginn der Evakuierungen im vorigen Herbst seien in *Berlin zweitausend jüdische Selbstmorde* vorgefallen. Auch Marckwalds müssen einen Vogel abliefern. Sie hielten es für furchtbar gewagt, dass wir unser Tier haben töten lassen. «Wenn die Gestapo das erführe!»

23. Mai, Sonnabend Nachmittag

Gestern Vormittag die Nachricht vom Tode Ernst Kreidls, nachmittags die längst erwartete Haussuchung. Im Wesentlichen war ich wieder einmal der Innocente. Ich ging um dreiviertel fünf (sehr ungerne) wieder einmal zu Steinitz – die üblichen Gespräche –, in Torgau sollen täglich Mannschaften und Offiziere, die wegen Meuterei hingschafft sind, standrechtlich erschossen werden –, die gefürchtete Frau benahm sich passabel –, um halb acht kam ich zurück: Das Rollkommando war hier um fünf erschienen und kurz vor meiner Rückkehr abgezogen. Ich sah zuerst durch die offene Entreetür das Chaos im Parterre. Friedheim zeigte mir die von Schlägen blutig unterlaufene Hals- und Kinnseite, er klagte

über einen Fusstritt in den Leib gegen eine Bruchnarbe. Frau Kreidl und Frau Pick waren auch geschlagen worden. Bei uns fand ich Eva in voller Fassung: Es sei alles programmgemäss verlaufen. «Du bist arisch? – Du Judenhure, warum hast du den Juden geheiratet? Im Talmud steht: ‚Jede nichtjüdische Frau ist für uns eine Hure‘...» Sie wurde heruntergeschickt. Sie erhielt unten ein paar Ohrfeigen – «mehr Bühnenohrfeigen als ernste», sagte sie, während Ida Kreidl ihrerseits über Ohrensauen klagte. Aber Eva wurde mehrfach ins Gesicht und auf den Kopf gespuckt. In unserer Wohnung – und ebenso bei Frau Voss, die wie ich erst post festum eintraf, fand ich genau das Chaos, die viehische Verwüstung durch grausame und besoffene Affen, die ich schon oft habe beschreiben hören und die in ihrer Realität doch ungeheuerlich wirkte. Auch jetzt noch sitzen wir in diesem kaum gelichteten Chaos. Inhalt der Schränke, Kommoden, Regale, des Schreibtisches auf dem Boden. Zerrissene Spielkarten, Puder, Zuckerstücke, einzelne Medikamente, Inhalt von Nähkästen dazwischengestreut und eingetreten: Nadeln, Knöpfe, Scherben zerschlagenen Weihnachtsschmucks, Pastillen, Tabletten, Zigarettenhülsen, Evas Kleidung, saubere Wäsche, Hüte, Papierfetzen – inextrikabel. Im Schlafzimmer der Gang zwischen Betten und Schränken, die Betten selber übersät. Was gestohlen, was vernichtet, was willkürlich versteckt, was übersehen, ist nicht recht festzustellen. Von den Medikamenten und Chemikalien ist Pyramiden ganz, Süsstoff zum grossen Teil verschwunden, braunes Tannalbin und irgendwelche rosa Hustenpastillen treiben sich überall herum. An Lebensmitteln hat man alles genommen, was auf Marken eingekauft war, Butter, Speck, Zucker (soweit er nicht am Boden in den Teppich getreten knirscht – ja, auch mein Brombeer-Rauchtee liegt da unten) – sodann, was wir noch an kümmerlichen Vorräten an Sossenpulver besaßen – dagegen bleiben ein paar Eier verschont – dagegen ging fermentierter Brombeertee mit. Mein Schreibpapier liess man teils hier, teils fand man es nicht, d'altra parte sind verschwunden alle Kuverts, alle meine Visitenkarten, von denen ich noch hundert besass – ohne Titel, Privatdozent –

Professor – Professor und Frau. Evas Visitenkarten lagen im Schlafzimmer. Dort suchte ein anderer, der hat sie auf den Boden gestreut. Die Flasche Schaumwein, von Frau Schaps 34 zur Haus-einweihung gestiftet, von uns für den Tag der Erlösung aufbe-wahrt, ging mit. Mein Verdienstkreuz fehlt, einige ausländische Münzen (ein Gulden z.B.) fehlen. Von meinen Büchern scheint keines zu fehlen, obwohl noch Lexika beliebt sein sollen. Meine Manuskripte waren kaum aus ihren Hüllen, nur die Kriegsbriefe durcheinandergeraten. Ein paar Bücher waren aus dem Regal ge-nommen, lagen auf dem Schreibtisch. Aber das griechische Lexi-ikon mit den letzten Tagebuchseiten war unangetastet, Evas No-tenschrank mit einigen Manuskripten von mir und mit grossem Papierpaket unberührt. Das Tagebuchmanuskript hätte mich fraglos das Leben gekostet. Offen auf Evas Notenschrank lag ein Heft Mendelssohn. Da ist das Titelblatt der Länge nach durchge-rissen. – Ausser dem Brombeertee, dem Zucker, den Zigaretten-hülsen liegt auf und im Teppich eine Unmenge kleiner Stückchen Markenpapier; ich sammelte diese Klebstreifen immer in einer Zi-garrenkiste und benutzte sie zum Anfügen von Anmerkungen und Korrekturen an das Druckmanuskript. Ein Glück, dass unser Staubsauger repariert und in Ordnung ist. – So sind wir alles in allem für diesmal noch leidlich davongekommen und haben uns wieder gegenseitig zugeschworen, die Nerven zu behalten. Aber welch eine unausdenkbare Schmach für Deutschland.

Für mich folgte der schwerste Teil der Angelegenheit erst heute. Ida Kreidl erschien gestern Abend nach neun Uhr verstört, sie sei beauftragt, die Beute der Gestapo heute früh um acht Uhr am Bismarckplatz zu präsentieren. Erst sei der Befehl an Fried-heim gegeben worden, der sich mit seinem Bruch entschuldigt habe, dann an sie. Unten standen fünf Koffer, vier mittelschwere Hand-, ein sehr schwerer ausgewachsener Coupékoffer. Was da alles drin ist, blieb bisher ein Rätsel. Man wird erst allmählich den Schaden entdecken, da ja bei der Plünderung niemand zusehen darf. Für diese Koffer also müsste ein Handwagen beschafft wer-den, und wir Sternträger dürften nach neun nicht mehr ausgehen.

Eva also zum Kaufmann am Wasaplatz. Ergebnislos. Friedheim sagte, der Gärtner gegenüber öffne um sechs und gebe bestimmt seinen Wagen. Er und ich wollten mit Frau Kreidl zusammen um halb sieben früh antreten. – Ich kam erst um eins zur Ruh, ich musste über das Chaos auf einem Bogen Packpapier und einer Wolldecke eskaladieren, ich las noch eine Weile aus den «Drei Häfen» vor (abklingen lassen!), und um sechs klingelte mich schon Frau Kreidl heraus. Ungewaschen nach unten. Beim Gärtner alles zu. Friedheim bewegungsunfähig. (Aber später ging es ihm auffallend besser.) Der winzige Handwagen Käthen Saras fasste nur die halbe Koffermenge. So mussten Frau Kreidl und ich – im Wesentlichen ich – zweimal zum Bahnhof trecken. Das erstemal schleppte ich den ganz schweren Koffer vom Bahnhof schräg hinüber in den Eingang der Gestapo. Das zweitemal fuhr ich auf Evas dringenden Rat den diesmal etwas leichteren Wagen nur zum Bahnhof und übergab ihn da der Ida Kreidl. Ich wollte nicht wieder in die Höhle der Bestien. Ich hatte sehr grosse Herzbeschwerden, war sehr erschöpft und mitgenommen. Ein Passant rief mir in der Strehleiner Strasse zu: «Was macht ihr Juden mit dem Gepäck?» Ein paar Gestapooffiziere (wahrhaftig Offiziere) riefen am Eingang des Hauses: «Ihr Moischelumpen!» Der zweite Transport langte erst um neun dort an, der erste freilich um halb acht. Immerhin: Ich fürchtete wegen der Zeitüberschreitung Schlimmes. Im Augenblick hätte ich Ida Kreidl nicht helfen können. Man ist so das Äusserste gewohnt: Ich fürchtete, sie würden Frau Kreidl dortbehalten, sie würden auch gegen die restliche Judenheit des Hauses noch Repressalien ergreifen. Sie waren aber gnädig: Sie haben Frau Kreidl nur mit dem üblichen Unflat beschimpft, sie die Koffer drei Treppen hoch hinaufschleppen lassen und sie dann freigegeben. – Unten fanden die Leute gestern u.a. eine Schüssel Spinat; der Inhalt wurde den Damen ins Gesicht und über das Kleid geschmiert, auch wurde die Tür des Badezimmers damit bestrichen. Bei uns stank alles nach Knoblauch: Ein paar Knollen, die auf dem Balkon gelegen, waren zerkleinert auf die

verschiedenen Zimmer verteilt worden und nicht gleich zu entdecken. – Frau Voss vermisst ausser allen Esswaren und einem Paar Stiefel zwei Rollen Klosettpapier und ein Heizkissen. Wir selber scheinen am wenigsten bestohlen. –

Heute neue Verfügungen: *Verbot, arische Friseurgeschäfte aufzusuchen.* (Mancher hatte noch «Beziehungen».) «Es ist Pflicht eines Juden, für die Pflege und Sauberhaltung seines Haares selbst zu sorgen.» – Ersatz von Brillengläsern, Reparaturen an Wirtschaftsgegenständen sind vorher bei der Jüdischen Gemeinde anzumelden, «Schönheitsreparaturen haben auf jeden Fall zu unterbleiben». (Neulich wurde das Radfahren an Sonntagen zu Besuchszwecken verboten.)

24. Mai, Sonntag Morgen, Pfingsten

Das Esszimmer zu neun Zehnteln hergestellt, das Schlafzimmer noch immer nicht, die Stimmung düster. Pfingsten! Ich war gestern Abend – zum erstenmal wohl seit Jahr und Tag ein Ausfall des Sonnabendtees bei Kreidls – noch ein paar Minuten unten. Man ist dort gegen die Leute doch brutaler vorgegangen, als Eva weiss, die nach einiger Zeit in unsere Wohnung zurückkehren konnte. Schlimmstes Opfer ist Friedheim geworden, in dem sie offenbar den Geldjuden, Bankier und Kapitalisten hassten. Der Mann ist völlig verändert; sonst von überheblicher Absonderung, schliesst er sich jetzt geschwätzig an. Er zog mich von Ida Kreidl weg, zwang mich in sein Schlafzimmer, öffnete die Hose, zeigte den herausgequollenen Bruch, zeigte zum dutzendstenmal die blutige Gesichtshälfte, erzählte immer wieder, wie man ihn mit Füsen getreten. Und Frau Pick erzählte, wie ihm die Leute zu seiner blauen Hausjacke einen Zylinder aufgesetzt, ihm dann einen Nachttopf in die Hand gegeben und so in den Keller geschickt haben. Zu Frau Pick unter Ohrfeigen: «Hast du Kinder? – Und ausser dass du diese Miststücke in die Welt gesetzt hast, hast du nie gearbeitet?» Und sie wurde über und über bespuckt und beschmiert. Eine Tube Zahncreme schmierte man in ihr Bettzeug, Kunsthonig in ihren Bettvorleger. –

Heute früh war wieder der Schreikampf zu hören. Nun ist wohl der Brief mit den Angaben über den Tod eingetroffen. Die anfallweise Trauer hindert Elsa Kreidl freilich nicht an intensivster Freundschaft mit Friedheim. Die beiden sind unzertrennlich. –

Abends

Ernst Kreidl ist «bei einem Fluchtversuch erschossen» worden, um 14.55 Uhr, also am hellen Tage. Eva sah oben bei Elsa Kreidl das vorgedruckte Formular mit Maschinenschrift ausgefüllt. «Einäscherung im Krematorium Weimar-Buchenwald», die Urne steht zur Verfügung. Schamloser kann man nicht lügen. Der Mann hat an die absolut unmögliche Flucht bestimmt mit keinem Hauch gedacht. 63 Jahre, geschwächt, Anstaltskleidung, ohne Geld... Und am hellen Tage... Unverhüllter Mord. Einer von Abertausenden.

25. Mai, Pfingstmontag Nachmittag

Eva arbeitet seit gestern Morgen an der Beseitigung des Chaos. Ich selber habe heute Morgen hier die verstreuten Halmasteine, im Schlafzimmer aus dem rauhen, tiefrilligen Läufer heraus zahllose Nägel und Nadeln aufgelesen, eine stundenlange Mühe. Das Schlafzimmer sieht noch immer furchtbar aus. Als es halb aufgeräumt war, sagte Eva gestern Abend: «Jetzt sieht es beinahe so aus wie vor zwei Jahren.» Mir fiel ein, dass wir am 24. Mai 40 ins Judenhaus gezogen waren. Die Länge der Gefangenschaft lastet schwer auf Eva. –

Ich lese ungemein viel vor, um ihr über die Depression fortzuhelfen. So heute Morgen von vier bis halb sechs. Ein wahres Glück, dass die «Drei Häfen» der van Wyck-Mason (ich glaube, es ist eine Frau) ungemein fesseln.

Meine Ordensurkunde und einige Universitätspapiere fehlen. Die wesentlichsten Stücke sind bei Annemarie. – Unten, die härter Betroffenen, gestern noch in grosser Erregung. Frau Kreidl hat auf der Gestapo die schweren Koffer Stück um Stück drei Treppen hinaufschaffen müssen. Sie wurde dabei gehetzt: «Schneller, du

Schwein!» Sie musste dann noch einmal zur Gestapo: «Auf dem Schreibtisch liegen noch ein paar Kuverts.» Bei Friedheim hatten sie einen Wäscheschrank gefunden. Zwei Koffer wurden entleert und zurückgeschickt, mussten noch einmal mit Wäsche gefüllt und von Fräulein Ludwig, der Haushälterin («Judenhure!»), wieder hingebracht werden.

26. Mai, Dienstag Vormittag

Ich war Pfingsten über nicht aus dem Haus. Nur wenn es durchaus nötig, exponiere ich mich der Strasse. – Gegen Mittag kam Dr. Glaser eine Weile zu mir. Am Nachmittag Steinitz. Er war mit seiner Frau ahnungslos am Sonnabend in eine Haussuchung bei Bekannten geraten: Faustschläge ins Genick. –

Ich hörte öfters den Namen eines jüdischen Apothekers Magen nennen. Der Mann war mehrmals verhaftet. Sein siebzehnjähriger Sohn ist geflohen, als er evakuiert werden sollte, und offenbar entkommen. Das war im Januar. Daraufhin verhaftete man den Vater, einen Fünfziger, wieder, er sass in der bekannten Einzelhaft im PPD. – Gestern erzählt Kätchen: «Der Magen ist gestorben.» – «Noch ein Mord mehr!»-Kätchen fast entrüstet: «Aber nein! Im PPD tun sie so was doch nicht, da sind sie korrekt. Er war eben nur sehr herzleidend und wird dort keine Pflege gehabt haben.» Also ein solcher Fall gilt schon als normales Ende und nicht mehr als Mord. –

Nachtrag zu «unserer» Haussuchung. Einer der Leute zu Eva: «Wer wohnt oben?» – «Eine Arierin, ihr jüdischer Mann ist gestern gestorben.» – «Prachtvoll! Da ist doch wieder einer weniger.»

27. Mai, Mittwoch Mittag

Es geht Eva nervenmässig sehr schlecht. Rückwirkung auf mich: Ich lese zu unwahrscheinlichen Nacht- und Frühmorgenzeiten vor und bin tagüber *noch* ermüdeteter als sonst. – Den zweiten Teil Chamberlain habe ich auf solche Weise in qualvollem Halbschlaf

durchblättert. Vielleicht aber hätte ich ihn bei voller Frische ebenso im Halbschlaf durchgesehen. Philosophie betäubt mich. Ich werde nur noch wenige Notizen zur Sache machen. – An Erschöpfung (Evas wie meiner) ist nicht nur der Tod des Katers und das Elend der Haussuchung schuld, sondern auch der nackte Hunger. Brot und Kartoffeln – sonst nichts, und die Kartoffeln gehen zu Ende. – Eben war Steiniger oben und schenkte mir wieder 6 Pfund Brotmarken. –

Heute Nachmittag fährt Eva nach Pirna etwas Geld holen. Ich gebe ihr die Tagebuchblätter der letzten Wochen (A-K) mit. Ich fand nach der Haussuchung einige Bücher aus dem Regal genommen auf dem Schreibtisch: Wäre das griechische Lexikon darunter gewesen, wären die darin liegenden Manuskriptblätter herausgefallen und hätten dadurch Verdacht erregt, so war das fraglos mein Tod. Man wird um geringerer Verfehlungen willen gemordet. – Ein Notizzettel auf dem Schreibtisch enthielt die Chiffre KDF. Nicht «Kraft durch Freude», sondern «Kunst der Fingerfertigkeit». In diesem Notenband liegen weitere Tagebuchblätter. – Diese Teile also gehen heute fort. Aber ich schreibe weiter. Das ist *mein* Heldentum. Ich will Zeugnis ablegen, und exaktes Zeugnis!

28. Mai, Donnerstag Vormittag

LTI. Von Marckwald erhielt ich vorige Woche ein Maschinenmanuskript, kostbar mit mehreren Reproduktionen von Hausansichten, einer Visitenkarte etc.: «500 Jahre Familiengeschichte 1430-1930, aufgezeichnet von Ludwig Herz». Es ist an sich eine unbedeutende und knappe Zusammenstellung von Familiendaten, die Tafeln abgerechnet etwa 50 Maschinenseiten, zumeist ganz trocken und leblos mit ganz wenigen lebendigen Einzelheiten. [...] – Was ist an dem mit vielem Aufwand an Genealogie und Quellenachweis wie eine Dissertation gearbeiteten Heft, das sehr viel Zeit und auch gewiss viel Geld gekostet hat und das im Grunde zu unendlich wenig enthält – was ist daran wesentlich? Am Schluss der «Vorbemerkung» heisst es: «Die Geschichte unserer Fami-

lie... beginnt mit einer Epoche, der an Denkart, Seelenleben und Lebensform auch denjenigen Nachkommen völlig fremd geworden ist, die den jüdischen Glauben bewahrt haben. Sie schliesst mit jener Generation, die sich, geistiger und rechtlicher *Entknechtung* teilhaftig geworden, dem europäischen Leben und der deutschen Kultur eingegliedert hat.» Von den Nachkommen zu reden fehle der Abstand. Das wird Aufgabe der Jüngeren sein. «Sie müssen prüfen, was Sühne, was Schicksal ist, und auch seelisch für sich den neuen Weg suchen. Da aber das dritte Reich über ‚Nichtarische‘ den alttestamentarischen Fluch ausspricht: ‚Nicht gedacht soll ihrer werden‘ und alles auslöschen will, was diese im Grossen und im Kleinen geschaffen haben, als wäre es nie gewesen, soll hier der Vorfahren gedacht werden. Um ihrer selbst, aber auch um dieser Feinde willen.» (Berlin, im Sommer 34.) Im Anfang dieser Vorbemerkung ist von denen die Rede, die ihrem Namen ein ‚ha Levy‘ hinzufügen und sich damit an jene 74 knüpfen, «die Esra aus der babylonischen Gefangenschaft zurückführte, jenen von den Rassedogmatikern des Dritten Reichs gern als Kronzeugen angerufenen Erfinder des völkischen Nationalismus...» – Die Schrift entsteht also unter dem Einfluss des 3. Reichs und ist im Bewusstsein dessen geschrieben, was der Nationalsozialismus den Juden abgelernt hat. (Cf. Chamberlain!) Sie ist von einem deroutierten Assimilationsmann geschrieben, der mit dem Zionismus nichts zu schaffen hat. (Ich fragte Marckwald neulich, ob er in seiner Bibliothek irgendetwas von Herzl besitze. *Weder er noch seine Frau hatten jemals den Namen Herzl gehört.* Ich war so erstaunt darüber, dass ich nochmals fragte: «Herzl?» – «Nein. Vom Zionismus wurde gesprochen, aber den Namen kennen wir nicht.») Genauso, wie sich die Arier ein «Sippenbuch» anlegen, tut es nun also auch *der Jude*, sogar der Assimilationsjude. Während der Dr. Herz noch ein klein wenig literarische Allüren und Ambitionen hat, begnügt sich Marckwald mit der blossen Aufstellung seines Stammbaumes. – Sprachlich in engem Sinn: Herz spricht bei Esra und seinem Nationalitätsbegriff vom «*autoritären Totalitätsanspruch* über Fühlen, Denken und Lebensform...» Da

ist autoritärer Totalitätsanspruch noch eine Art Zitat, d.h. der Begriff ist absichtlich in nationalsozialistischer Art auf Staatliches angewendet. Aber in der erwähnten einzigen farbigen Episode, dem Kampf des Vorstehers Joachim Marcus Marckwald mit dem orthodoxen Rabbiner Akiba Eger, der Marckwalds Haus verflucht, lehnt sich der Reformier Marckwald auf gegen den «Totalitätsanspruch des autoritären Rabbinertums». – Einer der Marckwalds ist Mitbegründer der Jüdischen Reformgemeinde in Berlin, sie «besteht noch, ein weitreichender Erfolg ist ihr jedoch infolge des religiösen Indifferentismus der nicht ‚gesetzstreu‘ Juden versagt geblieben.» *Problem der Halbheit!!*

29. Mai, Freitag Vormittag

Es fällt mir sehr schwer, in der Chronikordnung zu berichten.

Ich ging gestern Mittag bei drückender Hitze (im besternten Mantel) zum Hausverwalter Richter in der Victoriastrasse, der meinen Besuch erbeten hatte. Er sagte, die neue Hypothek auf das Dölzschener Haus sei fast sicher («zu 95 Prozent»), sie werde aber nicht von der Gemeindegasse, sondern von einem Dölzschener Privatmann gegeben. Er sagte weiter, die masslosen Rechnungen, die Rechtsanwalt Heise als vorheriger Verwalter Frau Voss und mir gemacht habe, seien anzufechten. Der allmächtige Judenpapst Köhler liebe mich nicht, aber er hasse den Heise, der ihm nicht zu Willen gewesen sei; ausserdem sei Köhler eitel; wenn ich also zu ihm ginge und seine Hilfe gegen Heise in Anspruch nähme, würde er gegen den Mann vorgehen und mir zu meinem zuviel gezahlten Gelde verhelfen. Ich entgegnete, zu Köhler ginge ich nicht. – «Warum nicht?» – «Wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben zu schweigen, will ich alles erzählen; aber wenn Sie ausplaudern, ist es mein sicherer Tod.» Er gab mir das Ehrenwort, fügte hinzu, er dürfe sich ja gar nichts von mir erzählen lassen. Ich vertraute ihm, obwohl mir Neumark erklärt hatte, Richter sei ein «falscher Sach-

se». Mich nimmt für den Mann ein, dass er offen seine Situation bekennt: «Ich muss mir selber der Nächste sein, ich muss mich mit den Leuten verhalten, ich will *Ihnen* helfen, *soweit* ich kann...» Ich packte aus, gab alle Einzelheiten der Haussuchung, sagte, dass Köhler zigarrenrauchend behaglich zusehe, erzählte auch von Ernst Kreidls Tod, von der Wegnahme der Haustiere. .. Richter war entsetzt. Immer wieder: «diese Bestialität», «dieser Sadismus!», immer wieder: Es herrsche überall tiefe Unzufriedenheit, und dem Volk seien die Grausamkeiten in judaeos kaum bekannt. Er wollte mir Kuverts schenken, da ich vom Raub der Briefumschläge gesprochen hatte; ich nahm *aines*, «um Ihnen zu zeigen, dass mich Ihr guter Wille rührt». Ich hatte ihm erzählt, wie schwer mir der Stadtweg zu ihm falle, mit welchen Gefahren er verbunden sei. Nun will er mir von jetzt ab schriftlich über alles Bescheid geben. («Aber ich *muss* Ihnen ruppig schreiben!») –

Nach dem Tee zu Haus war ich beim «Kartoffeln», als ich ein sehr grosses und sehr elegantes Auto vor dem Haus stehen sah. Sofort in Angst. Etwa eine Stunde später Sturmklingeln bei uns. Ich öffnete und erhielt sofort eine klatschende Ohrfeige, weil ich zu spät geöffnet hätte. Zwei junge Leute. Es war, genau wie Eva neulich gesagt, eine Bühnenohrfeige, und ebenso war nachher auf der Treppe der Fusstritt in den Hintern nur skizziert, aber mein Herz setzte aus, ich litt an schwerer Atemnot und Schmerzen, ich hatte wieder das Gefühl, dem Tod nahe zu sein. Ich sah, wie der eine der beiden Kerle nach Eva im Wohnzimmer spuckte, wie sie ganz ruhig blieb. «Wir brauchen einen kleinen Koffer.» – «Im Keller – ich gehe mit Ihnen hinunter.» Eva sagte, sie werde es tun. Ich wollte ihr das ersparen, Aber unten fiel mir ein, dass sie in *einem* unserer Koffer Sachen verwahrt habe und ich wusste nicht, in welchem. Also musste ich sie doch herunterrufen. Nach einiger Zeit kam sie mit einem kleinen Korbkoffer wieder, der Mann unten habe ihr nichts weiter angetan. Die Bestien verschwanden, wir waren nur gestreift worden. Ausser dem Koffer hatten sie diesmal bloss – aber zum zweitenmal in wenigen Tagen! – die angerissene

Butter vom Teller gestohlen. (Bis zum Montag werden wir kein Gramm Fett haben.) Nach einer Weile kamen Elsa und Ida Kreidl und Fräulein Ludwig zu uns herauf. Der Überfall hatte Friedheim gegolten. Ida Kreidl und Frau Pick waren diesmal leichter misshandelt worden (immerhin hatte Frau Pick zwei Stunden lang stehen müssen und einen Ohnmachtsanfall gehabt, immerhin waren ein paar Mark aus Ida Kreidls Portemonnaie gestohlen, sämtliche Butter und Brot – Brot! – Vorräte fortgenommen, die Milch ausgeschüttet.) Die Leute, wieder unter Köhlers Assistenz, hatten sich zwei Stunden lang mit Friedheim in dessen Zimmern eingeschlossen, man weiss nicht, was da vorgegangen. Sie haben ihn dann verhaftet, Papiere mitgenommen, die Zimmer versiegelt. – Wir alle im Haus sind überzeugt, dass Dr. Friedheim ein toter Mann. Er hat noch ein grosses Vermögen, so wird er in wenigen Wochen im KZ sterben. – Meine besondere Sorge: Unter seinen Papieren wird man die Devisensache Voss-Klemperer-Friedheim finden. –

Von Montag an, Beginn der nächsten Kartenphase, erhalten Juden keine Milch mehr. – Das Brot ist so nass und sauer (Kohlrüben? Kartoffeln?), dass ich es kaum schlucken kann. Aber bei Charkow haben wir drei russische Armeen vernichtet und «bis-her» 165'000 Gefangene [gemacht].

Alles liegt bei uns vollgestopft mit gebrauchter Wäsche. Keine Möglichkeit, bei einer Waschanstalt anzukommen, keine Geräte hier, um selber zu waschen, Angst vor Gestapo-Beschlagnahme, wenn wir etwas aus dem Speicher heranschaffen. Eva suchte Anemarie für diese Notlage zu interessieren; es war ihr peinlich, auch darum unmittelbar zu betteln. Sie kam ergebnislos heim, Andeutung hatte nichts geholfen – die andern können sich einfach nicht in unsere Lage versetzen, sie haben keine Ahnung, was alles uns genommen, verboten, vorgeschrieben ist. –

Frau Ida Kreidl muss heute ihren Kanari in einer zoologischen Handlung abliefern, weit, weit draussen in der Bautzener Strasse, zu Fuss. Gut, dass unser Muschel in Frieden ruht.

Abends raffte ich mich noch auf, die angefangene Notiz über das Herz-Marckwald-Manuskript zu beenden, später und dann

heute um fünf Uhr morgens las ich aus den ausgezeichneten «Drei Häfen» vor. Und jetzt will ich versuchen, eine Schlussnotiz zu dem durchflogenen zweiten Band von Chamberlain zustande zu bringen. Ich will durchaus bis zum letzten Augenblick so leben und *so arbeiten*, als hätte ich die Gewissheit des Überlebens. Je n'en ai qu'un très faible espoir.

30. Mai, Sonnabend Vormittag

Eva gibt eben den zweiten Band Chamberlain ab, den ich nur teilweise gelesen habe. Ich glaube aber, alles Wesentliche herausgeholt zu haben, und ich bin eben mit den sehr gründlichen Notizen fertig geworden. Es sind wirklich die «Grundlagen», aber nicht des 19. Jahrhunderts, sondern des 3. Reichs. Eigentümlich, wie gerade gestern die Trauerfeier für Eva Chamberlain-Wagner in der Zeitung stand. Man hatte schon recht, den Mann als «Seher des 3. Reichs» zu feiern. Ob meine Notizen über den perfiden Stil einmal Verwendung finden? Im LTI? Im Curriculum? Ich zweifle am Durchhalten meines Herzens – der letzte Schock war besonders heftig.

Wir sprachen heute beim Frühstück über die unglaubliche Fähigkeit des menschlichen Aushaltens und Sichgewöhns. Diese märchenhafte Grässlichkeit unserer Existenz: Angst vor jedem Klingeln, Misshandlungen, Schmach, Lebensgefahr, Hunger (wirklicher Hunger), immer neue Verbote, immer grausigere Versklavung, tägliches Näherrücken der Todesgefahr, täglich neue Opfer rings um uns, absolute Hilflosigkeit – und doch immer noch Stunden des Behagens, beim Vorlesen, bei der Arbeit, beim mehr als kümmerlichen Essen, und immer wieder weitervegetiert, und immer wieder gehofft. –

Gestern Nachmittag bei Marckwald. Das grosse Elend des gelähmten Kranken. Er bekam, während wir plauderten, eine Morphiumspritzung. Er erzählte, sein Vater, Landwirt, habe sich 1873 taufen lassen, «der Beruf forderte es», er selber sei bei der Geburt getauft worden, bei Ausbruch des Krieges Oberleutnant d. R.

(aber schon leidend und nicht mehr frontfähig) gewesen. Ich fragte ihn nach den Berliner «Spaziergängen» seines Veters. Er sagte, er besäße sie nicht mehr, es sei ein «schnoddriges Feuilletbuch» gewesen. Der Mann sei jetzt Mitte der Siebzig. Mutatis mutandis das Problem Arthur Eloessers, auch mein Problem. Die Umkehr der Assimilierten-Generation – Umkehr wohin? Man kann nicht zurück, man kann nicht nach Zion. Vielleicht ist es überhaupt nicht an uns *zu gehen, sondern zu warten*: Ich bin deutsch und warte, dass die Deutschen zurückkommen; sie sind irgendwo untergetaucht.

Viel Vorlesen am allzu frühen Morgen. Van Wyck-Mason, «Drei Häfen». [...]

Furchtbar ist Friedheims Schicksal: Er hat den sicheren Tod vor Augen; bei jedem Öffnen der Zelle wird er Abtransport ins KZ erwarten, und dort wird er stündlich das Ende erwarten. Aber habe ich Mitleid mit *ihm*? Ich denke immer: Wann ist es an *mir*? Ich bin ja nun «vorbestraft». Und wenn bei mir kein Vermögen zu holen ist, so lässt sich doch eine Pension ersparen. Und was denke ich noch im Fall Friedheim? Vielleicht kann uns seine Haushälterin ein paar Kartoffeln überlassen – Friedheim ist oder war ja Selbstversorger aus seinem Grundstück.

31. Mai, Sonntag Morgen

Tagüber raffte ich mich, verdränge, vergesse die Angst. Morgens schüttelt sie mich. Es ist jetzt buchstäbliche Todesangst. Besondere Sorge: Die Gestapo könnte die Devisensache noch einmal aufrollen. – Ich sage mir oft, in Todesgefahr sei ich auch 1915 gewesen. Aber hier droht mir der Tod in abscheulicherer Form. Wie muss jetzt dem Dr. Friedheim zumute sein? –

2. Juni, Dienstag gegen Abend

Dickgedrucktes Telegramm vor zwei Stunden in den «Dresdener NN»: Deutschland hat soeben der Türkei 100 Millionen Reichsmark Kredit zu Waffenankauf in Deutschland gegeben. Das bedeutet doch:

Die Türkei geht mit Deutschland, zumindest: Sie lässt Deutschland passieren (und sie hat *mehr* Vertrauen zu dessen Sieg als zu dem der Gegner!), das bedeutet eine Offensive gegen Syrien, Palästina, Ägypten, es bedeutet die Verlängerung des Krieges ins Endlose. Sehr, sehr bedrückt, und da mein Herz immer mehr rebelliert und da unsere Lage immer prekärer wird, so sinkt meine Hoffnung, das Ende des Elends zu erleben, immer tiefer.

Am Sonntagabend, nachdem ich 48 Stunden zu Haus gegessen, kleiner Spaziergang Südhöhe, Steuerhaus. Alles in Blüte. Das letzte Mal dort, als ich mich gegen Kälte und schneidenden Wind zum Schneeschippen hinaufkämpfte. *Damals* hatten wir noch satt zu essen, *damals* waren wir noch nicht von Gestapo geschlagen und bespuckt worden. Und schon damals glaubten wir, es ginge uns sehr schlecht. Vielleicht sagen wir in drei Monaten: Im Juni hätte man noch fast behaglich gelebt. An Evas Arm hat sich von der Misshandlung neulich ein grosser blauer Fleck gebildet. «Ich denke, du hast nur ‚Bühnenohrfeigen‘ bekommen?» – «Da hat mich einer bloss angepackt und beiseite gestupst.» Eva räumt noch immer auf. Sie nutzt die frische Erfahrung. Dinge, mit denen man «Unfug treiben» kann, werden sicher verstaut: Nägel, Nadeln, Baumschmuck kamen in den Keller, vieles wird unter die Schränke geschoben («Sie sind zu faul, sich zu bücken»); auch die Butter hat jetzt einen versteckteren Platz bekommen. Die überlebenden (nach Tagen zusammengefundenen) Patiencekarten werden in Evas Handtasche mitgeführt.

Gestern gegen Abend eine halbe Stunde bei Steinitz. Er hatte mir geschrieben, dass er montags nicht mehr zu mir kommen könne. Die Unterbrechung dieser lästigen Regelmässigkeit ist wenigstens eine angenehme Folge des Gestapoterrors. Als Steinitz neulich bei Freunden in eine Haussuchung geriet und Faustschläge gegen den Hals erhielt, wurde er sofort gefragt: «Wo arbeitest du?» Wer «arbeitet», soll ein wenig milder behandelt werden. Daraufhin meldete sich Steinitz bei der Jüdischen Gemeinde

und wird nun, wie Dr. Magnus, «ehrenamtlich» auf dem jüdischen Friedhof beschäftigt. Ich traf ihn nach dem ersten Arbeitstag in Hemdärmeln und barfuss. Seine Frau, die wenig nett zu ihm ist, brachte ihm sein Essen und schalt ihn, weil er in seiner Blindheit die Hose bekleckert. Er erzählte, sie seien da draussen ein paar alte Leute unter einem Gärtner. Jeder bekomme ein Grab zum Reinigen angewiesen. Damit wird der Tag totgeschlagen, und man hat eine Antwort auf das «Wo arbeitest du?» und vielleicht sogar eine Rückendeckung gegen die nächste Evakuierung. Arbeit in den Betrieben wird im Augenblick an Leute über sechzig nicht vergeben. – Für meinen Teil werde ich mich von solchem Stumpfsinn fernhalten, solange es irgend geht. Gefährdet ist man überall, mit und ohne «Arbeit». Sehr fruchtbar sind meine Tage zu Haus auch nicht – die furchtbare Müdigkeit! –, aber doch nicht völlig steril. Ich bohre mich jetzt in den «Mythus des 20. Jahrhunderts» ein. Ich lese auch sehr viel vor, meist am ganz frühen Morgen, um vier oder fünf, und eine Weile nach dem Nachmittagste. Noch immer die «Drei Häfen». – Neue Verordnungen in judaeos. Der Würger wird immer enger angezogen, die Zermürbung mit immer neuen Schikanen betrieben. Was ist in diesen letzten Jahren alles an Grossem und Kleinem zusammengekommen! Und der kleine Nadelstich ist manchmal quälender als der Keulenschlag. Ich stelle einmal die Verordnungen zusammen: 1) Nach acht oder neun Uhr abends zu Hause sein. Kontrolle! 2) Aus dem eigenen Haus vertrieben. 3) Radioverbot, Telefonverbot. 4) Theater-, Kino-, Konzert-, Museumsverbot. 5) Verbot, Zeitschriften zu abonnieren oder zu kaufen. 6) Verbot zu fahren; (dreiphasig: a) Autobusse verboten, nur Vorderperron der Tram erlaubt, b) alles Fahren verboten, ausser zu Arbeit, c) auch zur Arbeit zu Fuss, sofern man nicht 7 km entfernt wohnt oder krank ist (aber um ein Krankheitsattest wird schwer gekämpft). Natürlich auch Verbot der Autodroschke.) 7) Verbot, «Mangelware» zu kaufen. 8) Verbot, Zigarren zu kaufen oder irgendwelche Rauchstoffe. 9) Verbot, Blumen zu kaufen. 10) Entziehung der *Milchkarte*. 11) Verbot, zum Barbier zu gehen.

12) Jede Art Handwerker nur nach Antrag bei der Gemeinde bestellbar. 13) Zwangsablieferung von Schreibmaschinen, 14) von Pelzen und Woldecken, 15) von Fahrrädern – zur Arbeit darf geradelt werden (Sonntagsausflug und Besuch zu Rad verboten), 16) von Liegestühlen, 17) von Hunden, Katzen, Vögeln. 18) Verbot, die Banneile Dresdens zu verlassen, 19) den Bahnhof zu betreten, 20) das Ministeriumsufer, die Parks zu betreten, 21) die Bürgerwiese und die Randstrassen des Grossen Gartens (Park- und Lennéstrasse, Karcherallee) zu benutzen. Diese letzte Verschärfung seit gestern erst. Auch das Betreten der Markthallen seit vorgestern verboten. 22) Seit dem 19. September der *Judenstern*. 23) Verbot, Vorräte an Esswaren im Hause zu haben. (Gestapo nimmt auch mit, was auf Marken gekauft ist.) 24) Verbot der Leihbibliotheken. 25) Durch den Stern sind uns alle Restaurants verschlossen. Und in den Restaurants bekommt man immer noch etwas zu essen, irgendeinen «Stamm», wenn man zu Haus gar nichts mehr hat. Eva sagt, die Restaurants seien übervoll. 26) Keine Kleiderkarte. 27) Keine Fischkarte. 28) Keine Sonderzuteilung wie Kaffee, Schokolade, Obst, Kondensmilch. 29) Die Sondersteuern. 30) Die ständig verengte Freigrenze. Meine zuerst 600, dann 320, jetzt 185 Mark. 31) Einkaufsbeschränkung auf *eine* Stunde (drei bis vier, Sonnabend zwölf bis eins). Ich glaube, diese 31 Punkte sind alles. Sie sind aber alle zusammen gar nichts gegen die ständige Gefahr der Haussuchung, der Misshandlung, des Gefängnisses, Konzentrationslagers und gewaltsamen Todes. –

Wir leben jetzt buchstäblich von milden Gaben. Gestern schenkte uns Ida Kreidl zwei Pfund Kartoffeln, heute brachte sie mir einen Teller gekochter Kartoffeln und eine Tasche voll von Fräulein Ludwig gestifteter Kartoffeln. Von ihren Einkaufswegen kommt Eva mit ziemlich leeren oder ganz leeren Händen zurück. Es gebe nur Spinat – auch den nur in winzigen Mengen –, und den kann *sie* nicht essen, und zur Zubereitung fehlt uns auch ein Wiegemesser. (Und mir widerstrebt sowieso, was *nur* für mich auf den Tisch kommt.) Von Brot und Kartoffeln hier zu Haus esse ich

mindestens fünf Sechstel; der Teller Gemüse, den Eva bei ihren Einkaufswegen in irgendeinem Restaurant schluckt, ist geringes Gegengewicht. Auch ist sie ungleich stärker abgemagert als ich. –

4. Juni, Donnerstag Mittag

Gestern Nachmittag waren Seliksohns bei uns. Seliksohn ursprünglich in kaufmännischen Berufen, eine Zeitlang in der «Vorwärts»-Buchhandlung tätig, nicht ganz durchsichtige Vergangenheit, aber bestimmt intellektualistischer Natur und mit einiger Bildung, während des Krieges blutjunger Freiwilliger, zuletzt Vizewachmeister und seiner russischen Kenntnisse halber – Ostjude aus der Charkowgegend – in Südrussland beim Botendienst verwendet, jetzt betontester Jude und Zionist. – Seliksohn bildet sich jetzt als Friseur, besonders auch Damenfriseur, aus. Eine jüdische Friseurin unterrichtet ihn, er erhält Instrumente und ein Berufszimmer zugewiesen von der Gemeinde. Zu bevorzugten Klienten will er ins Haus kommen oder sie sollen auch in seiner Privatwohnung bedient werden. *Wir* gehören zu den Bevorzugten. Meine Erlebnisse mit Frisuren: der tolle Friseur im Felde; der epileptische, über den Vossler 1919 so sehr lachte (im Curriculum für Vosslers Kindlichkeit-Gesamtcharakteristik zu verwenden!); jetzt Seliksohn höchst wichtig für unsern Zustand im Sommer 42! – Noch erzählte Seliksohn, es würden sehr viele Arier, Soldaten und Zivilisten «am laufenden Band» erschossen, in Torgau, im Gerichtsgebäude am Münchner Platz, auf den Schiessständen in der Heide. Man erzähle von Blut, das strömend in die Schleusen laufe.

LTI. Bei der Lektüre des «Mythus» fällt mir ein, ob man nicht die Bluttheorie – «Mythus des Blutes» usw., das ist doch noch etwas anderes als die alten Ausdrücke blutsverwandt, mein Fleisch und Blut, Prinz von Geblüt etc. –, ob man die nationalsozialistische Theorie nicht auf den buchstäblichen *Blutrausch* zurückführen müsse, den sich diese Leute im Weltkrieg angetrunken haben – denn irgendwie besoffen, desequilibriert, besessen, gefährlich delirierend sind sie alle. – Beachte im «Mythus» (Seite 87): «eine

rassisch gebundene *art* = unterbewusste Denkungsart»: Art ist vorhanden in Denkungsart, ebenso als Tierart – aber in der Überbetonung wie hier ist es neu. Es ist so überbetont als Rasse, dass Verfasser gar nicht die Wiederholung des gleichen Wortes spürt. Man muss hier auch erwägen, *wann* ein Wort Neuprägung bedeutet.

5. Juni, Freitag Vormittag

Der gestrige Nachmittag, die Nacht zum Heute vollkommen verstört, weil *das Haus endgültig verloren schien*. Daran hängt Eva mit äusserster Leidenschaft, sie ist auch immer der Meinung, *ich* hätte es beizeiten sichern müssen (durch Überschreibung an sie), *ich* hätte fahrlässig gehandelt, ich sei widerwillig dem ganzen Hausproblem gegenübergestanden. (Darin hat sie recht, ich habe mich der Sache nie gewachsen gefühlt.) Die letzten Tage waren auch besonders hart, zweimal Gestapo, der tote Kater, nun das Haus. Es war sehr bitter. – Frau Ida Kreidl rief mich herein: Ihr Schwager Arndt war bei ihr gewesen, er und noch mehrere Juden seien zur Gestapo bestellt worden, hätten dort «unterschreiben» müssen, dass ihnen Vermögen und das Haus *beschlagnahmt* seien. Ich solle also wenigstens nicht allzusehr erschrecken, wenn ich Vorladung auf die Gestapo erhalte. Die Leute seien dort nicht misshandelt und auch nicht verhaftet worden. Es wurden nur gerade Kohlen abgeladen, und daran mussten sie sich beteiligen – ohne Schaufeln, mit blossen Händen! – Bis heute Morgen gaben wir unser Haus endgültig verloren. Heute fragen wir uns, ob es sich nicht um Einzelmassnahmen gegen ein paar reiche Leute gehandelt und ob nicht Frau Kreidl einiges wirr und verkehrt berichtet habe. Denn bisher ist doch in zahlreichen Wiederholungen daran festgehalten worden, dass jüdische Grundstücke erst *nach* dem Krieg zwangsenteignet würden, damit die Kriegsteilnehmer sich beim Bieten beteiligen könnten. Und wieso bedürfte es zur Enteignung unserer Unterschrift bei der Gestapo? – Es lastet soviel Kummer und täglich neuer auf uns, dass man keinen antizipieren soll.

Ich las die «Drei Häfen» von F. van Wyck-Mason zu Ende vor. (Soll eine Frau sein.) Als Ganzes doch unbefriedigend. [...]

Arbeit: «Der Mythos des 20. Jahrhunderts».

LTI. Vor vierzehn Tagen gab mir Marckwald, als ich von den Quellen Hitlers sprach, Schillers «Gesetzgebung des Lykurgus und Solon». Wie ich vermutet, gehen die Berichte über Lykurg stark mit Rousseau konform. Nur viel ausführlicher. Sittlichkeit nur unter dem Gesichtspunkt: Was nützt Sparta? Unsittlichkeit sonst erlaubt. Grausamste Bedrückung der Heloten. Autarkie des Kulturellen, Abschneiden alles Fremden, Aufheben der Familie. Der Chor der Alten, Männer und Knaben wie bei Rousseau. Schiller urteilt. «Ein Meisterstück», aber: «*Alles* darf man dem Staat opfern, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als ein Mittel dient.» Er dient dem «Zweck der Menschheit... und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung.» Den Abschnitt: Vaterlandsliebe, ein «künstlicher Trieb» sq. zitieren!

6. Juni, Sonnabend gegen Abend

Gestern erbten wir eine Kartoffelkarte von Ida Kreidl. Eva holte fahrend aus der Stadt in zwei Taschen 40 Pfund; ich erwartete sie am Wasaplatz und schleppte dann die Taschen von der Bahn hierher. Nun haben wir wieder ein paar Tage satt zu essen. Wir, c-à-d. ich. Eva isst quantitativ viel weniger, und sie findet mittags irgendeine Schüssel auswärts. Schwer entbehre ich neuerdings den Süsstoff; die letzten 500 Tabletten gingen bei der Haussuchung drauf. – Gegen Abend gestern eine Stunde bei Marckwalds. Viel Elend dort. Er erzählte mir umständlich die Geschichte einer ihm verwandten Familie, die – Gutsbesitz – über sechseinhalb Millionen Mark verfügte und jetzt bettelarm über alle Erdteile zerstreut ist.

Immer neue Grausamkeiten der Gestapo. Besonders gegen alte Leute. Jetzt ist eine Gruppe in *Wintermänteln* hinbestellt (bei 26° C). So müssen die Leute stundenlang durch die Stadt wandern,

zwischendurch sich immer wieder am Bismarckplatz melden, wo sie geschlagen werden. – Aber es vergeht jetzt auch nicht ein Tag, wo nicht von irgendeiner Seite berichtet wird: «Der und der Arier hat mir gesagt: ‚Aushalten – es brennt an allen Ecken, innen und aussen – vor dem Winter ist es zu Ende.‘» – Unten die Frauen Ida Kreidl und Julia Pick sind völlig verstört vor Ängsten; Frau Pick hält sich besser, schüttet uns aber täglich ihr Herz aus; Ida Kreidl ist oft in aufgelöstem Zustand. – Von den fünf Männern hier im Haus: Ernst Kreidl, Paul Kreidl, Dr. Friedheim, Richard Katz, ich – bin ich nun der einzige Übriggebliebene: Katz am Krebs gestorben, Ernst Kreidl erschossen, Paul Kreidl deportiert, Friedheim hoffnungslos gefangen.

Das jämmerliche Hungern: Wie oft stehle ich Kätchen eine Schnitte Brot aus ihrer Brotbüchse, ein paar Kartoffeln aus ihrem Eimer, einen Löffel Honig oder Marmelade. Ich tue es mit gutem Gewissen, denn sie braucht wenig, lässt vieles verkommen, erhält manches von ihrer alten Mutter – aber ich komme mir so erniedrigt vor.

Wir sind für morgen Nachmittag zu Neumanns eingeladen, die aus ihrer Wohnung herausmüssen. Ich will ihnen «Tohuwabohu» von Gronemann zurückgeben. [...]

7. Juni, Sonntag Mittag

Gestern der trübseligste Sonnabendabend unten. Kein Tee, keine Bewirtung aus Angst, *sie* könnten kommen. Das Zimmer vorzeitig verdunkelt, damit *sie* nicht hemmungslos durch die Verandatür eindringen. (Das Gartentor ist unverschliessbar; den Vordereingang zum Hause halten wir jetzt ständig geschlossen.) Es sassen ausser uns noch Elsa Kreidl und Fräulein Ludwig am Tisch. Es ist gar nicht glaubhaft, wie furchtbar die beiden Frauen seit den Katastrophentagen abgemagert sind. Ganz winzige, blasse, spitze Gesichter. Bei Elsa Kreidl das Zusammenfallen noch durch die schwarze Kleidung unterstrichen. Das Gespräch kreiste immer nur um «*sie*» und unsere Hilflosigkeit. Die Verängstigste ist Fräulein

Ludwig. Ihre katholische Gläubigkeit scheint ihr keine besondere Festigkeit zu schenken. –

Das Badezimmer hier wird von einem Gasspeicher gespeist. (Den wir heimlich anstellen, um Kächtens Meckern zu vermeiden.) Man zündet ein winziges Flämmchen an. Lässt man dann Wasser einlaufen, so entzündet sich in einem gegebenen Moment explosiv («schlagartig») eine ganze Flammenreihe und erhitzt sehr schnell das durchströmende Wasser. – Mir geht das heute den ganzen Tag als Bild durch den Kopf. Als Einzelflämmchen ist *jede* Idee in fast jeder Zeit vorhanden. Die Rasseidee, der Antisemitismus, die kommunistische Idee, die nationalsozialistische, der Glaube, der Atheismus – jede Idee. Wie kommt es, dass plötzlich *eine* von diesen Ideen eine ganze Generation erfasst und nun dominiert? – Wenn ich Rosenbergs «Mythus» bei seinem Erscheinen 1930 gelesen hätte – ich hätte ihn bestimmt als Flämmchen gewertet, als Irrsinnsprodukt eines einzelnen, einer kleinen desequilibrierten Gruppe. Ich hätte niemals geglaubt, dass das Flämmchen zünden – in Deutschland zünden könnte!

8. Juni, Montag früh

Gestern Nachmittag bei Neumanns. Er berichtet als *absolut authentisch*, von verschiedenen Seiten (auch aus «amtlicher» Quelle) übereinstimmend verbürgt: In Berlin sei vorige Woche ein unwesentlicher Brand in der Ausstellung «Sowjetparadies» entstanden. Man erklärte: «jüdische Brandstiftung», verhaftete 500 Männer. Von ihnen gab man 30 frei, steckte 220 ins KZ, *erschoss* 250 und «evakuierte» die gesamten Familien der 470 Beseitigten. Er erzählte als ebenso verbürgt: In Prag habe nach dem Attentat auf Heydrich (gestorben vor wenigen Tagen) Haussuchung bei den Tschechen stattgefunden. Wo man auf Waffen stieß, vernichtete man die gesamte Familie, Mann, Frau und Kinder. – Der «Mythus des 20. Jahrhunderts»: Bluttausch. D'altra parte hörten wir auch bei Neumanns das übliche Lied: «Die Arier sagen: ‚Haltet aus! Es geht zu Ende!‘» Wir waren uns darin einig, dass unsere Existenz

jetzt ein Wettrennen mit dem Tode bedeutet. Ich pflege immer zu sagen, das sei wie mit den Lebensläufen während der französischen Revolution, wo es umschichtig heisst: «Er starb einen Tag vor Robespierres Sturz», und «einen Tag vor seinem mit der Guillotine gleichbedeutenden Prozess fiel Robespierre». – Neumanns müssen ihre Wohnung verlassen, die sie seit zwölf Jahren innehatten, freilich jetzt mit mehreren Juden teilen. (Ein Zimmer bei ihnen hatte Neumark.) *Speichenniete* ist seit etlichen Monaten untersagt, mehr als ein Zimmer erhält kein Ehepaar, alle überschüssigen Möbel und Gegenstände fallen der NSV zu gegen eine willkürlich angesetzte, völlig scheinhafte Entschädigung in wertlosem Geld, das dem Sperrkonto überschrieben wird. (So wie ich 40 M für die Schreibmaschine erhielt.) Neumann gab mir unter diesen Umständen ein paar Bände aus seiner kleinen Bibliothek. Er sagte, wenn er den Umschwung erlebe, gehe er gleich nach USA und könne nur das wenigste mitnehmen. Ich nahm die Sachen «zu treuen Händen» an. 1) Eine Verdeutschung mit Kommentar «ausgewählter Psalmen» von Spanier, 3. Auflage, 1938, 2) einen kleinen Sammelband «Soziale Ethik im Judentum», 1913 vom «Verband der deutschen Juden» herausgegeben, 2. Auflage, Frankfurt 1914, 3) eine dreibändige volkstümliche Ausgabe von Grätz, «Geschichte der Juden» (den Elfbänder in seinen gelblich marmorierten Pappbänden sehe ich noch auf Vaters Regal, darunter habe ich geschlafen; den liess ich bei Vaters Tod ruhig als «jüdische Literatur – ohne Interesse für mich» – verkaufen!), 4) Büchmanns «Geflügelte Worte» in einer Jubiläumsedition von 1907, Wilhelm II. gewidmet. –

Eva schnitt gestern Frau Neumann die Haare. Sie zieht jetzt mit unserem Staubsauger zu Frau Pick und Ida Kreidl hinunter, um dort Staub zu saugen. (Aufwärterinnen verboten – die alten Damen wissen mit unserm Apparat nicht umzugehen, Frau Pick kann sich nicht bücken.) Dafür werden Kartoffeln, Brotmarken erbettelt, Frau Pick tauscht auch in Relation 1:2 Weissbrotmarken gegen Roggenmarken ein, Frau Pick erhält auch bisweilen von angeheirateten Verwandten Zigaretten, die sie an Eva gibt. – Tabak lagert

noch bei Elsa Kreidl; Eva will ihn gegen Kleiderstoff eintauschen (wie sie das schon einmal bei Vogel am Chemnitzer Platz getan hat). Eva hängt noch wesentlich leidenschaftlicher am Nikotin als ich, und auf die feminine Raucherkarte gibt es immer weniger. Ich selber bin schon seit Monaten ganz auf Brombeertee resigniert. Eva stopft gemischte Füllung in Zigarettenhülsen, die jetzt ein grosser, auch schon knapp werdender Handelsartikel sind.

Ich gedenke heute mit der «Mythus»-Lektüre durchzukommen; die Notizen werden mehrere Tage in Anspruch nehmen. Danach will ich mich bei Dubnow-Erinnerungen erholen.

9. Juni, Dienstag Vormittag

Eva saugte bei Ida Kreidl Staub, gegen zehn Uhr etwa. Da kam sie ausser Atem mit dem Staubsauger heraufgestürzt: «Sie sind wieder da, sie sollen wenigstens den Staubsauger nicht stehlen.» Nach einer Weile Klingeln, ich öffnete, vier Männer. Diesmal keine Ohrfeige, glimpflich. Einer siezte mich sogar. Man wollte die Wohnung sehen, hundert Fragen, wir werden hinausmüssen. Dazwischen wieder tyrannischste Inquisition. «Was ist hier für Kraut geraucht worden?» – «Brombeertee von mir, Zigarette von meiner Frau.» – «Gehört das Buch dir, gekauft?» («Mythus des 20. Jahrhunderts») – «Leihbibliothek, von meiner Frau entliehen.» – «Welche Bibliothek gibt das noch aus?» – «Wie alt? Warum nicht in Arbeit, bei Zeiss-Ikon?» – «Zeiss-Ikon stellt zur Zeit niemanden ein.» – Es ging alles glimpflich, sie zogen ab, ohne Diebstahl, Prügel, Beschimpfung. Aber wie zerschlagen waren wir alle hinterher, wie verbittert! Wir alle, denn in diesem Zimmer hier kam alles zusammen, Ida und Elsa Kreidl, Fräulein Ludwig, die vor Verzweiflung weinte, Kätchen, die immerfort ratschte. Und die Bedrohung bleibt, lastet verstärkt. Wir werden in irgendein Einzelzimmer verstaut werden, die Leihbibliothek wird uns entzogen werden, ich werde wieder in irgendeine stupide Arbeit müssen. –

Morgens jämmerlicher Brief Trude Scherks über Gretes Zu-

stand. Man werde sie in ein Siechenheim bringen müssen. Denn 1) beschmutze sie ihre Wäsche, und wer solle das alles waschen, 2) sei die Wirtin zu ihr und zwei geistesschwachen Mädchen, die ebendort einquartiert, sehr lieblos, und 3) werde in Berlin wieder viel evakuiert, und davon sei auch Gretes Wirtin bedroht. Grete fühle, «dass sie verrückt sei», und weine viel, wenn in ihrer Gegenwart Dinge besprochen würden, die sie nicht verstehe. Einen Gruss von uns habe sie übel aufgenommen, wir hätten sie «geärgert». – Was ist an diesem Bericht wirkliches subjektives Elend Gretes? Was Trudes Infantilität? Unser letztes Zusammensein mit Grete (an ihrem 70. Geburtstag) verlief in Freundschaft – mit Eva hat sie sich immer *sehr* gut vertragen. Trude Scherk schrieb noch, Änny Klemperer sehe sehr selten nach Grete, sie meide das Judenhaus. – Änny hat, soweit mir bekannt, treulich für Grete gesorgt, aber Grete war ihr immer zuwider, und von ihrer Krankheit versteht sie nichts. In einem ihrer letzten Briefe an mich stand, gegen Gretes Beschmutzen der Wäsche müsse man «mit Strenge» vorgehen. Gretes Krankheit hielt sie für halb simuliert, hielt sie auch gewissermassen für moralisch, aus Egoismus, erworben. Meine Korrespondenz mit Änny brach ich vor vielen Monaten ab, als sie über die vor den Russen gerettete deutsche Kultur jubilierte. Sie wird als Witwe unter den Einfluss ihrer arischen, uniformtragenden Verwandten geraten sein, ihre Söhne leiden nicht allzuviel. Mir ist darüber als ein besonderes Kapitel aufgegangen – früher hätte es mich gekränkt, dass ich kein Dichter bin, jetzt denke ich immerfort an das Curriculum, an das «Zeugnis-Ablegen» die arische Frau, die Mischehe. Typen, beobachtete Fälle: Änny Klemperer – Frau Feder – Elsa Kreidl – Frau Steinitz, die ihren Mann sozusagen haftbar macht. D'altra parte: Frau Glaser – er schwebt romantisch über den Dingen, sie sorgt. Erweitertes Thema: Kätchen Sara Voss mit dem Kreuz um den Hals, dem Pochen auf den verstorbenen arischen Mann, den lebenden katholischen Schwager.

Die Zeitung bringt regelmässig einen «Wochenspruch der NSDAP», irgendein Führerwort und eine kleine Predigt über den

Text. Gestern, und das war das Tröstlichste dieser Tage, ein Hitler-Satz, ein Volk bewähre sich nicht so sehr im Siegen als im Durchhalten bei scheinbaren Misserfolgen. Die Predigt dazu lautete: so hätten wir den furchtbaren Winter an der Front und zu Hause durchgehalten, und so seien wir denn auch jetzt wieder am Siegen. Natürlich milderte diese Predigt das Ominöse des Textes, aber immerhin, der Text lässt tief blicken.

Elsa Kreidl gab uns ihre wenig benutzte Kartoffelkarte, und wir gingen gestern zum Grünkramhändler Kaden. Eva kaufte, ich wartete und schleppte nachher, 30 Pfund. Dieses Warten vor den Läden, das mich häufig trifft, ist besonders schauerhaft. Da stehen Kinderwagen, da spielen Hunde und Kinder, da treffen sich im Kommen und Gehen ratschende Weiber (es liegen allerhand Läden dicht beieinander, Fleischer, Grünkram, Bäcker, Milchgeschäft etc. etc.), und alle Welt mustert meinen Stern. Tortur – ich kann mir hundertmal vornehmen, nicht darauf zu achten, es bleibt doch Tortur. Auch weiss ich von keinem Vorübergehenden, Vorüberfahrenden, ob er nicht zur Gestapo gehört, ob er mich nicht beschimpfen, anspucken, verhaften wird.

Ich muss nun an die Notizen zum «Mythus». Viel habe ich nicht davon verstanden, und das wenige ist immer dasselbe. Als blosses LTI würde mein vorschwebendes Opus wenig mehr enthalten als zwei Dutzend Wörter und Wendungen. Ich muss erweitern – aber wohin erweitern? Vielleicht fliesst alles, Sprachliches, Studium, Erlebtes, in den *einen* vierten Band meines Curriculums. Und vielleicht lasse ich das Mittelstück 1920-1933 beiseite, bis ich «das Dritte Reich» fertig liegen habe. Vorderhand kann ich nichts tun als lesen und exzerpieren, was mir erreichbar ist, und das Tagebuch mit grösster Genauigkeit führen. Was übrigens eine tapferere Handlung bedeutet und mir immer wieder Angst macht. –

Frau Pick brachte Eva gegenüber den sehr schwierigen Charakter und Geisteszustand Käthen Saras auf die gute Formel: «Infantil, gutherzig, mit starkem Geltungsbedürfnis.» Gut, aber nicht

ausreichend. Kleinbürgerlich gebunden in allen Urteilen. Stark materialistisch. Merkwürdigster Zustand des Intellekts. Als ob in einer aufgelösten Gehirnmasse bisweilen feste Brocken auftauchen. Gelegentlich ein treffendes Wort über eine Person, ein Buch, gelegentlich ein bauernschlauer Zug, dann wieder und sehr, sehr oft absolute Stupidität, haltloses Ratschen, derselbe Satz wird tausendmal wiederholt, dieselbe Wendung, derselbe Bruchteil eines Gedankens. Wir lasen einmal von irgendwelchen Negern, dass sie ein paar Töne und Worte in einer Nacht singend bis zu vierzigtausendmal wiederholen. Ebenso Kätchen. Das Eigentümlichste ihr absolutes Nichtverstehen eines Scherzes. Alles wird ernst genommen. – «Ich habe Angst um meinen Schwager, der letzte Angriff auf Köln...» – «Ihm geschieht nichts, er steht doch so gut mit dem lieben Gott, er hat doch einen päpstlichen Orden.» – «Wie können Sie so was sagen? Meine Schwägerin ist doch Äbtissin, und doch hat man ihr viel Böses angetan!» Ein Beispiel von hundert, und noch längst nicht das krasseste. Und wenn sie selber eine scherzhafte Wendung gebraucht, erklärt sie sofort: «Ich mach ja nur Spass» und erklärt den Witz, auch wenn er noch so klar am Tage liegt. Ich muss einmal auf besonders krasse Exempel achten und sie gleich notieren.

10. Juni, Mittwoch Vormittag

Ich ging gestern gegen Abend eine Weile zu Steinitz. Erst war nur seine Frau da, mit der er in Unfrieden lebt, die er fürchtet, die aber zu mir sich passabel benimmt. Er kam erst gegen sieben vom Friedhof. Er fürchtet Haussuchungen, kommt absichtlich erst spät zurück, Magnus verhält sich ebenso. Er war viele Jahre in Böhmen in Stellung, beide Steinitzens hatten einen Tschechen gesprochen, der unmittelbar nach dem Attentat in Prag gewesen. Heydrich sei immer einen bekannten Weg zwischen Burg und Villa gefahren, seinem Wagen ein Auto mit Polizei voran. Die Polizeileute seien durch Maschinenpistole, das Auto des Protektors durch Bombe gefasst worden. In der Zeitung seien dann die Namen der vielen

mit ihren Familien standrechtlich Erschossenen veröffentlicht worden, fast durchweg Intellektuelle, sehr viele Professoren der Technischen Hochschule und Ärzte. – Es blieb mir diesmal nichts übrig, als Frau Steinitz aufzufordern, ihren Mann zu uns zu begleiten. Wahrscheinlich ist sie einmal seine Haushälterin oder sein letztes «Verhältnis» gewesen; sie erzählte, die Ehe sei erst elf Jahre alt, und er ist Mitte sechzig.

Eva erhandelte von der Witwe Ernst Kreidl die Tabakerbschaft gegen einen Friedenskleiderstoff. (Ein ähnliches Geschäft machte sie im Winter mit Kaufmann Vogel.)

11. Juni, Donnerstag Nachmittag

Nach einem gipfelhaft furchtbaren Tag eine dauernde weitere Verschlimmerung der Situation. Gestern Mittag gegen halb zwei – ich hatte die Kartoffeln auf dem Feuer – wieder Gestapo, das vierte Mal in vierzehn Tagen. Erst schien hier oben alles sich über Kätchen zu entladen, die im Bade sass und als Monna Vanna im Schlafrock erschien. Sie hatte am Morgen von ihrem Schwager Voss einen langen Maschinenschriftbericht über den Bomberangriff auf Köln und die grossen Zerstörungen erhalten. An sich nichts Strafbares, da der Angriff in den Zeitungen geschildert worden und da Ludwig Voss durchaus patriotisch schreibt. Aber an eine Jüdin. «Ihr freut euch darüber! Ihr hetzt damit!» Auf Kätchens Tisch lag das Kuvert neben einer Postkarte ihrer Mutter, die ihr Speiseöl von ihrer Karte versprach (auch das ein Verbrechen). Der Brief wurde in ein Fauteuil geknautscht («versteckt!») gefunden. Alles durchstöbert, Kätchen musste den Teppich aufrollen, erhielt Fusstritte dabei, jammerte, wurde bedroht, musste die Adresse des Schwagers aufschreiben. In ihren Zimmern entstand das gleiche Chaos wie beim ersten Überfall. Die Reihe der unflätigen Schimpfworte war eigentlich eng. Immer wieder «Schwein», «Judenschwein», «Judenhure», «Sau», «Miststück» – mehr fällt ihnen nicht ein. Ich war auf einen Stuhl in der Diele gezwungen worden, musste alles mitansehen und –hören und zitterte immer um mein Tagebuch. Ich musste beim Abhängen der

schweren Gemälde helfen. Bisher war mir wenig Übles geschehen. «Warum hat deine Alte soviel Wollzeug und Stoff herumliegen? Weiss sie nicht, dass Spinnstoffsammlung ist?» – «Doch, sie ist gerade beim Heraussuchen für diese Sammlung.» Ich glaubte schon, aus der Gefahr zu sein, als «Der Mythus des 20. Jahrhunderts» und mein Notizblatt daneben zur Katastrophe führten. Das vorige Mal, bei einem offenbar etwas höheren Beamten, hatten Buch und Notizen kaum Widerspruch erregt. Diesmal wurde mir *diese* Lektüre als furchtbares Verbrechen angerechnet. Das Buch wurde mir auf den Schädel gehauen, ich wurde geohrfeigt, man drückte mir einen lächerlichen Strohhut Käтчens auf: «Schön siehst du aus!» Als ich auf Befragen angab, bis 1935 im Amt gewesen zu sein, wurde ich von zwei mir schon bekannten Kerlen zwischen die Augen gespuckt. Indem erschien Eva vom Einkauf. Die Tasche wurde ihr sofort abgenommen, man schimpfte auch auf sie wegen des Buches ein. Ich wollte ihr zu Hilfe kommen, wurde geohrfeigt und mit Fusstritten in die Küche gestossen. (Ohrfeigen und Tritte waren auch diesmal erträglich – aber mein armes Herz und die Angst um die weitere Entwicklung!) Eva verteidigte sich sehr ruhig. «Das Buch habe *ich* entliehen, mich interessiert Ihre Methode, ich schreibe darüber an meinen Vetter, den Oberbürgermeister von Potsdam, Amo Rauscher.» – Einer der Kerle brüllte: «Damit wollen Sie uns drohen, das werden Sie büssen!» (Aus «du» war «Sie» geworden, und sie wurde diesmal nicht geschlagen und «nur einmal ein klein bisschen» angespuckt.) Sie sagte sehr ruhig, von Drohung sei keine Rede, sie wisse gar nicht, ob ihr Vetter heute noch im Amt sei, sie habe ihres Ahnenpasses wegen sich vor einiger Zeit an ihn wenden müssen, sie habe ihn jetzt genannt, um ihr Interesse für ein Buch des dritten Reiches zu motivieren. – «Wenn ich eine Verwandte hätte, die sich mit einem Juden abgibt, die würde ich aufs Tiefste verachten, Sie artvergessenes Weib!» So ging das noch ein Weilchen weiter, aber es erfolgten gegen Eva keine Tätlichkeiten. Nur wurde unter heftigsten Drohungen darauf gedrungen, das Buch abzugeben und

uns nicht zu unterstehen, weiter eine Leihbibliothek zu benutzen. (Ich sagte Eva nachher, ihre Verteidigung sei ein sehr gewagter Schritt gewesen und könne üble Folgen haben. Sie erwiderte: «Die Bestien sind feige.» – Sie hat vor wenigen Jahren Namen und Bild dieses Veters, mit dem sie als Mädchen viel verkehrte, im «Illustrierten Beobachter» gefunden. Sie stellte heute im Potsdamer Adresskalender fest, dass er inzwischen «i. R.» geworden, aber in Potsdam, Schloss Sanssouci, wohnt. Vielleicht wirklich eine allerletzte Hilfe.) Die Bilanz dieser gestrigen Haussuchung für uns: Es fehlte alles Brot, ein unangerissener Zweipfünder, ein Pack Streichhölzer, alle Seife im Badezimmer, fast aller Zucker, ein Fünfmarkschein aus der Briefftasche. Jämmerlich! *Aber die eigentliche irreparable Schädigung besteht doch im Fortfall der Leihbibliothek.* Nun ist meine Studienmöglichkeit noch mehr eingeschränkt als bisher. Ich werde in allen jüdischen Familien und bei Annemarie herumbitten und -betteln; aber fraglos bin ich sozusagen noch matter gesetzt als zuvor. Es kommt die Angst, die immer stärkere Angst hinzu, Manuskripte im Hause zu haben. Das 18^{ième}, das Curriculum, die LTI – alles stockt. Ich kann nicht mehr arbeiten, nur noch mich beschäftigen. Und die wieder gesteigerte Unsicherheit. – Die eigentliche Katastrophe aber hatte sich gar nicht bei Käthen und mir abgespielt. – (Ich habe vergessen, am Fussboden sah es ähnlich, aber nicht ganz so schlimm aus wie beim ersten Aufräumen. Immerhin war das Notizblatt zum «Mythus», eine Arbeit von zwei Tagen, zerfetzt, und Evas Zigarettenhüllen waren zertreten und verstreut, ebenso wieder ihre Patiencekarten.) – Die Katastrophe also entlud sich über Frau Pick, die Siebenundsiebzigjährige. Sie ist wieder furchtbar geschlagen und gestossen worden. «Dein Mann hat die Malzfabrik gehabt? Der Blutsauger! Dein *Wurf* ist im Ausland und hetzt gegen uns, aber dich haben wir, und du kommst uns nicht davon. – Du bist morgen früh um sieben auf der Gestapo – du gehst allein – wer dich begleitet, fliegt ins KZ.» Frau Pick erzählte uns das, als wir danach bei ihr unten waren. Sie setzte etwas Merkwürdiges hinzu. Drei Kerle hatten sie gepeinigt; ein vierter, einen Augenblick allein mit

ihr, habe ihr aufs Freundlichste zugeflüstert: «Lassen Sie sich gut raten, gehen Sie morgen früh nicht hin.» (Wir hörten neulich einen ähnlichen Fall von Kätchen: eine Arbeitskameradin kam nach Haus, der Chauffeur eines Gestapoautos vor der Haustür rief sie an: «Fräuleinchen, gehen Sie noch eine Weile spazieren – die sind oben!» Selbst unter diesen Leuten also «Verräter».) Frau Pick sagte, sie sei körperlich unfähig, den weiten Weg zu machen, sich noch weiter misshandeln zu lassen, sie habe ein schönes Leben gehabt, und nun sei es zu Ende. Frau Pick ist im Gegensatz zu Ida Kreidl durchaus nicht sentimental und weichlich, sie hatte vordem immer ihre Lebensfreude und ihren Lebenswillen betont. Wir waren ernstlich besorgt um sie. Um neun kam sie zu uns herauf, brachte 55 M, etwas Schmuck und ein paar Kleinigkeiten, darüber sollten wir verfügen, wenn sie morgen verhaftet würde. Kurz vor zehn ging ich noch einmal zu ihr hinunter, sie sass ruhig im Fauteuil, eine Decke über sich, sehr ruhig, aber sehr blass, und es zuckte immerfort zwischen ihren Augen. Ich sagte ihr: «Wir wollen uns nichts vormachen; Sie haben die Absicht, sich zu töten. Denken Sie an Ihre Kinder, denken Sie, dass beim Lebenden Hoffnung, dass die Sache der Nazis hoffnungslos ist, bleiben Sie tapfer...» usw. usw. Ich suchte sie auf alle Weise zu stärken, zu beschwören. Ich sagte: «Geben Sie mir Ihr Wort, sich nichts anzutun.» – «Ich kann es nicht versprechen, ich will noch einmal überlegen.» – «Geben Sie mir doch Ihr Veronal.» (Wo haben all die Leute das Veronal her?) – «Das würde nichts helfen, lieber Herr Professor, ich habe noch andere Mittel da. Ich bin jetzt so müde, und mir ist so übel.» – Ich ging herauf, wir waren alle überzeugt, sie würde sich töten. – Um sechs, wir lagen noch im Bett, öffnete Kätchen – sie floh ins Werk – unsere Schlafzimmertür, hinter ihr stand verstört Frau Ida Kreidl. Frau Pick schlafte sehr tief, atmete sehr schwach, wir sollten sie ansehen. Die Frau schien ruhig zu schlafen, aber ihr Atem ging sehr leise, sehr flach und schnell, und sie bewegte sich nicht, trotzdem wir an ihrem Bett sprachen, die Tür öffneten und schlossen. Wir zögerten bis gegen acht Uhr,

dann rief ich von der Gärtnerei gegenüber – sehr freundliche, mitfühlende, antinazistische Leute – den Dr. Katz an. Ich sei nicht Arzt, hätte aber den Eindruck einer Veronalvergiftung. Er sagte, er habe wenig Bewegungsfreiheit – Auto sei ihm *nur nachts* in schwersten Fällen erlaubt – er werde *gleich* eine Krankenschwester schicken und im Lauf des Vormittags kommen. Als die Schwester, eine ruhige, reife Frau, kam, war Frau Pick noch bewusstlos, atmete aber besser, bewegte sich auch gelegentlich. Eine schwere Vergiftung schien nicht vorzuliegen. Wir hatten für acht Uhr mit dem Erscheinen der Gestapo gerechnet, sie war aber von Dr. Katz benachrichtigt worden. Wir waren mehrfach bei Frau Pick unten; man plauderte und hörte immer angstvoll auf jedes Auto. (Die gesteigerte Angst und Unsicherheit ist das Schlimmste.) Katz kam gegen Mittag und war gewissermassen entsetzt, einen leichten Fall zu finden. Nach dem Durchsuchen ihrer Medikamente, und später nach ihrer Aussage, hat Frau Pick *nur* Adalin genommen, die Gestapo betrachte derartiges als «Tarnung» und «Sabotage», die Leute wollten sich nur an der Ordre des Kommens vorbeidrücken. Er, Katz, werde den Fall etwas ernsthafter hinstellen, schon um sich selber und mich zu decken. Aber Frau Pick werde in zwei Tagen hergestellt sein und nach drei, vier Tagen erneut Ordre von der Gestapo erhalten, wo man sie dann erst recht malträtiert werden. – So sehe ich neues Unheil voraus. Der Selbstmordversuch wird sich wiederholen, die Aufmerksamkeit der Gestapo auf unserm Haushalt haftenbleiben. (Man hat gestern auch in den versiegelten Zimmern Friedheims gewühlt und geplündert und sie dann neu versiegelt.) Ich sah und hörte manches von dem allmählichen Zusichkommen Frau Picks mit an. Jammervoll. Sie ist eine feine, schön wirkende, schlanke alte Dame, eine wirkliche Dame. Wie sie da hilflos und betäubt auf einen Nachttopf gesetzt wurde, wie die nackten Schenkel gelbe Knochen mit wenig Umhüllung waren, wie der Topf durch irgendeine Ungeschicklichkeit zerbrach... Nachher, wie sie ein paar Worte zu sprechen begann: sonst eine lebhafteste, geistvolle Stimme, jetzt ein wehleidiger, undeutlicher Singsang. Und ich hatte weniger Mitleid als Grauen. –

Gestern, und heute tagsüber, war ich sehr zerschlagen, der verstärkte Druck der Lebensgefahr, die weitere Drosselung, die grausame Unsicherheit lasteten sehr. Jetzt, gegen Abend, bin ich schon wieder beruhigter. Es muss auch so weitergehen. Irgendwelche bereichernde Lektüre wird sich schon finden, und das Tagebuch werde ich weiter wagen. Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. – Ein tragikomischer Zwischenfall. Beim Kaufmann Hähne am Wasaplatz sprach mich eine besternte Dame mit zwei netten kleinen Jungen an. «Herr Professor Klemperer, nicht wahr?» Wie es Frau Pick gehe. Sie selber: Frau Hirschel, ihr Mann Vorsteher der Gemeinde, war schon im Bilde. Ich berichtete, sie begleitete mich, die Jungen liefen voraus und klingelten, ehe ich ihnen unser Haus-signal (dreimal kurz) mitteilen konnte, zum Unglück blieb auch noch der Klingelknopf stecken, und sie hatten den mittleren, den zu uns führenden, erwischt. Natürlich glaubte Eva, die Gestapo sei da.

Sie war gerade damit beschäftigt, für die zwei gestern zerrissenen Patiencekarten Ersatz zu malen, sie hatte das ganze Kartenspiel und eine Tabakschachtel und Zigarettenhülsen neben sich. Also besonders gefährdete Sachen. Sie warf alles unter den Ofen in der Küche, ehe sie zum Fenster stürzte. Irgendwo ist immer noch ein bisschen Komik im Spiel – Frau Ida weint um ihren Nachtopf –, interessant ist auch alles: Aber über das unfassbar Grausige der Situation hilft das nicht hinweg, und jeden Tag fühlen wir uns schlimmer gehetzt und dem Tod näher. Wir glaubten vorgestern, die Lage sei unüberbietbar schlimm, sie ist seit gestern hundertmal schlimmer. Sie wird morgen wieder noch schlimmer als heute sein.

12. Juni, Freitag Vormittag

Ich habe so stark das Gefühl, durch das Abschneiden der Bücherentlehnung in den nächsten Höllenkreis hinab befördert zu sein. Unbildlich: Vorgestern, am 10. Juni 42, begann wieder eine neue, schlimmere Phase. Noch ist sehr viel durch Unruhe, Michum-unten-Bekümmern, aufgehäuften Abwäscherei verdeckt, der

Tag läuft rasch. Aber wenn sich der Alltag nun wieder normalisiert – womit dann die Leere füllen? – Vorderhand sind wir immerfort in Spannung. Alles wird nach Gebrauch so rasch als möglich versteckt – wirklich alles: Patiencekarten, Federn, Kuverts, jedes Krümelchen Essware – alles wird oft mühselig gesucht. Bevor ich die Pfeife stopfe, sehe ich zum Fenster hinaus, ob irgend etwas Verdächtiges... Kein Tier kann so gehetzt, so scheu sein.

LTI. Der *getarnte Selbstmord*, das *getarnte Judentum* usw. usw. Sicher ursprünglich Kriegswort: getarnte Batterie. Aber auch Freude am Märchen wort (Tarnkappe) im Spiel. Der übermässig gesteigerte Gebrauch von *tarnen*.

Ich habe als Student über einen Shakespearemonographen (ich glaube: Sieper) gelacht, der statistisch festlegte, wie oft bei Shakespeare Trompete geblasen, getrommelt und gepfiffen wird. Als die Gestapo mir in die Arbeit trampste, hatte ich einen besonderen Bogen angelegt, um festzustellen, wie oft und in wieviel Verbindungen als Substantive, Adjektive, Verben Rosenberg die Worte *Blut*, *Art* und *Rasse* gebraucht.

13. Juni, Sonnabend Vormittag

LTI. Die Schimpfarmut, das kleine Register, jeder Spanier überlegen. Ein paar stereotype Phrasen: «Im Talmud steht, die Nichtjüdin ist für dich eine Hure.» Die Frage: «Habt ihr Kinder?» Bei Ja: «Natürlich, die Brut hetzt im Ausland gegen uns.» Bei Nein: «Natürlich – ihr Schweine treibt ja ab!» Frau Pick hat eine Nichte, die ich an dem Katastrophennachmittag kennenlernte und die telefonische Nachricht über den Verlauf des nächsten Morgens erbat. Verheiratet mit einem mir unbekanntem Arier Professor Gaehde. Die Gestapoleute fragten mich: «Kennst du Professor Gaehde? Der ist mit einem Judenschwein verheiratet. – Du musst ihn doch kennen.» Ich verneinte wahrheitsgemäss. Ich erfuhr dann, der Mann sei bis 1920 Lehrer (mit Professorentitel) an der Annenschule gewesen, danach in die Leitung der Pickschen Malzfabrik eingetreten. Er hat also, berufswechselnd, von dem Familienreich-

tum der Picks gelebt. – Nach dem Selbstmordversuch, von dem sie benachrichtigt wurde, liess sich die Nichte Gaehde anderthalb Tage nicht sehen. Gestern Nachmittag kam sie ans Gartentor, klingelte im zweiten Stock, so dass die *arische* Elsa Kreidl erschien, und sagte, ihr Mann habe ihr verboten, das Haus zu betreten (er wartete wenige Schritte entfernt) – für die Tante möchten die Hausbewohner sorgen. Dann flüchtete sie mit ihrem Mann. – Ich muss mir die Leute merken. Vielleicht komme ich doch noch einmal zu Ansehen und Einfluss. –

Es geht Frau Pick merklich besser, fast allzugut, und nun steigt immerfort ihre Angst vor dem Bevorstehenden. Ida Kreidl ist der Pflege und Unruhe nicht gewachsen, die Schwägerin Elsa drückt sich nach Möglichkeit, Fräulein Ludwig ist geflohen. Gestern Morgen scheuerte Eva unten die Küche aus, ich zog Wäschestangen aus dem Garten, goss den Rest eines Waschkessels aus... Für ein paar Stunden war die Pflegerin da, will auch heute noch einmal kommen. Eine tüchtige, ruhige, eifrige Frau, die auch in der Wirtenschaft mit zfasst. Frau Lampen erzählt, sie sei an diesem Morgen von zwei verschiedenen Herm, beide mit Ordensschnallen, in verschiedenen Strassen fast mit gleichen Worten angesprochen worden: «Kopf hoch – es wird wieder schöneres Wetter», und «Aushalten – die Sonne kommt». (Da das Wetter faktisch von Regen zu Sonne strebte, lag die Wendung nahe.) Frau Lampen hat vor einiger Zeit vier Monate in Untersuchungshaft gesessen und ist dann freigesprochen worden, weil die Belastungszeugin schwankend wurde. Frau Lampen hatte an einem Wintermorgen im Bade sich geschüttelt und «brrr!» gesagt, während die Belastende gleichzeitig «Heil Hitler» gesagt hatte. Sie denunzierte das, die Jüdin habe sich laut und verächtlich geschüttelt, als sie den Deutschen Gruss hörte. Die Geschichte ist vor zwei oder drei Jahren passiert – im letzten Winter wäre Frau Lampen nicht mehr freigesprochen worden.

Am späteren Nachmittag waren wir beide (Eva zum erstenmal) bei Marckwalds. Frau Marckwald war kurz zuvor hier im Haus

gewesen, hatte nach Frau Pick gesehen, hatte uns 1'000 Gramm Brotmarken geschenkt. – Eva und Marckwald unterhielten sich über Landwirtschaftliches. Er erzählte Schweinemastversuche im vorigen Krieg an der Leipziger Hochschule. Vier Schweine erhielten das wissenschaftlich notwendige Quantum, vier andere das gleiche, aber mit Zusatz von gekochtem Zeitungspapier. Diese gediehen, die andern blieben mager. Der Magen braucht Mengen zum Verarbeiten. Ich sagte, ich fühlte mich den Schweinen verwandt, auch ich brauchte Quanten. Evas Schweinestall in Niederlehme wurde abgelehnt: Betonierte Ställe seien unrichtig, Holz sei das Wahre. [...]

Die Gestapo beanstandete neulich freiliegende Wollsachen Evas. «Weiss deine Alte nichts von der Spinnstoffsammlung?» Ich sagte, sie suche gerade zur Abgabe Geeignetes heraus. Heute kam die Verordnung von der Jüdischen Gemeinde: Für Besternte und ihre Ehegatten Zwangsabgabe von Wäsche, Kleidung etc. Eva ist mit grossen Packen ihres Zeuges soeben zur arischen Sammelstelle, Freiwillige. Ich selbst habe wenig von der Gemeinde abzugeben. Vielleicht lässt sich einiges von Evas Sachen nach Pima retten. Fährt sie heute Nachmittag hinüber, dann sollen wieder Manuskriptblätter mit. Aber ich bin seit Evas Zusammenstoss mit der Gestapo um sie fast besorgter als um meine Person. – Heute habe ich noch keine Viertelstunde Ruhe gehabt. Immer wieder ans Fenster, ob kein Auto vorgefahren. Immer wieder Blätter versteckt, Karten, Tabak, Pfeife in die Taschen gestopft. – Als ich einmal unten anklingelte, überhörte Frau Ida Kreidl im Badezimmer die Friedlichkeit des Hauszeichens und kam mit offenem Busen und nassen Händen herausgestürzt. Ein unsäglich furchtbarer Zustand.

–

LTI. Mir sind neulich die paar notierten Seiten vom «Mythus» zerrissen worden. Ich will hier versuchen, mit ein paar Worten zu skizzieren, was mir als Wesentliches haftet. Ich spottete als Student über den Shakespearemonographen (Sieper?), der das Trommeln, Blasen und Pfeifen zählt; jetzt hatte ich mir einen Bogen zurechtgemacht, um den Gebrauch von *Blut* in all seinen substantivischen, adjektivischen, verbalen Zusammensetzungen, dito von *Art* und *Rasse* zu registrieren. Erdverbunden müsste auf Lob und

Tadel geprüft werden. Bei Phöniziern, Etruskern etc. ist es ein Tadel = materialistisch. – Die spöttischen Guillemets («Volk», der Juden) wären zu zählen. Der Gebrauch der Fremdwörter, um sich ein wissenschaftliches Air zu geben; der Stolz auf einige Verdeutschungen, wo dann regelmässig das Fremdwort in Klammern wiederholt wurde. So mindestens ein dutzendmal: «wuchshaft' (organisch)». Die andern ähnlich gehandhabten sind mir entfallen. Das gelegentliche verräterische Betonen einer «*streng wissenschaftlichen*» Quelle. «Strengwiss.» sagt kein Wissenschaftler, es schickt sich nicht, Selbstverständliches zu erwähnen.

Drei Bücher: I Die begriffliche und historische Grundlegung. II Die Kunst des nordischen Menschen. III Programm des nationalsozialistischen Staates. (Das Werk kam zuerst 1930 heraus, war 25 fast beendet, seit 1917 bebrütet; meine Ausgabe war die des Jahres 1934. Wo also das Programm schon anfang, sich zu realisieren.) Vieles von dem, was Rosenberg fordert, ist heute längst Selbstverständlichkeit. In manchem ist er aristokratischer als die heutige Richtung (aber nirgends weniger brutal), in der Aussenpolitik setzt er die Steine anders, als sie jetzt gesetzt werden. (Er hofft noch auf England, er ist kein Freund der gelben Rasse). Er wiederholt sich oft, denn er kennt nur den *einen* Satz: Die nordische Rasse, das nordische Blut sind Träger *aller* Kultur, *alles* Guten – jede Blutmischung schafft Minderwertigkeit. – Enge Verwandtschaft mit Chamberlain, den er oft paraphrasiert und sehr verehrt. Aber weit über ihn hinaus. Die Rassenforschung ist jetzt differenzierter und selbstgewisser. Und alles ist ungleich stärker politisiert, aktualisiert und fanatisiert als bei Chamberlain. – Breite Abhandlung über Matriarchat, («erdgebunden», phönizisch etc.) und Patriarchat, die nordische sonnenanbetende Denkart (cf. *sonnig!*). Hinweise auf Bachofen – Baeumler. – Polemik:/: Kulturkrise Spenglers. – Die Juden noch ungleich missachteter als bei Chamberlain: kein Volk, sondern – das Wort ist Zitat, nach wem? – eine parasitäre «Gegenrasse», die ausgetilgt, mindestens aus Europa vertrieben werden muss. Aber der Hauptstoss des Opus richtet sich wieder und wieder gegen die römische Kirche, gegen

Papst und Jesuiten. «Jesuiten», «Menschheit», «Papst» sind rote Tücher für Rosenberg. Die Gestalt des nordischen Jesus (kein brauner Judenjunge mit Plattfüßen und krummer Nase! ich glaube, so heisst es wörtlich) wird verehrt, alles Paulinische, Jüdische verboten. Auch der Protestantismus schneidet schlecht ab, auch Luther. Religion soll sich auf Meister Ekkehard (gesehen durch Kant) stützen, kein Dogma («Zwangsglaubenssatz») haben. Sie soll auf Odin zurückgreifen, zu Friedrich II. vordringen. Ihr innerstes Wesen, ihr «Höchstwert»: die *Ehre*. Im Gegensatz zur christlichen *Liebe*. Liebe ist nicht «typenbildend». Liebe ist oft Schwäche, ist in der Kirchenpolitik genau wie «Menschheit» Universalitas: Heuchelei! – Religion soll frei sein, die christliche auch – *aber*: das «sogenannte Alte Testament» (immer das «sog.») wird verboten, die Paulinische Lehre (d.h. die «jüdische») wird umgearbeitet, Christus der blonde und blauäugige – *blond* ist Lieblingswort, einmal *das blonde Blut*'. – nordisch herausgestellt. Verbot des katholischen Bischofseides, gegen die Ketzler anzukämpfen. – Der Familie gegenüber *zwei* Positionen: 1) pater familias siegt über Sexualität des Matriarchats. 2) Familie ist nicht staatenbildend, nur *Männerbund* (Antike, Offiziere, SA). – Nur der nordische Mensch hat wahre Religion, wahre Geniekunst, wahre Naturbeobachtung und Wissenschaft. Innere Freiheit der Seele. (Juden religionslos; materialistisch. Jehovas Willkür – Magie.)

In Eile vor Evas Abfahrt skizziert. – 13.6. Nachmittag.

14. Juni, Sonntag, gegen Abend

Kartoffeln morgens, mittags, abends, «kartoffeln» ein von mir gebildetes Verbum für Abbürsten von Pellkartoffeln, die ich dann mit der Schale kalt und warm esse. Gestern Nachmittag ein erstes Mal – während Eva zur Spinnstoffstelle und weiter wanderte (schwerst beladen) – eine Wanne voll Kartoffeln abgekeimt, die uns Elsa Kreidl aus ihrem Überfluss zur Verfügung gestellt. – Heute Mittag bei Glasers, wohin Eva vom Mittagessen aus nachkam. Wir wurden festgehalten und blieben zum Kaffee. Klassi-

sche Grammophonplatten, ich blätterte in einem Buch «Dirigenten des 20. Jahrhunderts», das Bilder und Essais brachte. Otto Klemperer, der «Besessene», spielt darin eine grosse Rolle. Vielleicht wird nur er von allen Klemperers überleben. Vanitatum vanitas. Verstörtes Reden über unsere Erlebnisse der letzten Tage. – Gegen vier gewitternass zurück, Tee getrunken, und schon kam Steinitz zu Besuch. Dieselben Themen. Er meint, ich solle mich «freiwillig» zur Arbeit melden, eine grosse Papierfabrik in Niedersedlitz stelle noch Juden ein. Ich sei dadurch gesicherter. Bei der grossen Unrast dieser Tage und der immer geringeren Möglichkeit, ernstlich für mich zu arbeiten, bin ich fast in Versuchung. Aber es käme mir vor wie Fahnenflucht. Ein klein wenig kann ich immer noch für mich tun (zur Zeit Dubnows Memoiren) – auch mag ich Eva nicht allein lassen und ganz ohne Unterstützung. Ich will weiter Fatalist sein, abwarten, an mich herankommen lassen und geistig aus diesen Tagen herausholen, was irgend möglich. In der Fabrik dürfte man von neun bis zehn Arbeitsstunden neun bis zehn im Dämmerzustand verbringen, zu Haus gibt es immer geistige Oasen. Mit Studienlektüre bin ich für eine Weile versehen. Für den schlimmsten Fall liegt der «Wilhelm Meister» bereit. – Wir müssen nach dem Essen noch auf ein paar Minuten zu Pick-Kreidl hinunter.

16. Juni, Dienstag Nachmittag

Gestern Mittag meldete ich mich beim Zahnarzt Simon an. Seine erste Frage: «Ist Friedheim wirklich tot?» – «Ich weiss es nicht, das Gerücht geht seit gestern.» – Gegen Abend war der Gemeindevorsteher Hirschel unten bei den Damen Pick und Kreidl. Am Freitagabend halb elf schon war er vom PPD angerufen worden, die Leiche Dr. Friedheim solle sogleich abgeholt werden. Den Totenschein, aus dem man die Todesursache ersehen wird, hat er noch nicht erhalten. Wir empfanden alle einen schweren Schauer, uns allen steht der Tod sehr nahe. (Anwesend waren Frau Pick, Ida Kreidl, Elsa Kreidl, ich.) Die Stimmung wurde noch durch weitere Berichte des Mannes verdüstert. Es sind schon drei

Berliner Transporte in desolatem Zustand hier durchgekommen und mit Kaffee gepflegt worden. Sie gehen in das Sammellager Theresienstadt, von wo aus Verteilung nach Polen erfolgt. In der Hauptsache die Witwen und Kinder der neulich in Berlin erschossenen oder ins KZ gebrachten Männer. Schliesslich erzählte Hirschel noch einen Dresdener Fall. Eine Familie Jadowski (oder so ähnlich), altes Ehepaar, die Frau 68, Blutdruck 220. Vor einigen Wochen Haussuchung. «Öffne den Kühlschrank!» Der Schlüssel nicht zur Hand, der Beamte gibt sich zufrieden. Hinterher jubelt die Frau: «Welch ein Glück, ich hatte ein halbes Pfund Fisch dadrin, das mir die mitleidige Verkäuferin...» Irgendwer hört das, denunziert, Nachforschung der Gestapo, gesondertes Verhör des Ehepaares. Er gesteht, sie leugnet. Er bleibt nach Prügel frei, sie kommt ins PPD und von da, vor wenigen Tagen, ins KZ. Das sie bestimmt nicht überlebt. Um ein halbes Pfund Fisch.

—

Heute Vormittag zur Behandlung zu Dr. Simon. Der Mann Arzt und Zahnarzt, Ende vierzig, ein bisschen Temperament und Art Dr. Isakowitz', aber ruhmrediger und geschwätziger als er, dabei nicht ohne Geist. Er hat noch eine schöne Friedenswohnung im ersten Stock der Reichsstrasse 15, eines grossen Hauses an der orthodoxen Kirche, aber kein Personal mehr. Er öffnet selber, ist beim Behandeln allein, in komplizierteren Fällen assistiert seine Frau. Sie ist Arierin und darf ihn *nicht* begleiten, wenn er zu einem jüdischen Kranken gerufen wird. Alles verbreitet sich jetzt unter den Juden mit Märchengeschwindigkeit: Ob ich Frau Gaehde sprechen wollte, die mich nach der Behandlung erwarten würde. (Wer hatte ihr erzählt, dass ich bei Simon sein würde?!) Ich zögerte erst, sagte, wie erbittert ich über das Verhalten des Ehepaares sei. Dr. Simon sagte: «Gut, dann haben Sie eben für heute bei mir abgesagt», setzte dann aber hinzu, man solle niemanden zu rasch verurteilen, die Frau sei in übler Zwangslage, sie gefährde sich und die Ihren, ohne der Tante Pick zu helfen. Daraufhin akzeptierte ich die Unterredung. Ich fand nachher Frau Gaehde im Wartezimmer, sie sah sehr mitgenommen aus.

Sie wollte wissen, wie ihre Tante reagiere. Ich erwiderte: «Wenn Sie an meine Offenherzigkeit appellieren – ich bin nicht Ihr Sittenrichter, aber ich habe mich nicht entschliessen können, von Ihnen mit Ihrer Tante zu reden, denn ich kann Ihr Fortbleiben nicht verstehen, und ich kann nicht verstehen, wie man Ihnen solch ein Ehrenwort abfordern konnte und wie Sie, gnädige Frau, solch ein Ehrenwort geben können.» Darauf sie, sie wisse, dass man sie in unserm Haus verurteile, sie sei in qualvollster Lage und ständiger Unruhe, aber sie sei, falls sie komme, mit Verhaftung bedroht, und das würde sofort schwerste Bedrohung ihres Mannes und ihres Sohnes nach sich ziehen. Sie hätte durchaus wählen müssen. Sie hänge an ihrer Tante, sie leide sehr, sie bitte mich, «ihren Anwalt zu machen». Ich habe ihr das schliesslich versprochen, und wir trennten uns mit Händedruck. Ich werde später zu Frau Pick hinuntergehen. – Simon, beim flinken Arbeiten ununterbrochen redend, von seiner chirurgischen Geschicklichkeit, seinen Grosstatten, seiner einstigen «internationalen Praxis», der Unfähigkeit seiner deutschen Kollegen, der Höhe amerikanischer Zahnartzerei, der politischen Lage, berichtete als verbürgt aus arischen Quellen: 1) In Berlin seien nicht nur die paar hundert Juden, sondern auch 1'500 Arier erschossen worden, 2) aus Leipzig seien neulich 40 Offiziersaspiranten desertiert, in Villach gestellt und fusiliert worden, 3) es werde überhaupt überaus viel desertiert und erschossen, 4) die Stimmung der jetzt ausgehobenen Jugend, insbesondere der intellektuellen, sei vollkommen revolutionär. – Er erwarte aber kein Ende, ehe nicht a) die Amerikaner gelandet und b) die Italiener abgefallen seien. Wir einigten uns darauf, dass heute alle Welt und nicht nur «der Jude» mit mindestens einem Bein im Grabe stehe. –

Neues Rundschreiben: Juden haben alle elektrischen Apparate, Staubsauger, Grammophone und Grammophonplatten abzugeben. Nach den neulich zusammengestellten Sondervorschriften für Juden beginne ich hier eine neue Zählung der besonderen Torturen: 1) Spinnstoffabgabe, 2) Abgabe elektrischer Geräte. Von dieser Nummer 2 scheint aber die arische Ehefrau freizubleiben.

Ich will nachher zu Hirschel hinübergehen (Wiener Strasse 85) und ihn deswegen um seine Meinung fragen. Er ist ein kleiner, so unjüdisch wie möglich aussehender Mann: hellblaue Augen, blondes Haar. (Seine dicke, bebrillte Frau mit den zwei kleinen Jungen sprach mich vor wenigen Tagen bei Hähne an. Die paar Juden, die noch hier sind, werden immer enger zusammengeführt.) Hirschel soll tüchtiger und wohlhabender Leiter der Pelzabteilung eines grossen hiesigen Hauses Hirsch gewesen sein, jetzt von seinem Ersparten leben und das qualvolle, erschütternde und gefährliche Amt durchaus ehrenhalber, ohne jede Entschädigung verwalten. Ein trostloser Heroismus. –

Die letzten Kapitel in Dubnows Autobiographie erschüttern mich. Es ist oft, als sei es mein eigenes Tagebuch. Petersburg 1917/18 – ich schreibe in Dresden 1942 ganz, ganz Ähnliches. Die Angst um das Tagebuch. Es kann das Leben kosten. Wo versteckt man es? Aber wenn ich es nicht schreibe, werde ich meiner Aufgabe untreu! Die Sehnsucht, in historische Arbeit, in Erinnerung, in Geistiges unterzutauchen. Die Todesnähe, doppelte Todesnähe, da man gealtert – er ist damals 58, kein Unterschied zu meinen 60 – und furchtbar exponiert, die Sehnsucht, das Leben, die Arbeit zu retten, die Aufgabe durchzuführen. Ich glaube, ich darf mich vergleichen, denn schliesslich, ein klein wenig habe als Historiker doch auch ich geleistet. – Die merkwürdige Vitalität und die merkwürdige Kraft der Gewohnheit: Es gibt Augenblicke, besonders des Morgens, wo ich immerfort ans Fenster laufe, ob kein Auto da ist wo ich vor Grauen und Furcht unfähig zu allem bin; und dann kommt die Karre doch wieder in Gang, Lesen und Vorlesen macht Freude, das Essen schmeckt, der Tag gleitet, nicht einmal genusslos, zuletzt wage ich sogar eine Tagebuchseite, die das Leben kosten kann. Oft geht mir das Wort aus «Jettchen Gebert» durch den Kopf: «Und wenn sie mir nicht bekommen – so hab' ich doch noch mal Mürbekuchen gegessen.»

17. Juni, Mittwoch Vormittag

Rundschreiben der Gemeinde: Es «sind im Laufe der letzten drei Wochen an einem Tage zwei ältere jüdische Frauen mit Stern auf einer Bank in der Herkules-Allee im Grossen Garten sitzend gesehen worden». Die beiden sollen sich «im Interesse der Allgemeinheit und zur Vermeidung weiterer Massnahmen sofort... melden». – Im vorigen Jahre war schon einmal eine ähnliche Geschichte «aufgezogen». Damals sollte sich eine Frau mit verstecktem Stern in einem grossen Schuhhaus haben pediküren lassen. Es gab viele Untersuchungen, Hinbestellungen aller Sternträgerinnen, nach allerlei Schikanen wurde es still. Wie wird es diesmal laufen? Welche Repressalien warten? Dabei ist es vollkommen ausgeschlossen, dass zwei Frauen das gewagt haben. Sie wissen, dass ihnen mindestens schwere Schläge und wochenlanges Gefängnis, wahrscheinlich aber das KZ droht. Es wäre möglich, dass zwei Unvorsichtige die Randstrassen passiert hätten – aber mitten im Grossen Garten sitzen? Das lohnt doch nicht den Einsatz des Lebens. Entweder ist die Geschichte glatt erfunden, oder aber irgendwer hat ein gelbes Taschentuch oder eine gelbe Vorsteckblume für den Judenstern gehalten (wie uns das auch schon passiert ist), hat nach Wochen böswillig oder harmlos davon gesprochen, ist zufällig von einem Gestapomann gehört worden – und so ist diese neue Affäre in Gang gekommen.

[...]

19. Juni, Freitag Vormittag

Mittwoch, etwa sieben Uhr abends, Sturm läuten (Klingelknopf blieb stecken). Gestapo-Auto. Ich öffnete, gleichzeitig Frau Kreidl. Zwei unserer Quälgeister, dazu ein Offizier, Feldgrau mit EK I. «Wie heissen *Siel* – Wo wohnen *Siel* – *Sie* leben in Mischehe?» Ich konnte gehen, auch Frau Ida Kreidl wurde gesiezt und nicht belästigt, man hat nur einige Zeit in Friedheims ent- und nachher wieder versiegelten Zimmern gewühlt. – Später sagte ich zu Frau Kreidl: Nur die unteren Organe seien so ganz schlimm, wenn ein Offizier zugegen, habe man einigen Schutz. Sie entgeg-

nete sehr bestimmt: «Nein!» Gleich nach diesen Leuten war Hirschel einen Augenblick gekommen und hatte berichtet, dass die Trauerfeier für Friedheim am nächsten Tag, Donnerstag Nachmittag, fünf Uhr, stattfindet. Er hatte gesagt, der Offizier sei der Major Schindhelm, Leiter der Gestapo hier, mit all ihren Methoden vertraut und einverstanden, gelegentlich auch bei Prügel Szenen zugegen.

Nach dem Abendbrot sitzen wir jetzt immer ein Weilchen im Zimmer der noch immer sehr schwachen Frau Pick (die sich schlecht mit Ida Kreidl verträgt – beide klagen gegeneinander vor uns). Es war die Frage, wer zu der Trauerfeier für Friedheim gehen – eine Wanderung, da uns die Tram und der Grosse Garten verboten sind und der Friedhof am Ende der Fürstenstrasse liegt. Frau Pick fürchtete sich nachher vor dem Alleinsein. («Wenn *sie* kommen...») Wir versprachen Hilfe, und so ging ich gestern Vormittag nach endlosen Diskussionen schon beim Frühstück mit Frau Pick und Ida Kreidl und Kätschen Sara zu Hirschels hinüber. Wiener Strasse 85, dicht bei Marckwalds. Ein sehr elegantes Grundstück, Inhaberin Frau Hirschel, geb. Glauber, ein sehr gediegen eleganter Salon mit zwei wohlgefüllten Bücherschränken. Die Frau, etwa Mitte dreissig, zwei kleine Jungen, nahm mich auf, es ergaben sich merkwürdige Beziehungen. Sie war Assistentin bei Walzel, mit dem sie noch korrespondiert, hat mit Gertrud Rüdiger und Edith Aulhorn die gleichen Erfahrungen gemacht wie ich. Julius Wahle, mit dem ich die Walzselfestschrift herausgab, war ihr Onkel und ist in diesem Hause vor einem Jahr als sehr alter Mann gestorben. Frau Pick hat bei den Hirschels gewohnt, ehe sie in unser Judenhaus zog. Stellung der Frau Hirschel: deutsch, betont nichtzionistisch, betont ästhetisch, goethedeutsch – «*wir* werden Goethe retten!» –, aber auch, wohl unter dem Druck der Zeit so geworden, betont gläubig, jüdisch orthodox. Gegen mich lebenswürdig zurückhaltend. Ich bat um Bücher. Früher habe sie «weder aktiv noch passiv» Bücher geliehen, jetzt sei sie froh, wenn auf diese Weise «Leben in ihre Bibliothek komme». Sie gab mir einen Band «Zionistische Schriften» von Herzl und stellte drei Bände

«Jüdische Geschichte» von Dubnow zur Verfügung. – Sie organisierte Hilfsdienst bei Frau Pick für den Nachmittag. Erst würde sie selber kommen, dann von einer Mieterin abgelöst werden. – Zu Friedheims Todesursache äusserte sie sich unzweideutig: Möglich sei es ja, dass er wirklich an Herzschwäche gestorben sei, aber... Ich sagte: «Im PPD anderes?» – Das sei auch schon vorgekommen... Gegen Friedheim habe eine alte Sache vorgelegen, die man nun wohl aufgestochen habe. (Er war Inhaber des Bankhauses Bassenge. .. – weiss Gott, was er zu retten versucht habe.) –

Am Nachmittag mit Ida Kreidl, die fortwährend klagte, zum jüdischen Friedhof. Anderthalb Stunden: Strehleiner Kirche, Reicker Strasse, Rayskistrasse, Grunaer Weg, Grüne Wiese (Gusti Wieghardts Gegend!), Haenel-Clauss-Strasse, Borsbergstrasse. Wunderschön ist Dresden: die dunklen Höhenzüge, die Fülle der Gärtnereien, die Pracht der Blumen und Gerüche, das Stück freie Landschaft mit dem Pfropfen der Gasanstalt darin. Aber Ida Kreidl klagte immerfort über die ungemaine Weglänge und wie wir gehetzt seien und den Grossen Garten vermeiden müssten... Und auf dem Rückweg (allein und, auf Evas Rat etwas verkürzt, durch die Geisingstrasse – genau fünf Viertelstunden) war ich doch auch sehr müde, so dass ich gestern keine Tagebuch-Notiz mehr zustande brachte. – Die kahle Friedhofshalle hatte ich vor zwei Jahren kennengelernt. Diesmal schien mir alles lugubrer. Ein Dutzend alte Frauen, ein Dutzend Männer, z.T. in Zylindern, Reichenbach sah wie ein gerupfter Vogel aus, der Hut rutschte ihm über die Augen. An diesem Nachmittag würden sieben Leichen befördert. Ich geriet in eine orthodoxe Feier, der Mann im Talar las ein langes hebräisches Gebet, nachher, nachdem der Sarg hinausgetragen, sprach er mit merkwürdig katholischen Verneigungen gegen die Altarwand ein zweites hebräisches Gebet frei. Ich ging dann für eine Weile hinaus, Eva kam, und wir traten zusammen wieder ein. Der Geistliche kam an mich heran: Es war ein Gymnasiallehrer, den ich bei Breits als deren Mieter einmal kennengelernt hatte. Für Sally Friedheim las er, während der überdeckte schwarze Kasten vor ihm stand, zwei Psalmen in deutscher Sprache. Von der Vergänglichkeit des Menschen, und dass der

Ewige uns schütze. Es war alles trostlos und ganz unfeierlich. Zwei Menschen weinten: Fräulein Ludwig und Elsa Kreidl (die an ihren erschossenen Mann dachte). Irgendwelche Angehörige des Toten gab es nicht. Seine Schwester war dieser Tage in Hildesheim gestorben, sein Bruder ist deportiert und verschollen. –

Am Donnerstagmittag hatte ich nur einen ganz kleinen Gestaposchrecken gehabt: Ein Mann, der sich als «von der Geheimen Staatspolizei» auswies, im Übrigen «Guten Tag» und «Sie» sagte und nur zu Friedheim wollte. Er kam mir bekannt vor, hat sich dann auch bei Ida Kreidl nach mir erkundigt: Er gehörte zu der Gruppe, die in Dölzschen meine Bücher durchsuchte und erleichterte, er hat auch in Friedheims Zimmer Bücher gesucht.

In Shaws «Saint Joan» gibt es einen wilden Ketzeijäger, der verzweifelt zusammenbricht, als er Johanna brennen sieht. «Ich habe ja nicht gewusst...!» Er hat sich das Entsetzliche nicht vorstellen können. *So buchstäblich unvorstellbar* ist mir bisher unsere Situation gewesen: Man hat mir immer berichtet vom Geschlagen- und Bespucktwerden, vom Zittern vor jedem Autogeräusch, jedem Klingeln, vom Verschwinden und Nicht-Wiederkommen – ich hab es doch nicht gewusst. Jetzt weiss ich, jetzt ist das Grauen immer in mir, auf ein paar Stunden übertäubt oder zur Gewohnheit geworden oder paralysiert vom «Es ist noch immer gut gegangen» und dann wieder als Würgeanfall lebendig. Das ist ein Streitfall zwischen Eva und mir. *Sie* sagt, es sei ihr nichts Neues und Überraschendes, sie habe das alles doch hundertmal gehört. Ich: Aber jetzt erst erlebe ich's, meine Phantasie oder mein Altruismus waren nicht stark genug, um es so, so ganz bei andern mitzerleben. – Ich vergleiche dies Todesgrauen mit dem im Felde. Dies hier ist tausendmal grässlicher. Dort war es schlimmstenfalls das «Feld der Ehre», dort war mir bei Verwundung jede Hilfe gewiss. Jetzt – dies grässliche Verschwinden. Was ist aus Friedheim geworden? Was geschah ihm, als man ihn hier fort-schleppte? Was im Gefängnis? Wie war sein Ende? Ausgelöscht; nach Qualen im Schmutz ertrunken. Tausend-, tausendmal gräss-

licher ist das als alle Furcht 1915. – Und immer die Angst, immer das Zum-Fenster-Laufen, ob auch kein Auto... Weiteres Vormittagsprogramm: erst noch ein Weilchen Dubnow-Notizen, dann unsern spärlichen Kartoffelrest im Keller abkeimen. Unsere Essnot steigt. Eva ist auswärts ganz auf markenfreien «Stamm» angewiesen, wir haben nur noch ein Brot frei, und erst in einer Woche stehen uns neue Marken zur Verfügung. Ich mache mir Gewissensbisse, zuviel zu essen.

21. Juni, Sonntag Vormittag

Es heisst jetzt, Friedheim habe Selbstmord durch Erhängen verübt. Niemand wird es genau erfahren. Fräulein Ludwig bat, die Leiche sehen zu dürfen. *Abgelehnt*. Fräulein Ludwig muss sich jetzt um Arbeit melden. Sie ist sogleich an die politische Abteilung der Partei gewiesen worden; da sie in Stellung bei einem Juden gewesen, bleibt sie verdächtig.

Gestern wieder beim Zahnarzt Simon. Sein Zauber durchaus verflögen: Er arbeitet aufs Flüchtigste zwei Minuten, schwätzt 58 Minuten, sich selber beweihräuchernd, alle arischen und nichtarischen Kollegen herabsetzend.

Zum erstenmal im Punkt des Essens nicht nur Mangel, sondern wirkliche Not und Hunger. Brot fast ganz zu Ende, die Kartoffeln uralt und, besonders kalt, niederträchtig schmeckend.

Zu Situation und LTI. Es scheint, als wolle man durchaus bis morgen – 22. Juni 41 begann der Krieg gegen Russland – Sewastopol haben. Gestern sind «entscheidende Erfolge» erzielt worden. Ein Schlagwort, das noch im vorigen Sommer florierte, jetzt aber ganz verstummt ist: der «Blitzkrieg». – Die «Frankfurter Zeitung» – ihr Abonnent Friedheim ist tot, sie kommt noch bis zum Ende des Monats – bringt einen Artikel, der beruhigen soll und beunruhigt, über die Knappheit der Medikamente. (Abführmittel fehlen, Insulin ist auf Karte gesetzt, harmlose Schlafmittel werden viel zu viele gekauft etc. etc.) Hier ist gesagt, es gebe Fälle, «wo tatsächlich zeitweilig eine Art des vielzitierten ‚Engpas-

ses' zu überwinden» sei. (Wer hat den Engpass zuerst gebraucht? Die Guillemets zeigen seine Abgelatschtheit. Freilich abgelatscht nur erst für die «Frankfurter Zeitung». Sie ist genauso nationalsozialistisch orientiert wie die andern Blätter, aber sie wahrt eine gewisse Höhe des Stils – sie ist auch ein bisschen bedächtiger im Rosafärben. Man muss die «Frankfurter Zeitung» mit den andern Blättern vergleichen, um zu sehen, *wie tief der Presseton* gesunken. Es heisst, die «Frankfurter» nehme Rücksicht auf die ausländische Diplomatie, repräsentiere.) –

[...]

Der sehr intermittierende Lebensgenuss. Abends nach zehn Uhr. «Nun kommen *sie* heute nicht mehr.» Ein paar Minuten Vorlesen im Bett – Eva schläft ein – mir verwirren sich die Sätze, ich weiss am nächsten Morgen buchstäblich nichts mehr vom Inhalt der letzten gelesenen (vielmehr gestotterten) Seiten. Aber das Hinlegen und Einschlafen ist auch ein Genuss und Sicherheit. Dann sind wir meist schon um fünf auf, und nun lese ich häufig – so heute – eine Stunde vor. Das ist eine gute und anregende Stunde. Danach beim Toilettemachen, Geschirrwaschen, Frühstücksbereiten bricht das Elend über mich herein: die Unsicherheit, der Ekel. Und dann höre ich Eva aus dem Badezimmer verzweifelt seufzen. –

[...]

Peinlich ist mir die leere Gartenbank unten vor meinem Fenster. Dort sassen den ganzen vorigen Sommer in hundert Gesprächen Ernst Kreidl und Dr. Friedheim zusammen. Jetzt ist Kreidl erschossen und Friedheim im Gefängnis «gestorben».

Sehr kühles Wetter, soll aber der Ernte zuträglich sein. Die Juden sagen: «*leider* zuträglich sein». Aber eine *gute* Ernte ist nach den Winterschäden kaum möglich, und eine bloss mittlere wird kaum helfen. Auch heisst die momentane Frage: Wie kommt man an die nächste Ernte heran?

22. *Juni, Montag, vor sechs Uhr morgens*

Seit dreiviertel fünf vorgelesen, und jetzt muss Kätchen zu ungewohnter Zeit ins Badezimmer. –

Frau Gaehde in ihrer Gewissensnot hat sich nun auch an Eva gewandt und ihr bei einem Rendezvous dasselbe gesagt wie mir. Das war schon vor ein paar Tagen der Fall, aber aus der Konfidenz wird eine Inanspruchnahme und Gefährdung: Heute ist die Spinnstoffabgabe fällig, und Frau Picks Kostüm und wollene Schlüpfhose – für so etwas muss Eva den Kopf hinhalten, buchstäblich, denn das Aus-dem-Haus-Schaffen kostet Gefängnis – KZ – Tod. Ihre eigenen Sachen, zehn Kleider, fünf Jacken, drei Blusen, sechseinhalb Kilogramm «Sonstiges» (brauchbare Wäsche), drei Kilogramm Altspinnstoff, hat Eva einer arischen Spinnstoffstelle gegeben. Von mir bleibt nach drei Jahren aus dem niemals reichlichen Vorrat-Wirtschaften nicht viel für die Gemeinde übrig: ein zeretzter Anzug, eine noch zeretztere Hose, zwei durchlöchernte Unterhosen, elf uralte Krawatten. Poveraenudavai...

[...]

Immer verfolgt mich: Wird einmal etwas aus meiner jetzigen Lektüre, und was? LTI? Curriculum? Ein Drittes? Auf alle Fälle «Mürbekuchen essen».

23. *Juni, Dienstag früh*

Gestern Tobruk von Rommel erobert, Sewastopol unmittelbar vor dem Fall. Sehr starker Eindruck. Nach Schwäche deutscherseits, nach Schluss vor dem Winter sieht es nicht aus. Und das Elend der Angst und Not geht weiter. – Einen Augenblick abends bei Steinitz. Er kommt aus Angst erst nach sieben zurück vom Friedhof; seine Frau keift auch in meiner Gegenwart mit ihm; sie kann sich ausserdem nicht genug tun in Verachtung der Engländer und Überzeugtheit vom Endsiege Hitlers. Sehr unerquickliche Minuten.

Herzls «Judenstaat» mit gemischten Gefühlen gelesen.

An das ganz undeutsche Wesen des Nationalsozialismus kann ich nicht mehr glauben; er ist ein deutsches Eigengewächs, ein

Karzinom aus *deutschem* Fleisch, eine Spielart des Krebses, wie es eine *spanische Grippe* gibt.

Gegen Mittag

Wenn Eva fortgeht, ist der Abschied jetzt immer sehr zärtlich; sie weiss ja nie, ob sie mich noch hier antreffen wird. Angst von Stunde zu Stunde; immer das Zum-Fenster-Laufen, wenn ein Auto rollt. Es ist kaum noch eine Übertreibung: Angst und Hunger füllen den Tag. Der Hunger wechselt mit Übelkeit: Die alten, schlechten Kartoffeln vermag ich, wenn sie kalt sind, nur mit Widerwillen zu essen, und sie bekommen weder dem Magen noch dem Darm. Aber mehr als das quält die Angst. Wir sind mit Marken so ganz zu Ende, dass Eva ganz auf den markenfreien «Stamm» im Restaurant angewiesen ist. Morgen muss sie wieder nach Pirna. Da gehen dann wieder ein paar Blätter mit.

Nachmittag

Von gestern noch: Steinitz hatte auf der Kleiderkammer der Gemeinde zu tun und lief in ein Gestapoauto. Ein «Uniformierter mit zwei Sternen»: «Was treibst du dich hier herum? Wie heisst du? Hab ich dir schon mal ein paar in die Fresse gehauen? Nicht? Na, ich komm bald zu Besuch.» –

Heutige Neuigkeiten: Vor bald sechs Wochen gab ich meine Schuhe zu dem einzigen jüdischen Schuster, einem, wie Eva immer sagt, «russischen Bären» in der Sporergasse – das Haus gehört der Gemeinde und ist von jüdischen Proletariern bewohnt. Ich warte verzweifelt auf diese Schuhe, erst wenn ich sie abhole, darf ich dem überlaufenen Mann eine andere Reparatur übergeben, und meine viel geflickten Stiefel sind schon fast ganz absatzlos. Morgen sollte Eva, die mehrfach nachgefragt hat, die Schuhe endlich abholen können. Jetzt war in der Sporergasse 3 Haussuchung, und der Schuster ist verhaftet (angeblich wegen vorgefundener Zigaretten). Ich werde also weiter ohne Absätze gehen. «Ich lauf auf Stiefelach, Stiefelach ohn' Soilen.»

Jüngste Verfügung: Vom 30. Juni ab werden die jüdischen Schulen geschlossen, es darf den Kindern auch kein Privatunterricht erteilt werden. Geistiges Todesurteil, Analphabetismus er-

zwungen. Es wird ihnen nicht gelingen. Ein Lastauto, hoch mit Koffern und Packen beladen, fuhr vor: allgemeine Abholung der beschlagnahmten Spinnstoffe. (Von den Ariern wird einiges freiwillig abgegeben; den Juden wird *alles* abgezwungen. Zurückbehalten werden darf, was zu «bescheidenem Gebrauch» nötig ist. Wie wird die Gestapo das auslegen?) Die ganz jüdischen Ehen liefern auch alles elektrische Gerät und Grammophone ab. Davon sind wir – vorläufig – befreit. –

Studienlektüre der zionistischen Schriften Herzls. Ungemeinste Verwandtschaft mit Hitlerismus. Nur dass sich Herzl an der Blut-Definition vorbeidrückt. Nation ist ihm «eine historische Gruppe, die erkennbar zusammengehört und einen gemeinsamen Feind hat.» (Sehr lendenlahme Definition.)

Das Schulverbot ist die Nummer 3 in einer zweiten Serie der Judenmassnahmen.

24. Juni, Mittwoch Vormittag

Wir sprachen von der Verschlechterung unserer Situation. Wie glimpflich waren die Haussuchungen in Dölschen. Und jetzt... Eva sagte: «Das sind keine Haussuchungen mehr. Es sind *Pogrome*.» Sie hat damit völlig recht.

Seit dem Selbstmordversuch der Frau Pick sind wir jeden Abend zwischen Essen und Tee ein Weilchen unten. Immer wieder konstatiere ich zur Tröstung der Frau Kreidl – einen andern Trost weiss ich nicht mehr: «Wieder ein Tag überlebt, eine Chance mehr zu überleben.»

In der Zeitung stand offiziell: Man habe die Heydrichmörder in einer Prager Kirche erschossen; sie seien im Dezember 1941 in einem Dorf bei Pilsen mit Fallschirmen aus englischen Flugzeugen gelandet. Benesch-Tschechen, deren Namen und Geburtsdaten genau angegeben werden. – Soweit der offizielle Bericht. *Erzählt wird*: Das Dorf, in dem die Leute gehaust, existiere nicht mehr. Die Männer erschossen, die Familien im KZ, die Häuser zerstört – nur noch Ackerland, über das der Pflug geht.

Brief von Sussmann (Arne Erik Johansson) herzlich und ah-

nungslos. Fragt nach meinem Curriculum. Soll ich ihm sagen, dass ich kein Manuskript im Haus halten kann? Will mir Geld von Georg schicken. Das sei «staatlich erlaubt». Aber meine Freigrenze kennt er nicht. Fragt nach Gesundheit. Soll ich ihm die Aufregungen, den Hunger beschreiben? Hofft auf die Frühjahrs-, mindestens die Herbstmesse des nächsten Jahres, «denn das Geschäft lässt sich doch so gut an». Soll ich ihm sagen, dass wir *so* lange nicht mehr warten können? – Er ist wie im Vorjahr auf Sommerfrische und macht eine Waldparzelle seines Schwiegersohns urbar. Worum man einen Menschen beneiden, was alles man für Freiheit halten kann. Und doch: Ich weiss nicht, ob ich mit ihm tauschen möchte.

Heute Nachmittag also gehen diese Blätter nach Pirna. Meine neueste Furcht ist, dass sie auch da nicht in absoluter Sicherheit sind. Annemarie ist ja anrühlich. Dort entdeckt, würden diese Manuskripte (und Übrige) Annemarie, Eva und mich vernichten. Es ist, als seien die Geister Ernst Kreidls und Dr. Friedheims jetzt immer um mich. Aber die Gefahr ist so gross und so allgegenwärtig, dass sie mich zum Fatalisten macht. Dies Manuskript ist meine Pflicht und meine letzte Ausfüllung.

Noch fragt Ame Erik, ob wir «fleissig spaziergehen». Aber Eva hetzt durch die Markthalle, und ich trage den Stern.

Nach Tisch

Der Schwätzer Simon – bei erster grosser Wärme im Sternmantel dort, zum dritten und vorletzten Mal – hatte ein gutes Wort. Staatsbegräbnis für Heydrich, für Hühnlein (Führer der Motorradtruppe, mit Sechzig «an schwerer Krankheit» gestorben) etc.: «Wenn einer Staatsbegräbnis kriegt, haben sie ihn immer selber umgebracht.» Das notiere ich noch schnell, ehe die Blätter in Sicherheit (?) gehen.

25. Juni, Donnerstag Morgen

Der Morgen ist so furchtbar. Alles stürmt auf einmal ein. Werde ich heute verprügelt und angespuckt werden? «Bestellt»? verhaftet? Verhaftet bedeutet jetzt sicheren Tod.

Weiter: was essen? Die Not ist so sehr gross geworden: Wir haben noch zwei Kartoffelmarken, aber niemand kann sie beliefern (in Chemnitz *soll* es Krawall unter den Rüstungsarbeitern gegeben haben, worauf die für Dresden bestimmten Gemüse etc. dorthin gingen, in Berlin und Thüringen *soll* absoluter Mangel herrschen – aber ähnliches notierte ich schon 1916), wir haben gar kein Brot mehr, und die neuen Karten stehen noch aus. Annemarie sagt, sie sei selber in Not, ihr neues, ganz verknapptes Personal bestehle sie. Steiniger, Frau Picks Freund, der mir gelegentlich hilft, wagt sich offenbar nicht ins Haus. – Pirna war auch sonst Enttäuschung: Eva nahm einen kleinen Wäscheballen dahin mit und brachte ihn wieder zurück. Auch dort keine Möglichkeit, waschen zu lassen. Seit Weihnachten liegt ein immer gewaltigerer Packen unter dem Schlafzimmertisch. Zum Im-Hause-Waschen fehlt das Gerät. Zur unmittelbaren Wäsche-Not – nun ist es auch warm geworden – tritt die Angst vor der Haussuchung. Die Leute nehmen alles zum Anlass ihrer Repressalien. – Eva brachte mir aus Pirna eine Zigarre mit. Ich rauchte sie sofort, weil Aufbewahren buchstäblich lebensgefährlich. Von dem ungewohnten und zu hastigen Genuss, von der Beängstigung und der Bitterkeit der daran geknüpften Gedanken, von dem sehr schlechten Tabak wurde mir sehr übel. Schweiß, heisse Hände, Atemnot. Der Hundebraten in den «Webern», nur noch schlimmer, weil gefährlicher. –

Die «Zionistischen Schriften» Herzls. Es sind die Gedankengänge, manchmal geradezu die Worte, es ist der Fanatismus Hitlers. Bei dem Aufsatz «Mauschei» war mein ständiger Eindruck: Lydia Rabinowitsch (München 1919) rediviva. – Wie sich Herzl vor der Rassetheorie herumdrückt! Wie er die Zukunft vorausgesehen hat. (Und auch wieder nicht vorausgesehen, denn er hält die Aufhebung der Emanzipation, den europäischen Rückfall ins Mittelalter für unmöglich.) Und doch hat er für Millionen Unrecht. Ich bin *nur* deutsch. Alles andere wäre für mich Komödie.

Frau Pick sagte: «Ich nenne Ihre Frau nur noch Eva Brandström.» Damit hat sie Recht, und ich bewundere und verehere Eva in diesen Wochen noch mehr als früher schon.

Es gibt hier draussen bei der Strehleiner Kirche übrigens eine Elsa Brandström-Strasse. Aus Versehen wohl, denn diese Pazifistin hat einen ihr angebotenen Empfang bei Hitler abgelehnt, weil er ihren Mann um sein Amt gebracht habe. Ich sehe die Brandström noch mit Ulich zusammen in einem meiner Vorträge im philologischen Verein. –

Die Erleichterung, Manuskripte aus dem Hause zu haben, hält immer genau zwölf Stunden an. Dann siegt die innere Verpflichtung (oder die Eitelkeit oder das Leeregefühl) über die Todesangst. (Momentane Aufbewahrung: Delteil – Jeanne d'Arc-Notizen, eine Manuskript-Mappe aus den zwanziger Jahren.)

Herzl ist mir widerwärtig, aber interessant. Bubers «Chassidim», seine Einleitung über jüdische Mystik, machen mich förmlich krank. Dunkelste Verschwollenheiten.

[...]

Meine Antwort an Sussmann macht mir Kopfschmerzen. *Ich* kann ihm keine Frage beantworten, und *er* kann nicht verstehen, warum ich das scheinbar Harmloseste unbeantwortet lasse. Er rühmt sich der Anlage einer Korrespondenzübersicht – pedantisch mit roten und grünen Feldern, Schreiben, Antwort, Datum, jede Person hat ihr Feld – und ich hier verberge, verwische, vernichte jede Briefspur!

26. Juni, Freitag Vormittag

Bisher durften Juden im Arbeitseinsatz ihre Fahrräder behalten. Neueste Verordnung (4): Fahrräder sind nur zu behalten, wenn der Arbeiter einen längeren Weg als 1 km hat. Gleichzeitig: Wer noch die Tram benutzen darf (Arbeiter jenseits der 7 km-Grenze), darf nicht mehr Zwölferkarten oder Umsteigehefte lösen, sondern nur noch die teuren Einzelbillette. –

Da Elsa Kreidl als Witwe aus dem jüdischen Zusammenhang losgelöst ist, hat man die Hausverbindung mit der Gemeinde (insbesondere das Heranschaffen der Lebensmittelkarten, jeden vierten Donnerstag) mir übertragen, und für mich übernimmt es Eva, die Tram zur Verfügung hat. Das ergibt lebhafteren Konnex mit der Gemeinde.

Gestern mit Eva zusammen bei Marckwalds. Ein Wort des Mannes erschütterte mich. Er sagte halb harmlos, halb sehnsüchtig, wie man sich guter Zeiten erinnert: «Als ich noch ausgefahren werden konnte, war ich gern in der Markthalle. Meine Frau rollte mich hin und liess mich in einer Ecke, während sie ihre Einkäufe machte.» –

«Zionistische Schriften» Herzls. Mich überwältigte die tiefe Gemeinschaft mit dem Hitlerismus. Derselbe Dreiklang: Überbetonte Tradition – überbetonter Amerikanismus – überbetonte Verbundenheit mit dem Armen. Dazu die masslosen Beschimpfungen der Reichen, der andersgerichteten Geistlichen. Die Ausmalung künftiger Herrlichkeit. Die Friedensbeteuerungen und Drohungen.

[...]

Gegen Abend

Chronik des Tages, wie ich sie bei Simon, dann bei Seliksohn (Kartoffelquelle!), zuletzt von Kätchen hörte. Der Schuster hat im PPD Selbstmord verübt. Ich zweifle daran, er sah nicht aus wie einer, der rasch die Nerven verliert – man dürfte nachgeholfen haben. – Das Altersheim im Gemeindehaus, wo ich neulich den Herm Hammer aufsuchte, der von seinen Beziehungen zu Walzel sprach, wird evakuiert. Eine Reihe anderer alter Leute, von der Gestapo namentlich bestimmt, muss mit hinaus. Darunter Perl, der alte, gebrechliche Mann, mit dem ich im Winter Schnee schippte und der in dieser Arbeit eine Art Schutzpause genoss – er brauchte nicht zur Gestapo, die ihn sonst täglich zu Prügeln und Stadtmärschen antreten liess. Im Ganzen wird der Transport 50 alte Leute umfassen. Da aus Berlin ständig weiter evakuiert wird, so ist auch hier mit einer Fortsetzung der Aktion zu rechnen. Wonach die Auswahl erfolgt, ist nicht recht ersichtlich. Nach dem Alter, dem Vermögen, dem Grad der persönlichen Missliebigkeit? Im Augenblick sind die Alten besonders exponiert. Ich hörte hier oft von einem arischen Kammersänger Zottmayr reden, der mit einer Jüdin verheiratet war. Er starb vor ein paar Monaten am Krebs. Die bis dahin gar nicht belästigte Frau (Anfang der Siebzig, in guten Vermögensverhältnissen) musste sofort den Stern anheften. Jetzt ist sie unter den Evakuierten.

Heute hätte mich Kätschen um ein Haar dabei überrascht, wie ich ihr Brot stahl und Zucker stehlen wollte. Was wäre daraus entstanden? Es ist wirklich der nackte Hunger, der mich zu diesen Mundräubereien treibt. (Mit denen ich Kätschen wirklich nicht schade. Sie isst wenig, ist gut versehen durch die Mutter, lässt vieles verkommen.) Ich empfinde es als grauenhafte Erniedrigung, dass ich diese Diebereien ausführe.

27. *Juni, Sonnabend Vormittag*

Die beiden ersten dominierenden Tageseindrücke: 1) Ich krieche jämmerlich am Boden herum, um an das Regal hinter dem Flügel heranzukommen; ganz unten ist dort das Brot versteckt. 2) Ich friere am offenen Fenster – Wärme ist bisher seltenste Ausnahme, ein einziger Tag war beinahe heiss – und denke im Frieren sofort: «Gut, denn es hemmt die Ernte, gut, denn ich kann im Mantel ausgehen und kann also den Anzug unbesternt lassen.»

[...]

Heute Morgen im Aufwachen ging mir durch den Kopf: Ich muss eine Studie fixieren: Pro Germania, contra Zion vom heutigen Standpunkte des deutschen Juden aus. Ich werde mich daranmachen, wenn ich die «Zionistischen Schriften» Herzls durch habe, morgen also. Sofern ich morgen noch dazu imstande bin – immer die Angst vor der nächsten Viertelstunde.

28. *Juni, Sonntag Abend*

Vormittag Herzl-Notizen. Nachmittag bei Seliksohns. Diskussion von seiner Seite mit Leidenschaft, von meiner mit Unsicherheit geführt. «Sie müssten Jude sein, Sie müssten Juden unterrichten, man würde Sie in Jerusalem aufnehmen, dort wäre Ihr Platz.» – Ich sei nur Deutscher, ich könnte nicht anders; die Nationalsozialisten seien nicht das deutsche Volk, das gegenwärtige deutsche Volk sei nicht das ganze Deutschland. – Er: Er hasse ganz Deutschland, alles Deutsche als grausam und barbarisch von je, er

wolle lieber ausserhalb Deutschlands im tiefsten Elend als hier in leidlichen Zuständen leben usw. usw. – «Und wenn ich auch Deutschland hasste, ich würde deshalb nicht undeutsch, ich könnte mir das Deutsche nicht ausreissen. Und ich möchte hier wieder aufbauen helfen. – Übrigens: In Jerusalem wäre ich doch nur der Nachläufer, Opportunist, Verräter.» Er selbst habe mir früher einmal gesagt: «Ich würde dagegen stimmen, wenn man Sie nach Jerusalem beriefe, und ich hätte mitzureden.» Er: «Nur, wenn Sie nicht vorher den Taufzettel fortwürfen. Aber Frömmigkeit, Synagogenbesuch fordert niemand von Ihnen.» Eva und ich sprachen beim Rückweg darüber. Ganz gegen Jerusalem, ganz für Deutschland waren wir beide nicht. Ich zitierte Jule Sebbas Wort: «Wenn ich schon einen Nationalismus mitmachen muss, dann wähle ich den jüdischen, der mich nicht verfolgt.» – Aber auch in der heutigen Debatte sagte Seliksohn: «Jetzt kommen die deutschen Juden gelaufen.» In anderem Zusammenhang erzählte Seliksohn als Kindereindruck, welch ergreifende Totenfeiern man 1904 in den russischen Judengemeinden Theodor Herzl gehalten habe. Dort muss er wirklich als Heiland betrachtet worden sein – (er schreibt gestor, zu Deutsch «Führer»).

Hier im Hause ist jetzt ständiger Disput, ob die heutige Ernährungslage besser oder schlechter sei als die des Jahres 1918. Die Kreidelei behauptet: besser, wir: schlechter. – Gestern sagte Steinitz: «Das Haferfeld beim Lehrerseminar steht gut.» Darauf Eva: «Seien Sie nicht solch Miesmacher!»

29. Juni, Montag Vormittag

Vor einem Jahr sass ich an unserm Hochzeitstag im PPD. Sehr verzweifelt und verbittert. Aber wieviel besser ging es uns damals noch als heute. Die Männer der Caspar-David waren noch alle hier, ich konnte noch ohne Stern mit Eva gehen, fahren, Restaurants aufsuchen, wir hatten zu Haus noch keine Essnot, Gestapo übte noch keine Pogrome, ich hatte noch Schreibmaschine und Manuskripte im Hause, noch Produktionsmöglichkeit, ich ahnte noch nicht den späteren Grad der Sklaverei und Verelendung. –

Immerhin kann ich eine Gegenrechnung aufmachen: Noch war Hitler nicht gestoppt und dem sicheren Verderben nicht so nahe wie heute. – Feiern können wir gar nicht. Eva wird versuchen, aus der Stadt noch zwanzig Pfund Kartoffeln heranzuschleppen, die uns Mutter Kreidl an abgelaufenen Marken überlässt. Das ist Evas Geschenk für mich. Für sie hab ich gar nichts.

Am Mittwoch wird das Altersheim in einem Auto nach Theresienstadt geschickt. Dr. Katz begleitet den Transport. Man erzählt von seinem charakteristischen Ausspruch: «Hoffentlich komme ich zurück.» –

Für die vierzehn Tage vom 29.6. zum 12.7. gibt es auf den Kopf der Bevölkerung zehn Pfund Kartoffeln. Davon ist jedes vierte Stück verdorben. Gemüse fehlt, Rettiche fehlen. Brot ist knapp und schlecht. Wie lange kann Begeisterung und guter Wille durch Angst ersetzt werden?

Die Massen-Luftangriffe der Engländer auf Köln und Bremen sollen Auftakt einer Luftoffensive sein: «Mit 1'000 Flugzeugen über Nord- und Mitteldeutschland!» Unter den vorbezeichneten Städten soll sich Dresden befinden. Man verstärkt hier Flakpositionen. (Bei Zeiss-Ikon und auf dem Rathaus.)

1. Juli, Mittwoch Vormittag

Gestern Morgen schon, als ich zum Briefkasten ging, sagte mir Frau Ida Kreidl: «Nun habe ich alles verloren. Auch meine Kinder in Prag werden evakuiert.» Sie hat dort eine Tochter verheiratet, ihr Enkel ist zehn Jahre alt. Die Familie kommt nach Theresienstadt, von dort ins Unbekannte. Der Sohn Paul ist seit Januar fort. Ich tröstete: In Prag wüte man derart mit Erschiessungen, dass jeder andere Ort sicherer sei. Ida Kreidl war auch erstaunlich gefasst oder abgestumpft oder betäubt. – Abends, als wir dumpf in Frau Picks Zimmer zusammensassen, erschien Elsa Kreidl: Die Urne ihres Mannes und neun weitere Urnen sind zur Beisetzung eingetroffen; Friedheim und Ernst Kreidl werden am Sonntag um halb zehn eingeseget. Das ist nun grotesk schauerlich. Eva und ich hatten den gleichen Gedanken:

So wie die beiden auf der Gartenbank zusammensitzen pflegten, so stehen nun ihre Urnen nebeneinander. Kreidl hat seinen Todesweg sechs Monate früher angetreten, Friedheim hat ihn eingeholt. (Die jüdische Leichenwäscherin hat Frau Voss erzählt, Friedheim habe sich erhängt. – Aber wie weit stimmt in diesem Bericht das «sich», und wenn es stimmt, drückt es keine freiwillige Handlung aus. Man erzählte, es werde den Gefangenen ein Strick in die Zelle gelegt.) Ich werde die Todesangst nicht mehr los. Das ist schlimmer als 1915. Jede Stunde kann man weggeschleppt werden. –

Eva ist mit immer mehr Gängen abgehetzt. – Für Frau Pick riskiert sie buchstäblich ihren Kopf, nein, unsere Köpfe. («Für deine Manuskripte auch», erwidert sie auf Vorhaltung.) Ich schrieb heute – stundenlange Arbeit – sechs Geldüberweisungen aus. Enorme Einkommensteuer vom vorigen Jahr, von Georgs Zuwendung her, zweite Rate der Devisenstrafe, Judensteuer etc. Im Ganzen 466 M. Unsere Reserven schrumpfen auf etwa 500. Aber dem Geld stehe ich schon stumpf gegenüber. Nur nicht «geholt» werden, nur halbwegs satt zu essen haben. Es steht immer schlechter um dies Halbwegs. Frau Picks Freund Steiniger, der mir Brotmarken schenkte, darf sich nicht mehr ins Judenhaus wagen. Die letzten sechs Kartoffeln kochte ich zum heutigen Frühstück; die grösste unter ihnen war gänzlich verdorben, selbst für mich ungeniessbar. Jetzt ist Eva wieder in der Stadt auf Kartoffeljagd. Sie berichtet seit Tagen: Die meisten Markthallenstände sind geschlossen und verhängt. Ein Zettel daran: «Heute keine Waren eingetroffen.» Schlangen vor den Läden. Ganz winzige Kohlrabiköpfchen, ein bis zwei Stück, werden auf Karte verteilt. Der Jude und der jüdische Haushalt haben diese Karte nicht. –

Notizen zu Herzls «Zionistische Schriften». Ich will heute noch den Überblick des Vergleichs: Herz-Hitler hinzufügen. – Die «Denkwürdigkeiten der Glückel von Hameln» begonnen. [...]

2. Juli, Donnerstag Morgen

Sollte ich überleben, so werde ich die stumpfe Trostlosigkeit der Situation bald nicht mehr nachfühlen können. Der Hunger, verschärft durch das (von Eva bestrittene und doch wohl zutreffende): Die Masse der andern hat es besser, sie kann also warten. (Sie hat es besser: geringes Mass an Karten, aber grössere Kauf-, Bewegungs-, Tausch- und Schiebefreiheit, dazu Kantine und Restaurant und keine oder fast keine Haussuchung). Der Hunger, der in diesen allerletzten Tagen alles Metaphorische eingebüsst hat. (Nicht eine Kartoffel im Haus, keine Aussicht auf Brotzusatz, kein winzigstes Bisschen Gemüse.) Die Angst vor jedem Klingeln, jedem Wagenrollen. Der Terror, gegen alle, aber hundertfach gegen die Juden. Die angstvolle Geduld (oder wirklich die Siegeszuversicht und Zufriedenheit?) des Volkes. Die Siege in Afrika und Russland, die den Krieg mindestens verlängern, die absolute Isoliertheit. Wie es bei Chénier heisst: «Wenn die Gefängnistür hinter dir zufällt...» Besonders trostlos die Abende, wenn wir unten mit den drei Frauen sitzen. Die eine: jetzt sind ihre beiden Kinder evakuiert; die andere: der Mann erschossen; die dritte immer von der Gestapo bedroht. Gespräch: Evakuierungen, Grausamkeiten, Angst vor Klingeln und Wagenrollen, Evas Berichte über Aussenwelt (Zusammenkünfte, heimlichst, mit Schmuggel). –

Vormittag

Kätchen Sara kommt spät nachts (zu Fuss) aus dem Werk, steht spät auf und bringt dann die neuesten Nachrichten: gestern Abend Rundfunk: Sewastopol gefallen.

Der Abtransport des Altersheims nach Theresienstadt brutal. Lastauto mit Bänken, zusammengepfercht, nur winzigstes Bündel durfte mitgenommen werden, Püffe und Schläge.

Kätchen hat umschichtig Vormittags- und Nachmittagsschicht. Das Fahren ist ihr nicht bewilligt worden, sie braucht fast zwei Stunden für den Weg. Ständiges Leiden an den Füssen, häufige Dienstunfähigkeit.

3. Juli, Freitag Morgen

Eva hilft häufig unten mit Staubsaugen und Scheuem aus. Dann finden sich immer noch irgendwelche Kartoffeln für uns. Gestern waren so noch einige «von Fräulein Ludwig hinterlassene» aufgetaucht. Faktisch liegt es nun derart, dass Eva die Scheuerfrau macht, um dadurch eine Schüssel Kartoffeln für mich zu erwerben. Das Kind hat einen anderen Namen, aber tatsächlich ist dieser Kausalnexus gegeben. Die Kartoffeln stopfe ich zu 99 Prozent in mich hinein. Gestern fiel ich über eine Schüssel heiss hungrig her. Manchmal denke ich, das sei Eva gegenüber mit dem Überlassen der Butter, des Zuckers und des überwiegenden Fleischanteils ausgeglichen (dies und das Brot) – aber sie magert noch ungleich mehr ab als ich. –

Ich begleitete Eva gestern (wie jetzt häufig) bis zum Wasaplatz. Dort nehme ich ihr die Einkäufe (nach qualvollem besterntem Warten) ab, und sie fährt in città. Gestern auf diesem Weg trafen wir die Zeitungsfrau beim Einkassieren der Monatsrechnungen. Eva trat an sie heran: «Ich zahle gleich für Kreidl unten mit.» Wir hatten beide sofort die Idee: «Das Klingeln vermeiden lassen, sonst gibt es grässliches Erschrecken!»

Eine Zeitungsbekanntmachung schränkt alles weibliche Hauspersonal auch für Arier aufs Äusserste ein. Man muss nachweisen, dass keine Familienangehörige für Hausarbeit frei ist. Dies und die steigende Vivendanot spricht gegen das Durchhalten des nächsten Winters. Aber die grosse Ostoffensive ist nun doch gekommen, und in Ägypten scheint Alexandrien den Engländern verloren.

Gestern üblicher Nachmittagsbesuch bei Marckwald. Entsetzlich, mit welcher äussersten Anstrengung der Mann sich an seinen Krücken vom Balkon zum Wohnzimmer schleppt, wie er regelmässig während der Unterhaltung seine Morphiumspritze erhält, wie er immer friert. (Gestern tagsüber war es einmal richtig warm; jetzt stecke ich schon wieder in der Wolljacke, und die Hände frieren). Jedes bisschen Wärme führt sogleich zu Gewitter und neuer Abkühlung.

Gegen Abend

Wenn Gestapo bei Juden Marken ohne J findet, werden die Marken zerrissen, und der Jude wird im günstigsten Fall geprügelt und bespuckt, im weniger günstigen «hinbestellt», auch wohl «da-behalten». Man bekommt aber auf grössere J-Marken beim Semmelkauf oft kleinere ohne J heraus. Frau Ida Kreidl riss gestern in solchem Fall das Futter ihrer Handtasche auf und steckte dort die verbotenen Marken an der Innenseite fest, bis sie sie an Eva ab-tauschen konnte. –

In der Zeitung die Berichte über Fortschritte in Russland und Ägypten ein wenig paralyisiert durch Exemplum-Artikel aus Berlin: In einem süddeutschen Rüstungsbetriebe waren Hetznachrichten verbreitet. Ein Hauptschuldiger hatte ausländische Sender gehört, ein halbes Dutzend Arbeiter hatte die «Lügen» weitergegeben. Der Hauptschuldige ist wegen Hochverrat zum Tode verurteilt und bereits hingerichtet worden, die andern haben Zucht-haus, zehn bis eineinhalb Jahre, bekommen. Nachrichten über Rundfunkverbrechen waren in einer früheren Kriegsphase häufig. Von Zeit zu Zeit wurde eine Auslese von Urteilen mitgeteilt, immer hohe Zuchthausstrafen. Dann war es viele Monate still davon. Das Novum des heutigen Falles besteht a) im Todesfall, b) darin, dass es sich ausdrücklich um einen Rüstungsbetrieb handelt. Man fühlt sich also der Arbeiter nicht mehr sicher, man geht gegen einen bestimmten Stand, und gegen den entscheidenden Stand, vor, man greift zum allerletzten Mittel, der Todesstrafe. –

Ich werde heute mit der ziemlich widerwärtigen Lektüre der «Glückel von Hameln» fertig und werde sie morgen notieren. Mein Arbeitsmaterial wird nun immer knapper. Es ist wie mit den Kartoffeln: Ich weiss nicht, was der nächste Tag bringen wird und ob er überhaupt noch etwas bringt. Für den Notfall liegt immer der «Wilhelm Meister» bereit; ich glaube, die «Wanderjahre» habe ich *nie* gelesen.

Trude Scherk schreibt, Grete liege nach einem «kleinen Schlag-anfall» im jüdischen Krankenhaus. Sie selber rechnet mit Evakuierung nach Theresienstadt. Da sie fast siebzig sei, dürfte man sie

in Theresienstadt lassen (auch hier heisst es, die alten Leute blieben dauernd dort, nur jüngere würden weiterverschickt), und dort soll es nicht gar so schlimm sein. Von unsern hiesigen Leiden scheint man in Berlin nichts zu wissen. Auf der andern Seite scheint es, als habe es dort Massenerschiessungen gegeben, während man sich hier mit Detailtötungen begnügt und die Allgemeinheit nur eben misshandelt.

4. Juli, Sonnabend Vormittag

Estreicher † im KZ. – Der Jüdischen Gemeinde werden die jüdischen Todesfälle in KZ und Gefängnis gemeldet, dem jüdischen Friedhof die Leichen und Urnen zugestellt (manchmal auch, Fall Friedmann, wird die Leiche nach der Einsegnung zum Verbrennen fortgeschafft, worauf dann später die Urne beigesetzt wird.) In all diesen Fällen sind die Nachrichten immer rasch verbreitet, unter den sechs- bis siebenhundert noch hier befindlichen Juden gibt es x Verbindungen. Gestern also kam die Nachricht vom Tode des vielgehassten, höchst korrupten Estreichers. Er hat lange Wochen im Gefängnis, dann wohl ein ganzes Jahr im KZ ausgehalten. Es ist jetzt als Todesursache «Dickdarmentzündung» angegeben, und nach Aussage seiner Frau soll das stimmen können, er habe daran schon einmal gelitten. Ähnlich hiess es neulich bei einem andern KZ-Toten: Ursache «Beingeschwür». Sterben diese Leute eines «natürlicheren» Todes als die Erschossenen? Kaum. Sie leben unter schwerstem, unerträglichem Druck, sie erkranken, man wird sie nicht pflegen, es fehlt ja an Ärzten, an Medikamenten, man mag auch mit einer Spritze nachhelfen. – Mit Estreicher habe ich wenig Mitleid, aber das Grauen schüttelt mich wie in allen andern Fällen. Der eine ist in drei Tagen erledigt, der andere erst in einem Jahr – aber zurück kommt keiner, buchstäblich keiner. Estreicher war zwei, drei Jahre älter als ich, sah blühend aus, wie Anfang der Fünfzig, trug keinen Stern, war «privilegiert», war Genosse der Gestapo, Nutzniesser des Regimes. Bis er offenbar auf eigene Rechnung langfingerte. Er hat sehr grausig gebüsst. Was mich erschüttert, ist aber nur die gemeine Angst. Cras mihi –

es kommt keiner zurück. Ist es unter diesen Umständen wenigstens eine mutige Handlung, dass ich dieses Tagebuch schreibe? Ich bin mir nicht klar darüber, auch nicht über meine innere Berechtigung, Eva mit zu exponieren. – Für mich selber bin ich immer öfter am Verzweifeln; den Leuten im Haus spreche ich so lange Zuversicht zu, bis ich selber glaube.

5. Juli, Sonntag gegen Abend

Der Sonntagnachmittag ist der einzige Zeitraum, der für gestapo-frei gilt. Bisher haben wenigstens am Sonntagnachmittag keine Haussuchungen stattgefunden (am Vormittag schon!), man braucht da also weniger nervös zu sein, kann die Esswaren ausserhalb des Verstecks lassen. Esswaren – beinahe euphemistische Bezeichnung. Ich bin sehr vom Hunger gequält. –

Den ganzen Vormittag durch den Friedhof ausgefüllt. Bei starker Hitze war es im Mantel eine noch anstrengendere Wanderung (hin und zurück drei Stunden) als neulich. Aber der Sommerblick am Grunaer Weg (blühende Gärtnereien, Getreide, die Hügelkette drüber) wieder sehr schön. Auf dem Friedhof alles noch trostloser als neulich. Etliche zwanzig Frauen, etliche dreissig Männer. Alle sehen sie vergrämt und verhungert aus. Besonders scheusslich ist es, wie den Männern der Zylinder in das abgemagerte Gesicht rutscht, wie der Zylinder die abgetragene Ruppigkeit des Anzugs unterstreicht. Bei zwei Leuten, die ich längere Zeit nicht gesehen, fiel mir die vorgeschrittene Abmagerung besonders auf: Dr. Magnus hat ein ganz schmales, eingefallenes Gesicht bekommen, Frau Kronheim ist buchstäblich zu einem feinknochigen Gerippe geworden, erschreckend ist die Winzigkeit des ganz spitzen, nur noch von Haut umspannten Kinns. –

Vor dem Pult, wo sonst der Sarg stand, lag ein Häufchen schwarzes Tuch. Nachher, beim Aufheben und Herausragen, entdeckt man die kleine Urne. Bei Friedheim, dem neulich Gefeierten, hiess es kurz: «Wir setzen ihn bei.» Draussen waren zwischen

ausgewachsenen Gräbern eine Reihe kleiner Löcher angelegt, in jedem steckte ein Pfahl mit Schild: Ernst Kreidl † am, Feldmann (der Schuster), Dr. Friedheim ... Alle in den Sechzigern (auch der riesige Schuster). Ein Gebet wurde gesprochen, man defilierte und warf dreimal Erde auf die in das Miniaturgrab gestellte Urne. Über Ernst Kreidls Urne wurde in der Halle der gleiche Psalm verlesen wie neulich über Friedheims Sarg. Ich fand den Text sehr wenig und doppelt wenig angebracht: «Tausend sterben zu meiner Linken und tausend zu meiner Rechten – mich aber hast Du beschützt» – wie kann man das an einem Sarge sagen? «Ich fürchte die Pest nicht, Du hast mich bewahrt» – wie kann man das sagen, wenn ein Pesttoter im Sarge liegt. Und alle elf Leichen, die an diesem Vormittag zu erledigen waren, sind doch von der eben grassierenden Pest gemordet worden, buchstäblich gemordet.

Ich war wieder kindisch, feige und egoistisch: Ich dachte an den riesigen Schuster und sah die ganz, ganz kleine Urne. Da kam mir der Gedanke der Vernichtung noch näher und schüttelte mich noch mehr als einem Sarg gegenüber. – Am Nachmittag, nachdem ich lange geschlafen, las ich viel im Grätz. Bei den Lebensdaten der Personen fiel mir immer wieder auf, wie wenige Leute über die Mitte der Sechzig kommen, und immer wieder schüttelte mich das Gefühl der Vernichtung. Selbst wenn ich Hitler überlebe, wieviel bleibt mir noch? Es ist so dumm: Nur das Nichtsein, nichts anderes fürchte ich. –

Gestern Nachmittag, als Steinitz gerade zu uns gekommen, klingelte Dr. Katz. Er hatte nach Frau Pick sehen wollen, und unten öffnete ihm niemand. Ich forderte ihn auf, sich bei uns eine Minute auszuruhen, er nahm an, ging im Gespräch aus sich heraus und blieb dann zwei Stunden. Der Mann ist ringsum unbeliebt, er war auch bisher uns beiden wenig sympathisch; gestern kam er uns viel näher und machte eine halbe (keine ganze) Eroberung an uns. Verwandtschaft mit dem «Liebreichen» (seinem Namensvetter Richard Katz †). Auch ihm ist das zentrale Erlebnis das Heer. Er erzählt mit Stolz, dass er als Jude 1905 Reserveoffizier geworden, dass er im Krieg als Stabsarzt verwundet worden ist, er er-

zählt auch – und hier gehen wir auseinander – dass er sich 39 vergeblich bemüht hat, im Sanitätsdienst unterzukommen. (Er trägt das EK I; seine Patienten verübeln es ihm, dass er in seinem Wartezimmer in Uniform und zu Pferde an der Wand hängt.) Er spricht sehr melancholisch von seiner gescheiterten Lebensanschauung; er hält die Assimilation, ohne die er nicht sein kann, für endgültig unmöglich. Er gibt – und darin gehen wir zusammen – dem Zionismus viel Schuld; viel Schuld auch dem ungehinderten Zustrom des bloss geldsüchtigen Ostjudentums. (Ich sagte, ich würde ein Bildungsexamen vor die Einwanderung setzen.) Er erzählte, er habe Theodor Herzl persönlich kennengelernt, behauptete, der Mann sei aus persönlichem Ehrgeiz, weil er einmal beleidigt worden und ohne Satisfaktion geblieben, zum Begründer des politischen Zionismus geworden. – Bei allem Deutschtum und offenbarem Unglauben hält er Taufe für Verrat. – Es schien ihm grosse Freude zu machen, einmal eine geistige Diskussion zu führen. Ich halte es für möglich, dass er sich uns enger anschliesst. –

Ich weiss nicht recht, was ich an Arbeitslektüre vornehmen soll. «Sich bilden» ist ganz hübsch – aber ich möchte so gern noch einmal produzieren und bin in allem gehemmt. Und immer die kleine Urne ante oculos. – Ich will in den nächsten Tagen die Volksausgabe von Grätz ein bisschen näher kennenlernen und mir dann von Frau Hirschel den Dubnow holen.

Meinen Mottosatz zum Curriculum möchte ich jetzt so fassen: Wir wissen nichts von der fernen Vergangenheit, weil wir nicht dabeigewesen, wir wissen nichts von der Gegenwart, weil wir dabeigewesen sind. Nur von der selbsterlebten Vergangenheit können wir im späten Erinnern ein wenig – sehr wenig sicheres – Wissen gewinnen.

6. Juli, Montag Vormittag

Dr. Katz sagte neulich, *der Jude* könne weder gehorchen noch befehlen. Er sei zu individualistisch. Ich stimmte zu – aber das Nichtbefehlen-Können begründete ich mit der angeborenen Skep-

sis und der erworbenen Unsicherheit. Eva widersprach, die Juden hielten doch strengste Diziplin in Religionsdingen. Ganz offenbar stimmen doch sowohl Evas wie Katz' und meine Aussagen. Was ist also mit *dem* Juden, *dem* Deutschen etc.? Und doch existieren Gruppencharaktere.

7. Juli, Dienstag Vormittag

Gestern Abend, elf Uhr. Eva liegt, ich lese Oldenburg-Januschau vor. Kätchen mit blutigen Füßen am Nachmittag zurückgekommen (wegen des durchbluteten Verbandes hat sie *einmalige* Fahrerlaubnis erhalten) – schläft. Sturm läuten. Kätchen taumelt verstört aus ihrem Zimmer, ich reisse mit Herzklopfen die Verdunklung in der Küche auf. «Hallo?» Frauenstimme in der Feme: «Im Kasten.» Es ergibt sich: Frau Paul hat einen Rendezvous-Zettel für Kätchen hineingeworfen; bei Tage traut sie sich nicht vor das Haus – ihr ewiger Scheidungsprozess, in dem der Mann sie der Judenfreundschaft bezichtigt –, ihr Signal viermal kurz ist in der Erregtheit zum langen Glockensturm geworden. Sie kann sich auch wohl nicht vorstellen, welche Qual uns solch Läuten verursacht.

Gestern den ganzen Tag im Grätz gelesen. [...] – Heute hat mir Elsa Kreidl das «Französische Tagebuch 1939/ 1940» von Alfred Fabre-Luce gegeben. Ich lege die Juden beiseite, um diesen Leihband zu durchhackem. Von der Hand in den Mund, und was mir der Zufall zuführt. – Gestern Gewitter, heute Gewitterschwüle. Gestern ständiges Einschlafen vor Erschöpfung, heute auch. Gestern Hunger und Brotdiebstahl (und einzelne Kartoffeln und einen Löffel Zucker), heute auch. –

Abends

Kätchen berichtet: Das Henriettenstift, an fünfzig alte Leute, wird evakuiert. Da muss ihre Mutter, die unverwüstliche Achtzigerin, mit nach Theresienstadt; Kätchens Bruder ist verhaftet und also ein toter Mann. Dieser Joachimsthal ist ein übles Subjekt, mit dem sie schon viel Zwist gehabt und der sie erpresst hat – aber

weswegen wird er jetzt gemordet? Er soll «den Stern verdeckt haben» oder nach neun unterwegs gewesen sein. Dafür in den Tod. – Es graut mir so, ich sehe immer die kleinen Urnenlöcher vor mir. Cras mihi. –

8. Juli, Mittwoch Vormittag

Dr. Katz sagte neulich, man habe in der Evakuierungsfrage «das Steuer herumgeworfen». Erst die Leute *bis* 65, jetzt die von 65 ab (soweit sie nicht in Arbeit stehen). Es ist nichts mit Organisation und Überorganisation. Man wechselt, man regiert gegeneinander, der Wind schlägt um wie beim Gewitter, mehrere Gewitter ziehen umher, wirken gegen- und durcheinander. Ich sehe aus Oldenburgs Erinnerungen, dass es schon 1914-18 so war, aber diesmal scheint alles auf die Spitze getrieben.

Neue Verordnung in judaeos (II, 4?), *Tischtennisspiele* abzuliefern. Wohl für Lazarette. Alles, was von den Ariern erbeten wird, nimmt man unter Strafandrohung («staatspolitische Massnahme») den Juden gewaltsam. Die Strafe ist jetzt unweigerlich der Tod. Niemand kehrt wieder.

Eva leidet besonders unter dem immer völligeren Tabakmangel. Er ist schlimmer als im vorigen Krieg, obwohl wir doch den ganzen Balkan zur Verfügung haben. Eva nimmt an, dass Tabak ein deutsches Zahlungsmittel an Skandinavien etc. ist.

Ich habe Berichte lesen gelernt, die ich im vorigen Krieg naiv hinnahm. Gestern ein Überblick des abgeschlossenen Krimfeldzuges. Der Pomp der Beutezahlen und der feindlichen Verluste und die Geringfügigkeit der eigenen Verluste sind schon zur Wirkungslosigkeit abgelatscht wie das Wort «Vernichtungsschlacht». Aber am Schluss heisst es: So sehe der grosse deutsche Sieg aus, den die lügnerische Feindpropaganda als deutsche Niederlage hinstelle. Hieraus ergibt sich mit Sicherheit – da braucht man kein Rundfunkverbrechen dazu –, dass die Gegner schreiben: Deutschland habe vor Sewastopol unersetzbar viel Zeit und Menschen verloren. Nun ist gewiss, dass die feindlichen Angaben über die deutschen Verluste übertrieben werden (ich nehme an, England und

Russland übertreiben um 100 Prozent, Goebbels und Konsorten um 200 Prozent): aber dennoch haben sie im Grunde recht. Ich las gestern im Fabre-Luce: Wenn Frankreich und Deutschland je eine Million Menschen verlören, so sei Deutschland der Sieger. Genau das kann man jetzt von Deutschland und Russland sagen. Ich bin im Augenblick weniger von der russischen als von der ägyptischen Front gefesselt. In Russland siegt sich Hitler zu Tode; in Ägypten könnte er wirklich siegen. Aber seit vorgestern scheint Rommel vor Alexandrien gebremst. – Wenn ich nur nicht täglich stärker das grauenvolle Gefühl hätte, nicht mehr lange warten zu können. Wahrhaftig, der Mors lauert, nicht eine Stunde ist sicher.

[...]

Was ist mit unserm Haus? Seit dem 1. Juli muss es entschieden sein, ob die neue Hypothek aufgenommen oder die Zwangsversteigerung angeordnet ist, und «der arische Hausverwalter» lässt nichts von sich hören. Im Grunde ist es einerlei, was ich von ihm hören werde: Im Augenblick meiner Evakuierung fällt ja doch alles an den Staat. Werde ich gestorben, so erbt Eva als Arierin. Aber ob sie das Haus dann halten kann und will? Es hat keinen Zweck, über die nächste Minute und nächste Kartoffel hinaus zu denken. [...]

9. Juli, Donnerstag Vormittag

Schwüle und Gewitteranfänge. Die Wärme fesselt mich ans Haus – Kleidungsfrage, der Stern. –

Wann habe ich den Namen Theresienstadt zuerst gehört? (Die Existenz des Ortes, der nahe bei Leitmeritz liegen soll, kleine ehemalige Festung, winziges Städtchen, war mir völlig unbekannt.) Es muss in diesem Winter gewesen sein, dass Kreidl von Prager und Wiener Evakuierungen nach Theresienstadt erzählten. Es kann keine zwei Monate her sein, dass auch von reichsdeutschen Transporten dorthin die Rede war. Jetzt gebraucht Trude Scherk (vor etwa acht Tagen) das Wort wie eine ganz bekannte Vokabel, eine nicht erst zu erklärende gemein-germanische Institution: Man

kommt eben nach Theresienstadt, und wenn man über siebzig ist, bleibt man auch dort. Und Kätchen gebraucht Zahlen mit fünf Nullen: Für so viele Juden sei in Theresienstadt Raum geschaffen.

Für LTI prüfen: Wann und wo taucht der Ausdruck «aufspalten» auf? Er riecht mir nach der expressionistischen Zeit.

Dieser Tage las ich in der Zeitung ein kleines Feuilleton: Kriek sechzig Jahre alt. «Der um den Nationalsozialismus hochverdiente Pädagoge» oder so ähnlich. Kriek ist eine meiner grossen Enttäuschungen und kommt in das Curriculum. Ich weiss nicht, ob ich seine Dankbriefe noch besitze oder vernichtet habe.

[...]

10. Juli, Freitag Vormittag

[...]

Marckwalds – der feste Donnerstag! – zitierten mir gestern ein Gedicht, das schon ein Jahr alt sein soll. Es pflanzt sich wie Volkspoesie von Mund zu Mund fort und hat auf diese Weise sicher nur halbstarre Form. Auch ich schrieb mir nur die Reime auf einen Zettel und fülle nun mit approximativer Genauigkeit auf.

Die Geschichte von den zehn Meckerlein

Zehn kleine Meckerlein, die sassen mal beim Wein;
 Der eine sprach von Goebbeles, da waren's nur noch neun.
 Neun kleine Meckerlein, die haben sich was gedacht;
 Dem einen hat man's angemerkt, da waren's nur noch acht.
 Acht kleine Meckerlein, die haben sich was geschrieben;
 Beim einen fand man einen Brief, da waren's nur noch sieben.
 Sieben kleine Meckerlein, die fragten sich: ‚Wie schmeckt's?‘
 Der eine sagte: ‚Affenfrass!‘, da waren's nur noch sechs.
 Sechs kleine Meckerlein, die trafen mal 'nen Pimpf;
 Der eine sagte: ‚Lausekopp!‘; da waren's nur noch fünf.

Fünf kleine Meckerlein, die spielten mal Klavier;
 Der eine spielte Mendelssohn, da waren's nur noch vier.
 Vier kleine Meckerlein, die sprachen mal von Ley;
 Der eine hat 'n ,V' vermisst, da waren's nur noch drei.
 Drei kleine Meckerlein gehörten zur Partei;
 Der eine sagte: ‚Nix wie raus!‘, da waren's nur noch zwei.
 Zwei kleine Meckerlein, die hörten Radio;
 Der eine hat zuviel gehört, den griff die Gestapo.
 Das letzte kleine Meckerlein, das wollt ins Ausland gehn;
 Es landet' in Oranienburg – da waren's wieder zehn.

Eva sagte: An der Schlusszeile erkenne man das Alter der Sache, denn heute wäre keiner der Meckerlein mehr am Leben. –

Marckwalds geben als authentische und bestimmt nicht übertriebene Zahl an, es hätten sich in Berlin seit Beginn der Verschiebungen 2'000 (zweitausend) Juden das Leben genommen. – Gestern ist neben dem Alterstransport für Theresienstadt ein neuer Abschub von Arbeitsfähigen verkündet worden: Siebzehn Leute in den Vierzigern und Fünfzigern, darunter die Pflegerin Lampen, die zu Frau Pick kam und deren Vater neulich nach Theresienstadt geschickt wurde, werden Montag Nacht nach Polen verfrachtet. Buchstäblich jeder Tag bringt jetzt eine neue Schreckensnachricht. – Die Furcht wird immer grösser. Kätchens Schwager hat Briefe für sie an Frau Paul geschickt. Eva brachte diese Briefe im Schuh zurück; sie hatte sie da hineingesteckt, weil ihr im Zurückkommen unser Treppenhaus «verdächtig bewegt» schien.

Gestern war unser erster vollkommener Katastrophentag in puncto Essen. Eva jagte vor- und nachmittags vergebens durch die Stadt zu Geschäften, zu Freunden, zur Markthalle. Alles umsonst: keine Kartoffel, kein Gemüse, nichts. Und gar nichts mehr im Hause. Sie selber ass aufs Dürftigste in Restaurants; ich trank morgens, mittags und abends Kaffee-Ersatz und stopfte Brot dazu, fast immer trockenes, ganz wenige Schnitten mit Krümeln von Schmalz. Das Brot ist auch fast zu Ende – vierzehn Tage vor Ablauf der Karte, aber da lässt sich vielleicht ein Tausch gegen Mar-

garinemarken machen. – Jetzt ist Eva wieder unterwegs. Ich habe Anfälle von Verzweiflung.

Kätchen, die sich die Füße wundläuft, ist neuestens in Hautarzt-Behandlung. Eine Flechte. Fussflechte, sagte er ihr, sei momentan ungeheuer verbreitet. Infektion und Unterernährung. Variation zum vorigen Krieg: Bartflechte!

Kätchen berichtet von unserem gemeinsamen Hausverwalter, meine Hypothekenangelegenheit sei in Ordnung, die Wenglerin aus-, eine neue Hypothek eingezahlt. Ich selber habe von alledem noch nichts erfahren – als Jude bin ich völlig nebensächlich dabei, es geht alles über meinen Kopf weg. Immerhin darf ich mich demnach im Augenblick noch als Hausbesitzer betrachten. Ich glaube, für Eva ist das ein Trost, eine Hoffnung. –

Ich las heut Morgen die letzten Seiten von Oldenburg vor und die ersten der «Lebenserinnerungen» von Werner von Siemens. (Entliehen von Marckwalds.)

Schwüle und immer wieder Gewitterneigung. Starker Bindehautkatarrh.

11. Juli, Sonnabend Mittag

Jetzt ist Eva zeitweilig am Ende ihrer Nerven. So gestern besonders. Das ergebnislose Herumjagen nach Lebensmitteln zerstört sie geradezu. Dazu nun seit einer Reihe von Tagen der nackte Hunger. Die Restaurants geben nur noch begrenzt aus, es entstehen Reibungen zwischen «Berufstätigen und Urlaubern» – durch Verfügung bevorzugt, «Stamm» von zwölf bis eins, von sechs bis sieben nur an sie – und Familien oder unqualifizierten Einzelbesuchern. Auch fehlt es Eva jetzt an Fettmarken, da sie die J-Marken nicht eintauschen darf. Und zu Hause lebe ich fast ausschliesslich vom Brot. – Seit einigen Tagen dürfen Gärtnereien einen Teil ihrer Gemüse frei an das Publikum verkaufen. Eva steht über eine Stunde Schlange und erhält klein wenig oder gar nichts. – Wenn uns gestern Abend nicht im letzten Augenblick Elsa Kreidl etliche uralte Kartoffeln geschenkt hätte, wären wir noch übler dran gewesen als so schon. Eine Suppe aus den allerletzten

Resten von Reis-, Griess- und Hirsevorräten. Jetzt ist Eva wieder seit Langem unterwegs. –

Auf der Kartoffeljagd war sie gestern (vergeblich) bei Seliksohns. Die Frau mit der bösen Presse hat den Vater und jetzt auch den ersten Mann im KZ eingebüsst. Mit dem nächsten Transport geht ihre Stiefmutter nach Polen. Mit dieser Frau lebt sie in Zwist. Es ist noch allerhand Vermögen da – die Leute (Kornblum) waren Besitzer der grossen Konfektionsfirma Bach –, das nun ganz dem Staat verfällt. Manches hätte sich zu Lilly Seliksohn hinüberretten lassen. Die Stiefmutter hasst die Stieftochter derart, dass sie lieber alles dem Staat liess. Daraufhin sagte Frau Seliksohn wörtlich zu Eva: «Ich habe ihr gesagt, ‚du sollst auf der Strasse am Hungertyphus verrecken, und dann wird man dich mit Zeitungspapier zudecken, damit die Vögel nicht deinen Leichnam abhacken!‘» Anmerkung a) Das ist doch noch geflucht, da können die Gestapoleute davon lernen. Modern-alttestamentarisch; Anmerkung b) Wie kommt sie darauf? Vom Hungertyphus im polnischen Ghetto habe ich mehrfach gehört – aber das Zeitungspapier und die Vögel?

12. Juli, Sonntag Vormittag

Eva sechzig Jahre alt. Keinen ihrer Geburtstage, auch nicht während des vorigen Krieges, in so furchtbarer Lage gefeiert. Mit ganz leeren Händen, hungrig und in ständiger Lebensgefahr. Ich kann nicht einmal sagen: Wir holen die Feier nach; denn wie hoch ist die Chance, den Zeitpunkt des Nachholens zu erleben?

Kätchen, für die Geburtstagsfeiern etwas Rituales und Unerlässliches sind, brachte ein Primeltöpfchen – heroische Tat, die das KZ und also das Leben kosten kann. Typisch kleinbürgerlicher Heroismus. Sie brachte auch als Hinterlassenschaft ihrer Mutter ein Handtäschchen. Wir wollen die Mutter gegen Mittag im Henriettenstift aufsuchen. Ich bin neugierig, dies Altersheim vierundzwanzig Stunden vor der Evakuierung kennenzulernen. Mehr Neugier und eine Art Pflichtgefühl des Chronisten als Mitleid. –

Kleinbürgertum Kätchens. Noch schenkte sie einen kleinen Krug. Darüber fiel mir der grosse grobe Tonkrug mit dem blauen Zionsstern ein. Vor einigen Wochen hatten ihn Fräulein Ludwig und Elsa Kreidl beim Ausräumen ihres Kellers beseitigen wollen als störende Hinterlassenschaft der im Frühjahr 40 verstorbenen Mutter Salomonski der Frau Katz. Mir gefiel das primitive Stück, und ich übernahm es. Ich brachte es Eva herauf, der es auch gleich zusagte. Aber Kätchen rümpfte die Nase sowohl über den plump gemeinen grauen Ton wie auch über den Stern.

Ich will diesen Krug eine Rolle spielen lassen, wenn ich das Judenhaus beschreibe. Es geht jetzt zu Ende damit. Die Männer sind fort, und nun beginnt der Exodus der Frauen: Elsa Kreidl ist von der Partei mitgeteilt worden, dass zum 1. September das Parterre an einen Forstmeister vermietet sei, den jüdischen Bewohnerinnen werde die israelitische Gemeinde weitere Anweisung geben. (Dann wird man wohl auch unsere erste Etage judenfrei machen.)

Frau Pick, in Erinnerungen kramend, sprach gestern von Ludwig Pietsch, mit dem (oder dessen Tochter oder sonstiger Anverwandter) sie freundschaftlichen Konnex gehabt. Sie zeigte die Photographie des schönen Mannes aus den sechziger oder siebziger Jahren: künstlerische Haarfülle, gewaltiger zweizipfliger Vollbart, dunkel, kraftvoll, männlich bedeutend; halb Heyse, halb Spielhagen. Für meine frühe Erinnerung ist Pietsch der geschwätzigste Berichterstatter der «Tante Voss» über Hofbälle und ähnliche Veranstaltungen. Endlose Sätze schildern die einzelnen Damentoiletten Zentimeter um Zentimeter. Frau Pick gab mir auch ein Nachruffeuilleton, das Oscar Blumenthal in einem Wiener Blatt 1911 der 87jährigen Leiche widmete: Maler, Zeichner, Journalist voller Leben und Kunst der Schilderung, Kunstkritiker alter Schule, aber lebendig, und vor allem «Lebenskünstler». Für mich bleibt er der alte Hofballschwätzer mit den ausgebeulten Koffersätzen. – So zeitfern wie mir Ludwig Pietsch schien, dürfte ich den jungen Leuten von heute vorkommen.

Vormittagsprogramm: vom Stift zu Glasers, weil Eva dort Aussicht auf eine «gute» Zigarette hat, d.h. eine unvermischte. Im Au-

genblick leidet sie stärkere Not an Zigarettenhülsen als an Tabak. Auch die Hülsen sind versiegende Mangelware. (Bei Gestapobesuchen werden sie einzeln zerrissen und verstreut.)

13. Juli, Montag Vormittag

War es der jämmerlichste Geburtstag, so auch der eigentümlichste. Kätchen und ich gingen, Eva fuhr ins Henriettenstift, etwa um elf Uhr. Unterwegs glaubten wir uns ein paar Minuten von einem jungen Mann (Gestapo?) verfolgt, er hatte uns verdächtig überholt und angesehen, er hatte an einem Schaufenster Aufstellung genommen – erst als er endgültig abbog, waren wir beruhigt. Auf der verbotenen Bürgerwiese machte Kätchen den Lotsen: nur die Passage Lüttichau-ZZinzendorfstrasse ist den Bestennten offen. Das Henriettenstift liegt in der Elias-, jetzt Güntzstrasse an der Johanniskirche – ich bin da nie gewesen. Schönes Dresden – Schmuckplätze, Gärten, auch das Stift, ein stattliches Gebäude, hat grossen Garten. Im ziemlich düsteren Treppenhaus Gewühl, Enge, Chaos: verschnürte Matratzen, Koffer, Evakuierungsgepäck, wie wir es von Paul Kreidl her kennen, überall aufgetürmt, dazwischen Hin und Her von bestennten Helfern, die halbe Gemeinde schien den alten Damen zu helfen. Ich wollte gern durch das Haus gehen, aber Frau Joachimsthal, noch kleiner und unansehnlicher als sonst, stand im Hausflur und hatte gleich zur Linken ihr Zimmer. Winziger, schmaler Raum, fast eine Gefängniszelle; an der einen Längswand ein Küchenherd und ein Bett, an der andern ein Tisch und wenige Stühle. Das Zwischenstadium des halbfertigen Umzugs machte die Kammer noch trostloser. Wir hatten erst wenige Worte gewechselt – Kätchen umschichtig zärtlich und grob im Verhalten zur Mutter –, da kam Kätchen von einem Gang in den Flur entsetzt zurück: «Draussen die Gestapokommission, Köhler dabei, der ‚Spucker‘ dabei – verdrückt euch, sie gehen eben mit Hirschel in den ersten Stock.» Besonders Eva war gefährdet (Arier dürften hier nicht herein), so gingen wir nach zwei Minuten. Kät-

chen begleitete uns: «Sie stehen am Fenster, drückt euch gegen die Gartenmauer.» Wir entschlichen also in voller Deckung, Eva fand auch gleich eine Trambahn. (Am Abend berichtete dann Käthchen, der Alarm sei falsch gewesen, der vermeintliche Spucker habe einen Judenstern getragen, auch Köhler, der Judenpapst, sei «es nicht gewesen». Nur ein höflicher Beamter habe mit Hirschel die Räume abgeschritten.) Ich ging nun fast eine volle Stunde zu Glasers; wieder durch den gefährlichen Engpass der Bürgerwiese, sehr bedrückt, auf einem Umweg durch die Werderstrasse den Bereich des Bahnhofs und Gestapohauptquartiers vermeidend, wie ein gehetztes Tier. Glasers wohnen in einem kapriziösen Haus (ein bisschen Kolonialstil) in der Bergstrasse 23, dicht an der Schnorrstrasse. Um eins dort und von Frau Glaser aufs Freundlichste aufgenommen. *Er* wurde für die nächste halbe Stunde erwartet, kam aber erst um drei. Seine völlige Bindungslosigkeit, sagte sie mit resignierter Bewunderung, sei sie jahrzehntelang gewohnt. Eva erschien bald nach mir, sie hatte in der Stadt ein Mittagessen gefunden. Die nächsten fünf, beinahe sechs Stunden waren wir bei Glasers. Sie hatten offenbare Freude an uns, sie konnten sich nicht genug tun im Bewirten. Es gab Kaffee und Gebäck, es gab einen Crème, der Schlagsahne ersetzte, es gab Zigaretten und Zigarren, wahrhaftig im Plural, zwei. Als wir gegen fünf gehen wollten, sagte Eva, nun habe sie doch noch ihren Geburtstag gefeiert. Da mussten wir erst recht bleiben. Eine Flasche schweren Rotweins fand sich an, Glaser spielte auf seiner schönen Ziehharmonika (veredelt – Akkordeon!) «Zweimal ‚Schier dreissig Jahre‘», um die Sechzig zu feiern, er spielte noch anderes, und er liess dann eine Reihe neuangeschaffter Grammophonplatten laufen, ein langes Tongemälde von Hindemith, das mir nur stellenweise einging, aber nirgends widerstrebte, eine Mischung aus «Egmont»-Deklamation (leiblos gebrüllt von Paul Hartmann) und prachtvoller «Egmont»-Musik von Beethoven, Lieder von der Lehmann gesungen («Öffne mir, öffne mir die Tür!» von Frauenstimme ein bisschen homosexuell) etc. Als wir gegen sieben sehr animiert gingen, trugen wir noch einen Beutel mit geschenkten Kartoffeln, einen Ret-

tich, ein paar Schoten, ein paar Tomaten heim, und aus Glasers Bibliothek hatte ich entliehen: die «Geschichte der Vereinigten Staaten» von Firmin Roz und «Eine Zeit stirbt» von Georg Hermann. – Aber das Wesentliche und Zeitcharakteristische dieses angenehm erwanzten Nachmittags bestand in zwei Enthüllungen, die mir gleichzeitig das genialische Wesen und die Angst des alten Mannes (denn er wirkt sehr alt, obschon er erst Mitte sechzig) beleuchteten. Glasers waren auf Evas Empfehlung ein paarmal im «Hüttig» gewesen, wie sie das Restaurant Steuer an der Markthalle nennt, und einmal dort mit ihr zusammengetroffen. «Wir wollen nun doch nicht mehr auswärts essen», sagte Frau Glaser, «es ist meinem Mann ängstlich.» Eine Weile danach, er war noch nicht zurück, fragte ich in irgendwelch anderem Zusammenhang, ob er immer Spezialist für Steuersachen gewesen sei. (Darüber hat er publiziert.) Nein, sagte sie, er habe auch Scheidungsprozesse geführt, und vor allem sei er der Verteidiger der Kommunisten in all ihren Dresdener Prozessen gewesen. Weswegen er auch als erster und gleich 33 gehen musste. Und neulich habe ihn der Wirt im «Hüttig» freundschaftlich begrüßt: «Der Gottlöber, der angeklagt war, den Minister Neurath in die Elbe gestürzt zu haben (das ist im Tumult geschehen), es war ihm aber nicht nachzuweisen. Jetzt geht's dem Gottlöber sehr gut, er sagt, er verdiene reichlich.» – Eva sagt, es sei ein kleiner, unansehnlicher Mann. Wer mag nun im «Hüttig» speisen? Seine früheren Parteifreunde? Gestapo? Beides? Und wie mag der Gottlöber zur Gestapo stehen? – Danach war von Aufregungen die Rede, die Glaser vorige Woche gehabt. Er ist der Besitzer des Hauses und noch eines andern, er hat von seiner Wohnung einen Teil an eine Sternfamilie abgeben müssen, wohnt aber doch noch im Eigenen. Er hat sein Vermögen in einer Kunstsammlung angelegt, die er bei sich im Versteck aufbewahrt. Es ist alles verbotene, expressionistische, «entartete Kunst». Es ist nicht ganz klar, wieweit er als Jude überhaupt verkaufen darf, kein Kunsthändler jedenfalls darf *entartete* Kunst verbreiten. Nun habe sich aber unter der Hand ein gut zahlender Liebhaber gefunden,

und Glaser wolle mit dem zu erwartenden Geld (dessen Herkunft sich verschleiern lassen würde) eine Hypothek ablösen. Das Gespräch führte zu einer wahren Kinoszene. In einer anstossenden ziemlich leeren Kammer waren Vorhänge, hinter denen sich Regale etwa für Küchengeräte erwarten liessen. Frau Glaser zog die Vorhänge zurück, da standen auf dem Fussboden ein paar Holzskulpturen, die ich auf den ersten Blick magenumdrehend widerwärtig fand und auch im Erinnern widerwärtig finde. [...] – Im Augenblick ist mir anderes wichtiger, nämlich: 1) die charakteristische Erscheinung Glasers, der jüdische Rechtsanwalt mit den starken Kunstinteressen (Musik, bildende Kunst), die Tendenz zur äussersten Moderne, die Tendenz zum Kommunismus (bei eigenem Vermögen und guten Einnahmen), Dissident und überzeugter, in irgendeinem Bund organisierter Freidenker, in der Musik wie in der bildenden Kunst – «Mein Mann hat sich ganz zeitig für Hindemith interessiert». Der Sohn, den ich nicht kenne, ist Arzt, aber Spezialist für Atemtechnik – also auch ein bisschen linksextrem. Zu alledem das genialische Über-dem-Alltag-und-der-Hausordnung-Schweben. 2) Das tragikomische Verbergen der «entarteten» Kunstschatze. 3) Die nun erklärliche Angst, der nun begreifliche Pessimismus Glasers. Er glaubt an den dauernden Sieg Hitlers; er hat den Zusammenbruch der Linken aus nächster Nähe gesehen – «es ist keine Organisation mehr da», wiederholt er immer wieder und zittert vor der Allmacht der Tyrannei.

14. Juli, Dienstag gegen Abend

Kätchen hatte sich polizeilichen Urlaub genommen, um die letzte Nacht bei der Mutter zu verbringen. Die alten Leute wurden gestern Nachmittag aus dem Henriettenstift in das ziemlich nahe Gemeindehaus (Zeughausstrasse) gebracht und übernachteten dort in einem Saal auf Liegestühlen. Sie wurden dann um fünf auf einen Lastwagen (mit hineingestellten Bänken, darübergespannter Plane) gesetzt, ein Anhängerwagen beförderte ihr Gepäck. Kätchen

erzählt, es hätten mehrere Leute, Arier, zugesehen und ihr starkes Missfallen ausgedrückt. «So gehen *die* mit den Juden um! Verladen sie wie das Vieh.» Dr. Katz habe den Transport wieder begleitet. Durchweg sei er unbeliebt. Dagegen spreche alles von dem (unbesoldeten) Gemeindevorsteher Hirschel mit grösster Liebe und Bewunderung. Der Mann reibe sich auf. Er hatte heute Nacht um drei den Polentransport verabschiedet, war dann zu den alten Frauen herübergekommen, war nach ihrer Abfahrt gleich wieder in sein Bureau gegangen. Alle Arbeit und alles Leid werde auf ihn abgeladen. –

Den ganzen Tag über Notizen zu Fabre-Luce.

16. Juli, Donnerstag Vormittag

[...] Hunger und Bedrohtheit wachsen täglich. Jetzt scheint es, als würden wir in wenigen Wochen die Wohnung wechseln müssen – ins noch Engere und Schlimmere. (Hier ist Grünes und ein Badezimmer und eine kleine Menschenanzahl. Im nächsten Wohnraum aber?)

Brief von Sussmann. Er begreift nicht, warum ich Geldhilfe zurückweise, warum ich so «harmlose» Fragen wie die nach meinem Curriculum nicht beantworte – er begreift absolut nichts von meiner Lage hier, ist «nervös deprimiert», auch wohl ein wenig gekränkt, dringt in mich, mir *doch* Geld schicken zu lassen – «bei uns sind die Lebensmittel um 100% gestiegen, es muss doch bei Euch ebenso sein, Du brauchst doch Geld»; dass es hier nicht höhere Preise, aber auch keine Lebensmittel gibt, weiss er nicht. Was soll ich ihm antworten? Jede Aufklärung unterdrückt die Zensur oder liefert sie der Gestapo aus.

Gestern Nachmittag Seliksohn bei uns. Er scheint jetzt zum grossen Teil vom Friseurberuf zu leben und ist eifrigst bei der Sache. Er hat noch das ganze Henriettenstift vor dem Abtransport frisiert, er will kommenden Montag Nachmittag die gesamte Belagschaft unseres Hauses bearbeiten.

[...] Jetzt die greuliche Broschüre von Schoeps, «Wir deutschen Juden». Wenn irgend möglich, gebe ich sie schon heute Marck-

walds zurück. Die Seegurke des Nationalsozialismus, noch zehntausendmal schlimmer als der Zionismus.

17. Juli, Freitag Vormittag

Wir sind beim letzten Brot, und erst Donnerstag kommen neue Marken; wir sind am Ende der Kartoffeln, und die fälligen Abschnitte werden nicht beliefert. Ich weiss nicht, was werden soll. Marckwalds gaben mir gestern einen Beutel alter Kartoffeln mit – aber sie selber hielten das Zeug nicht mehr für essbar. Und tatsächlich stinken sie so und sind so nassweich und faulig, dass es nicht lohnt, sie zu kochen. Was nun? –

Ankündigung einer Geldüberweisung aus Schweden. Ich schrieb schon gestern an Sussmann, dass er mir damit den schlechtesten Dienst tue; ich lehnte heute die Annahme der Schenkung ab.

Marckwalds sagten im Gespräch: Dr. Glaser sei «kein sympathischer Herr». Ich widersprach und fragte: «Wieso?» – «Er war so kommunistisch.» Jetzt verstehe ich auch, warum Käthen so naserümpfend von ihm zu sprechen pflegt.

Gestern Abend zu einer nachträglichen Geburtstagsfeier für Eva zu Ida Kreidl eingeladen. Es gab eine richtige Bewirtung, wie an dem fast noch friedlichen Sonnabend vor dem Einbruch der Gestapo: Tee und selbstgebackene Mohnhörnchen. Aber alles Gespräch kreist immer um die Trostlosigkeit der Lage. Ida Kreidl und Frau Pick rechnen bestimmt mit Theresienstadt, Marckwalds auch. Marckwald sagt, ihm bedeute es ein Todesurteil. Er erhält wie ich eine Staatspension, er glaubt, sie wird ihm in Theresienstadt nicht ausgezahlt. Er braucht monatlich 80 M für Morphinum und andere Medikamente.

18. Juli, Sonnabend gegen Abend

Eva hatte gestern Art Grippeanfall mit leichtem Fieber. Sie legte sich am Nachmittag, blieb über das heutige Frühstück liegen. Sie

musste dann in die Stadt, es gab hier nichts für sie zu essen. Statt allen Mitleids hatte mich dies eine gestern gequält: ob sie heute imstande sein werde aufzustehen. Sie war fieberfrei, nur zerschlagen – der Weg bekam ihr nicht schlecht, und das ist das einzige Gute, was ich vom heutigen Tage melden kann. Die Essnot ist aufs Höchste gestiegen, wir wissen nicht mehr, wen anbetteln, wir wissen nicht, wie über die nächste Woche kommen. Auch für Eva ist sehr schlecht gesorgt, sie hat keine Fett- und Brotmarken, und der «Stamm» ist von zwölf bis eins den «Berufstätigen» vorbehalten. Wir hungern beide schwer.

Eine Karte von Trude Scherk: Gretes Zustand habe sich verschlimmert, sie werde das Krankenhaus nicht mehr verlassen; so habe wenigstens Anny Klemperer berichtet (die mir nicht mehr schreibt), denn sie selber schaffe den Weg ins Krankenhaus nicht mehr, zweieinhalb Stunden zu Fuss! Es ist Grete nichts Besseres zu wünschen als eine baldige Erlösung.

Marckwalds gaben mir letzten Donnerstag einen Beutel Kartoffeln mit – sie würden aber kaum noch brauchbar sein. Wirklich, sie stanken und liefen ekelhaft auseinander. Trotzdem habe ich heute etwa die Hälfte der hergeschleppten, die noch notdürftig zusammenhielt, gebürstet und gekocht. Und von einigen liessen sich wahrhaftig einige Stücke essen. Ekelhaft. – Den ganzen Tag heute in Wirtschaftsarbeit, auch, um Eva zu entlasten, die Treppe gescheuert.

Morgens las ich die Erinnerungen von Siemens vor.

Am Nachmittag Steinitz hier. Plötzlich stark gealtert, sehr deprimiert. Er warnte wieder vor Seliksohn; jedermann urteile durchaus absprechend über ihn. (Aber keiner sagt, was Seliksohn wirklich auf dem Kerbholz hat oder haben soll.)

19. Juli, Sonntag Abend

Der erste Tag wahrhaft grausamen Hungers. Ein winziger Rest Kartoffeln, so schwarz und stinkend, dass er den Magen umdreht,

ein winziger Rest Brot. Auch für Eva nichts aufzutreiben, da ihr Marken fehlen. Sie wird morgen bei der Frau Fleischer betteln *müssen*. – Am Nachmittag Kronheims, die jetzt in der Altenzeller Strasse wohnen, die wir neulich nach langer Zeit bei Friedheims Beisetzung sahen, die Eva zum sechzigsten Geburtstag schrieb und dringend um unsern Besuch bat. Die Frau ist ein Nichts geworden und spielt nach schweren Misshandlungen und nun von Theresienstadt bedroht mit Veronalgedanken (ich sagte, Veronal seien jetzt «jüdische Drops»). Die schwer hysterische Tochter, bei Zeiss-Ikon arbeitend, möchte die alte Mutter mit einem alten Arbeitskollegen verheiraten. (Wenn ein Teil des Ehepaars in einem Wehrbetrieb arbeitet, soll nicht evakuiert werden.) Düstere Stimmung. Aber es gab ein paar winzige Küchlein zum gezuckerten Kaffee-Ersatz, und das half über ein paar Stunden. – Das Haus Altenzeller Strasse steht schräg gegenüber der Pension Blancke, in der wir vor zweiundzwanzig Jahren wohnten. Das Schild der Pension besteht noch (bei anderen Inhabern), die einstige Bendemannstrasse heisst jetzt Rugestrasse. Das Haus, in dem Kronheims untergebracht sind, wird aus unbekannten Gründen wieder und wieder von der Gestapo heimgesucht, sie hat dort schon ein halbes dutzendmal aufs Brutalste gehaust. Eine ehemals prunkvolle Villa in dichtestem Grün. Hohe Räume, Malereien über den Türen – aber alles soll in Verfall sein. – Kronheims erzählten, was in einer Prager Zeitung gestanden haben soll, aber unglaublich klingt: Unter den Toten bei einem Unglücksfall im Rigaer Hafen (Minenexplosion) habe sich der Hafenarbeiter Paul Kreidl befunden. Dass man Paul Kreidl zu technischen Schwerarbeiten heranzieht, ist wahrscheinlich, er hat hier an der Eisenbahn gearbeitet; aber ganz unglaublich ist, dass man den Namen eines evakuierten Juden gemeldet hätte – es geht ja von der ganzen Schar der angeblich – nur angeblich! – nach Riga gekommenen evakuierten Dresdenern, die seit Januar draussen ist, keine kleinste Nachricht durch. – Als neuester Witz wurde erzählt: KdF (Kraft durch Freude) heisse jetzt: «Kann dauernd fressen», BdM (Bund deutscher Mädels): «Bin dauernd müde.»

Neueste Judenbeschränkung (II, 5?): Verbot, Zeitungen zu abonnieren oder zu kaufen; auch darf die arische Ehefrau, falls der Mann Stern trägt, kein Blatt auf ihren Namen halten oder kaufen.

20. *Juli, Montag nach Tisch*

Eva hatte gestern einen nervösen Zusammenbruch; sie schob mir die Schuld zu, aber schuld sind allein die Lage und der fürchterliche Hunger. Den ersten Ausbruch gab es, als ich ihr mittags riet, ein Endchen Brot zu ihrer Suppe zu nehmen. Nachmittags trat Beruhigung ein, wir waren bei Kronheims. Ich riet ihr dann, da es spät geworden, in der Stadt etwas Essbares aufzutreiben, sie würde bei Trambenutzung kaum später zu Haus sein als ich. Sie kam erst um halb neun, war vergeblich in acht Lokalen gewesen, hatte im neunten einen Teller Suppe bekommen und war völlig erschöpft. Ich hatte einen Rest schwarzer Kartoffeln vorbereitet, Eva machte noch eine Winzigkeit Sauce dazu und bekam dann einen Schluckkrampf und sehr schweren Husten, der auch heute, trotz Codein, noch nicht behoben ist. Sie war der Meinung, ich hätte sie in die Stadt gejagt. –

Heute wieder keine Einkaufsmöglichkeit und eine Fortsetzung des grässlichen Hungerns. Zum Abend will uns Elsa Kreidl eine Schüssel alte Kartoffeln überlassen. Brot ist zu Ende – gestern hat uns Elsa Kreidl noch ein Stückchen geschenkt. Ähnliches habe ich nie erlebt, auch im vorigen Krieg nicht. Zum erstenmal tut mir Hunger buchstäblich weh. Ich stehle Kätchen einzelne Stückchen Zucker aus der Schublade. Eva brachte ein paar Bonbons, hatte selber ein wenig im Restaurant essen können. –

[...]

27. *Juli, Dienstag Mittag*

Nach wirklich bohrendem Hunger gestern Nachmittag eine Wendung zum momentanen Besseren: Elsa Kreidl schenkte uns ein Körbchen alte Kartoffeln, beim Händler Jentsch (langes Warten am offenen Wagen bei Gewitterguss) gab es zehn Pfund neue

Kartoffeln, und Kätchen borgte uns eine Brotmarke zu 500 Gramm. Wir assen uns abends an Quetschkartoffeln satt. Aber heute früh war es mit dem Sattessen schon wieder zu Ende: Die Kartoffeln müssen allzulange reichen, mit Brotmarken sind wir im äussersten Rückstand, und irgendein Gemüse oder sonst etwas zu kaufen gibt es nicht. (Eva isst Zucker, ich stehle ein bisschen Zucker von Kätchen, ich half mir gestern auch mit einem Tütchen Bonbons, das es auf Evas Karte – als erste Süßigkeit seit Weihnachten – gegeben.) – Das Schlimmste ist nicht der Hunger, er gibt nur dumpfes Unbehagen. Viel schlimmer das unzulängliche Essen. Nach den ersten Bissen merke ich erst, wie hungrig ich bin und welcher Genuss selbst im gemeinsten Frass steckt; und nach eben diesen Bissen muss ich aufhören.

Gestern Nachmittag war Seliksohn in seiner Eigenschaft als Friseur hier und behandelte das ganze Haus. Eva und ich wurden geschoren, Kätchen erhielt eine kunstvolle Wellenfrisur, Ida Kreidl Kopfwäsche. Seliksohn zog dann zufrieden ab, er hatte alles in allem etwa 4,50 M bis 4,75 M verdient.

Heute Vormittag suchte ich, Spaziergangs halber, den Zahnarzt Simon auf, er hatte mich durch Steinitz auffordern lassen. Er wollte mir nur erzählen, dass er einen Königsberger Professor kennengelernt habe, Hahnenkamm, Ordinarius der Germanistik, Fünfziger, mir ganz unbekannt. Der Mann sei verabschiedet und nach München-Solln gezogen. Anti-Nazi, die Frau Halbjüdin, anglistische Dozentin an der Universität Königsberg, habe einen Posten in Cambridge bekommen und sei mit Kindern dort. Auch Hahnenkamm sei «Optimist». Ich fragte Simon, ob er mir Lektüre zu einem meiner Arbeitsgebiete leihen könne. Er hatte nichts, will aber meine Bitte unter seinen Patienten publik machen.

Gegen Abend

Die Hausbesitzerin Ida Kreidl zeigte mir den Brief der NSDAP, in dem nun auch über unsere Etage, «die Judenwohnung Voss», zum 1. September verfügt ist. Eva steht diesem neuen Umzug sehr

kalt gegenüber: Seitdem sich das Schicksal des Katerchens erfüllt hat, ist es ziemlich einerlei, wohin wir kommen. Mich selber bedrückt nur dies: Als wir im Mai 40 hier einzogen, sagten wir uns, dies sei ein Provisorium. Und nun nach zweieinviertel Jahren wird ein neues «Provisorium» beginnen, und unter welch verschlechterten Verhältnissen. Allein die Sommer! Im Sommer 40 die weitesten Ausflüge, im Sommer 41 immer noch Spaziergänge und Sattessen, im Sommer 42 ist Eva an die Stadteinkäufe gebunden, und ich lebe wie ein Gefangener, und beide hungern wir. Und täglich lege ich mir die Frage vor, ob ich den Sommer 43 erlebe. Die andern Männer des Judenhauses sind alle hin, nach dem gestrigen Gerücht auch Paul Kreidl. [...]

24. Juli, Freitag Vormittag

Regengüsse, Gewitter, Sturm, neuer Regen, Kühle – wir haben dicke Bettdecken eingezogen – alles, was jüdisch ist, sagt: «Wenn das Wetter nur noch ein paar Wochen *so* anhält...»

Vorgestern Brief von Trude Scherk: Grete scheint moribund und ganz verlassen; Trude kann nicht die zweieinhalb Stunden ins Krankenhaus zu Fuss, Anny Klemperer hatte «Erholung dringend nötig» und ist am Bodensee. Trude selber glaubt im Lauf der nächsten Woche nach Theresienstadt zu kommen. Sie hat bereits Typhus- und Cholera-Impfung erhalten, sie hat sich zu Arbeit bereit erklärt, «um mit dem verdienten Geld Medikamente kaufen zu können». Es scheint die allgemeine Stimmung der Judenheit, die Evakuierung nicht mehr so sehr zu fürchten wie früher und nun gar Theresienstadt als einen relativ menschlichen Ort anzusehen. Man sagt sich allgemein, es sei hier *so* schlimm, dass es anderwärts allerhöchstens ebenso schlimm, vielleicht aber auch etwas besser sei. Ich beobachte diese Stimmung allabendlich an Ida Kreidl, die jetzt viel gefasster und mutiger ist als in den vergangenen Monaten. (Das Todesgerücht über ihren Paul haben wir natürlich verschwiegen.) Als Eva (Hausverteilerin der Lebensmittelkarten, nachdem Elsa Kreidl ganz arisiert ist) gestern auf der Ge-

meinde war, erfuhr sie, dass heute wieder fünfzig Leute zum Abtransport aufgerufen werden. Jeder, der über fünfundsechzig ist, glaubt, zu diesen fünfzig zu gehören.

Als besonders schamlos empfinde ich's, dass bei der diesmaligen Verteilung den Juden die Eierkarte abgenommen ist (und ebenso die Gemüsekarte!). Die arische Bevölkerung wird deshalb nicht besser bedacht: Unter 600'000 Ariern leben hier höchstens noch 900, wahrscheinlich nur 600 bis 800 Juden. Aber man will in Hunger und Verzweiflung treiben. –

Dieser Tage war Eva bei Glasers und brachte ihnen eine Blattpflanze im Topf. (Sehr schwer aufzutreiben; Sternträgern ist jeder Blumenkauf verboten.) Schon im späteren Nachmittag erschien Frau Glaser hier mit drei Kohlrabiköpfchen, etwa einem Pfund Kartoffeln und einer Kleinigkeit Johannisbeeren als Gegengabe. Aber welche Angst, unser Haus zu betreten!» Wird auch keine Gestapo kommen?» Erst als ich ihr sagte, Paketübergabe am Garten tor coram publico sei viel gefährlicher, kam sie auf ein paar Minuten.

[...]

Nachmittag

Es ist drei Uhr und Eva noch immer nicht aus der Stadt zurück. Nachher kommt sie ungegessen – es gibt in den Restaurants kaum etwas, besonders beim Markenmangel der ablaufenden Vierwochenperiode –, übermüdet, verstimmt, mit leeren Händen. So geht es jetzt, so oder ähnlich, Tag für Tag. Und der Hunger ist täglich bei uns zu Hause, jede Schnitte Brot, jede Kartoffel wird berechnet. – Ich war bei Frau Hirschel drüben in der Wiener Strasse 85, gab ihr die «Zionistischen Schriften» von Herzl zurück, holte Neues aus ihrer guten Bibliothek: Sombart, «Die Juden und das Wirtschaftsleben», Ricarda Huch, «Michael Bakunin und die Anarchie», Dubnow, «Die jüdische Geschichte, ein geschichtsphilosophischer Versuch». So bin ich wieder für eine Woche mit Studienmaterial versehen, wenn mir die Weile bleibt. – Für den ungeheuren Schaden, den uns Herzl zugefügt hat, hatte ich neulich einen gültigsten Beweis. Eine Bekannte Käthchens

brachte ein Exemplar der «Deutschen Ukrainezeitung» so etwa vom 11. Juli mit. Da war ein merkwürdig undreckiger, im Ton geradezu ruhig gehaltener Artikel über das «jüdische Volk» darin. Der Verfasser zitierte eine in Herzls Nachlass gefundene Denkschrift an Lord Lansdowne. (Ich glaube nicht, dass es sich um eine Fälschung handelt, denn Ton und Auslassung stimmten ganz genau zu ähnlichen Ergüssen in den zionistischen Schriften.) Ich kann nicht wörtlich zitieren, aber dem Sinn nach, und so ähnlich gefasst, war das Wesentliche: Wenn England für die zionistische Staatsbildung eintritt, so wird es an vielen Tausenden von Juden in allen Ländern Bewunderer, Anhänger, Propagandisten und Agenten finden. Daraus schliesst das nationalsozialistische Deutschland natürlich auf ein jüdisches Volk, das in seiner Gesamtheit ihm feind ist und dessen deutsche Teile es jetzt verraten. Und eben hierauf gründet es seinen Rechtsanspruch, uns günstigstenfalls als Kriegsgefangene, lieber noch als Hochverräter zu behandeln. Mit dem Anwachsen der Not wächst der allgemeine Terror, mit ihm zusammen ganz besonders der gegen die Juden ausgeübte. Kätchen erzählte vor wenigen Tagen, ein jüdischer Einsteller (Art technischer Vorarbeiter) des Goehle-Werks sei beim Heimkommen einem Rollkommando in die Arme gelaufen, habe auf der Strasse getobt und um Hilfe geschrien, sei mit Fusstritten ins Gesicht erledigt und ins bereitstehende Auto verladen worden. Schon heute nannte ihn Frau Hirschel als neuesten Toten. Wahrscheinlich wieder «Selbstmord durch Erhängen». Ich: «Ich habe meiner Frau gesagt, wenn sie von meinem ‚Selbstmord‘ hört, bin ich ermordet worden.» – Sie: «Dasselbe hat mein Mann zu mir gesagt. Er ist durch sein Amt wesentlich exponierter als Sie.» Auch Frau Hirschel klagte über Hunger, vor allem, dass sie die Kinder nicht sättigen könne. Auch sie fand die Streichung der Eier besonders schamlos. – Die Namen der fünfzig in den nächsten Tagen zu Evakuierenden sollen heute Nachmittag in der Gemeinde bekanntgegeben werden. Es hat aber jeder der Betroffenen schon mit der Frühpost Nachricht erhalten. Also sind Ida Kreidl und Julia Pick *diesmal* noch nicht dabei.

[...]

25. Juli, Sonnabend gegen Abend

Gestern – um ihn von seinem allzu langen Sonnabendbesuch hier abzuhalten – auf ein paar Abendminuten zu Steinitz. (Ich ging mühselig hin, noch mühseliger zurück: Grippeanfall, Magenschmerzen, abends 38,4 Grad Fieber, heute zerschlagen, oft einschlafend, aber besser.) Zum Vorwand des Ausladens nahm ich den neu angekündigten Evakuationstransport, ich müsste mir den Nachmittag für etwaige Trostbesuche freihalten. Es hat sich inzwischen ergeben, dass Marckwalds und Frau Kronheim nicht dabei sind. Es handelt sich diesmal seltsamerweise hauptsächlich um Leute aus dem Zeiss-Ikon-Werk, das für sicher galt, und zwar um Kriegsbeschädigte. Nach welchem Prinzip verfahren wird, ist vollkommen dunkel, wahrscheinlich wird aufs Wildeste, Partikularistischste, Chaotischste durcheinanderregiert. Bei Steinitz Verzweiflungsstimmung; auch seine Wohnung zum 1. September gekündigt, was besonders auf die hysterische Frau wirkte. Dazu stand er unter dem Eindruck des Mordes an dem Einsteller Goldmann. Auf dem Friedhof arbeitend, hatte Steinitz die Schilderung der Leute gehört, die den Toten aus dem PPD auf den Friedhof geschafft hatten: Die Leiche lag nackt in einer Blutlache. –

Schon ist der nächste Mordfall zu verzeichnen. Es klingelte vor einer halben Stunde, ich öffnete unten einer Frau, die ich nicht erkannte, die zu «Frau Voss» wollte und heraufstürzte. Wir hörten dann in Käthens Zimmer laut und zweistimmig weinen und schreien. Ihre Schwägerin brachte die Nachricht vom Tod des vor etwa vierzehn Tagen verhafteten Joachimsthal. – Verhaftet werden, gleichgültig um welcher Nichtigkeit willen – der Bruder Joachimsthal hat nach einer Version «den Stern verdeckt», nach einer andern über die Ausgehzeit hinaus in dem Restaurant gesessen, in dem seine Frau tätig ist –, Verhaftetwerden ist jetzt identisch mit Getötetwerden, gleich hier an Ort und Stelle, die Konzentrationslager werden erst gar nicht mehr in Anspruch genommen.

[...]

26. *Juli, Sonntag Morgen*

Wie vor ein paar Wochen war Katz gekommen, um nach Frau Pick zu sehen, traf niemanden zu Haus und sass eine Stunde plaudernd bei uns. Vieles war Variation des ersten Besuches. Das Gefühl für die Verwandtschaft der beiden Namensvetter verstärkte sich. Auch bei dem Arzt ist der Weltkrieg das zentrale, immer wieder auftauchende Erlebnis, ist die Liebe zum deutschen Heer unaussrottbar, ist diese Richtung ererbt und anerzogen: Der Vater des Dr. Katz ist Gardehusar gewesen und mit gefälschter Unterschrift seines Vaters als sechzehnjähriger Freiwilliger in den siebziger Krieg gegangen. (Beide Katz wären 1933/34 bestimmt Anhänger der Schoeps-Richtung: «Begeistert warten, bis uns der deutsche Nationalsozialismus braucht!» gewesen.) Aber der Dr. Katz ist betonter jüdisch als der (freilich auch nicht übergetretene) Verstorbene. – Manches in den gestrigen Gesprächen war mir aber doch neu und wertvoll. Katz sagte, er habe nachgerechnet, es kämen heute auf einen Juden 1'500, auf einen Arier 1'800 Kalorien. Die notwendige Menge für einen Mittelschwerarbeiter betrage 2'800 Kalorien. Die «Plutokraten» dürften bei dem wieder einsetzenden Schleichhandel einige Zusatzkalorien gewinnen. Er, Katz, rechne mit der «eigentlichen Blockadepandemie» («Blockadepandemie» sei eine Privatprägung) für etwa Weihnachten. Ich fragte ihn, ob denn nicht jetzt schon ernstlich gehungert werde. – «Ja, aber vorläufig treten nur erst Ermüdungserscheinungen auf. Erst baut der Körper das Fett ab, dann werden die Muskeln angegriffen, auch der Herzmuskel. Es gibt dann schwere Schlaflosigkeit, Hungerödeme, Arbeitsunfähigkeit. Das trifft die Leistung der Rüstungsindustrie.» –

Zur LTI. Man sagt jetzt *Bestallung* statt Approbation. Die Richtung auf Sprachreinheit. Ich sagte: ja, aber auch das gelehrte Fremdwort, geheimnisvoll beschwörend wie das Kirchenlatein. Katz wollte Hitlers Fremdwörter allein auf die Eitelkeit des Autodidakten zurückführen. Er meint (und ich habe das auch schon von anderer Seite gehört), Hitler habe wirklich in seinen frühen Reden *diskriminieren* (sic) gesagt. Etwas vollkommen Neues eröff-

nete sich mir, ein ganzes Kapitel der LTI., durch Katz's unmittelbar einleuchtende (wahrscheinlich auf Bemerkungen in «Mein Kampf» gestützte) Angabe: Hitler sei von spezifisch österreichischer Politik, von Schönerer und Lueger ausgegangen. – Ich erwähnte den Herzl-Lansdowne-Artikel der «Deutschen Ukrainezeitung». Katz erzählte, Herzl habe ein wirklich faszinierendes Wesen gehabt. Er, Katz, anderthalb Jahre in Wien Assistent irgendeines grossen Tiers (Eyselsberg wohl), als Reichsdeutscher bei den christlichen Kollegen *trotz* seines Judentums angesehen und so zwischen den Parteien und beobachtend. Er erzählt von Schnitzler, dessen Bruder Julius Schnitzler angesehener Chirurg war. Arthur Schnitzler stürzt im Havelock in den Operationssaal, während gerade ein Blinddarm herausgenommen wird, schwenkt ein Zeitungsblatt: «Du musst die Rezension lesen, Julius!» und will ihm die Zeitung zustecken. «Nachher, Arthur; du siehst doch, wir operieren», und sobald der Bruder fort ist: «Wir wollen uns noch einmal sterilisieren.» –

Eben wieder leidenschaftlichstes Weinen, die Schwägerin Kätchens ist gekommen. Kätchen kommt herausgestürzt mit einem Hemd; unter Tränenströmen: «Ewig muss die Schwägerin das so aufbewahren – Sie müssen das aufschreiben!» Auf der Innenseite der Manschette ein Pappzettel, darauf ausgeschnittene grosse Zeitungsbuchstaben, einzelne Worte ganz übernommen, mit Gott weiss welcher Masse sauber geklebt: «Bis zur letzten Stunde ewigen Dank für Liebe und Treue, auch den Eltern.» Wie aus einem Hintertreppenroman. (Soll man daraus auf Selbstmord schliessen oder auf Krankheit oder auf angekündigte Hinrichtung? Der Mann war malariakrank und sollte in den nächsten Tagen in das Krankenhaus gehen, andererseits stand er bei Zeiss-Ikon in Arbeit und war ein kräftiger Mensch. Übrigens wies sein Militärpass siebzehn Gefechte auf.) – Alles ist wie aus einem Hintertreppenroman. Gestern Abend – wir sind allein unten – spricht Elsa Kreidl in einem halbwegs beruhigten Ton von ihren neuen Mietern; der Forstrat, ein sehr liebenswürdiger Mann, werde nun doch die erste Etage, der Kriminalrat bei der Gestapo das Parterre übernehmen,

weil er Kinder habe und auch im Garten tätig sein wolle ... Es klingt, als fühle sich Frau Kreidl nun sicherer. Da fährt mitten im ruhigen Gespräch Eva gegen sie los: «Ihren Mann haben sie ermordet, Ihren Freund Friedheim haben sie ermordet, zu Ihnen haben sie ‚Hure‘ gesagt, und nun werden Sie mit ihnen friedlich zusammenwohnen und im Garten sein, und hier mag der Wagen vorfahren, in dem die Leichen der Ermordeten gelegen haben!» Elsa Kreidl antwortet ganz kleinlaut, wohl ein bisschen schuldbehaftet: «Ich kann mir meine Mieter doch nicht aussuchen.» («Warum zieht sie nicht selber aus?») sagt nachher Eva zu mir.)

Ich bin all diesen Ereignissen und Szenen gegenüber in altruistischer Hinsicht eiskalt, gemein kalt. Ich bemühe mich nur immer, um den Schauer der Todesangst herumzukommen. Immer wieder schüttelt es mich: Sie werden auch mich holen. Es geht nicht mehr nach Besitz – jeder ist dem Mord ausgesetzt. Dieser Joachimsthal lebte in Mischehe, war vermögenslos, war Kriegsteilnehmer, war Arbeiter im Rüstungsbetrieb, stand auf der Liste des letzten (am Montag herausgehenden) Transports (wieso?) und wurde inzwischen getötet. (Wieso?) Wenn sie mich töten, sparen sie eine Beamtenpension. Sooft ich an den Briefkasten gehe, denke ich, eine Karte könnte mich auf die Gestapo bestellen. Gestern Abend beim Abschied an der Korridortür murmelt Frau Ida Kreidl rekapitulierend vor sich hin: «Den Ernst, den Professor, den Bruder der Frau Voss ... Alle ermorden sie.» – Den «Professor». Sie meinte den «Doktor» (Friedheim), sie sprach von uns immer als von «dem Doktor», «dem Professor», sie verwechselte nur die Titel. Eine höchst natürliche Sache und lief mir doch mit grausigem Schauer über. – Ich möchte so unendlich gern noch ein paar Jahre leben, ich habe vor gerade diesem Tod, dem vielleicht tagelangen Warten mit der Gewissheit des Sterbens, dem vielleicht Gefoltertwerden, dem Auslöschen in absoluter Einsamkeit ein solches Grauen. Ich rette mich immer wieder in das, was jetzt meine Arbeit ist, in diese Notizen, in meine Lektüre. Ich bin nicht nur kalt bei all den Grässlichkeiten, ich habe immer auch

eine gewisse Wonne der Neugier und Befriedigung: «Also auch davon kannst du persönliches Zeugnis ablegen, auch das erlebst du, wieder eine Bereicherung des Curriculum oder der LTI!» Und dann komme ich mir mutig vor, dass ich alles zu notieren wage. Im allertiefsten kauert natürlich das Gefühl: Ich bin schon so oft davongekommen – warum soll es nicht auch diesmal glücken? Aber die langen Momente der grässlichen Angst häufen sich. –

Hinter der Tragik dieses jüngsten Mordes steckt eine abscheuliche Komik. Kätchen hat mir vor wenigen Monaten eine Szene gemacht, weil ich in ihrer Abwesenheit ihren Bruder in ihrem Zimmer warten liess. Dieser Verbrecher, der sie erpressen wolle, dürfe nicht in ihren Sachen kramen. Noch schlimmer war sie auf die Schwägerin zu sprechen. Jetzt ist eine zärtliche Gemeinsamkeit zwischen den Frauen, und der Bruder wird beklagt wie der geliebteste Angehörige. Eva sagt, in Kätchens Schmerz sei viel Konvention: *Man* trauert um einen Bruder. Wiederum trauert sie wirklich: Die Tränen sind echt, die graue Gesichtsfarbe ist es, die Aufregung ist es. Und sie ist wirklich herzleidend, eben hat sie wieder ein Arzt wegen Herzangina und Herzerweiterung krank geschrieben. Wiederum: Ihr Geist erscheint mir immer wieder wie eine Schiefertafel: nichts Aufgeschriebenes haftet, in der nächsten Sekunde geht der Schwamm einer neuen Impression darüber. Wiederum: In den Minuten, in denen die üble Aufschrift erscheint, leidet sie doch wirklich. –

27. Juli, Montag Morgen

Gestern Nachmittag bei Seliksohns. Wahrhaftig rührend aufgenommen: eine Torte, man hatte ihnen Rhabarber geschenkt; eine Zigarre wurde mir aufgedrängt: «Die hat mir ein Siebziger geschenkt, dem ich die Haare dunkel färben musste.» Dahinter steht immer: Nimm nur, wer weiss, ob ich es in der nächsten Stunde noch besitze! Seliksohn sieht immer schlecht und mager aus, gestern aber war sein Gesicht so tieflöchrig eingefallen wie noch nie. Er sagt selber: die Angst. Der Fall Goldmann, der Fall Joachims-

thal, schon wieder die Anbahnung eines ähnlichen Falles, Verhaftung eines bei Zeiss-Ikon arbeitenden Mannes, Juliusburger, weil er «den Stern verdeckt» habe – der Mord greift um sich, greift nach allen, wird immer eiliger. Und wie sterben die Leute? Niemand ist dabei, und es gibt Anzeichen von Folterungen. Seliksohns Unterhaltung rotiert um die beiden Brennpunkte: «Wenn ich nur evakuiert würde!» und «Wenn ich nur Veronal hätte!» Er wiederholt hundertmal, dass wir alle ermordet werden. Und ich glaube, er hat recht. Er selber: schon einmal im KZ gesessen, einstmaliger Angestellter der Sozialdemokraten («Vorwärts»-Buchhandlung). Und ich: An mir spart man nach Beseitigung eine Pension. Für Theresienstadt bin ich zu jung (unter 65), für Arbeit in Polen wohl zu alt. Auch scheint man neuerdings Mischehen durch Mord des jüdischen Teils beenden zu wollen (Ernst Kreidl, Joachimsthal ... Es war noch so etwas genannt worden).

Zu Haus empfing uns wieder das haltlose Weinen und Jammern des ganz zerrütteten Kätchens: «Ich hab ihn gesehen – nicht fragen – ich hab ihn gesehen!» Sie war mit der Schwägerin und deren Eltern in Tolkewitz gewesen und hatte tatsächlich die Leiche zu Gesicht bekommen. Heute Morgen (gemeinsames Frühstück) setzte sich das fort. Es gibt für mich gegen das Grauen und die Erschütterung dieser Sache – wie oft habe ich in jungen Jahren den Angsttraum gehabt, hingerichtet werden zu sollen, und nun ist aus dem Angsttraum grosse Wahrscheinlichkeit geworden, ich sehe ein Zimmer mit Galgen und Stuhl vor mir – nur eine Abwehr: mich auf die grässliche Komik gerade des Falles Joachimsthal zu konzentrieren, mich auf das Beobachten, auf den schriftstellerischen Stoff zu verbeissen, mir auf solche Weise selber den Mutigen vorzuspielen. Aber ich kann damit doch nur eine sehr dünne Eiskruste über den Angststrom ziehen, in dem ich anfallweise erlaufe. Kätchen die Schiefertafel, Kätchen das Kind. Mitten im Lamentieren aufs Angeregteste am Fenster: «Die Briefträgerin ist schon zurück, um 8.20 Uhr mit der ganzen Strasse fertig, so wenig Post heute – der arme Junge, der arme Junge.» Dieses Immer-wie-

der-Abschweifen, und dass der arme Junge und die arme Schwägerin ihr gestern noch als abscheuliche Lumpen galten, macht beides den kleinsten Teil der Komik aus. Es sind jetzt als Hauptpersonen die Schwiegereltern, vor allem der Schwiegervater des Toten – über die Art seines Todes äussert sie sich noch immer nicht – in den Vordergrund getreten. Zwischen ihm und ihnen habe ein besonders zärtliches, nie getrübt Verhältnis bestanden. «Meine Schwägerin», hiess es heute in einem Schmerzintervall, und das war schon eine momentane Rückkehr ins Normale, «die Elly, ist ein kleiner Teufel, aber so etwas Gutes wie der Schwiegervater ...» Der Mann war Angestellter einer Gurkeeinlegerei, seine beiden Schwäger sind Polizeibeamte («in Uniform»). «Nie in all den fünfzehn Jahren haben sie sich gestritten, nur neulich hat ihn der Vater angebrüllt. Der Kurt war an ihm vorbeigegangen, ohne ihn anzusprechen. ‚Ich dachte, es sei dir peinlich, wo du mit einem andern warst und ich den Stern trug.‘ ‚Was hältst du mich denn für einen Lump? Weisst du nicht, wie ich gesinnt bin, Junge?!‘ Er ist eingeschriebener Sozialdemokrat gewesen, er ist sooo ... (geballte Faust). Und so geweint hat er, und so Rache geschworen ... und der nimmt auch Rache, er hat schon alles eruiert... alles hat er eruiert, die Zelle, und ... nein, nicht fragen ... und ihr hättet ihn schimpfen hören müssen: ‚Hier wird nichts gut, ehe nicht die Russen hereinkommen ... diese Lumpen, diese Mörder...‘, und gleich sind wir in Tolkewitz auch hereingelassen worden. ‚Was, *ich* sollte meinen Jungen nicht sehen dürfen ... und wenn ich mit meinen beiden uniformierten Schwägern anrücken muss, ich komme herein.‘ Sie haben uns auch gleich hereingelassen, ich habe mich in die Mutter eingehängt, da haben sie wohl meinen Stern nicht gesehen. Und dem Vater liefen immer die Tränen herunter, und er trug einen Flor um den Hut und einen Flor um den Arm – das ist ja nur äusserlich, aber das ist doch nett, es soll ihm auch belohnt werden, er bekommt, was ich hierlassen muss, wenn sie mich evaluieren – wir kommen ja alle hinaus ... diese Schweine ... der arme Junge ... aber in Tolkewitz sind sie anständig, der Sarg stand mit dreissig anderen zusammen, gar nicht abgesondert, und mit Krei-

de stand darauf Joachimsthal, sonst gar nichts, der Vater hat auch gleich gesagt: ‚Da ist unser guter Junge doch nicht allein‘ ... (Neben der Schiefertafel und dem Puerilismus muss bei Kätschen immer das Kleinbürgerliche in Betracht gezogen werden. Dieser Stolz auf die uniformierten Schwäger, auf das Hereingekommensein, diese Freude am Flor des Schwiegervaters, diese Freude, dass der Sarg neben 29 anderen stehen darf!)-

Irgendwo müssen die Anhänger des Regimes doch wohl sitzen, irgendwo muss die nationalsozialistische Propaganda doch wirken. Gestern Abend rief mir wieder einmal ein graubärtiger Arbeiter vom Rad herunter «Du Judenschlamm!» zu. Bei dem Strassenkampf Goldmann:/: Gestapo sollen Zuschauer für die Gestapo eingetreten sein.

Religion oder Gottvertrauen ist eine schäbige Sache. Jedes Dankgebet heisst doch nur: «Hurra, *ich* lebe!» Kätschens Puerilität zeigt sich in den letzten Tagen in dem häufig und ernsthaft wiederholten: «Wo bleibt Gott?» Aber diese Puerilität teilt sie mit Millionen. Erst wenn (und weil) es ihnen schlecht geht, zweifeln sie an dem gütigen Gott.

Gegen Abend

Einen Tag kann ich arbeiten, den nächsten schlafe ich wieder und wieder vor Erschöpfung am Schreibtisch oder auf dem Sofa ein. Heute ist ein «nächster». Ich möchte ein paar Notizen zu der eben beendeten «Geschichte Amerikas» von Roz/Recht machen – es geht nicht.

Seliksohn sprach gestern mit Dankbarkeit von hilfreichen kleinen arischen Leuten. Die Angestellte einer Wäscherei hatte den Rharbarber zur Torte gestiftet, irgendwer hatte ihm Zigaretten gegeben usw. Gleich darauf forderte er in äusserster Erbitterung, das ganze deutsche Volk müsse vernichtet werden. Ich sagte, er selber erkenne doch an, dass die Greuel keineswegs im Sinne aller wären. Er erwiderte: Um einzelner Guter willen könne man nicht das verbrecherische Ganze bestehenlassen. –

Ein neues Gesetz, uns mittags bekanntgeworden: absolutes Verbot höherer Schulen für fünfzigprozentige Mischlinge. (Die

fünfundzwanzigprozentigen dürfen besuchen, «soweit Platz ist» – es ist aber kein Platz!) Mein erstes Gefühl war ein sehr hässliches, ich konnte und kann es aber nicht unterdrücken, noch es für ganz ungerecht halten: das trifft den zweiten Sohn Bertholds und meine Schwägerin Anny. Anny drückte mir im vorigen Jahr ihre Freude über die Errettung der deutschen Kultur aus der Bolschewistengefahr aus, sie erholt sich jetzt am Bodensee (wovon?), während wir... usw. Vielleicht geht ihr jetzt doch auf, was es mit der erretteten deutschen Kultur auf sich hat.

LTI. Unter den Geburtsanzeigen steht heute, «Dresdener Anzeiger», 27.7.42: « Y Volker, 21.7.42. In Deutschlands grösster Zeit wurde unserem Thorsten ein Brüderchen geboren. In stolzer Freude: Else Hohmann ... Hans Georg Hohmann, SS-Untersturmführer d. Res., Dresden A 20, General-Wewer-Strasse ...»

Zu Beginn der Woche bringen die Zeitungen regelmässig einen «Wochenspruch der NSDAP» unter besonderer Überschrift. Ein Zitat, meist ein Ausspruch Hitlers, wird vorangestellt und kurz kommentiert und bepredigt. Heute heisst die Überschrift «Mitleidlos und hart», der Hitlerspruch selber: «So wie wir mitleidlos und hart gewesen sind im Kampf um die Macht, werden wir genauso mitleidlos und hart sein im Kampf um die Erhaltung unseres Volkes.» In der Predigt, die auf dem «hart» herumreitet, heisst es: Weil unsere äusseren und inneren Feinde gegen uns so «unerbittlich und hart» waren, so «mussten und müssen wir noch härter sein, immer, heute und in der Zukunft. Jede, und auch nur die kleinste mitleidige Regung würde uns als Schwäche ausgelegt werden ...» Ich weiss nicht, ob Seliksohn so unrecht hat.

Wie ich heute am Wasaplatz auf Eva wartete – sie kauft ein, ich bringe das Zeug nach Haus, sie fährt weiter in die Stadt; ich *darf* ja nur von drei bis vier einkaufen, darf nicht fahren – fiel mir wieder, wie schon oft, die Anzahl der schwangeren Frauen auf und mehr noch die Betontheit, mit der sie den gefüllten Bauch vorstrecken. Früher verbarg, jetzt unterstreicht man die Schwangerschaft. Ich las, dass irgendwelche Australneger, wenn sie den

Elégant spielen, kokett zwischen zwei Fingern den Penis vor sich hertragen. Ähnlich kokettieren jetzt die Weiber mit ihren Schwangerschaften. Sie tragen den Bauch wie einen Parteiknopf. Auch das gehört wie die Rune und das zackige SS zur LTI. Ganz Deutschland ist eine Fleischfabrik und Fleischerei.

29. Juli, Mittwoch Nachmittag

Ich ging gegen zwei Uhr Eva zum Wasaplatz entgegen, ich wusste sie dort kartoffelkaufend bei Jentschs Handwagen und wollte ihr den Kescher abnehmen. Sie war vor ein Uhr dorthin gekommen, und ich musste noch über eine Stunde warten, ehe ich dann die kostbaren zehn Pfund Kartoffeln und ein paar Weisskohle nach Hause schleppen durfte. Todmüde und verstimmt. Dass man sich über diesen kleinlichen Jammer ärgert, ist ein Zeichen für das Zurücksinken des grossen Grauens. Aber von Zeit zu Zeit steigt doch auch dies grosse Grauen vor dem Galgen im Gefängnis wieder auf. – Mitleid mit Kätchen vermag ich nicht lange zu fühlen. Zu sehr Schiefertafel. Tränenüberströmt bei sinnlosen Phrasen: «Der arme Märtyrer – wie Jesus für seinen Glauben! – Eva, was hat der Kartoffelsalat gekostet, ist er gut? – *ich* mache ihn selber – der arme, arme Märtyrer...»

Ich beobachte überall, und so gestern bei Steinitz – er bat mich zu sich, er wollte von mir etwas Schreibpapier (Erbe von Paul Kreidl), hatte für mich ein Buch bereit – man war dort über den Fall Joachimsthal nicht sonderlich entsetzt, denn 1) wat der Mann ein übler Schieber gewesen und 2) habe er «wirklich etwas getan», nämlich mit verdecktem Stern nach neun Uhr abends in einem Lokal gesessen – ganz ohne Grund tue ja die Gestapo nichts. Man vergisst also, dass das Sternengesetz an sich eine Tyrannei ist, man vergisst, dass eine Übertretung der tyrannischen Massnahme «gerechterweise» höchstens als Vergehen mit einer Geldstrafe, nur höchst tyrannischerweise mit ein paar Tagen Gefängnis zu bestrafen wäre. Man ist so gedemütigt und abgestumpft, dass man die Todesstrafe – nisi den unkontrollierten Mord in der Gefängnis-

zelle – als eine beinahe angemessene Sühne dafür ansieht... Ich habe bei ähnlich gelagerten Fällen dies «Etwas hat er wirklich getan» auch schon von Kätchen gehört, die es anderen nachspricht.

–

Am Montag Abend – wir waren bei Ida Kreidl unten – kam die monatliche Polizei-Hauskontrolle. Ich öffnete das Haustor, der grosse Uniformierte blieb im Flur stehen. «Ihr *weter* Name?» (*Sie* und *weter* – wo die Gestapo duzt, spuckt, prügelt.) «Wer bitte wohnt noch im Haus? Sind alle anwesend? Ja? Danke, guten Abend!» Die Polizei ist immer höflich, steht immer im betonten Gegensatz zur Gestapo – aber solch eine geradezu pflichtvergesenen chevalereske Kontrolle haben wir doch noch nie gehabt. Ich konnte fast glauben, der Mann wisse um das Entsetzen des gegenwärtigen Terrors und opponiere bewusst. –

In der Apotheke hiess es, ich sparte fast den halben Preis, wenn ich meine Zukost Uromed in 500er statt in 60er Packung kaufte. Mir war es umsolieber, als ich *Banküberweisung* machen konnte, denn Apothekerrechnungen sind «ausserhalb der Freigrenze». Aber nun steht das grosse Glas mit den 500 Schuhknöpfen hier, und ich weiss nicht, wo es vor der Gestapo verstecken. Bisher galt «unter den Schränken» für sicher – jetzt sollen sie mit Stöcken herunterfahren. (Der Hunger macht sie erfinderischer.) –

Steinitz, nur noch 96 Pfund wiegend, so dass man ihm jetzt seine fast 68 Jahre ansieht, schreibt nach wie vor an der Geschichte seiner böhmischen Kohlenfirma, der er vierzig Jahre gedient hat, eine «anekdotische Geschichte», sagt er, in englischer Sprache. Er will das Manuskript dem Chef nach Amerika senden und hofft, dafür honoriert zu werden. Zugleich ist die Sache für ihn Sprachübung. Bei gutem Wetter aber bringt er den Tag als freiwilliger Friedhofsarbeiter zu. Draussen fühlt er sich geborgener. Genau wie Dr. Magnus. [...]

Mit dem reichlicheren Auftauchen des Weisskohls im Freihandel scheint ein schlimmster Hungeraugenblick überwunden. Ich kann mich dessen nicht so recht freuen: Zwei satte Tage machen das Volk vergessen, was an Not hinter ihm und was an Not vor ihm liegt. – Der Krieg schleppt sich hin. Deutsche Erfolge, aber ohne Durchgreifen. [...]

31. Juli, Freitag, gegen Abend

Der alte Landwirt Aufrichtig und sein Landfrauchen – ich habe zur Zeit des Schneeschippens von ihnen berichtet – auf unsern Besuch (schon damals der Kartoffeln halber!) erfolgte kein Gegenbesuch, und wir verloren sie aus den Augen. Neulich wurden sie als zum jüngsten Theresienstadt-Transport gehörig bezeichnet. Heute früh brachte die Witwe Joachimsthal (grosse Freundschaft mit Kätchen) die Nachricht von der Gasvergiftung der beiden, die Frau gerettet, der Mann tot. Zu dem Transport hatten sie nur die nicht benötigte Reserve gebildet – es müssen sich immer ein paar Leute reisefertig halten für eventuelle Ausfälle; braucht man sie nicht, so sind sie das nächstmal an der Reihe und werden vorderhand in ihre schon versiegelten Zimmer zurückgeschickt. Üblicher Zusammenhang: Haussuchung, der Mann für nächsten Morgen zur Gestapo bestellt (die Frau hatte um fünf Uhr gesagt, er sei auf Einkauf unterwegs, Einkauf ist aber nur bis vier Uhr erlaubt; auch sollen sich noch Spinnstoffreste trotz des Abgabebefehls vorgefunden haben) – Angst und Folge wie bei Frau Pick neulich. Später brachte Eva aus der Stadt mit – sie hatte Neumanns zum Sonntag eingeladen –, dass beide Aufrichtigs leben. Selbstmord, Selbstmordversuch: das Alltägliche. Morgen ist der Fall von einem andern Fall verdrängt. Auch in meinem Gedächtnis. Aber ich will doch sehen, ob ich die Leute nicht vor ihrer Abreise aufsuche.

—

Der verhassteste Mann in Dresden ist fraglos der Statthalter Mutschmann, auch bei den Ariern, auch bei den Nazis verhasst. (Die verbreitete Sorte derer, die immer betonen, der Führer wisse nicht, was für üble Dinge geschähen, an allem Bösen seien andere schuld.) Jetzt geht ein Gerücht, man habe seine Villa mit besonderem Schutz umgeben müssen, er selber habe sich eine Weile unsichtbar gemacht. Er habe in grossem Massstab für seinen Gebrauch schwarz schlachtenlassen; als das herauskam, habe der betreffende Fleischer Selbstmord verüben müssen, ihm, Mutschmann, aber sei wieder nichts geschehen, ihn decke der Führer. (Version 1, Mutschmann habe Hitler in dessen Anfängen geholfen, Version 2, Mutschmann «wisse zuviel».)

Frage zur LTI. Ist «Kraft durch Freude» die Übersetzung von *Dopo lavoro!* Wenn ja, wäre es Beweis, dass die deutsche Sprache bombastischer (affektiver) verfährt als die italienische. Ich bin aber auch schon der «Freizeit»-Gestaltung begegnet. – Nachforschen, was es mit der *Hauptschule* auf sich hat. Dieser Tage Zeitungsnotiz, der aus Österreich übernommene, dem *Altreich* fremde Schultyp erfahre jetzt eine solche Ausdehnung, dass auch die höheren Schulen davon berührt würden. Ich habe den Eindruck, als handle es sich um eine Bürgerschule und als wolle man die höhere Schule, die missliebig intellektuelle, einschränken. Wer aus der Elementar- in die Hauptschule übernommen wird, das entscheidet sich natürlich durch «charakterliche» Auslese, es werden über jeden Schüler Fragebogen (Spionenbogen) durch seine ganze Schulzeit geführt. – [...]

Übliche Schicksale dieser Tage: Marckwalds zeigten mir gestern Bilder, Filmaufnahmen ihres Sohnes Wilhelm. Er hatte als Kaufmann begonnen, war Musiker (im Kaffeehaus) geworden, dann zur Schauspielerei, genauer Regie übergegangen, hatte Posten in Deutschland gefunden, musste 33 oder 34 fort, wurde Filmregisseur in Barcelona, heiratete eine Schauspielerin, floh vor den Franco-Truppen, flog nach Stockholm, wurde zwangsweise als Kommunist nach Frankreich zurückbefördert, lebt jetzt mit der Frau in England oder Irland, sie Dienstmädchen, er landwirtschaftlicher Arbeiter – die Eltern kennen die Schwiegertochter nicht. – Solch ein Lebenslauf (y en a tant) erscheint mir jetzt ebenso selbstverständlich wie ein Selbstmord oder Selbstmordversuch. Gewöhnung, Abstumpfung. Ebenso bin ich an den jämmerlichen Anblick bei Marckwalds gewohnt. Er, immer magerer, bewegungslos am Tisch, den Unterkörper in Decke gewickelt und immer frierend. Nach einer Viertelstunde: «Gib mir eine Spritze», und während die Frau ihm die Morphiuminjektion macht, wird weitergeplaudert. –

Morgender 1. August, Kriegsbeginn 1914. Wir sind jetzt sechzig Jahre alt, und von diesen sechzig haben wir sieben als Kriegszeit durchlebt, mehr als zehn Prozent. Europa im 20. Jahrhundert!

Aber Welch eine anständige Sache war der vorige Krieg, wie wenig Entsetzen im Vergleich zu diesem hatte er für mich. Unter allem, was ich tue und denke, ist immer das Bild des Galgens in einer Gefängniszelle.

2. August, Sonntag Abend

Um halb fünf kamen Neumanns – *er* zum Skelett abgemagert, gegen ihn bin ich in Fett und Blüte, und selbst Eva sieht weniger mager aus. Bedrücktheit bei beiden Neumanns. Sie rechnen mit Theresienstadt.

[...] Ich sagte zu Neumanns: Ich arbeite über das Grauen vor dem Mord in der Zelle hinweg. Ich dirigiere meine Studien wie einen Luftballon. Er ist nicht zu lenken, aber ein bisschen kann man doch lavieren. So beginne ich jetzt die Broschüre zu Dubnow, «Die jüdische Geschichte, ein geschichtsphilosophischer Versuch».

Am Freitag erhielten wir das letztmal Zeitung. Jetzt dürfen wir täglich einen Blick in das Blatt der arischen Elsa Kreidl werfen. Bis zum 31.8.

Zwei Notizen fielen mir im «Anzeiger» vom 31.7. auf. 1) Wohl durch Versehen: Die Feuerwehr habe einem Ehepaar in der Altenzeller Strasse, er 73, sie 61, erfolgreiche Sauerstoffhilfe geleistet. Das ist der Fall Aufrichtig. Die Feuerwehr dürfte von der Gestapo gerüffelt worden sein. 2) Starke Verbände der Waffen-SS seien von Osten nach Westen verlegt worden und am 29. Juli durch Paris marschiert, was die Bevölkerung stark beeindruckt habe. Es soll, hörten wir von anderer Seite, «sehr unruhig» in Frankreich sein. Die Waffen-SS sind die eigentlichen Polizei- und Aufruhtruppen.

Bei der Polizei soll es neuerdings einen neuen Titel geben: *Polizeimeister*. Das wäre genaueste Anlehnung an das zaristische Russland. LTI.

4. August, Dienstag Nachmittag

Eva hat Wäsche nach Bühlau gebracht, berichtet fast animiert von

dem kleinen Ausflug, und ich bin mir meiner Gefangenschaft noch bewusster als sonst.

Trude Scherk schreibt: Am 10. August wird sie nach Theresienstadt evakuiert. –

Grete, im jüdischen Krankenhaus in Berlin, scheint langsam einzudämmern. Sie soll Besucher nicht erkennen, zu schwach sein, um sich aufzurichten, sie schlafe, esse, mache das Bett schmutzig. So laute der Bericht einer Schwester Änny Klemperers, die nach ihr gesehen habe. Subjektiv scheint Grete also bereits überwunden zu haben. Objektiv: grässlich. – Wir werden Trude auf der Durchfahrt nicht sehen können, auch für Eva wird es eine Unmöglichkeit sein. Wir haben ihr geschrieben, sie möge sich in Theresienstadt an Dresdener halten. Von ihnen werde sie unser Schicksal erfahren. Vielleicht ist so auch eine Verbindungsmöglichkeit gegeben; Steinitz wenigstens behauptet, es gebe einen Konnex Theresienstadt-Prag-Dresden. –

Ich habe in konzentrierter Arbeit in zwei Tagen die Dubnow-Broschüre «Jüdische Geschichte» gelesen und notiert. Auf dem Blatt stehen auch meine Einwände. [...]

6. August, Donnerstag Vormittag

Mir frieren die Hände. Kälte und Regen herrschen in diesem Sommer vor. Die Ernte *kann* nicht gut sein, sie hat keine Möglichkeit des Hochkommens, des Nachholens nach dem langen Winter gehabt. Aber hungern die vielen Arier wie die wenigen Juden? J'en doute. Seit vierzehn Tagen gibt es reichlich Kohl – wer denkt noch an die vorangegangenen Hungerwochen? Und inzwischen schiebt sich die deutsche Offensive dem Kaukasus immer näher, und die Engländer und Amerikaner sehen untätig zu. Ich glaube nicht mehr an das nahe Kriegsende. Ich halte nicht einmal den Endsieg Deutschlands – vielleicht in Form eines günstigen Kompromisses – für ganz ausgeschlossen. Gewiss: «1'000 Jahre» hält die Hitlerei bestimmt nicht mehr – aber selbst 1'000 Tage dürfte für mich schon die Ewigkeit bedeuten.

Gewöhnung: Ein paar Wochen sind seit dem Mord an Joachimsthal, ein paar Monate seit den Haussuchungen bei uns vergangen. Und schon lebe ich in einer gewissen stumpfsinnigen Ruhe. Gewöhnung: Am Dienstag geht wieder ein Transport von hier nach Theresienstadt; und schon scheint das mir, scheint es der Judenheit hier eine Selbstverständlichkeit. –

Seit einigen Wochen geht Kätchen, «krank geschrieben», nicht mehr ins Zeiss-Ikon. Ihr Eifer ist doppelt abgekühlt, seit ihr das Fahren verboten, und seit es sich herausgestellt hat, dass auch Zeiss-Ikon keine Sicherheit vor der Deportation bedeutet. Aber sie ist mit ihren Leuten dort in ständiger Verbindung und hört, was vorgeht. Man hat einen Schub ganz junger, halbkindlicher Russinnen eingestellt und hält sie von den jüdischen Arbeiterinnen fern. Aber man hat vergessen, dass unter den Juden viele russisch sprechen, und so besteht Konnex. Die Mädchen sind zum Dienst gepresst und fühlen sich als verschleppte Gefangene. Sie hungern in ihrem Massenquartier, morgens und abends ein Topf Kaffee mit *einer* Schnitte Brot, mittags nur eine dünne Suppe. Sie hungern so, dass ihnen die jüdischen Kameraden zu Hilfe kommen. Das ist verboten; aber man lässt eine Schnitte unter den Tisch fallen, nach einer Weile bückt sich die Russin und verschwindet dann mit dem Brot aufs Klosett. (Die Juden erhalten eine Hauptmahlzeit in der Kantine.) – Zeiss-Ikon soll «ein Völkergemisch» beschäftigen; polnische, französische, dänische etc. Arbeiterinnen.

7. August, Freitag Vormittag

Am Dienstag und Mittwoch ging ich abends nach völligem Stillsitzen während des Tages bis zur Südhöhe. Blick auf Borsberg und die Sächsische Schweiz, Blick auf die Türme der Stadt, tragende Obstbäume, auf einem eine Vogelscheuche in Gestalt eines Riesenraubvogels, Felder – es war wie ein kleiner Ausflug, es war eine völlige Seltenheit und Ausnahme. Eva sagte beinahe neidisch: «*Du* kannst Spazierengehen;» ich sagte beinahe neidisch:

«Du kannst in die Stadt *fahren* und dort im Restaurant essen.» –

Kätchen Sara erzählt mit höchster Erbitterung: Eine Haussuchung fand bei Leuten statt, die am Dienstag evakuiert werden; auch diesen nahm man noch alles fort, was sich an Esswaren (*Markenvorrätenf*, an Brot und Butter vorfand.

Mein gestriger Besuch bei Marckwalds – der Mann wird immer magerer und grauer im Gesicht, er nennt die ihm drohende Evakuierung seinen sicheren und qualvollen Tod – war in mehrfacher Hinsicht höchst interessant. 1) Ganz im Anfang der Hitlerei wurde ich aufgefordert, einem «Verein nicht-arischer Christen» beizutreten. Ich ging darauf nicht ein, weil ich in diesem Akt eine Anerkennung des nationalsozialistischen Prinzips gesehen hätte. Gestern im Gespräch – ich weiss nicht, was darauf zuführte – sagte Frau Marckwald: diese Aufforderung habe vor neun Jahren *sie* mir geschickt; sie war Sekretärin, ihr Mann Ortsgruppenleiter der Organisation, die von Berlin ausging (Pfarrer Grüber) und zeitig am Verbot der Regierung scheiterte. Frau Marckwald will mir noch Broschüren der Bewegung herausuchen oder mehr von ihr erzählen. – Er, Marckwald, berichtete, er habe sich damals in grösster «seelischer Not» gefühlt und einen Anschluss gesucht. Noch ehe er von der Berliner Gründung erfuhr, habe er sich an Duesterberg (den Stahlhelm-Vorsitzenden und Präsidenschaftskandidaten von 1933) gewandt. Duesterberg sei zu fünfzig oder fünfundzwanzig Prozent nichtarisch, Enkel eines Rabbiners, dabei vor 1914 aktiver Offizier, bei Kriegsende Oberstleutnant gewesen. 2) Marckwald gab mir seine Duesterbergkorrespondenz mit (drei Stücke); ich will sehen, dass er mir diese Briefe überlässt, ich will sie einmal veröffentlichen. («Alles aufschreiben!, Karlchen» – oder ernsthafter: «Victorchen», sagt Kätchen Sara jetzt täglich.) In einem sehr langen Brief vom 29.6.33 – Maschinenkonzept – schreibt F.R. Marckwald an den ihm persönlich unbekanntem «sehr verehrten Herm Oberstleutnant» «in einer ausserordentlich wichtigen Angelegenheit». Er gibt seine Personalien: Die Eltern, Juden, sind nach ihrer Verheiratung zum Protes-

tantismus übergetreten. Der Vater war Landwirt, Rittergut Erdeborn bei Eisleben sein Besitz, bis zu seinem Tode 1900 von ihm bewirtschaftet. Er selber 1871 dort geboren, «wie jeder deutsche Junge» dort erzogen, «in der Begeisterung von Sedan und für das neue Deutschland» aufgewachsen. Korpsstudent («mein Band habe ich kürzlich freiwillig, blutenden Herzens zurückgegeben»), Landwirt, Erdeborn bis 1914 bewirtschaftet, Oberleutnant der Landwehrartillerie. Bei Beginn des Weltkrieges schon krank, Gut verkauft, nicht mehr ins Feld gekommen, Beamter der Landwirtschaftskammer in Dresden; 1930 der fortschreitenden Lähmung halber als Oberlandwirtschaftsrat mit Verdienst-Dankmünze pensioniert. Es gehe ihm nun wie «tausenden andern jungen und alten Deutschen». Wo gehöre er hin? Für die Juden sei er ein «Abtrünniger», für die Deutschen kein Deutscher. Was sollten seine Söhne beginnen? Sie könnten auswandern, wenn man ihnen Mittel zur Neubegründung der Existenz mitgeben *dürfte*. Man müsste als Gruppe auswandern, eine Kolonie schaffen. Der Plan war schon aufgetaucht und ist gescheitert. Man muss ihn neu aufnehmen, man *muss etwas tun*. *Sie* wären der geeignete Mann, eine Vereinigung zu schaffen; *Ihr* Posten, *Ihr* Name, *Ihre* Verbindungen. Und: «Ich vermute, dass Sie aus eigenem Erleben (sollte ich mich täuschen, so bitte ich vielmal um Entschuldigung) Verständnis für die furchtbare seelische Not, in der sich viele tausend gute Deutsche heute befinden, aufbringen...» (Beachte das blosses Andeuten und die Bitte um Entschuldigung!) – Duesterberg antwortet handschriftlich, kurz, aber mit intimer Erbitterung, als schreibe er einem nahen Freund und Schicksalsgenossen, datiert «auf Reisen 1.9.33». Marckwald möge die späte Antwort entschuldigen, er, Duesterberg sei auf «hunderte, ja tausende Zuschriften» Antwort schuldig, sei ohne Sekretärin, habe sich auf Arztbefehl «in Harzeinsamkeit» zurückgezogen. «Man hat mich mit 40 Mann gewalt- sam wie einen Verbrecher aus meinem Bureau entfernt, verfeimt, geächtet, mundtot gemacht, unter Überwachung gestellt, lebendig begraben, nur weil ich aus Gründen der Landesverteidigung für die Erhaltung eines selbständigen, gleichberechtigten Stahlhelm

eingetreten bin. Eigne, langjährige Kameraden haben sich zu dieser Schurkentat bewegen lassen. Das ist Stahlhelmdank (sic) für fast 15jährige Stahlhelmarbeit, das ist Stahlhelmtreue (sic), die man mir sooft geschworen. 30 Dienstjahre habe ich als Offizier hinter mir, und nach mehrfacher Verwundung wird man von Menschen geächtet, die noch keinen Tropfen Blut für Deutschland vergossen haben.» – Er sei nach dem 20. September wieder in Berlin und komme dann auf Marckwalds Vorschlag zurück. – Marckwald erwiderte am 4.9.33, er habe schon von gemeinsamen Bekannten gehört, wie man mit Duesterberg «umgesprungen», «und dass Sie sich infolgedessen von allem zurückgezogen hätten». Umsofreudiger sei er durch die Antwort überrascht und danke verbindlichst. Inzwischen werde von anderer Seite die «Idee des Zusammenschlusses und der Selbsthilfe» realisiert, und er habe einem in Berlin gegründeten Verband Mitgliedschaft und Mitarbeit zugesagt. «Vielleicht haben Sie Interesse für die ersten Lebenszeichen dieses Reichsverbandes, die ich mir erlaube, Ihnen zur gefälligen Durchsicht beizulegen. Indem ich Ihren weiteren Nachrichten mit Spannung entgegen sehe, bin ich mit vorzüglicher Hochachtung Ihr Ihnen dankbar ergebener Marckwald.» Ich muss Marckwalds fragen, was daraus weiter geworden. Zu beachten: Duesterberg geht auf Marckwalds Andeutung des Nichtariertums *nicht* ein, er gibt als einzigen Grund seines Hinauswurfs an, dass er auf Selbständigkeit des Stahlhelms bestanden habe. Fragen, ob er sich nachher zu dem Rabbiner-Grossvater bekannt hat. –

3) Marckwald sagte, es sei so eigentümlich mit dem Vererben. Er selber sei – nicht Antisemit, aber gar kein Judenfreund gewesen. Seine Kinder hätten mit grosser Liebe an ihm gehangen. Aber nur ein Sohn habe seinen Standpunkt in semiticis geteilt. Der andere, der Regisseur, und die Tochter seien betont jüdisch gewesen. Ich erzählte von Richard Kroner («Wir Protestanten») und seiner Tochter, die einen orthodoxen Rabbiner heiratete. 4) Was einem leicht, was einem schwer fällt. Ich erzählte von Sombart. Ich sagte,

gewisse Schwierigkeiten hätten mir bisher nur Einzelheiten des Bankwesens gemacht. Z.B. der Unterschied zwischen Aktie und Obligation; nach Sombarts Definition sähe ich da keinen Unterschied, auch eine Obligation sei doch Aktienanteil an einem Unternehmen. Sofort sagte Marckwald ganz verwundert über mein Nichtverstehen: «Aber eine Obligation ist doch festverzinslich», und Frau Marckwald setzte mit Selbstverständlichkeit hinzu: «Und ein Aktionär bekommt doch Dividende.» Dafür gab mir nachher Frau Marckwald eine Skizzensammlung von Paul Rohrbach, «Weltwandern in der Weltenwende»: Ich könne das Buch behalten – sie sei «zu dumm für Politik».

8. August, Sonnabend Mittag

Das ist gewiss auch ein Stückchen LTI: Die Juden sagen: «Er wohnt in der 32, in der 41» (sc. Altezeller Strasse), oder «in der 85, in der 95» (sc. Wiener Strasse). Das sind einzelne Judenhäuser, winzige Ghettoforts, die genannten ursprünglich elegante Villen. In der Wiener Strasse ist diese Eleganz noch halbwegs intakt, die Einzelwohnungen scheinen noch eine gewisse Eleganz aufzuweisen – ich kenne Marckwalds und Hirschels Räume und die Zugänge (Treppenhäuser, Dielen) dazu. In der Altezeller Strasse (neulich bei Kronheims, gestern bei Kronheims, 41, und bei Aufrichtigs, 31, nacktes Elend) – Durcheinandergewimmel, unordentliche Räume, provisorisch oder im Aufbruch verstopft und unausgepackt. – Ich war bei Aufrichtig: Im Winter ein sehr kräftiger, rüstiger, lebhafter Mann, jetzt in einem Fauteuil apathisch, gebrochen, mit ganz schmalem Gesicht. Die Frau, völlig erholt von dem Selbstmordversuch, rosig, agil wie damals, flüsterte mir zu, sein Gedächtnis habe gelitten, er wisse nichts von seinem Selbstmordversuch, er sei schwach, interesselos, lege sich immer wieder aufs Bett und schlafe. Er war dann aber im Gespräch ganz teilnahmsvoll, interessiert, nicht einmal unvergnügt. Ich redete ihm gut zu, in einigen Wochen werde er wiederhergestellt sein, Theresienstadt bedeute Vergünstigung usw. Der Frau Aufrichtig gab ich Grüsse

für Trude Scherk mit. Bei Aufrichtig konnte ich allenfalls die Abmagerung auf die Gasvergiftung zurückführen. Aber es kam, ebenfalls in dies Judenfort verpflanzt, Eisner ins Zimmer, der robuste Prolet, der während der Schneeschipperie mit Liebe an mir gehangen. Auch er nur noch ein altes, zusammengeschrumpftes Männchen, faltige Haut über Knochen. Dann ein jüngerer, mir fremder Mann – immer dieses Kommen und Gehen auch der abgemergelt. – Von hier aus also zur «41», wo wir vor ein paar Wochen Kronheims Gäste gewesen. Ein Vorraum, wie ein Bühnenraum, ein sehr unordentlicher; die gemeinsame Diele. Ein alter Mann öffnete mir, es ergab sich, dass Frau Kronheim nicht anwesend. Durch die geöffnete Tür sah ich in das Zimmer des Mannes. Ein Riesenraum, zwei Betten, eine weisshaarige Frau lag darin. Der Mann verwickelte mich in ein Gespräch, ich musste mit ihm im Kommen und Gehen von Elendgestalten auf der Diele sitzen. Er heisst Rosengart, hat einen grossen Posten als Rayonchef einer Versicherungsgesellschaft gehabt, erzählt, erzählt. Seine Frau liegt am Schlaganfall, Folge schwerer Gestapoprügel. «Sie ist gestern 74 geworden. Sie erholt sich. Und wenn wir nach Theresienstadt kommen – hoffentlich schon mit dem nächsten Transport! – wird sie wieder gesund werden. Sie trifft Verwandte dort, sie bekommt Pflege, und ich, ich kenne den Leiter dort (Woher? Es gibt nur Gerüchte über Theresienstadt, keine Sicherheiten!); er heisst Stahl, er ist Versicherungsmann wie ich, ich werde mit ihm zusammen ein Adressbuch der dortigen Evakuierten herausgeben!...» –

Als ich nach Haus kam, berichtete Kätchen Sara von einem Erlebnis ihrer auch uns bekannten Freundin Aronade. Die geht vorgestern Nachmittag zur erlaubten Einkaufszeit in einen Laden, um ein Uhrarmband, ein billiges Band für 1 M, zu kaufen. Da tauchen hinter ihr zwei von den bekannten Gestapomännern auf, einer der Spucker, duzen sie, beschimpfen sie. «In fünfundzwanzig Minuten bist du auf der Gestapo.» Am Bismarckplatz wird sie unflätig behandelt und geprügelt; sie dürfte nichts kaufen ausser dem auf Marken Abgegebenen. «Für deine Uhr ist ein Strick gut genug – uns etwas wegzukaufen!» Und Prügel. Die Frau war zwei Tage

krank. – Gegen Aufrichtig wurde man brutal, als er auf die Frage nach seinem Beruf «Landwirt» antwortete. «Du Schwein vergreifst dich an unserem Boden?!» So bin ich bespuckt worden: «Du hast unsere Jungen unterrichtet?!» –

Zur Rassenfrage fällt mir bei der Sombartlektüre ein: Die kleine Tänzerin Bonheim, geb. Jetty Jüdelsohn aus Riga, hatte vollkommen mongolischen japanischen Typ; Seliksohn hat ebenfalls stark asiatischen Gesichtsschnitt. Es ist fast ausgeschlossen, dass diese beiden Leute anderes als absolut reinrassiges Judenblut in den Adern haben. Wirkt die Umgebung physisch auf die Rasse? Sephardim und Aschkenazim! – Was heisst zurück zur Natur? Wenn Natur' nasci als Physis genommen wird, so ist es das Kennzeichen der menschlichen Natur, sich von der Natur fortzubewegen, die Physis dem Geistigen dienstbar zu machen, die Physis abzuschwächen. Mann und Frau sind nicht mehr der starke Gegensatz der primitiven Zeit, Rassen verlieren ihre Bedeutung. – Sombart ist kein niedriger Antisemit. Aber Antisemit ist er, und das Niedrigste kann sich aus ihm dokumentieren. Sein Antisemitismus vertritt sich an einigen Stellen auffallend deutlich. Ich werde wohl am Montag die ungeheuer interessante Lektüre beenden und dann im Notieren meine Einwände entwickeln. Ganz allgemein halte ich ihm entgegen: Warum ist Intellektualismus «flach» und «flachwurzeln»? Andächtig schwärmen ist leichter. – Ich will auch die inneren Widersprüche bei Sombart genau herausholen.

10. August, Montag Vormittag

Am Sonnabend besichtigte ein alter Herr, der mir bekannt vorkam, die Wohnung. Ohne Unhöflichkeit, mit «guten Tag» grüsend. Elsa Kreidl sagte, dies sei ein Forstmeister Fritzsche, und Eva, die mit dem Mann ein Wort gewechselt hatte, erkannte in ihm einen Bruder des Ministerialrats Fritzsche, mit dem wir vor etwa vierzehn Jahren die Wohnung in der Holbeinstrasse gegen die in der Hohen Strasse getauscht hatten. Ich nannte den Forst-

meister unsern Feind, Eva verteidigte ihn, er könne pensioniert sein, der «Bewegung» fernstehen, ganz unschuldig auf diese Wohnung hingewiesen sein. Am Abend erzählte Elsa Kreidl, sehr begeistert von diesem neuen Mieter, der an die Stelle des erstgenannten Gestapobeamten getreten sei: Der Herr Forstmeister habe erzählt, er sei mit Beförderung nach Dresden versetzt, er habe in seiner neuen Stellung mit dem Statthalter Mutschmann unmittelbar zusammenzuarbeiten, eine nicht ganz leichte Aufgabe – immerhin, der Statthalter «berge unter der rauhen Schale ein ganz gutmütiges Herz». Nun ist es ausgeschlossen, dass jemand heute in ein oberstes Amt befördert wird, der seiner Partei nicht für absolut sicher gilt, und es ist erst recht ausgeschlossen, dass irgendjemand in Sachsen nicht wissen sollte, mit wieviel Blut (Hohnstein!) die zu diesem gutmütigen Herzen gehörige Hand besudelt ist. – Der Forstmeister will nicht sehen, was ihm peinlich wäre, darin liegt seine Mitschuld, und darin ist er typisch und repräsentativ für eine ungeheure Schicht (zu der ich z.B. auch Annemaries Kollegen Dressel rechne). Diese Schicht ist mitschuldig und muss mitbüßen. Andernfalls, um es pathetisch auszudrücken, ist Deutschlands Seele für Zeit und Ewigkeit verloren.

Ich hatte wieder Gelegenheit, das grenzenlose Elend anzusehen, das wissentlich von den Regierenden verschuldet worden ist. Gestern zum drittenmal auf dem jüdischen Friedhof: Feier für den Joachimsthal. Es waren ziemlich viele Teilnehmer da: durchweg diese entsetzliche Abgezehrtheit, die Schwierigkeit, eine Person wiederzuerkennen, die ich ein paar Monate nicht gesehen habe. Kätchens Verwandter Falkenstein ist aus einem kräftigen Mann zu einem zusammengeschrumpften Männchen mit blassem, ganz schmalem Gesichtchen geworden, der breitschultrige, hochgewachsene Cohn, der bei uns für die «kleine Winterhilfe» zu sammeln pflegte, ist ein wandelndes Gerippe usw. usw. – Magnus ist geistig verfallener als körperlich. (Ob er das gleiche von mir denkt?) Ich hatte Dr. Magnus versprochen, nach der Feier ein Weilchen mit ihm zu plaudern, und während ich auf ihn wartete, ging ich mit Eva durch den nicht sehr grossen Friedhof. Die Feiern

finden bei den kleinen Urnenlöchern der direkt Ermordeten statt. An der Mauer entdeckten wir ziemlich frische ausgewachsene Gräber. Mehrfach Doppelgräber, Ehepaare, die am selben Tage geendet haben. Das sind die Selbstmörder der letzten Zeit. Kommen sie weniger auf das Konto des Mannes mit dem gutmütigen Herzen? (Es wird behauptet, in Berlin seien die Haussuchungspogrome more Dresdensi unbekannt.) – Die Feier diesmal etwas prunkvoller als sonst. Harmonium und Violine, von zwei sehr jungen Brüdern gespielt, die ich wiederholt als aussergewöhnlich musikbegabt habe nennen hören (Meyer), eine Blume auf der Urne, zwei Kränze mit grossen Schleifen am Gräbchen. (Ich kann den törichten Zuschauer vor dem Miniaturgrab, der vollkommenen Gestaltvernichtung, nicht loswerden.) Zum drittenmal hörte ich Pinkowitz, den pensionierten Mathematiklehrer einer Berliner Oberschule, der in Talar und Käppi fungiert, Psalmen verliest, hebräisches Gebet spricht, aber keinen Sermon hält, einen Psalm lesen, der mir so fehl als möglich am Platze scheint – ich muss mich erkundigen, ob es damit eine besondere rituelle Bedeutung hat. Der Psalm scheint mir an sich unsittlich, in seinem nackten Egoismus, in der Hurra-ic/i-lebe-Stimmung. «Du, Herr, bewahrst mich, tausend fallen zu meiner Rechten, zehntausend zu meiner Linken, Du errettest mich von der Pest» usw. usw. Das am Sarge? Aber der Tote ist doch unter den tausend und zehntausend. Und nun gar *diese* Toten vor der Pest gerettet? Ich verstehe das ganz und gar nicht. Kätchen zeigte wieder ihr völlig infantiles Wesen. Es sei alles so schön gewesen, so tröstlich. Der Psalm habe so genau auf den armen Jungen gepasst. (Sie kann also nichts davon verstanden haben als einige rührende Stimmklänge. Cf. lateinische Kirchensprache, Zauberformeln etc.) Auch liege der arme Kurt so schön «unter den Märtyrern». Sie zeigte wieder den ganzen Tag über und auch heute Morgen das unglaubliche Gemisch von echter Trauer, kindischem Getröstetsein, flackerndem Interesse an dem und jenem, der aufgelöstesten Gedanken oder Impressionsflucht. Impression ist ein Wort, das ich nicht auf sie anwenden darf. *Nichts* «drückt» sich ein, alles gleitet leicht und flach

über die Schiefertafel. – Der weite Umweg um den verbotenen Grossen Garten. Ich war fast drei Stunden unterwegs, geriet auf dem Rückweg in Mittagsschwüle, kam sehr zerschlagen heim, konnte mich erst am späteren Nachmittag zur Sombartlektüre aufraffen. – Heute früh einige Dankzeilen von Frau Kronheim, die ich neulich nicht angetroffen. Die Frau, der zarteste, aus dünnsten Knöchelchen zusammengesetzte, blutloseste Leichnam unter all den wandelnden Kadavern hier, eigentlich doch nur flüchtig mit uns bekannt, schreibt im exaltiertesten Ton einer von nahen Angehörigen sich verabschiedenden Sterbenden. Sie rechnet (mit Recht) täglich mit Theresienstadt, zittert vor der Trennung von ihrer Tochter. «Vergessen Sie uns nicht... meine Grete, falls mich das Schicksal bald ereilen sollte, lege ich Ihnen ans Herz ...», sie scheint Selbstmordabsicht anzudeuten, schickt «innigste» Grüsse «in treuer Freundschaft». Auch dieser Brief ist ein *j'accuse*. –

Eva sagt zu mir: «*Du* siehst jetzt aus wie Mitte sechzig, ich wie über siebzig, *comme une vieille édentée* (wirklich macht die Zahnücke im Unterkiefer besonders alt – es gibt aber seit Monaten keine künstlichen Zähne, aller Vorrat geht ans Heer). –

Über alles hinweg geht der Alltag weiter: Ich lese Sombart, ich bestehle Kätchen usw.

10. August, Montag Nachmittag

[...] Ich will jetzt nach beendeter Sombart-Lektüre – am späteren Nachmittag – ausser der Reihe zu Marckwalds, ihre Bibliothek durchsehen (ehe man sie den Evakuierten versiegelt), über Duesenberg etc. mit ihnen sprechen.

11. August, Dienstag gegen Abend

Dr. Katz mag handwerklich ein guter Arzt sein – er ist bestimmt ein schlechter Arzt. Ich traf ihn gestern Nachmittag bei Marckwalds; der Mann zittert vor der Evakuierung. Katz stand unter dem Eindruck des eben vorbereiteten Transportes; er erzählte

schaudernd von dem «zynischen Sadismus» des Kommissars, von der Zusammengepferchtheit der alten und kranken Leute auf Liegestühlen im Gemeindehaus, dass Medikamente «Mangelware» seien und nur sehr begrenzt mitgenommen werden dürften, dass Marckwald wenig Aussicht habe, seinen Rollstuhl und nun gar seinen Nachtstuhl mitzuführen, dass man ihm bestimmt nur *ein* Hauptmedikament lasse ... Als Katz fort war, sagte mir Marckwald, wie gern er sich das Leben nehmen würde. Ich tröstete und machte Mut mit eiserner Stirn. Ich sagte nachher zu Frau Marckwald, die sich über Katz beschwerte: «Der Arzt muss lügen können.» – Über Duesterberg erfuhr ich nichts Neues, er hat sich nicht weiter geäußert; auch vom Paulusbund (den nicht-arischen Christen) war nichts mehr zu erfahren. Und in der Marckwaldschen Bibliothek fand ich nur allerlei Romane und etliche Klassikerausgaben, aber nichts mehr, was meinen Arbeitszwecken dienen könnte. Dagegen wurden mir 14 Pfund Kartoffeln angeboten; die holte ich heute bei schwerer Schwüle vom Händler in der Lockwitzter Strasse, d.h. ich wartete dort auf Frau Marckwald. Wie gebückt, dürr und verarbeitet die arme Person ist. Vielleicht noch mehr zu beklagen als ihr gelähmter Mann. –

Tagüber sehr fleissige Notizen zu Sombart.

14. August, Freitag Vormittag

Ein quidam Juliusburger, Fünfziger, bei Zeiss-Ikon, wurde vor einiger Zeit wegen «verdeckten Sterns» verhaftet und galt als toter Mann. Er ist jetzt nach drei Wochen aus dem PPD entlassen worden und soll dort von der Polizei – ohne weitere Berührung mit der Gestapo – human behandelt worden sein, etwa so wie ich im Vorjahr, nur eben durch drei Wochen lektürelöser Einzelhaft. Es ist fast tröstlich, dass endlich einer wieder lebendig zurückkommt. Ich sage mir, dass ich also Verhaftung nicht unbedingt als sicheren Tod ansehen müsste. Das wäre immerhin eine Erleichterung eintretendenfalls. – Kätchen, die diese Nachricht überbrachte, ist

daraufhin zweifelhaft geworden, ob ihr Bruder erhängt oder nur zum Strickselbstmord getrieben worden ist (*nur!*).

Steinitz berief mich vorgestern zu sich, er könne Tabak gegen Zucker tauschen und selber am Sonnabend nicht kommen, des drohenden Umzugs halber. Der gefährliche Brief wurde sofort vernichtet. Am Abend ging ich hin. Sehr schlimm ist die Frau, die fortwährend mit dem Mann keift, fortwährend die neue (noch ganz unbestimmte) Unterkunft aufs Schwärzeste ausmalt. «Du gehst am Morgen aus dem Haus, kommst abends wieder, und ich muss alles allein schleppen und machen, und du willst am liebsten in die fertig hergerichteten Zimmer einziehen ...», so geht es endlos. Aber dass er mir für Sonnabend abgeschrieben hatte, war ihr auch nicht recht, an anderen Tagen sollte er den Friedhof lassen und ihr helfen. So wird er also doch Sonnabend kommen. Ihm wieder war es nicht recht, dass der Tabak gegen Zucker getauscht wurde, er wollte Grobschnitt für Feinschnitt haben. «Du bist raffgierig!» schimpfte sie ... Höchst unerquicklich. –

Wir bemühen uns seit April vergeblich, Caroli Stern-Hirschbergs verlorengegangene Adresse – jeder Brief wird gleich vernichtet – herauszubekommen, wir glaubten sie längst unter den Evakuierten. Gestern schrieb sie aus Berlin, noch immer intakt und kaum sonderlich beeindruckt. Von Lissy hat sie seit dem Abtransport nichts mehr gehört. –

Gestern mit Eva zusammen bei Marckwalds. Wir trafen dort einen dünnen Mann, Fünfziger, Getreidehändler, im Weltkrieg zuletzt Sanitäter, jetzt Krankenpfleger der Jüdischen Gemeinde: Bernstein. Der Mann äusserte sich Marckwald gegenüber noch verzweifelter über den letzten Transport als neulich Katz. Die gelähmtesten Kranken heringsmässig auf Bänken im Lastauto zusammengepfercht, rücksichtsloses, schüttelndes Fahren, selbst während Injektionen gemacht werden, Medikamentmangel, zum Abholen der Leute aus ihren Wohnungen kein Krankenauto erlaubt, Mitnahme von Rollstühlen ausgeschlossen usw.... Wir gingen zusammen fort, und ich fragte ihn, warum er so grausam ausgemalt habe. Antwort: Unter vier Augen würde er Marckwald un-

mittelbar zum Selbstmord raten, womit er nur unnütze Qualen vermeide. Er, Bernstein, halte es für ganz gewiss, dass man in Theresienstadt die arbeitsunfähigen Kranken mit Injektionen beseitige, es herrsche Mangel an Morphinum, Insulin etc. – Ich fragte, warum nicht hier? – Weil es dort mehr im geheimen geschehe, Theresienstadt sei ganz isoliert – nicht einmal Katz als Begleitarzt komme über Leitmeritz hinaus. Bernstein nannte die Brutalität des Transports eine namenlose. Auf kein Alter, keine noch so völlige Gelähmtheit, keine Schmerzen werde im Geringsten Rücksicht genommen. – Was ich an alledem soviel grässlicher finde als ähnliches bei den Russen: Es ist nichts Spontanes dabei, es ist alles methodisch organisiert und angeordnet, es ist «kultivierte» Grausamkeit, und es geschieht heuchlerisch, im Namen der Kultur und verlogen. Bei uns wird nicht gemordet.

[...]

Die Aussenlage ist dunkler als je. Wir siegen andauernd in Südrussland. Wir haben «seit Mai über eine Million Gefangene» (die Zivilenwohner der Städte werden mitgerechnet) – aber die Russen greifen weiter nördlich seit Wochen an (natürlich immer erfolglos). Und es geht das Gerücht, Deutschland habe Truppen in das unbesetzte Frankreich geschickt, teils Unruhen halber, teils um der «zweiten Front» willen. Die «zweite Front» ist das Schlagwort dieses Sommers. Sie wird als feindlicher Bluff behandelt; zugleich wird immer wieder versichert, wir seien überall empfangsbereit. *Überall* – das ist etwas Ungeheures. Und im Anfang wurde betont, wie günstig klein diesmal (im Vergleich zum Weltkrieg) unsere Frontlänge sei. –

[...]

Abends

Nachmittagspost aus Berlin. Frau Maria Schott, «in Vertretung ihrer verreisten Schwester Anny Klemperer», teilt mir, wie sie es Trude Scherk versprochen hat, mit, dass Grete am Abend des 11. August gestorben ist. Sie sei seit einiger Zeit nicht mehr bei klarem Bewusstsein gewesen, sie habe nicht gelitten, und der «Abtransport» bleibe ihr nun erspart. Ich bin ganz stumpf und kalt. Ich

schrieb einen Dank für die Nachricht zurück. Zur Beisetzung könnte ich nicht kommen, da ich das Weichbild Dresdens nicht verlassen darf. Also: Grete * 6.10.1868, † 11.8.42. Aber die letzten zwei Jahre galt sie mir schon und war sie wohl auch schon gestorben. Jetzt bleiben noch Georg, Marta und ich. –

Seliksohns waren bei uns, der Nachmittag schleppte sich so hin.

16. August, Sonntag Nachmittag

Vor zwanzig Jahren etwa, als Walter Jelski bei uns wohnte, sah Eva einen jüngeren Tänzer auftreten, für den sich Walter interessierte: Harald Kreutzberg. Jetzt war der Mann hier wieder einmal angezeigt, für heute Nachmittag im «Theater des Volkes» (già Alberttheater, wo wir die English Players sahen). Eva sprach davon, ich bewog sie hinzugehen, und so hat sie eben jetzt, wie sie es nannte, «arischen Ausgang». Wirklich ein Ereignis, das mir, das uns auf die Seele fällt. Ich musste ihr lange zureden. Seit bald vier Jahren von allen öffentlichen Veranstaltungen, Theater, Kino usw. ganz abgeschnitten. Die unendliche Armut unseres Zustandes! Eva muss ihre Exkursion geheimhalten, sonst erregt sie zu heftigen Neid. Bin *ich* neidisch? Bestimmt nicht. Es hätte mich bedrückt, wenn sie nicht hingegangen wäre. Eppure ... Es fällt mir alles ein, was ich entbehre und vielleicht nie wieder haben werde. *Abstinenz macht schmutzig*. Ob sie sich auf Zucker oder Kino, Tabak oder Frauen, Brot oder Auto bezieht. Man ist von dem Entbehrten immer in schmutziger Begehrlichkeit besessen. –

Frau Schott teilt heute mit, dass Grete am Mittwoch in Weisensee beerdigt wird. Ich habe bereits Freitag Frau Schott geschrieben, dass es mir verboten ist, das Weichbild Dresdens zu verlassen. Auch Eva bekäme fraglos keine Fahrterlaubnis. – Als Grete das letztmal bei uns war, wohl 38, sagte sie mir einmal mit einer im Blick und stumm lauernenden Freude: «Du hast auch verfärbte Fingernägel – weisst du, dass das ein Zeichen für Herzkrankheit ist?» Ich spürte ganz deutlich hinter dem Satz ihre Freude, sich nicht allein ängstigen zu müssen, sich nicht allein

dem Tod ausgesetzt zu sehen, und ich sagte mir zum erstenmal, dass sie geistig nicht mehr normal sei. Wir hatten dafür während dieses Besuches auch andere Anzeichen, sie war bisweilen geradezu kindisch. Aber der eigentliche Zusammenbruch kam erst Frühjahr 40. Von da an hat sie das Leben einer Geistesschwachen und Irren geführt ... Zu denken, dass auch ich so enden könnte! – Von früh auf habe ich die Phrase von der «gütigen Natur» mit grösster Bitterkeit empfunden. –

Es war bestimmt worden, dass wir hier am 1. September ausziehen. Wohin, ist nach wie vor ungewiss – gewiss soll nur die weitere Zusammenpferchung und Verelendung der Judenquartiere sein. Heute nun hat der Vorstand Hirschel dem Kätchen telefonisch mitgeteilt, dass wir erst am 1.10. herausmüssen. Das ist nicht unerfreulich. Wir haben jetzt einen Sonnenstand, bei dem Eva den Balkon benutzen kann, wir leben hier mindestens im Grünen, wir sind auf Kätchen Sara eingespielt – und jetzt soll sie sogar Fahrerlaubnis bekommen, was wieder ins Zeiss-Ikon führen und uns das Alleinwohnen für mehr als die Hälfte des Tages sichern würde. Und einen ganzen Monat Aufschub zu gewinnen – wer weiss, wieviel das bedeutet. –

Neulich auf dem Friedhof sagte uns der biedere und abgemagerte Cohn, er wolle uns Sonntag (heute) mit seiner (arischen) Frau besuchen. Stattdessen kam gestern eine Karte, er liege krank mit Ischias zu Bett. Da fühlte ich mich verpflichtet, ihn aufzusuchen. Zinzendorfstrasse 9 – ich musste die gefährliche, erlaubte Passage der Bürgerwiese durchschreiten. Ein riesiges, altes Wohnhaus; erst war ich vorn vergeblich unter dem Dach – nur dort Judenwohnungen, aber kein Cohn. Er wohne im Hinterhaus. Noch einmal drei Treppen hoch, hier sehr scheussliche Wendeltreppe – aber mit Blick in grüne parkartige Gärten. Wieder umsonst, niemand öffnete. Dann, im zögernden Fortgehen, unten im Durchgang einer Dame begegnet. «Wen ich suchte?» Es war Frau Cohn, eine sympathische Fünfzigerin. Zum drittenmal die drei Treppen. Die Wohnung geräumiger als zu erwarten. Cohn lag, schwer geplatzt, wir sassen an seinem Bett. Gespräch natürlich

über das Grauen der Situation. Es lag wieder ein Selbstmord vor: eine alte Frau; von ihren zwei Töchtern war eine vor Kurzem evakuiert, die andere dieser Tage verhaftet worden. Mit der Evakuierten waren wir vor zwei, drei Jahren bei Feders zusammengetroffen – eine Ungarin, ein Fräulein Taussig. – Feders übrigens müssen eben jetzt aus ihrer Wohnung und haben ein Zimmer im Gemeindehaus erhalten. Ich höre noch, mit welcher antisemitischen Abscheu die engstirnige Frau Feder sagte, um keinen Preis möchte sie in ein Judenhaus, unter lauter Juden ziehen. –

[...]

Überaus komisch war die freudige Gerührtheit, mit der Kätchen uns unser weiteres Zusammenleben mitteilte. Ich bekam einen Händedruck, Eva einen Kuss. Wenn ich bedenke, was für Szenen es zwischen uns gegeben hat. Und wie schamlos ich sie neuerdings bemundraube. Und wie sie uns beide zu Verzweiflung bringt. Aber im Ganzen ist sie nun doch einmal unsere «alte Plag», und wir kommen immer wieder relativ gemütlich miteinander aus.

17. August, Montag Abend

Ich habe den Korridor aufgewischt, ich war bei schwüler Hitze (im Mantel!) Vormittag bei Frau Hirschel und Nachmittag für 4 Pf Milch holen am Wasaplatz: so gehorcht die Feder nicht der Hand. –

[...] – Frau Hirschel (bis 1920 Walzels Assistentin) sagte, sie sei gleich ihrem Mann liberal jüdisch (nicht orthodox) *undfanatisch* deutsch. Ich klärte sie über das Wort fanatisch auf. «Fanatisch deutsch» eine *contradictio in adjecto*, «fanatisch» ein Lieblingswort Hitlers. Sie: «Ich meine ‚leidenschaftlich‘, ich werde fanatisch nicht mehr gebrauchen.» Sie gab mir einen aus dem Englischen übersetzten Band: Claude G. Montefiore, «Umriss des liberalen Judentums». Auf diesem Standpunkt stehe sie. – Ich sprach von meinem Hass gegen die Romantik, seu teutsche Romantik. Es wird mir immer deutlicher, dass der Nationalsozialismus im Kern ein deutsches Gewächs ist, soviel Fremdes er auch übernimmt. Buchstäbliche Originalität gibt es wahrscheinlich nicht.

Jeder Gedanke ist schon gedacht worden, wird in verschiedensten Köpfen und Gegenden und Zeiten gleichzeitig gedacht. Alle nachweisliche Originalität besteht im Adaptieren. Der Nationalsozialismus adaptiert Faschismus, Bolschewismus, Amerikanismus, verarbeitet alles in teutsche Romantik. «Les extrêmes se touchent.» Volk der Träumer und der Pedanten, der verstiegenen Überkonsequenz, der Nebelhaftigkeit und der genauesten Organisation. Auch die Grausamkeit, auch der Mord sind bei uns organisiert. Aus dem spontanen Antisemitismus macht man hier ein *Institut für Judenproblem*. Dabei (les extrêmes) wird aller Intellektualismus als jüdisch und flach abgelehnt. Der Deutsche fühlt und hat Tiefe. –

Frau Fleischer, eine gleichaltrige verhutzelte Duzfreundin Ida Kreidls, hat beizeiten ihrem arischen Schwiegersohn ihr Haus (Villa an der Daheimstrasse) überlassen gegen die Bedingung, bei ihm einwohnen zu dürfen. Lebt dort in gutem Einvernehmen, bisher unangefochten. Wir lernten sie im Winter kennen, sie bot uns Kartoffel- etc. -hilfe an, Eva war mehrfach bei ihr draussen und kam immer reich beschenkt heim. Heute war Frau Fleischer hier bei Ida Kreidl, brachte uns ein Glas Marmelade und ein paar Suppenwürfel mit und erzählte vieles, was ihr aus Arierkreisen zufließt. Der Schwiegersohn hat so etwas wie eine Papierfabrik und hatte Verwandte und Freunde im Felde etc. – Die Stimmung in Berlin soll katastrophal, die Ernte sehr schwach sein. Riesenverluste in Russland, andauernd Truppen nach Frankreich. Siebzehnjährige werden ausgehoben, in den Rüstungsbetrieben Leistungsrückgänge unterernährter Arbeiter. –

18. August, Dienstag Vormittag

Heute ein kritischer Tag erster Ordnung: eine neue Liste zu Evakuierender soll herauskommen. Aus unserm nächsten Kreis sind bedroht: Ida Kreidl, Frau Pick, Frau Kronheim, Marckwalds, Neumanns. Eine Frau Schlesinger, Zimmernachbarin Trude

Scherks in Wilmersdorf, schickt an mich verabredetermassen die Postkarte eines Stockholmer Scherkfreundes: er habe sich beim Roten Kreuz erkundigt, es bestehe die Hoffnung, dass das Genfer Rote Kreuz «in absehbarer Zeit» Verbindung mit den Theresienstädtern erhalte. (Ich glaube es nicht, es dürfte da zu vieles zu verbergen geben.) Ich will versuchen, die Nachricht mündlich an Trude Scherk durchgehen zu lassen.

Alles muss jetzt im verborgenen spielen, mindestens vor der Gestapo. Die Karte aus Stockholm hat die deutsche Zensur passiert, aber Gnade mir Gott, wenn hier die Gestapo die Zeilen bei mir fände. – Käthen bringt mir ein Blatt des «Dresdener Anzeigers» von gestern – «aber gleich vernichten!» Wir dürfen ja keine Zeitung mehr halten, wir sehen allabendlich unten die Depeschen der «Dresdener Neuesten Nachrichten», die von der arischen Elsa Kreidl abonniert sind. Der «Anzeiger» also bringt einen Artikel über die Ernte, der unter den nettesten Schönfärbungen krasse Not hervorsehen lässt. «Die schlimmsten Befürchtungen» seien *nicht* in Erfüllung gegangen, immerhin müsse sehr sparsam gewirtschaftet werden. Wenn irgend möglich, müsse auch etwas für die sehr verringerte Schweinezucht geschehen. Etc. etc. *Ich* als Zensor hätte den Artikel – ominöse Überschrift «Das tägliche Brot» – nicht durchgelassen.

Es geht wohl *allen* schlecht; aber wie schlecht es den Juden geht, wissen selbst die nicht, die mit ihnen in Konnex sind und sympathisieren. Eva braucht Geld aus Pirna; Annemarie antwortet auf Anmeldung: diese Woche besetzt – nächste wohl in Urlaub: «Wenn Du etwas brauchst, schreibe, was ich schicken soll.» Sie ahnt nicht, welch ungeheure Gefahr solches Schicken für sie selber und uns beide bedeuten würde.

Im Zeiss-Ikon hat sich ein seltsamer Fall ereignet: Von einer Sternträgerin ergab es sich, dass sie zu fünfundsiebzig Prozent arisch. (So wie man früher von Zeit zu Zeit bei einer Frau entdeckte, dass sie männlich sei.) Daraufhin Fortfall des Sterns, die Befreite kam in eine arische Arbeitsgruppe. Käthen hat das Mädchen gefragt, wie es ihr nun gehe, was sie jetzt tue. Antwort: Die

Arbeitsgruppe werde rauher behandelt als der Judensaal. *Aber* sie sei gleich ins Restaurant und gleich ins Kino gegangen, und das tue sie nun täglich. Diese Fünfundsiebzigprozentige hat einen ebenso fünfundziebzigerprozentigen Bruder, der in ein polnisches Ghetto abgeschoben worden ist. Was geschieht mit dem? Nach Deutschland lässt man ihn gewiss nicht zurück – er könnte ja erzählen. Wahrscheinlich (Evas Meinung, der ich mich anschliesse) kommt er draussen in ein Rekrutendepot und von da an die Front. (Notierte ich, dass Mischlinge neuerdings wieder nach vorn kommen? Dass Erich Meyerhofs Sohn bei Rommel kämpft?)

19. August, Mittwoch Vormittag

Les faits nouveaux: Zum neuen Transport nach Theresienstadt zählen Ida Kreidl, Frau Pick, Frau Kronheim. – Wir müssen die Wohnung nun doch schon zum 1. September verlassen, der Aufschub zum 1. 10. ist umgestossen worden. – Eva hat die vor einigen Jahren abgebrochene Verbindung mit Natscheff wieder aufgenommen. – Kätchen Sara hat endlich ihre Fahrterlaubnis ins Werk erhalten nach geradezu zahllosen Untersuchungen und Anträgen. Wochenlang hat sie dem Werk als Arbeiterin gefehlt und uns mit ihrem Auf-der-Pelle-Sitzen und Ratschen zur Verzweiflung gebracht. Aber nun dürfte ja die Hausgemeinschaft ein Ende haben, und so ist diese Fahrterlaubnis für uns nicht mehr wichtig.

Ich sah Ida Kreidl gestern Mittag müde nach Hause kommen. Sie war auf der Gemeinde gewesen – niemand dort wusste etwas. Eine Stunde später brachte eines der Hirschelkinder die (schon übliche) Aufforderung in Maschinenschrift, um dreiviertel vier Uhr auf der Gemeinde «unbedingt» zu erscheinen, in Sonderausfertigung an Ida Kreidl und Julia Pick. Frau Pick entschuldigte sich als fussleidend – wagte infolgedessen auch nicht, ihren üblichen Dienstagsgang zu Marckwalds zu machen. Dort musste ich sie vertreten. Dort wusste man schon alles – der zweite Vorsteher wohnt im gleichen Haus. Marckwalds selbst waren für diesmal verschont, also auf vierzehn Tage bis drei Wochen gesichert. Er

ängstigte sich wieder um das Morphium, ich machte ihm, von seiner Frau unterstützt, Mut und glaubte selber nicht, was ich redete. Frau Marckwald unterstützte mich und sagte mir nachher draussen: «Er wird es natürlich *nicht* bekommen.» – Beim Rückweg stiess ich auf Hirschels (deren Villa: Wiener Strasse 85, Marckwalds Quartier: Wiener Strasse 95). Er schloss sich mir an, er wollte Frau Pick, seine frühere Mieterin, aufsuchen. Er klagte über die namenlose Brutalität der Gestapo. Besonders die beiden, mit denen wir auch zu tun hatten, der «Spucker» und der «Schläger», seien Teufel. Es sind nicht, wie ich gedacht, ganz subalterne Beamte. Der Spucker mit den irren dunklen Augen ist Kommissar, der andere (blassblaue, kleine, harte Augen, vorspringende Nase, Hütl auf dem blonden Kopf) hat als Sturmbannführer Hauptmannsrang; sie heissen Weser und Clemens. Hirschel und Kahlenberg (der wenig sympathische und sehr jugendliche Nachfolger Pionkowskis) waren auf die Gestapo bestellt worden, um die Liste des neuen Transports entgegenzunehmen. «Was macht ihr Strolche hier? Was habt ihr ausgefressen – etwas habt ihr immer ausgefressen.» (Hirschel setzte hinzu: Er war dort auch schon geschlagen worden; in Gegenwart der beiden Hauptbestien hielten sich auch die sonst massvollen Leute für verpflichtet, grausam zu sein.) Diesmal waren Spucker und Boxer auch anwesend, als die Bekanntmachung vor den alten Leuten im Gemeindehaus erfolgte. Sie warfen Beschimpfungen und Bedrohungen dazwischen (wehe, wenn die mitgenommenen Koffer zu gross sind, ihr Judenschweine!), sie liessen die Bilder der früheren Vorsteher und Rabbiner von den Wänden entfernen. Es sollen wieder viele Kranke und Gelähmte betroffen sein. Über die Transportfähigkeit entscheidet nicht der Arzt, sondern die Gestapo. – Von Frau Kronheim kam heute eine gekritzelte Karte: Es gehe ihr schlecht, sie habe einen Gallenanfall, müsse Montag «zum Arzt». So war das verabredet worden. –

Seit mir der Rosenberg auf den Kopf gehauen worden, hatten wir nicht mehr gewagt, etwas aus der Leihbibliothek zu holen. Jetzt aber bin ich in Materialnot gekommen.

So hat es Eva mit Natscheff versucht. Sie sagte ihm, sie sei jetzt mit dem Fuss besser beisammen und könne deswegen wieder in die Stadt kommen. Sie brachte mir «Mussolini» von Görlitz und einen modernen Franzosen im Original. Ich legte sogleich die tödlich langweilige (und doch auch wieder interessante) Milchsuppe von Montefiore beiseite und vertiefte mich in das sehr gediegene Italienbuch. Studieren, als wäre ich des Morgen ganz gewiss! Es ist die einzige Möglichkeit, den Kopf oben zu behalten.

20. *August, Donnerstag Mittag*

Frau Pick hat zum zweitenmal, und diesmal mit Erfolg, Selbstmord verübt. Veronal. Angst vor Gestapomisshandlung beim Abtransport, vielleicht auch Angst vor dem unbekanntem Theresienstadt. Sie war in den letzten Tagen überlebhaft, führte abends fast allein das Wort, sagte häufig, man müsse «darüber hinwegdenken», «darüber hinwegreden». Dass sie Andenken verschenkte – ihres Mannes Mondstein-Frackhemdknöpfe für ihre Nichte Gaehde, ein schwarzes Oberjäckchen für Eva (die es zu Joachims-thals Leichenfeier ausgeliehen hatte und nun für Frau Pick tragen wird) – das konnte bei der Evakuierung nicht auffallen. – Wieder kam Ida Kreidl morgens herauf. Eva ging als erste hinunter, um sieben Uhr, und sagte mir dann, diesmal sei es ernster, sie röchle stark. Eine Viertelstunde später war ich unten, da war schon kein Laut mehr, Mund offen, ein Auge offen, offenbar Tod. Wieder telefonierte ich vom Gärtner Mickley aus, dem ich das ganze Elend erzählte. Ich sagte zu Katz, Frau Pick sei offenbar tot; er: Er komme gegen elf Uhr. Nachher hatte ich Gewissensbedenken: *Ich* konnte den Tod nicht mit Sicherheit feststellen, vielleicht war doch noch Rettung möglich – zum Glück für Frau Pick? Ich telefonierte also noch einmal: Katz erwiderte, wenn sich die Natur nicht helfe, so könne *er* auch nicht helfen, zum Auspumpen sei es bestimmt zu spät. Als er später kam, war schon Leichenstarre eingetreten. – Wieder konstatiere ich bei mir völlige Herzenskälte und Stumpfheit. Mein erster Gedanke: Wir werden Kartoffeln er-

ben. Nicht einmal originell, cf. Fontenelle und den Spargel. – Wir kannten Frau Pick seit dem Februar. Sie war im guten Sinn des Wortes eine grosse Dame (mutatis mutandis die Duchesse im Revolutionsgefängnis), eine geistige Persönlichkeit und ein stoischer Charakter. Sie war ungemein lebenskräftig. Man merkte ihr weder geistig noch körperlich die 78 Jahre an. – Für jeden Transport sind Ersatzleute von vornherein mitbestimmt: Die Gestapo nimmt als sicher an, dass etliche Selbstmorde vorkommen. Deutsche Organisation. –

In diesen letzten Monaten lernte ich immer wieder: Seit Esra gebe es die eigentliche jüdische Religion, das «Gesetz», die vielen hundert Vorschriften, die den Juden durch alle Stunden des Tages in jeder kleinsten Handlung an seine Religion binden, an Gott erinnern. Die Gestapo ist wie Esra. Ich möchte einmal den Stundenplan des Alltags (ohne Aussergewöhnliches wie einen Mord oder Selbstmord oder eine Haussuchung) festlegen. Im Aufwachen: Werden «sie» heute kommen? (Es gibt gefährliche und ungefährliche Tage – Freitag z.B. ist sehr gefährlich, da vermuten «sie» schon Sonntagseinkäufe.) Beim Waschen, Brausen, Rasieren: Wohin mit der Seife, wenn «sie» jetzt kommen. Dann Frühstück: alles aus den Verstecken holen, in die Verstecke zurücktragen. Dann die Entbehrung der Zigarre; die Angst beim Teepfeiferäuchen, das nicht gerade ins Gefängnis führt, aber doch Prügel einträgt. Die Entbehrung der Zeitung. Dann das Klingeln der Briefträgerin. Ist es die Briefträgerin, oder sind «sie» es? Und was bringt die Briefträgerin? Dann die Arbeitsstunden. Tagebuch ist lebensgefährlich; Buch aus der Leihbibliothek trägt Prügel ein, Manuskripte werden zerrissen. Irgendein Auto rollt alle paar Minuten vorbei. Sind «sie» es? Jedesmal ans Fenster, das Küchenfenster liegt vorn, das Arbeitszimmer hinten. Irgendwer klingelt bestimmt, mindestens einer am Vormittag, einer am Nachmittag. Sind «sie» es? Dann der Einkauf. In jedem Auto, auf jedem Rad, in jedem Fussgänger vermutet man «sie». (Ich bin oft genug beschimpft worden.) Mir fällt ein, ich habe die Mappe eben unter dem linken Arm getragen – vielleicht war der Stern verdeckt, viel-

leicht hat mich einer denunziert. Beim Einkauf habe ich als Mischehemann immerhin nicht ganz so vieles zu befürchten wie die andern. Wenn Frau Kreidl auf eine jüdische grosse Marke ein paar kleine J-lose zurückbekommt (was sich gar nicht vermeiden lässt), so steckt sie die «arischen» unter das Futter ihrer Handtasche, denn es ist verboten, arische Marken bei sich zu haben. Und immer hat ja Frau Kreidl auch irgendeine zugesteckte Mangelware bei sich. In diesen Punkten also bin ich gesicherter. Danach ist ein Besuch zu machen. Frage beim Hinweg: Werde ich dort in eine Haussuchung geraten? Frage beim Rückweg: Sind «sie» inzwischen bei uns gewesen, oder sind «sie» gerade da? Qual, wenn ein Auto in der Nähe hält. Sind «sie» das? Dann wieder die Versteck-Affäre wie morgens und mittags. (Bei dem Besuch ist natürlich nur und ausschliesslich von den jüngsten Elendfällen gesprochen worden.) Gegen neun Uhr abends ruhiger. Jetzt steht höchstens noch der Kontrollpolizist aus. Der ist höflich, der ist nicht Gestapo. Beim Schlafengehen letzter Gedanke: Ich schlafe meist traumlos, nun ist wohl Ruhe bis morgen früh. Aber neulich träumte ich doch, ich sollte in einer Gefängniszelle erhängt werden. Hinrichtungsträume habe ich als ganz junger Mensch gehabt. Seitdem nicht mehr. Damals war es wohl die Pubertät; jetzt ist es die Gestapo. –

Mit vollkommener Ruhe muss Frau Pick den Selbstmord verübt haben. Ein Abschiedsschreiben auf ihrem Tisch ist mit ruhigster Schrift – ganz anders als meine Zittrigkeit – und stilistisch gefeilt abgefasst: «Ich danke allen, *allen*, die mir die zweieinhalb Jahre in Strehlen (sie meint Haus Hirschel, uns hier und die Marckwalds) durch ihre Herzenshöflichkeit verschönt haben.» Herzenshöflichkeit – wie abgewogen!

Abends

Alles lief prompt ab. Katz konstatierte gegen zwölf Leichenstarre, Exitus etwa vor fünf Stunden, und ordnete das übrige: Eine halbe Stunde später war die Polizei hier, wieder eine halbe Stunde später der Leichenwagen mit den mir vom Friedhof her bekannten

Leuten und dem mir auch schon bekannten Transport- und Feiersarg, den man offenbar als einziges Exemplar besitzt. Weiss Gott, wohinein die Kadaver kommen, die man nicht verbrennt und in ein Urnchen stopft. Am späten Nachmittag überbrachte ich die Nachricht den sehr entsetzten Marckwalds.

27. August, Freitag Vormittag

Eva hat gestern Vormittag im Wesentlichen unsere Wohnungsangelegenheit in Ordnung gebracht und sich auf [Vorschlag] Reichenbachs (t Estreichers Nachfolger) für zwei Zimmer am Lothringer Weg, Blasewitz, entschieden, die allerlei Vorzüge und Nachteile haben sollen. Nach dem Abendessen fuhr Eva zu Frau Picks Nichte Gaehde. Wir waren gegen die Frau einigermaßen, gegen den arischen Mann stark eingenommen. Eva sagt, sie habe von Frau Gaehde einen günstigen, auch von dem arischen Angsthasen keinen ganz ungünstigen Eindruck gewonnen. Die Leute waren in schwerer Trauer, Bedrücktheit, Erbitterung. Sie hätten offenbar vom Judenverkehr allzuviel zu befürchten, «es hängen sieben Personen mit ihrem Schicksal an mir», habe Frau Gaehde betont. Dennoch: deutsche Tapferkeit, deutsche Sittlichkeit. Der Mann dankt seinen Reichtum, seine freie Existenz dem verstorbenen Juden Pick. –

Deutsche Sittlichkeit: Bei der brutalen Aufrufszene im Gemeindehaus, ich meine die Verlesung der Namenliste zum Transport nach Theresienstadt, waren ein paar Hitlerjungen zugegen, offenbar als anzulemender Nachwuchs, als Spucker- und Boxer-Nachfolger.

LTI. Zwei neue «Anordnungen» in judaeos sind durch ihren Stil interessant. Bisher wurde «verboten» und mit «staatspolizeilichen Massnahmen» gedroht. Diesmal «*erscheint es unerwünscht*»,

a) dass Juden im schriftlichen Verkehr mit Behörden ihren Titel oder früheren Beruf nennen (z.B. «Studienrätin a. D. Hilde Sara Heim»),

b) dass Juden solche «deutschblütige Hausangestellte weiterhin beschäftigen», die ihnen nach den Nürnberger Gesetzen vom September 35 erlaubt sind (über 45 Jahre). Beidemale hat man «*im Nichtbeachtungsfalle mit Weiterungen zu rechnen.*»

Wieso die mildere Ausdrucksweise, hinter der gewiss nicht mildere Behandlung steht? Bedenke. Fall 1: Das staatliche Ruhegeldamt bezahlt meine Pension dem o. Prof. i. R., das Finanzamt verlangt Steuern von dem o. Prof. i. R. – und die Gestapo lässt mich verschwinden, wenn ich mich o. Prof. i. R. nenne (so wie sie mich neulich geprügelt und bespuckt hat, weil ich bis 35 im Amt war). Und Fall 2: Die Nürnberger Gesetze gelten als besonders tragende Grundsteine des nationalsozialistischen Gebäudes, und die Gestapo lässt mich verschwinden, wenn ich im Rahmen dieses Grundgesetzes handle. Das ist ein zu offenkundiges Auseinanderklaffen, also wird verschleiert und geheimnisst. *Unerwünscht* und *Weiterungen* sind prachtvoll elastische Worte. –

Auf einem Viertelblatt Zeitungspapier im Örtchen fand ich die Feuilleton-Überschrift: «*Menschheit befiehl!*» Komisch, dass sie erlaubt ist; sie ist ja «weltanschaulich» eine Verhöhnung der Formel «*Führer befiehl*». Dabei ging mir auf, wie zentral diese Formel im ganzen Gedankenwerk des Nationalsozialismus steht, und wie man gerade hier eine und vielleicht die stärkste Wurzel des Nationalsozialismus und Faschismus blossliegen hat. (Des Kommunismus weniger.) Die Müdigkeit einer Generation. Sie will vom Zwang zum Eigenleben frei sein. [...]

22. August, Sonnabend Vormittag

Wir hatten – einsame Ausnahme dieses Sommers – zwei, drei quälend heiße Tage, danach kam gestern Gewitterabkühlung. Ich geriet gegen Abend in die Regengüsse und wurde patschnass. Ich war erst ein paar Minuten bei Kronheims in der Altenzeller Strasse 41. Diesmal traf ich die beiden zu Haus, beim Packen. Die Mutter, die am Dienstag nach Theresienstadt muss, noch eingefallener, blasser, winziger, gebückter als die letzten Male, ein verkümmertes Gerippchen aus Streichhölzern, die Tochter noch hysterischer, tränenreicher, verzweifelter als das letztmal. Es war noch als Helferin die Zimmernachbarin, Frau Aronade, da. Wir kennen sie als Kätchens dicke, behäbige Bridgepartnerin mit breitem Gesicht. Auch sie vollkommen entfleischt, absolut dürr. Da-

bei mutig und zuversichtlich. Man hatte geglaubt, wir würden Frau Kronheims grosses Zimmer mieten, zumal auch das Kätchen in dieses Haus zieht, und war etwas enttäuscht über unsere Wahl. (Wenn man jetzt unter Juden ein Haus abschätzt, ist die erste Frage, wie oft «sie» dagewesen sind.) Die Altezeller Strasse steht in fürchterlichem Rufe, besonders freilich die «32». Sie soll den Gestaporekord halten mit 19 Haussuchungen. Als Reichenbach auf der Gemeinde Eva die Altezeller Strasse anbot, antwortete sie ihm: «Ich möchte meinen Mann lebendig herausbringen.» Es war aber nicht nur die Angst vor der Gestapo; erneute Gemeinsamkeit mit Kätchen, sodann dass auch Steinitzens nach der 41 ziehen, schuf Bedenken. In Blasewitz sind wir isolierter. Kätchen sagt freilich, am Lothringer Weg seien «sie» schon neunmal gewesen, und in der Altezeller Strasse locke sie eigentlich nur die 32. – Ich sagte uns beide zu gemeinsamem Abschiedsbesuch auf Sonntag drei Uhr an und ging dann zu den benachbarten Glasers, wo ich mit wirklicher Freude empfangen wurde. Frau Glaser begegnete ich gleich unten; sie scheuerte (in ihren grünen Hosen) gerade die unterste Treppenstufe. Mit ihnen verabredeten wir Besuch am späten Sonntagnachmittag. Das soll dann unsere Erholung sein. Sie baten mich, ihnen aus dem Napoli-Kapitel des Curriculum vorzulesen; ich werde ihnen aber wahrscheinlich sagen, in Blasewitz sei man ungefährdeter als hier, dort könnten sie uns also besuchen, und dort solle dann vorgelesen werden. Das hätte den Vorteil, dass Eva nicht die alte Leier zum x-ten Male zu hören brauchte. – Vorleselektüre: Georg Hermann. Ich fühle mich so zu Hause bei ihm. Enger als Volksgemeinschaft, als Berufsgemeinschaft ist doch Generationsgemeinschaft.

Studienlektüre: Mussolini. Wenn ich da nur Italienisches (in italienischer Sprache) lesen könnte. –

Heute Nachmittag soll endlich wieder einmal das Tagebuch aus dem Haus. Ruhig bin ich immer erst, wenn Eva zurück ist.

23. August, Sonntag Vormittag

Das Mussolinibuch von Walter Görlitz ist wie ein halb missratener Kuchen, in dem gute und klitschige Streifen wechseln. [...] Wir sind beide in den Wirbel der Evakuierung und unseres Umzugs hineingerissen. Eva verrichtet *prouesses*. Sie hat gestern mit und durch Thomas abgeschlossen, dass wir am 3. September zum Lothringer Weg übersiedeln, sie arbeitet für Ida Kreidl auf der Nähmaschine, hilft ihr an allen Ecken und Enden, sie war gestern in Pirna. – *Ich* begann den heutigen Tag mit Möbelschleppen von Ida zu Elsa Kreidl, vom Parterre zum zweiten Stock. Jetzt wird Eva jeden Augenblick heruntergeholt; die Gemeinde hat einen Packer geschickt, der sehr hilflos ist. Das Problem: Jedes Judenschwein darf nur einen kleinen Handkoffer und eine kleine Handtasche mitnehmen – alles andere, Möbel, Wäsche, alles verfällt im versiegelten Zimmer. Natürlich ist auch alles Vermögen verfallen. (Aber alle klammern sich an das Roosevelt-Churchill-Versprechen des Schadenersatzes beim Friedensschluss.) Und alle ziehen an Kleidern, Wäsche, Strümpfen übereinander an, was irgend auf den Leib geht.

Annemarie war mit dem Arztbruder Feders befreundet, der jetzt in England ist, und hält noch Freundschaft mit der hiergebliebenen Frau. Auf diesem Wege erfuhren wir, dass sich beim morgigen Abtransport auch die achtzigjährige Mutter der Brüder befindet. «Unsere» Feders haben inzwischen aus ihrer Wohnung ins Gemeindehaus ziehen müssen. Mit welchem Abscheu sagte mir die engstirnige arische Frau Feder einmal: «Nein, in ein Judenhäus möchte ich doch nicht!» Ich kann eine niedrige Schadenfreude nicht unterdrücken. –

Annemarie schickte mir drei Zigarren, ich rauchte sie rasch auf, weil sie doch so sehr verboten sind. Bei der ersten leichte Übelkeit: der Hundebraten in den «Webern». – Bei Woolworth kann man eine Zahnbürste kaufen, wenn man dafür eine gebrauchte abgibt. – Toilettenpapier, Seidenpapier, Papierservietten nirgends zu haben. Vorgestern gab unser Kaufmann am Wasaplatz einzelne

Rollen ab – aber nur gegen Haushaltkarte, die wir nicht besitzen. Von den neuen (den *neuen*) Kartoffeln, die jetzt reichlicher geliefert werden (sieben Pfund auf Kopf und Woche – es sollen bald zehn Pfund werden) müssen wir einen grossen Teil fortwerfen, weil er völlig verfault ist. Die alten Kartoffeln sind jetzt beim besten Willen nicht mehr geniessbar. Ein kleines Erbgut neuer von Ida Kreidl her wird ein Weilchen weiterhelfen. –

Der abgeschlagene Landungsversuch der Engländer in Dieppe (zweitausend Gefangene; um ein grosses Unternehmen hat es sich kaum gehandelt) wird deutscherseits sehr «gross aufgezogen». Unangreifbarkeit der europäischen Küste, neues Dünkirchen etc. etc. Gestern war ein Verwandter Ida Kreidls hier. Er sagte, das sei doch nur Ablenkung, Irreführung. «Weshalb zerstören sie denn Hamburg? Die Amerikaner sind kühn, die werden bei Hamburg landen.» Das war ungefähr so, wie Kaufmann Vogel im Sommer 40 sagte: «Wir greifen England mit zwölftausend Flugzeugen an und landen dort.» Wunsch träume ...

Ich träume so selten. Und heute früh wachte ich geängstigt auf. Es war so heiss, ich hatte an einer Trambahnstelle meinen Mantel zusammengerollt auf den Boden gelegt (den Mantel *mit* dem Stern) und stand im Jackett ohne Stern. Zwei Herren redeten mich an: «Wir haben Sie doch schon oft mit dem Judensterne gesehen. Wieso ...?» Darüber wachte ich mit einem scheusslichen Angstgefühl auf. Neulich im Traum gehängt, heute sternlos, es kommt auf dasselbe hinaus.

24. August, Montag Nachmittag

Gestern der Abschiedsbesuch bei Kronheims sehr bedrückend. Die Tochter mit hysterischem Schluchzen schlimmer als die Mutter, die mich zuletzt umarmte und küsste. Gepäck und Wäschestücke im Zimmer, ein heimliches Päckchen Süsstoff wurde in ein rosa Korsett genäht, zwischendurch schrien sich Mutter und Tochter in grösster Erregung an. – Glaser, der die Leute lange kennt, kam herüber; es war eine Erlösung, als wir mit ihm zusammen fortgingen.

Dann ein paar Erholungsstunden bei Glasers; er liess sein schönes Grammophon mit elektrischem Anschluss ein grosses Violinkonzert von Bruch spielen. Schade nur, dass er in puncto Krieg von dessen noch langer Dauer und dem deutschen Endsieg überzeugt ist. Er erzählte mir, dass er als Verteidiger in Kommunistenprozessen schon 1933 aus dem Amt gejagt worden sei, dass er es aber immer abgelehnt habe, der KPD beizutreten, weshalb die Partei zuletzt ihm ihren jungen Parteigenossen, Rechtsanwalt Helm, vorgezogen habe. Diesen Helm habe ich einmal gesprochen: Er besuchte mich in Dölzsch als Verkäufer einer Auto-Schmierölfirma. Das kam mir damals sehr märtyrerhaft vor. –

Abends zu Haus gerieten wir dann wieder in die Evakuierungssphäre. Aber Ida Kreidl war sehr gefasst, beinahe freudig erregt: Sie trifft in Theresienstadt eine Schwester aus Prag, sie reist zusammen mit einer Schwägerin. Ihre gute Stimmung (natürlich bei hochgradiger Erregtheit) hielt auch heute Vormittag an. Seit dem frühen Morgen kam sie häufig zu uns herauf. Wir «erben» noch vielerlei: Kartoffeln, Mehl, Handwerkszeug etc. Um elf erschien dann ein Kommissar der Gestapo; ich öffnete dem Mann, er redete mich mit «Sie» an, also schon beinahe ein Humaner. Nachher sah ich dann doch Tränen bei Frau Kreidl. «Wie ein Hund auf der Strasse bin ich jetzt», sagte sie. Über das Schlüsselloch der Parterrewohnung zieht sich eine Reihe von vier roten Stempelmarken der Gestapo: Alles darin gehört nun dem Staat, die Besitzerin ist absolut nackt und bloss. (D.h. sie hat fünf Kleider übereinander, nach eigener Aussage ebenso sechs Hosen und sechs Paar Strümpfe. Und dann besitzt sie noch, was in einen Handkoffer und in eine Handtasche hineinging.) Als der Kommissar klingelte – Sturm an allen Hausglocken –, hatte sie, in ihrer Tätigkeit unterbrochen, rechts einen braunen, links einen grauen Strumpf am Bein.) Sie war dann noch eine Stunde bei ihrer Schwägerin oben. Beim Abschied von uns blieb sie tapfer – wieder wurde ich umarmt und geküsst. Um zwei Uhr müssen die fünfzig Leute im Gemeindehaus sein. Übernachtung auf Liegestühlen,

Abtransport morgen früh – nächste Gruppe vierzehn Tage später.
– Am späten Abend kam gestern noch der Vorsteher Hirschel, nachdem er bei Ida Kreidl gewesen, ein Weilchen zu uns herauf und lud uns für Sonnabend zum Tee zu sich.

Neue Verordnungen (– die wievielten?): a) «Juden ist der Kauf von Speiseeis verboten.» (Im Allgemeinen sehe ich nur leckende Kinderhäufchen bei Kuchen-Kramer. Aber neulich sagte mir die abgehetzte Frau Marckwald: jetzt werde sie ein Eis beim Kuchen-Kramer kaufen. Das darf sie nun nicht mehr.) b) Alle entbehrlichen Schlüssel, «insbesondere Kofferschlüssel», sind sofort abzugeben.

LTI. Man sagt und schreibt überall (im Mussolinibuch alle Nase lang) für «beweisen»: *unter Beweis stellen*. Vollkommen verkehrte Anwendung, aber es füllt den Mund und klingt gelehrt.

25. August, Dienstag Abend

Das versiegelte Parterre, die Einsamkeit im Hause – mit Elsa Kreidl war man nie sonderlich intim –, der Fortfall der Abendvisite da unten: *la maison juive morte*. (Kätchen Sara macht jetzt wieder Halbtagsdienst. Ist sie im Werk, dann leben wir in vollkommener Einsamkeit; ist sie hier, dann stört sie durch Ratschen, meist taktloses Ratschen.) Noch eine Woche dieser Agonie, dann kommt das zweite Judenhaus an die Reihe. –

In unserer Nachbarschaft wohnt ein Arzt, Dr. Strüver, dessen gelbe Setterhündin die innige Freundin des «liebreichen» Katz und unseres ganzen Judenhauses war – der Mann steht jetzt im Felde, und Nora, der Hund, ist nicht mehr sichtbar. Heute Morgen erschien eine junge, blonde, sehr sympathisch aussehende Dame. Sie wollte zu Ida Kreidl, hatte gehört..., entsetzte sich über die Siegel. Frau Dr. Strüver – sie hatte manchmal mit Ida Kreidl ein paar Worte gewechselt. Ich nahm Frau Strüver zu uns hinauf, wir erzählten ihr die Zustände und Ereignisse der letzten Monate. Sie: Es könne so nicht lange mehr weitergehen. «Alles ist wie ein überhitzter Dampfkessel.» Sie bot uns Hilfe an, wenn sie sich irgend-

wie nützlich erweisen könnte (sie hatte Frau Kreidl mit einem Koffer aushelfen wollen); sie bat mich dann um Verzeihung, wenn sie mich auf der Strasse nicht grüsse. Ich sagte ihr, und es war mehr als Phrase, es mache mich immer glücklich, wenn ich auf Deutsche stiesse, die es mir ermöglichten, mein Gefühl für Deutschland zu bewahren. –

[...]

Zur LTI. Ich hielt jahrelang den Nationalsozialismus für ganz unoriginell, ganz auf Italien, Russland, USA zurückgehend. Ich bin jetzt anderer Meinung. Was heisst originell? Eine absolute Originalität gibt es nicht. Aus doppeltem Grunde nicht. 1) Man hat gesagt, es gibt ganz wenige Tragödiethemen. Ebenso gibt es ganz wenige Grundgedanken, die sich uranfänglich überall vorgefunden haben müssen, sobald sich aus den allgemeinen, primär gegebenen Instinkten, Gefühlen, Ängsten, Begehungen Gedanken herauschälen, in dem Augenblick also, wo sich der Mensch vom Tier absondert wie das Feste vom Flüssigen. Alles andere ist Entwicklung, also nicht mehr ganz neu. Von Ikarus bis zum Bombenflieger, erst recht von Plato bis zu Bergson etc. 2) Das Geheimnis der Zeitbestimmung, der «erfüllten Zeit», des In-der-Luft-Liegens. Entdeckungen werden gleichzeitig gemacht, Philosophisches taucht da und dort gleichzeitig auf: Es «lag in der Zeit», «man war soweit» ... Originalität liegt in der Art des Adaptierens, in dem Verschmelzen des Überkommenen oder Gleichzeitigen mit der eigenen Persönlichkeit, mit dem markanten Zuge des einzelnen Volkes. [...]

29. August, Sonnabend Vormittag

[...]

Wir haben seit bald einer Woche sehr heisse Tage, das erstmal in diesem Sommer; das quält mich in meinem Bekleidungsmangel furchtbar und hemmt mich sehr. So kam ich am Donnerstag zu Marckwalds und sagte, ich sei wie Monna Vanna, den Mantel könnte ich nicht ablegen, es sei nur Hemd und Hose darunter. Da musste ich eine helle Leinenjacke des Mannes anprobieren und

erben; *er* trage sie doch nicht, und was sollte es beim Evakuiertwerden *denen* zufallen?! Das Stück ist vor lauter Qualität schwerer als mein schwarzes Jackett, aber es ist hell und locker und wird mich vom Mantel erlösen. Eva arbeitet es um, vielleicht trage ich's schon heute Nachmittag. Diese Zeit! Frau Marckwald ermutigte mich: Auch sie trage «lauter geerbtes Zeug». – Frage, wo ist eine wirkliche Grenze zwischen Zivilisation und Kultur? Sie existiert sowenig wie zwischen Körper und Geist. Wenn ich anderer Leute abgelegte Kleider zum Geschenk nehme, wenn ich Zeitungs- statt Klosettpapier benutze, Zahnpulver statt der bequemerem Cremetube, wenn ich keine Trambahn benutzen darf – macht mich das alles nicht auch geistig schäbig und *unfrei*

Seit die Abende bei Ida Kreidl fortfallen, sehe ich nur noch selten, unregelmässig und verstohlen die Zeitung. Das fehlt mir. Was Kätchen nach Hause bringt, ist doch unzuverlässigstes Fragment, und Eva fängt nur manchmal den Rundfunk ab. –

Der frühere sächsische Justizminister Thierack – bekannt als Bluthund – ist unter dem 20. August zum Reichsjustizminister ernannt worden. Es heisst im Dekret, er habe «eine nationalsozialistische Rechtspflege aufzubauen»: «*Er kann hierbei von bestehendem Recht abweichen.*» Ich las das einen Tag, nachdem mir Steinitz ein von ihm selbst als «unsinniges Geschwätz» bezeichnetes Gerücht aus source aryenne mitgeteilt hatte. Danach sollen Mischehen zwangsweise geschieden werden. Eva und ich halten das für *sehr* möglich; der Ausrottungswille steigt immerfort. Im gleichen Masse, wie die Siegeschancen fallen. –

Hier war, mir nur durch Kätchens Erzählungen bekannt, eine Familie Magen, der Mann Apotheker. Vater, Sohn, Tochter, Mutter arbeiteten im Goehle-Werk. Der Junge, siebzehn Jahre, blond, kräftig, floh, als er im Januar nach Riga kommen sollte. Der Vater wurde ins Gefängnis gesetzt, der Junge eingefangen und in ein KZ gebracht. Der Vater starb vor ein paar Monaten im Gefängnis. Der Junge dieser Tage im KZ. Todesursache «Magen- und Darmka

tarrh». Seit wann stirbt ein kräftiger junger Mensch hieran? Entweder Typhus oder kein Arzt oder Spritze.

Am Lothringer Weg sollen wir die Küche gemeinsam mit der Gemeindegeschwester Ziegler benutzen. Die Frau war gestern hier und macht sympathischen Eindruck. Sie sagte, die Angst vor der Gestapo sei eine allgemein jüdische Psychose geworden. Die über achtzigjährige Besitzerin des Hauses halte sich den ganzen Nachmittag am Fenster auf, sie «warte, dass ‚sie‘ kommen». Übrigens dürfte diese alte Dame mit dem nächsten Transport nach Theresienstadt abgeschoben werden, und in wessen Hände dann das Haus kommt und wie rasch wir wieder hinausmüssen, ist nicht abzusehen. Aber *was* ist jetzt abzusehen? Anderer Psychosefall: Dr. Magnus, ebenfalls zum Umzug gezwungen, hatte die proletarisch engsten zwei Zimmer im proletarischsten Cityhaus, Schulgutstrasse, gewählt: Da sei er vielleicht geborgener als in guter Gegend. Woraufhin auch Steinitzens schwankend geworden sind und vielleicht statt nach der Altezeller ebenfalls nach der Schulgutstrasse ziehen. Der Verwalter unseres Hauses, erzählte Frau Ziegler, sei wegen Judenfreundlichkeit vor die Gestapo geladen worden. Auf seine Erklärung, die Leute seien anständig, wurde ihm gesagt, es gebe keine anständigen Juden und die «ganze Rasse werde ausgerottet werden».

In der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag, am 27.8., ein Uhr, hatten wir seit fast einem Jahr den ersten Fliegeralarm. Es wurde heftig geschossen, aber keine Bombe fiel, und nach drei Viertelstunden wurde entwarnt. Als ein Sprengstück unangenehm nahe pfiff, standen wir für eine Weile auf.

Auf dem Abreisskalender fand ich dieser Tage: «Kampf dem Verderb». Man solle streng darauf achten, dass Kinder nicht ihr Schulfrühstücksbrot vertrocknen und ungegessen liessen, man solle sie Ehrfurcht vor der Scholle und dem heiligen Brot lehren. Dazu ist zweierlei zu sagen: 1) Wie rasch ist solch ein Abreisskalender überholt! Ich möchte das Kind und den Erwachsenen sehen, die heute eine Brotschmitze verkommen lassen! Jeder hungert.

2) LTI. Heiligkeit des Brotes, Erntefest in Parallele setzen zum italienischen «Fest des Waldes», zur *Ruralizzazione*. Wieder das Thema der relativen Originalität.

Ich beobachte jeden Morgen an mir: Mein Gesicht ist eingefallen, aber der Bauch ist eine gespannte (gasgefüllte) Trommel. Eva sagt, sie sehe diese Figur überall im Restaurant, auf der Strasse. Besonders bei Frauen. Die Röcke seien an den Seiten zu lang geworden durch Abmagerung der Hüften. Aber der Bauch, der «typische Hungerbauch», trete prall hervor, im Kontrast mit dem abgemagerten Gesicht.

30. August, Sonntag gegen Abend

Nachts gegen ein Uhr hatten wir wieder Fliegeralarm (No. 2). Es wurde nicht geschossen, und wir schliefen ein.

Nachmittags gestern in meiner ererbten Jacke – Eva hatte die Ärmel verkürzt und den Stern auf die Brusttasche genäht –, erst bei Hirschels zum Tee, dann noch eine Weile bei Marckwalds. Hirschels wohnen in ihrer eigenen, freilich z.T. vermieteten Villa – sehr elegante Zimmer, eine schöne Veranda, eine gewisse largesse der Bewirtung (echter Tee, Eigengebäck – woher?), sehr gediegene Leute. Der Mann, vordem Prokurist eines grossen Modehauses hier, hat jetzt als Gemeindevorsteher durchweg den Ruf eines Märtyrers, einer aufopfernden Pflichttreue. Mit uns war dort das Ehepaar Pinkowitz, ihre Mieter. Berliner Studienrat genau in meinem Alter, viel abgezehrt aussehend, pensionslos – die Stadt Berlin zahlt nicht. Er war früher Mieter bei Frau Breit, er ist jetzt der stellvertretende Geistliche bei den Beerdigungen. Ich fragte ihn nach dem «Hurra, ich lebe»-Psalm. Gerade das sei rituelle Vorschrift – zur Aufrichtung der Hinterbliebenen. (Es ist allenfalls begreiflich, dass man mit lustiger Musik von der Leiche zum Wirtshaus zieht – aber der Psalm bläst sozusagen schon im Angesicht des Unbegrabenen zum Marsch ins Wirtshaus.) – Den Abend zuvor hatte die Wiener Strasse Haussuchung gehabt. Bei Hirschels glimpflich (Spucker und Boxer fehlten, man schlug nicht,

raubte nur Bücher), bei Marckwalds mit einigen Ohrfeigen, insbesondere für die alten Frauen, aber auch nicht mit der vollen Grässlichkeit sonstiger Exekutionen. Bescheidenes Glück. Bei Marckwalds getrübt, da man erklärte, man werde ihm sein Fauteuil zum Abtransport lassen. D.h., dass der Arztantrag, den Mann für transportunfähig zu erklären, abgelehnt ist und dass er wahrscheinlich auf der Liste dieses Dienstags steht. Wir erfuhren das schon bei Hirschels, und bei Marckwalds selber hatte es Dr. Katz bestätigt. Dies bedeutet für Marckwald kaum etwas anderes als ein Todesurteil – denn wer wird ihm dort die nötige Unmenge Morphium verschaffen? Bei Hirschels wurde sehr lange das alte Thema behandelt, ob in diesem Fall die Frau ihrem Mann ein genügendes endgültiges Quantum injizieren dürfe oder vielleicht sollte. Man kam natürlich zu keinem Ergebnis. Das Eigentümliche an unserm Gespräch war die Selbstverständlichkeit des Themas, die allgemeine Abgestumpftheit. Allgemeine Stimmung ist eben: Wir sind beim Ende mit Schrecken angelangt. Jeder hat die Chance zu fallen, jeder die Chance zu überleben. Jedenfalls: Ein Ende ist absehbar. Hirschel erzählte, der englische Rundfunk melde Russensieg an der Mittelfront, der deutsche widerspreche kaum. (Rshew von den Russen genommen, 45'000 Deutsche gefangen.) – Bei Marckwalds dann fanden wir ihn *sehr*, sie einigermaßen gefasst – aber das mag Komödie sein. Ich predigte *ihr* wieder: kein Prävenire spielen – man kann nicht wissen, was der nächste Tag bringt, man weiss nicht, welche Möglichkeiten Theresienstadt bietet. Aber ich predigte *ihr* ohne grosse Zuversicht. – Bei Hirschels ging das Gespräch noch um den Selbstmord überhaupt. Frau Hirschel vertrat: «*Wir in unserer Lage dürfen nicht, es ist Fahnenflucht.*» Sie verurteilte Frau Pick. Teegespräche!

Halb neun. – Eva kommt eben vom Lothringer Weg zurück – ich war noch nicht da, allzuweit für einen Juden –, sie hat allerhand besprochen, vorbereitet, aufgeräumt. Man hatte die beschlagnahmten Möbel fortgeschafft. Eva sagte von den Rückständen: «*Es sah aus wie Gestapo.*» Das gehört sprachschöpferisch zur LTI. –

[...]

1. September, Dienstag Abend

Heute war wieder *Polyphemstag*, die neue Evakuationsliste muss erschienen sein. Wir wissen noch nicht, wen es getroffen hat.

Die Unruhe und Mühsal des Umzugs – Donnerstag früh sieben Uhr! – haben eingesetzt. Die Arbeit lastet ausschliesslich auf Eva und reisst sehr an ihren unterernährten Nerven. Sie schläft schlecht, und ich lese in der Nacht oder am sehr zeitigen Morgen vor. Ich ging, um ihr einen Stadtweg zu sparen, gestern zur Gemeinde; man muss einen Antrag stellen und eine schriftliche Erlaubnis haben, um einen Handwerker (Installateur zum Abnehmen oder Anbringen der Lampen) in die jüdische Wohnung rufen zu können! Ich benutzte den Weg und sah nach Seliksohns, die sehr jämmerlich in einem Zimmer – Küchenherd und Doppelbett darin – des Gemeindehauses nebenan untergebracht sind. Das ist das Haus, das früher vom Rechtsanwalt Fleischhauer bewohnt wurde und wo wir einmal ein Schlachtfest mitmachten –jetzt aber ist Herr Fleischhauer weit abgerückt von seinen artfremden Freunden –, und das Haus, das nachher als Altersheim diente. Seliksohn übergab mir mit hineingeschriebener Widmung des Besitzers die beiden Bände Shmarja Levin, die ich vor Monaten las. Sie gehörten dem derben Eisner, mit dem ich zusammen Schnee geschippt, der sich an mich angeschlossen hatte und den ich neu-lich bei Aufrichtig wiedersah. Hätte ich gewusst, dass Eisner beim letzten Transport war, ich hätte ihn sicher aufgesucht. Der Mann soll mit vielen Tränen abgefahren sein. [...]

Ich las heute am zeitigsten Morgen Hermanns «Eine Zeit stirbt» zu Ende vor, und tagüber kam ich mit den «Enfants gâtés» zu Rande. Hermann *sehr* bedeutend und unter Gesichtspunkt LTI hier zu behandeln; Hériat stösst mich geradezu ab.

*2. September, Mittwoch abends halb zwölf.**Auf abgeräumtem Schreibtisch*

Das Chaos des Umzugs. Die Arbeitslast lag neunundneunzig Hundertstel auf Eva, die Unrast musste ich teilen.

Immerhin notierte ich heute die so sehr enttäuschenden und teilweise degoutierenden «Enfants gâtés». – Gegen Abend eine Weile bei Marckwalds, die also wirklich zu den nächsten fünfzig gehören. Sie scheinen gefasst. Er hofft, in Theresienstadt seine Schwester zu finden, zittert aber um sein Morphium. –

Was an mir liegt, so soll das Judenhaus Caspar-David-Friedrich-Strasse 15 b mit seinen vielen Opfern berühmt werden.

*Das zweite Judenhaus: Dresden-Blasewitz,
Lothringer Weg 2
3. September 42*

4. September, Freitag gegen Abend

Doppelter Gegensatz zum Strehlemer Haus: Dort entschieden moderne und kleinbürgerliche Siedlung, vorgetäuschte armselige Eleganz bei durchaus moderner Einrichtung und Bauart. Hier durchweg Stil und Geschmack, *Baugesinnung* der Spielhagenzeit (zwischen sechziger und achtziger Jahren) – wie weit ist «Baugesinnung» LTI? Es ist jetzt ein betont *ethisches* Wort, es wurde zu einer Zeit geprägt, als überall nach Vertiefung des Geistigen gestrebt, dabei aber Ästhetisches und Tendenz aufs Überschärfste getrennt wurden. Schwere, gediegene Eleganz der grands bourgeois, in unserm Verfall verfallende Eleganz. Ein Riesenkasten in unübersichtlicher und unruhiger Form: Keine Linie ist friedlich, kein Teil ohne besonderen Schmuck, nichts ist einfach. Halb grau, halb in rotem Backstein, Schmuckaufsätze, die an die Marienburg, an die Gotik der Küste erinnern, Barockschwünge, ein Kuppelturm, daneben ein spitzdachiges Sonderhäuschen auf das Dach gesetzt, überall aus Blech Zierrataufsätze (Kugeln und Nadeln), die an Pagoden erinnern, von Pillnitz her versprengte Keime der Chinoiserie, Erker, eine Riesenveranda, ein winzigster Balkon, all das zappelt durcheinander, und die Bäume des grossen Villagartens machen mit halbem Verdecken alles noch unruhiger. Auch

innen Üppigkeit und Unruhe. Eine riesige viereckige Mittelhalle bis zum Dach, zweigeschossig. Das Untergeschoss überhoch, das zweite niedriger, und *noch* niedriger wirkend durch die schwere dunkelbraune Holzdecke mit den stark hervortretenden Rippenbalken. Eine breite Galerie mit schwerem, schnitzwerkdurchbrochenem Holzgeländer umzieht das erste Stockwerk. Von unten bis oben drängen sich in jedem freien Wandraum Gemälde in schweren Rahmen, meist Kopien berühmter Renaissancewerke. Unten, auf schweren Teppichen, schwere Sessel um schweren Tisch, wo irgendetwas die Möglichkeit bietet, stehen Kleinkunstwerke. Die Zimmer des Hauses münden nur zum Teil unmittelbar auf die Halle. Das Versteckspiel der zweiten Wand; da und dort ist die Innenmauer der Halle von ein paar Stufen durchbrochen; sie führen auf einen Gang, und erst an diesem Gang liegen Innenräume. Solche zwei korridorisierten Innenräume haben wir im ersten Stock. Sie wirken ein bisschen düster, die dunkle Balkendecke lastet, die dunkle Holztäfelung zieht sich hoch hinauf, nur ein schmaler Streifen weisser Mauer bleibt. Auch die Fenster sind ein bisschen niedrig und gedrückt, und die Tür zu dem winzigen Balkon (wie ein Ausschnitt für einen grossen Bauch, sagt Eva) ist natürlich durch vielerlei Bleifassung und eine kleine Glasmalerei, Landsknecht und Wappen, am vollen Lichtgeben verhindert. Aber man sieht auf hohe Räume und in das Grün des anderen Elbufers und auf die Albrechtsschlösser. Eine unterirdische Stadt sind die Kellerräume, hoch und weitgedehnt, Lagerräume, Waschküche, Raum für die Wäscherolle, Raum für zwei gigantische Heizkessel, Hausmannswohnung, eine Reserve- oder Gesindeküche. Der Besitzemame wird mit Ehrfurcht genannt: die Jacobysche Villa. Der Mann war Hofjuwelier, Firma Elimaier am Neumarkt, sehr reich, hat alles nach seinem Geschmack und Wunsch ausführen lassen. Schwester Ziegler hat unten das ehemalige Rauchzimmer; da – im Rauchzimmer! – ist die Decke mit Porträts besät, lauter Kopien von Klassikern, in jedem Deckenfeld ein berühmter Kopf. Die Witwe Jacoby, Achtzigerin, am Stock, gebückt, aber geistig

frisch, gehört zu den Evakuierten des nächsten Montags. Schon steht ihr Koffer mit grosser Aufschrift «Jenny Sara Jacoby» in der Diele. Das ist alles, was ihr von der Prunkvilla bleibt. Daneben steht ein anderer Handkoffer: «Rosa Sara Eger». Das ist die alte Mutter des Mischehepaars Eger, denen das grosse Konfektionshaus gehört. Auf halber Höhe zwischen erstem Stock und Erdgeschoss hängt an der Treppe ein grosser Vorhang. Wir vermuteten ein Fenster dahinter. Warum man kein Licht hereinlasse? Dahinter sei eine Tür, von der die Gestapo nicht zu wissen brauche. Irgendeine frühere Angestellte haust da; weil sie arisch ist, darf sie mit den Juden nicht kommunizieren. Ebenso ist es der Hausmannsfrau verboten, das Judenhaus zu betreten, weil sie unter fünfundvierzig ist. Und mir und allen Judenparteien wird dringend geraten, die grosse Terrasse so selten als möglich zu betreten. Sie wird von einem Nachbarhaus eingesehen, worin ein angesehener Pg, ich glaube sogar, ein SS-Mann haust. – Eine gewisse Ähnlichkeit, aber noch altfränkischer und üppiger, mit der Breitschen Villa in der Prellerstrasse. Als wir dort Frau Breit vor ihrer Ausreise nach USA besuchten – 1940?, 1941? –, waren wir zum letzten Mal in dieser Stadtgegend. – Ein schwerer Nachteil für uns ist die Küche im Keller, die eigentlich und ursprünglich gar keine wirkliche Küche ist: Das Wasser muss man aus der Waschküche holen. Eva hat so viele Freude an den gewaltigen Raumdimensionen dieser ganzen Kelleranlage, dass ihr der Nachteil gering vorkommt. Sie hat freilich noch nichts da unten zu kochen gehabt, sie ist heute seit elf Uhr unterwegs und wird kaum vor neun zurücksein. –

Ich selber empfand die beiden letzten Tage als ein wirkliches Unglück; wir haben nie einen trostloseren Umzug gehabt. Nichts klappte.

5. September, Sonnabend

Die Leute von Thamm (nur *ein* bekanntes Gesicht darunter), sonst freundlich und heiter, waren von Anfang an mürrisch und zänkisch – aber nicht etwa gegen uns. Sie waren vier und hätten we-

gen des Flügels sechs sein sollen, sie waren nicht aufeinander eingespielt, stritten und beschimpften sich um jeden Handgriff. Jedes Stück war ihnen zu schwer. «Aber der Schrank war doch das vorige Mal genauso vollgepackt.» – «Ja, damals! Aber jetzt. – Wo sollen wir Kraft hernehmen, wir haben nichts im Leibe!» Immer wieder dies: «Wir haben nicht genug zu essen ... Bloss Schwer-, nicht Schwerstarbeiterzulage ... aber arbeiten immerzu ... Für den Arbeiter sorgen *die* sowenig wie die *vorigen...*» [...]

6. September, Sonntag Mittag

Das kaum veränderte Chaos, die gleiche Verzweiflung. Unausgepacktheit. Ungewaschenheit, Unmöglichkeit des Kochens, Geschirreinigens ... Eva hetzt sich den ganzen Tag draussen ab – Einkäufe, Reinmachen in der alten Wohnung, Bank ... und ich bin hier hilflos, kann nicht einräumen, wasche mühselig in der Waschküche die Tassen und Teller ab, immer die gleichen allzu wenigen, koche auf der einen Gasflamme einen Topf Kartoffeln, sehe, wie Eva immer eingefallener und elender heimkommt, wie sie immer weniger isst, höre, dass sie für das Restaurant bald nicht Zeit, bald nicht Marken gehabt hat, suche mit Lektüre über die leeren Stunden, die hoffnungslose Depression fortzukommen. (Eva brachte einen neuen Franzosen von Natscheff.)

In unser Elend hinein spielt das allgemeine und grössere Elend. Morgen der neue Transport nach Theresienstadt. Heute früh brach hier ein Trupp junger besterter Leute ein. Wochenüber sind sie im Fabrikdienst, sonntags müssen sie in der Gemeinde Hilfsdienste tun. Das Haus hier hat ausser der Prunkhalle sechzehn Zimmer, von denen die schönsten noch immer der alten Besitzerin gehören. Die Halle und diese Zimmer waren auszuleeren, ihre Inhalte zusammenzustellen für die staatliche Beschlagnahme. Es war ein Schleppen, Räumen, Demontieren bis Mittag. Jetzt um halb zwei liegt alles still. Die Wände der Halle sind leer mit gähnenden Nischen, all die Gemälde – Eva sagt, es waren viele Ori-

ginale darunter –, die Kleinkunstwerke sind verschwunden, unten liegt das Riesenparkett frei, der Mitteltisch, die schweren Stühle, der Teppich sind verschwunden. Der Frau Jacoby bleibt der eine der drei zusammengepackten Bettsäcke und der eine Handkoffer. – *Drei* alte Frauen verlassen das Haus: ausser der Besitzerin und der Mutter Eger noch eine freundliche, sehr rüstige, nur stark humpelnde Siebzigerin Frau Imbach. Ihre Tochter, mehr siechänisch als jüdisch von Aussehen, erzählte uns heute Morgen in der Küche beim Frühstück: Es sei so schwer für sie, die allein zurückbleibe (Arbeiterin bei Zeiss-Ikon); ihre einzige Schwester wurde im Frühjahr verhaftet, weil sie ohne Stern über die Strasse und der Gestapo in die Arme lief und aus dem Gefängnis in das Konzentrationslager für Frauen, Ravensberg in Mecklenburg, geschafft. – Unsere nächste Zimmernachbarin, eine Frau Fränkel, sagte mir vorhin: «Erschrecken Sie morgen früh nicht, um neun kommt die Gestapo versiegeln ... Das letzte Mal war eine grosse Kolonne hier und hat schrecklich gehaust – gleich in den übrigen Zimmern ... Ich will Sie nur darauf vorbereiten.» – Ob sie selber Furcht habe. – «Mir ist schon alles ganz egal. Mein Sohn ist nach Polen verschickt, von dem höre ich gar nichts.» – Vielleicht sollte ich mir sagen, so grossem allgemeinem Elend gegenüber müsste ich die eigene Unbehaglichkeit weniger tragisch nehmen. Aber weiss ich, ob ich nicht morgen schon zu den ganz Verlorenen zähle? Jedenfalls sind wir morgen wieder einmal aufs Grausamste bedroht. –

Ich erwarte Eva für zwei Uhr zurück. Gleich nach dem Tee müssen wir dann auf Abschiedsbesuch zu Marckwalds. Für mich eine Wanderung durch die Gewitterschwüle. – Die ausgeraubte Halle draussen – gestern war noch ein Rest Leben in ihr, jetzt ist sie tot. Schwester Ziegler sagt: «Die Frau Jacoby sitzt auf der Veranda und weint.»

7. September, Montag Morgen

So werde ich wohl Marckwald wohl zum letztenmal gesehen: Noch schmalere und grauer im Gesicht als vorher, sitzt er im Tür-

rahmen zwischen dem Schlafzimmer mit der einen zurückgeschlagenen Hälfte des Ehebettes, der grosse Mitteltisch des Wohnzimmers ist mit Porzellan bestell, Leute, unter denen sich als Helfer der Vorsteher Hirschel befindet, tragen grosse Möbelstücke heran und heraus, eine wechselnde Menschengruppe hält sich bei Marckwalds Sessel auf, spricht mit ihm, plaudert aber auch unter sich, zwei, drei sind am offenen Bücherschrank und wählen sich «Andenken» – «Nehmen Sie nur, warum sollen *die* es haben?» Schon als ich die Treppe hinaufkam, erwischte ich das Ehepaar Hirschel. «Es geht Marckwald furchtbar schlecht – wie werden sie ihn transportieren? Dort kommt er ja wohl gleich ins Krankenhaus, und da wird es nicht lange dauern.» Aber Marckwald sass ganz gefasst in seinem Stuhl, die letzten Tage hätte er gelegen, und jeder sprach so zu ihm, als ginge er nur für kurze Zeit fort. Im Ganzen war auch wohl jeder der Anwesenden teils abgestumpft, teils mit dem eigenen Schicksal beschäftigt. (Die Alten: «In vierzehn Tagen beim nächsten Transport!», die Jüngern: «Wohin kommen denn wir?» Oder: «Werden wir hier ermordet?») – Eine private Erbitterung beherrschte Hirschels. Die Gestapo drängt in sie höflich und per «Sie», aber mit verhüllter Drohung und offenem Zynismus: «Sie kommen ja *doch* nach Polen und können nichts mitnehmen!», *ihre* gesamte Bibliothek mit den Bücherschränken «freiwillig» herzugeben. («Wieso?» – «Offenbar will sich ein Kommissar bei einem Bonzen beliebt machen, der eine gut aussehende Bibliothek für ein Herrenzimmer braucht.») [...] «Bisher haben wir uns gewehrt. Sollen wir nachgeben?» – «Es geht jetzt um das nackte Leben, ich würde die Leute nicht reizen.» – Sie: «Können Sie mir garantieren, dass wir *nach* Abgabe der Bücher *sicher* sind? Ich habe früher immer gesagt, ich hänge an drei Sachen: meinem Mann, meinen Kindern und meinen Büchern.» – «Es kommt auf die Reihenfolge an.» – «Nehmen Sie sich doch etwas!» Ich nahm Fontanes Gedichte. Frau Hirschel reichte mir einen Band: «Das wird etwas für Sie sein.» Paul Ernst, «Tagebuch eines Dichters». [...] Eva kam: «Du kannst nicht immer im Bücherschrank stecken.» Ich trat wieder

zu Marckwald – wovon mit ihm sprechen. Er: «Sie haben mir viele gute Stunden bereitet; ich danke Ihnen.» Ich: «Ich nehme erst keinen gerührten Abschied. Wir sehen uns vor Weihnachten vergnügt wieder.» Frau Marckwald: «Tun Sie mir einen Gefallen: Schreiben Sie – anonym – an Kutzbachs (ihre Freunde, mein katholischer Senatskollege vor Jahrhunderten): ‚Wilhelms Mutter grüsse vor der Abreise‘» (Wilhelm ist der Künstlersohn, der Regisseur). Nachher fand ich im Paul-Ernst-Band ein «Nachwort des Herausgebers Karl August Kutzbach» und einen Brief dieses Karl August an Wilhelm Marckwald. Generation vor mir und auch schon vorletzte Generation des Heute. – Ich war froh, wie dieser Abschied hinter mir lag. [...]

Von Marckwalds ist noch zu notieren: *Er* sagte mit einem Blick auf das Porzellan vor ihm: An jedem Stück hänge eine Erinnerung. Hirschel erzählte: Ein Evacuand habe ihm dieser Tage mit einer Axt in der Hand geöffnet. «Wollen Sie mich erschlagen?» – «Nein, ich habe nur eben einen Schrank zerhackt, den ich *ihnen* nicht gönne.» –

Gegen Abend

Das Versiegeln ist ohne Belästigung erfolgt.

Eva machte über Mittag der Frau Fleischer eine Abschiedsvisite. Das ist die Freundin Ida Kreidls, die bei ihrem arischen Schwiegersohn am Aussenende der Bernhardstrasse wohnte – sie hatte ihm ihr Haus beizeiten überschrieben –, die uns so freundlich unterstützt hat und die sich bis vor wenigen Wochen durch die Konnexionen des Schwiegersohns gesichert fühlte. Eva sagt, es habe auf sie einen sehr grossen Eindruck gemacht, dort einen normal funktionierenden Haushalt zu finden, der die Angst vor der Gestapo nicht kennt und ihre Greuel nicht ahnte. Sie sagte aber auch, es werde für die bisher von aller Judenangst freie Frau Fleischer besonders schwer sein, jetzt das Exil zu ertragen, und sie werde Druck empfinden, wo unsere Leute schon Erlösung fühlten. Mein Gedanke war nur: Wenn es noch normal funktionierende Haushalte gibt – wie lange dauern dann noch der Krieg und das Regime? –

[...]

8. September, Dienstag Vormittag

In dem verwunschenen Haus tauchen noch immer neue Gestalten und Parteien auf. Mit allen freundliche Berührung, mit niemandem bisher Intimität, auch nicht mit der Frau Ziegler, die ja selten anwesend, übrigens sehr hilfreich und gar nicht zudringlich oder störend. –

Gestern Gespräch in der Halle mit einem Ehepaar Eisenmann, mittleren Alters. Sie arisch, aber von ihren Kindern sind zwei jüdisch und das jüngste (etwa vier, fünf Jahre) konfessionslos – ergo *nicht* privilegierte Ehe. Er sehr blass, schmal, überhängend, sehr intelligente dunkle Judenaugen, sehr ruhiges Wesen. Aus dem Protektorat; war Kaufmann, wohl technischer, hat den Weltkrieg als Österreicher (Protektorat) zwei Jahre aktiv mitgemacht, ist jetzt «Einsteller» bei Zeiss-Ikon. Er äusserte diese Ansicht: *Das* hält sich noch ein Jahr, *das* fällt dann von innen – nicht kommunistisch, Militärdiktatur. Und dann wird die Front gehalten, bis Deutschland einen erträglichen Frieden bekommt. Besiegt wird es nicht, und noch ein Versailles oder gar eine Zerstückelung würde auch nichts anderes bedeuten als einen dritten Weltkrieg nach zwanzig Jahren Pause. – Ich fragte ihn, worauf er seine Ansicht von solcher Resistenzkraft stütze. Nach aussen auf die militärische Unfähigkeit der Alliierten, nach innen auf die ungeheure Organisation. Ob die wirklich so ungeheuer gut sei, ob nicht Zahlloses zu Tode organisiert werde? Er: Vor einem Jahr noch habe Zeiss-Ikon 7'000 *deutsche* Arbeiter beschäftigt; jetzt seien es nur noch 500 Deutsche, der Rest, die 6'500, seien durch Ausländer, Russen, Polen, Franzosen, Holländer usw. ersetzt, und doch laufe alles am Schnürchen – «Die Neuen, nach zwei Tagen sind sie eingearbeitet.» Aber sie arbeiteten doch widerwillig. «Sie müssen, der Hunger zwingt sie, und alles (das war sein Refrain) läuft am Schnürchen der Organisation und organisierten Gewalt.» Ich: 6'500 Gezwungene, Fremde, Feinde auf 500 Deutsche, das sei doch ein Zustand äusserster Krankhaftigkeit und ein Symbol für den gegenwärtigen Zustand Deutschlands überhaupt. Das Land sei wie ein sehr schwer Herzkranker. Er tut jede Arbeit, läuft

«ganz gesund» herum und bricht plötzlich tot zusammen. Er: «Aber es ist noch nicht soweit.» – Er hat mich sehr deprimiert.

Heute früh kam Frau Ziegler von der Gemeinde, wo sie die Transportherde nachtüber betreut hatte. Sie sagte, das schlimmste sei der Moment, wo über den im Lastwagen Verstaute die Plane von allen vier Seiten herabgelassen und geschlossen würde. «Wie das Vieh im Dunkeln.» Sie erzählte, wie eine alte Dame einen Brief ausgeliefert erhielt, als ein Gestapokommissar hinzukam. Der Brief war harmlos. Von einer Tochter. Aber das inliegende Bild der Enkelin wurde zerrissen: «Ihr dürft kein Bild mitnehmen.» Und ein Satz lautete: «Vielleicht, Mütterchen, sehn wir uns doch noch einmal, es geschehen ja Wunder.» Der Kommissar, der laut las, kommentierte: «Für euch geschehen keine Wunder, bildet euch nichts ein.»

Im Vorstand der Gemeinde sitzt ein Rechtsanwalt Dr. Winskowitz, den ich einmal flüchtig bei Simon kennenlernte. In meinem Alter, als EK-I-Mann vor Polen bewahrt. Ihm wurde gestern verkündet, er gehe mit dem nächsten (und letzten) Alterstransport nach Theresienstadt, «als Vergünstigung», des EK I wegen, wie die Kriegsbeschädigten. – Was wird aus *uns*?

Die nackte Halle draussen intrigiert mich immer wieder. Das Säulenwerk der Galerie, das leicht bunte bleigefasste Riesenfenster, der ungeheure Kronleuchter eine lange Rebe, ein Kranz mit Kerzen, alles in Bronzeblattwerk getaucht – nachdem sie des Bilderschmucks beraubt ist, wirkt sie fast noch imposanter als vorher. –

In unsern Zimmern das Chaos, in Küche und Waschküche unten die Schwierigkeit, an meinem Korpus die Ungewaschenheit auch heute noch kaum viel anders als am Donnerstag. Ich rasiere mich, aber ich schlafe ohne Nachthemd, tout nu. Eva ist bis zum Zusammenbrechen abgehetzt, kommt nur wenig zum Auspacken, Einordnen. Ich finde wenig Zeit zum Lesen, zum Schreiben, das bisschen Abwaschen, das bisschen Michwaschen, ein gelegentlicher Weg fressen den Tag. Abends beim Vorlesen schlafen wir nach 20 Zeilen ein. –

9. September, Mittwoch früh

Seit vorgestern plötzlich Herbst, durchdringende kühle Feuchtigkeit – Elbnähe. Lichtung des Chaos kaum merklich, Eva schwer übermüdet, ich resigniert. – Gestern ermüdender weiter Weg in die Stadt (Emser Allee, Pfotenhauerstrasse mit den Kliniken, Beginn der Innenstadt – allmählich lerne ich die Geographie der neuen Wohnung, allmählich lerne ich jetzt, nach zweiundzwanzig Jahren, Dresden kennen) zur Bank und zu Neumanns, die jetzt beim Rechtsanwalt Neumark wohnen und wahrscheinlich in vierzehn Tagen nach Theresienstadt müssen. Ich konnte sie nicht trösten wie sonst, war deprimierter als sie. Ich glaube nicht mehr an das nahe Debakel.

Nachmittag

Wvt sassen in der Kellerküche beim Frühstück, als eine grössere Gruppe Gestapoleute zur Besichtigung des Hauses erschien. Hut auf den Köpfen, traten sie ein. «Aufstehen!» Ich stellte mich gehorsam neben meinen Stuhl. (Ich trug den Stern auf dem weissen Jackett.) Eva blieb sitzen, ohne den Blick vom Teller zu heben. Die Horde ging weiter. Ich hörte sie im Garten nach langer Besichtigung des Hauses lange diskutieren. In unserm Zimmer fanden wir nur einen dicken Zeitschriftenband deplaciert, den uns Frau Ziegler gestern geliehen. «Moderne Kunst». Offenbar war hinter dem Titel die verbotene «entartete Kunst» gewittert worden. Es handelte sich aber um einen harmlosen Jahrgang wahrscheinlich vor 1911. – Es ist nun sehr möglich, dass wir schon in wenigen Tagen wieder die Wohnung wechseln müssen, es gibt schon zahlreiche Präzedenzfälle dieser Art. Alle Hausinsassen rechnen mit Hinauswurf. Wir werden uns jedenfalls mit Auspacken nicht übereilen. –

Eva fühlt sich so schlecht (Übermüdung und Magenverstimmung), dass sie Vormittag auf dem Sofa gelegen hat und jetzt im Bett liegt. Ich lese vor (von Kätchen Sara geliehen): Georg Hermann, «Heinrich Schön jun.».

[...]

11. September, Freitag Vormittag

[...]

Neue Bestimmung für Juden: Verbot, arische Wäschereien zu benutzen. – Unten die Waschküche ist ein Riesenraum, sie hat für Eva nichts Abschreckendes, sie beengt nicht. – Vielleicht werden wir dort zu zweit grosse Wäsche halten. Wie das Ehepaar Milke. Er ist Zellenleiter, er darf mit uns keine Konversation machen, aber man begrüsst sich höflich, stört sich nicht. Ich laufe ja andauernd von unserer wasserlosen Küche zum Abspülen dort hinüber. Und dann ist noch «Fräulein Hulda» da, jahrelang die Haushälterin der Frau Jacoby, vordem bei Ralph von Klemperer – souvenirs lointains: Walter Jelski 1920 oder 21! – angestellt, sehr judenfreundlich, hat noch für Frau Jacoby gesorgt, als ihr das längst verboten war, wird jetzt uns eventuell mit Waschgerät aushelfen. – Merkwürdigkeit des verwunschenen Schlosses! – Die Treppe, die aus den ungeheuren Kellerräumen in die Tiefe eines zweiten Kellers führt, habe ich piazza di Spagna getauft. Da liegen auf den Stufen ausgebreitet Gemüsevorräte, ein Blumenkohl, Tomaten, Kartoffelkörbe, auch Wurst und Fleisch. Denn 1) ist es hier kühler und weniger feucht als in den Wasch- und Kochräumen, und 2) hat die Gestapo diesen Keller bisher noch nicht entdeckt (und Tomaten und Blumenkohl sind verbotene Mangelware – Frau Ziegler hatte gestern einen Herzschock, als sie einen geschenkten «halben Blumenkohl» in der Handtasche trug, und plötzlich tauchte im Gemeindehaus der «Spucker» auf. Sie überwachte gerade ein paar Kinder; sie liess die Kinder im Stich und floh.) – Mein sehr ermüdender Stadtweg gestern: 1) Ich sollte in der Kleiderkammer ein Paar Hausschuhe bekommen: Hausschuhe würden erst in vierzehn Tagen wieder vorhanden sein. Auerbach, der weissbärtige Leiter der Stelle, war gegen das letztmal kaum wiederzuerkennen, so eingelöcherte Backen, so schlaff und verfallen im Stimmklang. Ich fragte ihn, wie er sich fühle. – «Ich bin nur so müde.» Der Mann ist 59, es war mir ein böser Trost, dass er um vieles älter aussah als ich. 2) Das Finanzamt Sidonienstrasse. Es

waren genau gestern 148 M Einkommensteuer fällig. Ich zeigte den für die Deutsche Bank ausgeschriebenen Scheck. Half nichts. «Wenn Sie es nicht in bar herüberbringen können ...» – «Das darf ich nicht.» – «Tut uns leid, dann trifft das Geld einen Tag zu spät hier ein: 2,80 M Säumniszuschlag.» Ich ging zur Bank, liess gleich die 2,80 M mitüberweisen. Wenigstens machte man mir keine Schwierigkeiten, sie «ausserhalb Freigrenze» zu senden. Wenn man sehr pedantisch gewesen wäre, hätte man dafür erst schriftlich Anweisung des Finanzamtes fordern können – worüber der Säumniszuschlag angestiegen wäre. Und «innerhalb Freigrenze» hatte ich keinen Pfennig mehr zur Verfügung. 3) Mein arischer Hausverwalter Richter. Er hatte mir in all der Zeit nicht geschrieben, ich wusste nur durch Kätchen Sara, dass die Hypothek in Ordnung gekommen. Er informierte mich gestern, er schreibe mit Absicht so selten als möglich an mich, zum 1.10. sollte ich Abrechnung haben. Ein Baumeister Linke ist in die Hypothek eingetreten, froh der sechs Prozent, die er nur noch vom Juden haben kann, Kosten und Mietseinnahmen halten sich im Wesentlichen die Waage, kommt kein neues Gesetz, so bleibt uns das Haus. Nur: Es verfalle, Berger nutze es durch seinen Kramladen ab und halte es nicht pfleglich – Reparaturen wiederum seien zur Zeit unmöglich, Leute und Material fehlen. Wichtiger eigentlich als diese Auskunft war mir, was Richter zur allgemeinen Situation sagte. «Neunzig Prozent aller Deutschen wissen, dass Sieg unmöglich ist, dass mit dieser Regierung kein Friede geschlossen wird ... Wer ist denn noch zufrieden? Nicht mal die kleinen Bonzen, die Blockwalter ... Das Volk wird die Regierung fortfege, der Hunger treibt es ... Aber wann? Die Waffen-SS ist sehr verstärkt worden, die Waffen-SS ist die eigentliche Bürgerkriegstruppe.» Er entsetzte sich – «Die Schweine! Die Hunde!» –, als ich ihm von unseren Schicksalen erzählte, er wollte mir – ich lehnte ab – durchaus ein Stück Rasierseife schenken ... «Und dabei muss ich mich doch von Ihnen streng distanzieren!» – «Gewiss, Herr Richter, Sie haben Frau und Kind, Sie sind ganz unschuldig.» – «Unschuldig ist niemand in Deutschland. Warum hat

man dies Regime so lange geduldet?» – Ich sagte ihm, des nicht allzu fernen Zusammenbruchs sei ich so gewiss wie er; nur fürchtete ich einen allgemeinen Pogrom vor dem Debakel. Er widersprach nicht, er nahm mit einer Art gerührter Feierlichkeit von mir Abschied; so als wenn ich an die russische Front ginge. (Hier fällt mir noch ein: Er erzählte, Gefangene würden in Russland nicht mehr viele gemacht; neulich habe ein Divisionsbefehl «Gefangene angefordert».) –

[...]

12. September, Sonnabend Nachmittag

Gestern Nachmittag mit Eva auf dem Friedhof, kleine halbe Stunde von hier, die dort gärtnernden Steinitz und Magnus zu besuchen. Sie waren im Begriff fortzugehen; früherer Schluss, weil jüdisches Neujahr, Beginn der grossen jüdischen Feiertage. Wir hatten das eine Stunde zuvor von Frau Ziegler gehört, zugleich auch, dass für Berlin und alle Städte jede gottesdienstliche Feier verboten worden. (Das geht noch über das Mittelalter.) Mit Steinitz und Magnus zusammen trafen wir den Friedhofsverwalter Jacobi. Alle drei in der gleichen Stimmung: überzeugt, dass das Regime am Zusammenbrechen, fast ebenso überzeugt, dass wir vorher einem Pogrom und Racheakt erliegen. – Magnus und Steinitz arbeiten schon seit Monaten zusammen, und seit einer Woche sind sie auch Stubennachbarn bei gleicher Küche in der jämmerlichen Schulgutstrasse. Sie vertragen sich schlecht, und ihre Frauen vertragen sich gar nicht. Magnus sagte mir mit vieler Selbstverständlichkeit: «Meine Frau hat mir erklärt, in jedem Augenblick, wenn ich es will, zum Selbstmord bereit zu sein. Aber ich warte noch ab und gebe nicht alle Hoffnung auf.» [...]

Steinitz zeigte uns mit Stolz das Grab seiner Urgrossmutter, einer Frau Abrahamsohn, die 1900 mit hundervier Jahren starb, mit hundert Jahren noch in die Oper fuhr. Er hat das Grab gereinigt und neu bepflanzt. Der Friedhof bedeutet für Magnus und Steinitz ein Refugium; sie fordern mich immer auf, mit einem Buch hin-

zukommen. Der Friedhofsverwalter hat Amtswohnung draussen; er sagt, er habe keine Haussuchung zu befürchten; die Gestapo habe Angst vor den Toten (vor *ihren* Toten!).

13. September, Sonntag Nachmittag

Die Familie Kreidl war verschwägert mit einer Familie Arndt (Juweliengeschäft). Den Alten, an siebzig, lernte ich im Winter beim Schneeschippen kennen; den Sohn (Dreissiger – seine Frau ist in England, ihn selber überraschte der Krieg) sah und sprach ich ein paarmal bei Ida und Elsa Kreidl. Der Vater war Reservemann des letzten und ist also sicherer Anwärter des kommenden (Schluss-)Transports nach Theresienstadt. Der Sohn ist dieser Tage verhaftet worden. Die Gestapo hat einen Brief gefunden, in dem er seine Freundin, eine Angestellte im Reka, bittet, ihm ein Essgeschirr zu besorgen. Selbst wenn nicht Rassenschande konstruiert wird, genügt diese Beziehung und dieses Ansinnen zum KZ oder zum früheren Ableben. Auch die Arierin wird ins Verderben gerissen. – Früher erfuhren wir solche Neuigkeiten durch Käthen Sara (die schon in ihrer neuen Wohnung die erste Haussuchung hinter sich hat – was mich beinahe heiter stimmte, denn Käthen behauptete, der Lothringer Weg sei «noch exponierter» als die Altezeller 41; das sind so unsere Rangstreitigkeiten) – jetzt berichtet Frau Ziegler, an der wir mancherlei gute Eigenschaften entdecken: Sie ist hilfreich, freundlich, unaufdringlich und nicht laut, geschwätzig und fähig ... Auch war Eva heute bei Seliksohns (Kartoffeln gegen von Ida ererbtes Trockengemüse). Dessen *Nouvelles*'. Nach erledigtem Abtransport der Alten werde im Oktober die jüdische Abteilung von Zeiss-Ikon evakuiert. – Eben unterbrochen worden durch Steinitz' Besuch. Immerhin habe ich heute die Lektüre der «Javanais» beendet, die mich durch mein sprachliches Versagen entsetzte, und will mit der Notiz wenigstens noch beginnen. – Seliksohn hat für mich die Tagebücher Theodor Herzls aufgetrieben, leider nur Band 1 von drei Bänden.

Wir zeigten Steinitz die Maginotlinie des doppelten Kellerge-

schosses. Das Haus hat eine gewisse Filmromantik, besonders jetzt – diese nackte Halle, diese Judensterne an den Türen, diese Schicksale, diese über allem lagernde Angst – und dazu die Üppigkeit des Gartens, der grosse Blick auf die nahen Elbhügel und die Albrechtsschlösser.

[...]

15. September, Dienstag Mittag

[...]

Frau Ziegler erzählte ein bisschen von den Schicksalen dieses Hauses. Frau Jacoby, die jetzt Evakuierte, hatte zwei Söhne, Fünfziger, hier und eine Tochter, Ärztin, Sechzigerin, in Berlin. Beide Söhne privatisierten, der eine hatte das Geschäft geleitet, der andere war Kunstmaler gewesen. Beide Junggesellen. Der Maler kochte und hielt das Haus instand. Es war schon mit allerlei Judenparteien belegt. Im Lauf des letzten Jahres starb der eine Sohn an Lungenentzündung, der andere wurde nach Polen verschleppt. Die Tochter kam zum Begräbnis des Bruders aus Berlin, wurde hier von der Gestapo malträtiert und gleich danach von Berlin aus als Medizinerin in ein polnisches Ghetto verschickt. Blieb zur Betreuung der sehr gebückten (aber geistig ganz klaren) alten Frau «Fräulein Hulda», die hinter der versteckten Tür im Entresol wohnt. Die getreueste arische Haushälterin, der es längst streng verboten ist, hier auszuhelfen, die man in den Arbeitseinsatz zu Zeiss-Ikon geschickt hat – eine sehr tiefe Fünfzigerin – und die jetzt zu den jüdischen Mietern hält, wie sie bis zum letzten Augenblick für Frau Jacoby gesorgt hat. Uns erzählte Fräulein Hulda gleich, dass sie in früheren Jahren im Hause Ralph von Klemperer angestellt war. – Die Romantik dieses verwunschenen Schlosses mit seinen Judensternen an allen Türen, mit seinen vielen Schicksalen, tröstet mich immer wieder ein bisschen. –

Heute hat Marta Geburtstag, 67 oder 68 Jahre. Ob sie noch lebt? Im Grunde hat Hitler ihr Glück gebracht: Er hat ihr Leben aus Stagnation befreit und ins Exotische geführt. – Wie einem das Märchenhafte selbstverständlich wird: meine Schwester in Süd-

amerika, mein Bruder in USA, alle übrigen Geschwister tot, mit diesen beiden ohne jede Verbindung. Mein Schwager in Stockholm, mir unter fremdem Namen schreibend. Auf seiner letzten Karte hat er einen neuen Decknamen. Wieso? Es ist eine Luftpostkarte und kündigt einen unterwegs befindlichen Brief an. Vielleicht enthält der Aufklärung.

16. September, Mittwoch gegen Abend

In der Liste der letzten fünfundzwanzig «Alten», die nach Theresienstadt kommen, befinden sich John Neumanns. Ferner das Ménage Pinkowitz, der Studienrat und Leichenbestatter. Er ist erst in meinem Alter, aber als Kriegsbeschädigter «begünstigt». Den andern ist Zwangsarbeit in Polen zugeordnet. Auch mir? –

Beim Haarschnitt gestern drang Seliksohn in mich, zwei hinterlassene Anzüge bei der Kleiderkammer für mich zu beantragen. Da es sich um gebrauchte Sachen handle, habe nur Hirschel, nicht auch der Parteibevollmächtigte zuzustimmen; und da ich es innerhalb der Freigrenze zahlen müsste und das nicht vermöchte, bekäme ich das Zeug umsonst – Wohltätigkeit der Reichsvereinigung. Ich sollte das durchaus und skrupellos tun, denn sonst fielen die Sachen doch bloss an Gestapo und Konsorten. – Ich bin in grosser Kleidemot, aber *das* widerstrebt mir ungemein. –

[...]

Kartoffelnot und erfolgloses Herumjagen Evas nach Lebensmitteln. Aber in der Zeitung kündigt man triumphierend «Erhöhung der Brot- und Fleischration» für Oktober an. Ob es ein Bluff ist? Eine Desperadomassnahme? Immerhin: Selbst in diesem Fall stopft es für eine Weile die Mäuler, der Krieg geht weiter, und die Zeit ist gewonnen, die zu unserer Ausrottung gebraucht wird.

18. September, Freitag Vormittag

Gestern Vormittagswanderung zur Kleiderkammer, ein fast passender, ziemlich gut erhaltener Anzug fand sich.

Soll 35 M kosten – unmöglich innerhalb Freigrenze zu zahlen. Ich werde den Betrag als Winterhilfe oder andere Wohltätigkeit zeichnen – dann fällt er ausserhalb der Freigrenze. Ich wollte das gleich auf der Gemeinde in Ordnung bringen; ein Auto stand davor, ergo Gestapo, ergo Flucht. (Das schreibt man alles so als triviale Selbstverständlichkeit; künftigen Studenten könnte man diese Bagatelle endlos kommentieren: wieviel Sklaverei und Demütigung und Verarmung dahinter, wieviel Mühe! Fusswanderung von elf bis eins, wo mich die Tram in ein paar Minuten ...). Ich besprach die Anzugzahlung am Nachmittag mit Hirschel, auf dem Friedhof nach der Urnenbeisetzung Julia Pick im Familiengrab. Pinkowitz fungierte in üblicher Weise zum letztenmal – es war die tristeste Feier, die wir bisher mitgemacht haben. Genau zwölf Menschen, wir beide mitgerechnet. Die Männer ausser mir nur pflichtmässige und zufällige. Der Friedhofsverwalter und Urnenträger Jacobi, der Friedhofsgärtner, Steinitz und Magnus, die als «Arbeiter» den Tag da draussen verbringen, der Vorsteher Hirschel. Auf der Frauenseite Elsa Kreidl – eine wirkliche Tat, denn ihr ist das verboten, es gefährdet sie, und sie war nicht verpflichtet; das hob sich ab von dem Verhalten des Prof. Gaehde, dem es als Verwandtem *nicht* verboten gewesen wäre, dem es Pflicht war (er dankt den Picks seine sorglose und reiche Existenz) und der aus Feigheit fehlte, so wie er aus Feigheit die lebende Frau Pick im Stich gelassen und den Verkehr zwischen ihr und seiner Frau unterbunden hatte. Ich will ihn in meinem Curriculum an den Schandpfahl binden. – Frau Gaehde in starrer Haltung und mit starrem Gesicht, bei Begrüssung und Kondolenz zum Lächeln verzerrt. Sie schien unter dem Fehlen des Mannes zu leiden, sie weiss, wie das beurteilt wird. Die übrigen drei Frauen mir unbekannt, eine, als einzige heftig weinend, soll eine alte Wirtschaftlerin des ehemals üppigen Hauses gewesen sein. – Das Urnenlöchelchen war in ein Erbbegräbnis eingebohrt. – Ich besprach dann mit Hirschel die Anzugfrage und sass noch ein Weilchen mit Steinitz und Magnus im Glashaus der Gärtnerei, die den hinteren Teil des jüdischen Friedhofs okkupiert. Steinitz stopfte sich die Ta-

schen mit hier geernteten Tomaten voll. Das ist Arbeitslohn sozusagen. Die übrige Gemüseernte der Anlage geht an die «Mittelstandsküche» der Gemeinde, auch die übrige Tomatenernte. Tomaten sind sonst nur auf Karte zu haben, für uns also verboten. Sie haben mindestens Prügel zur Folge, wenn die Gestapo sie bei uns vorfindet.

[...]

19. September, Sonnabend Nachmittag

Heute vor einem Jahr wurde der Judenstern aufgeheftet. Welch namenloses Elend ist in diesem Jahr über uns gekommen. Alles Vorherige scheint leicht demgegenüber. – Und Stalingrad fällt eben, und im Oktober gibt es mehr Brot: Also kann sich die Regierung über den Winter halten; also hat sie Zeit zur gänzlichen Vernichtung der Juden. Ich bin tief deprimiert. – Dazu die ständige Müdigkeit. Jetzt auf weite Wanderung nach der Wiener Strasse hinüber. Abschiedsvisite bei Pinkowitz, Kartoffelschnorren bei Hirschels. – Herzls Tagebuch.

[...]

21. September, Montag gegen Abend

Heute ist Jom Kippur, und gerade heute sitzen die letzten 26 «Alten» im Gemeindehaus, von wo sie morgen früh abtransportiert werden. Sonnabend Nachmittag also machten wir Abschiedsvisite bei Pinkowitz', die zwei Zimmer in Hirschels Villa bewohnten. Das uns schon vertraute Bild solchen Aufbruchs. Die Leute sehr gefasst und zuversichtlich. Kleiner Trost: Es stellte sich heraus, dass Pinkowitz, der wie ein entfleischter Siebziger aussieht, drei Vierteljahrejünger ist als ich. – Dr. Katz war dort. Sehr bedrückt. Die Mischehe werde uns nicht schützen. Dass Marckwald noch lebte, hielt er für unwahrscheinlich. Er werde an Morphemangel zugrunde gehen. – Gestern die Visitetour fortgesetzt. Eva war schon am Vormittag bei Neumanns gewesen. (Auf Postkarte der Frau.) Es handelte sich um «Sicherstellungen» – übrigens ein Wort der LTI.

Ich selber erbte ein Jackett mit Weste. Einiges geht zu einer verlässlichen arischen Freundin in Neumanns früherem Wohnhaus. Am Nachmittag also zu zweit dort. Die arische Freundin, Frau Arendt, fand sich auch ein, brachte Kuchen mit, es gab echten Tee. «Leichenschmaus», sagte ich. Darauf Neumanns, die trotzig vergnügt waren: «Ja und nein.» Einerseits seien die Leichen ja selber dabei. Andererseits führen sie wirklich in ein Jenseits, aus dem bisher niemand authentische Nachricht gegeben. Denn keine der erzählten Nachrichten sei mehr als Vermutung. Er schenkte mir ein Gebetbuch mit hebräischem *und deutschem* Text. Ich: wie man an diesem Versöhnungstag seinen Feinden vergeben solle? Er: «Das verlangt die jüdische Religion nicht. Das betreffende Gebet heisst: Versöhnung für alle Israeliten und ‚für den Fremden in unserer Mitte‘, also doch nur für den friedlichen Gast unter uns.» Feindesliebe fordere das Judentum nirgends. Ich: «Feindesliebe ist sittliche Gehirnerweichung.» Von Neumanns (an der Kreuzkirche beim Rechtsanwalt Neumark) musste ich meine Wanderung fortsetzen nach der Altenzeller Strasse 42, wohin uns Kätschen Sara eingeladen. Sie haust jetzt in zwei prunkvollen, hohen Riesenräumen mit Frau Aronade zusammen, im gleichen Hause wie Grete Kronheim, die hiergebliebene hysterische Tochter unserer alten Freundin. Auch Leipziger – der grosssprecherische Sanitätsrat und die sympathische, viel jüngere arische Frau – leben jetzt dort. Wir sahen all diese Leute. Kätschen überbot sich an Herzlichkeit, drang Eva das Du auf, stellte uns Geld zur Verfügung, sobald wir es nötig hätten. So gelegentlich genossen ist sie sehr passabel. Die Stimmung der gesamten Judenheit ist hier durchweg gleich: Das Ende mit Schrecken steht vor der Tür. *Sie* gehn drauf, aber vielleicht, wahrscheinlich behalten sie Zeit, uns vorher zu vernichten. Gegen die Evakuierung ist man abgestumpft. (Es ist hier in Dresden allzu scheusslich.) Man möchte nur gern überleben.

Heute Brief von Sussmann. Er fragt immer, und ich kann nicht antworten. [...]

24. September, Donnerstag Nachmittag [...]

Frau Ziegler erzählte: Arnold Zweig sei ihr Verwandter. Familie aus Kattowitz. Vater Sattler und Lederhändler. Der Grossvater liess die Söhne ein Handwerk lernen, sie kamen hoch. Ein anderer Sohn, Klempner, wurde Fabrikant. Zweigs Schwester Sängerin, seine Cousine Kinderärztin. Aufstieg der jüdischen Familie! Weiter – natürliche Entwicklung! –, Arnold Zweig sei entschiedenster Zionist. Das war er in Kowno oder Wilna 1918 noch nicht. Wo er jetzt ist, ob noch am Leben, wusste Frau Ziegler nicht.

Sie berichtete von Hirschels: a) Es zogen neue Mieter bei ihnen ein, Mischehe. Die Schwestern der arischen Frau waren zu Besuch und unterhielten sich dort mit der Jüdin Kalter in deren Zimmer, als unversehens Gestapo, Spucker und Boxer, erschienen. Den arischen Mädchen wurde die Tür gewiesen – strengstes Verbot, sich noch einmal sehen zu lassen –, die Frau Kalter wurde «nach Strich und Faden verhauen». b) An einem der letzten Morgen klingelte die Gestapo sehr zeitig in der Gemeinde, und niemand meldete sich. Daraufhin bekam Hirschel den Strafbefehl, von jetzt an jeden Morgen um sieben Uhr anwesend zu sein. –

Heute Morgen, als wir beim Frühstück sassen, kamen ein paar Handwerker, den Zustand des Hauses zu untersuchen. (Wird es repariert und von der Gestapo übernommen, dann müssen wir heraus.) Sie klopfen an, sie behielten *nicht* den Hut auf dem Kopf, sie baten um Entschuldigung und «wollten nicht stören», und alles das, trotzdem doch unsere Plätt- und Wohnküche den Judensterne an der Tür trägt. Welche ungewohnte, welche demonstrative, welche für die Ausübenden buchstäblich gefährliche Höflichkeit! Als ich hinaufging, flüsterte mir oben im Parterre «Fräulein Hulda» zu (die arische Haushälterin): «Sind sie noch da?» – Ich sagte: «*Die* sind sehr höflich, da haben Sie nichts zu fürchten.» – «Der eine hat mich *so* angesehen, ich dachte: Gestapo.»

[...]

Abends um zehn schläft Eva sofort ein; aber dann in der Nacht oder gegen Morgen liegt sie wach, und ich lese vor.

25. September, Freitag gegen Abend

Gestern Abend gegen neun erschien bei uns in der Küche eine blonde junge Dame. Flüsternder Bericht. Tochter der Frau Arendt, der Freundin und Nachbarin der Neumanns in der Winckelmannstrasse, die letzten Sonntag kuchenbewaffnet zum Abschied zu Neumanns gekommen war, die ihnen manches aufbewahrt und zu der Eva, wie verabredet, heute noch einige Stücke hinschaffen sollte. – Die Mutter lasse bitten, dringend bitten, ein paar Wochen nicht zu kommen. Sie wird beobachtet. Sie ist aufgefallen. Eine Freundin hat sie gewarnt, bei der nachgeforscht wurde, welche Verbindung Frau Arendt mit Neumanns gehabt. «Wir rechnen mit Haussuchung, wir haben die ganze Nacht geräumt, alles Gefährliche ist heute schon aus dem Haus.» Der abendliche Gang der Tochter zu uns war schon eine gefährliche Expedition. –

[...]

28. September, Montag Vormittag

Alles in allem ist unsere neue Behausung, die nun im Wesentlichen wohnlich geworden, der vorigen vorzuziehen. Unbequemlichkeit des Treppenlaufens und Abklatschens soit – aber die Ruhe, kein Kätchen Sara. Beinahe unheimlich ruhig ist das grosse Haus, obwohl es ganze zwanzig Bewohner hat, worunter mehrere Kinder. Ein grosser Teil ist immer in Arbeitsschicht. Verkehr zwischen uns und den andern freundlich, aber bei ganz seltener Berührung. Oft, meist, wird tagelang kein Wort über den Gruss hinaus gewechselt. Nur mit Frau Ziegler täglich zusammen und oft in längeren Gesprächen. Aber auch sie ist drei Viertel des Tages abwesend. Und die gemeinsame Küche ist so gross, dass keins den andern stört. Und Frau Ziegler ist nicht Kätchen. Und dann noch eines: Niemand im Hause nimmt spöttischen Anstoss daran, wenn ich mich an unserer Hausarbeit beteilige. Das ist hier allgemeines und schon selbstverständliches Schicksal, dass jeder jede Arbeit tut. Alle Tage von Neuem empfinde ich es als Erleichterung, dass mir die Begleitung der Vossischen spropositi beim Geschirrwä-

schen erspart bleibt. – Aber die genaue Kenntnis der jüdischen Schicksale hätte ich freilich im Judenhaus II nicht gewonnen. –

2. Oktober, Freitag Nachmittag

Sehr müde vom Scheuern der Küche und von tiefer Depression. – Hitlers Rede zum Beginn des Winterhilfswerkes. Seine alte Leier masslos übersteigert: Die stupenden deutschen Erfolge, die deutsche Moralität, die deutsche Siegesgewissheit – es geht uns immer besser, wir halten es noch viele Jahre aus... Masslos übersteigert auch das Beschimpfen der Gegner, die Minister sind «Schaftsköpfe», «Nullen, die man nicht voneinander unterscheiden kann», im Weissen Haus regiert ein Geisteskranker, in London ein Verbrecher. Masslos die Bedrohungen gegen England, gegen die Juden in aller Welt, die die arischen Völker Europas ausrotten wollten und die er ausrottet... Nicht dass ein Wahnsinniger in immer stärkerer Tobsucht tobt, sondern dass Deutschland das hinnimmt, nun schon im zehnten Jahr und im vierten Jahr des Krieges, und dass es sich immer weiter ausbluten lässt, ist so grauenhaft. Und nirgends ein Ende abzusehen. Die Kräfte der Entente reichen zum entscheidenden Stoss nicht aus – und innen bleibt alles ruhig. Noch ein Winter, und dann noch ein Sommer... In acht Tagen bin ich einundsechzig – was bleibt mir günstigstenfalls? [...]

4. Oktober, Sonntag Vormittag

[...]

Von eins bis zwei nach Wochen einmal bei stillem warmem Herbstwetter ein kleiner Spaziergang mit Eva, den wir lange geplant. [...] Dann, nach dem Kaffee, kamen Steinitz und Cohns zu uns. Cohn erzählte zwei sehr bedrückliche Neuigkeiten. Eine Familie Bein, die im Gemeindehaus wohnte, die Frau arisch, der Mann Fünfziger, Jude, der Sohn achtzehn Jahre, jüdisch erzogener Mischling. Vater und Sohn vor ein paar Wochen verhaftet, an

geblich, weil sie zu wenig zur Spinnstoffsammlung abgeliefert, vor ein paar Tagen in ein KZ Mauthausen an der österreichischen Grenze transportiert, gestern «bei Fluchtversuch erschossen», beide, Vater und Sohn. – Das ist die Sicherheit in der Mischehe. Mich schüttelte gemeinste Todesangst. Weiter: Die Niedersedlitzer Kartonagenfabrik Enterlein, in der Cohn arbeitet, stellt neue, jüdische Arbeiter ein. Das kann mich den Rest meiner Freiheit kosten. Auch davor graut mir. – Hilft aber alles nichts: Jede Stunde ausnutzen!

5. Oktober, Montag Nachmittag

[...]

Neulich in der Emser Allee! Von hinten überholen mich zwei radelnde grosse Hitlerjungen; sie albern untereinander, lachen laut, rufen irgendwas – ich glaube gar nicht, dass es mir galt, sie können ja den Stern erst im Sichrückwenden gesehen haben. Gleich darauf in Gegenrichtung ein radelnder Arbeiter von etwa zwanzig Jahren; er beugt sich mit freundlichem Lächeln mir zu: «Das muss Ihnen gar nicht kümmern!» Ich nickte ihm zu.

7. Oktober, Mittwoch gegen Abend

Frau Ziegler, mutatis mutandis jetzt die Botenberichte Kätchen Saras übernehmend, erzählte vorgestern: 1) Im Raum der niedergebrannten Synagoge stehen Baracken für gefangene Russen. Die Leute wühlen in den Mülltonnen des Gemeindehauses, fischen Essreste heraus und fressen sie in sich hinein. So verhungert. 2) Der wohlhabende Schneidermeister Philippsohn, elegante Kundschaft, war bei «Tempo» im Arbeitsdienst, einer Wäscherei, die jetzt für das Heer wäscht, und wurde verhaftet. Angeblich, weil er «den Stern verdeckt» und mit dem tschechischen Chauffeur der Firma gesprochen habe. Abtransportiert zum KZ und, wie Vater und Sohn Bein, «auf der Flucht erschossen». Um gleich in der Mordchronik fortzufahren: Neumark (s. u.) berichtet heute: Ein

Vetter, ihm gleichaltrig und nahestehend; in privilegierter Ehe; lebt «aus wirtschaftlichen Gründen» von Frau und Sohn-Mischling, arisch erzogen, achtzehn Jahre, getrennt, da die Frau ein Unternehmen leitet. Schreibt aus Berliner Pensionat an den Jungen, «wahrscheinlich etwas unvorsichtig». Brief fällt, man weiss nicht wie, der Gestapo in die Hände. Vater verhaftet, «schon nach drei Tagen Todesnachricht».

Ich ging heute bei schönem, mildem Herbstwetter ein zweites Mal des von Neumann hinterlassenen Hutes halber zu Neumark, diesmal mit Erfolg: Ich traf Neumark um ein Uhr, und wir plauderten eine ganze Stunde. Auf der Diele hing das schöne Erbstück, am seitlichen Zimmer klebte das bekannte Siegel, genauer zwei rote Stempelkarten, die einen braunen Papierstreifen quer über Tür und Türrahmen halten, und das bekannte: «Hier wohnten der Jude... und die Jüdin...». Als ich kam, war Neumark gerade am Schluss seiner Briefdiktate und schien Mittagspause machen zu wollen. Ausser dem Mordfall erzählte er: Es sei ein Gesetz zur Trennung der Mischehen bereits ausgearbeitet gewesen, aber wieder zurückgezogen worden. Im Augenblick stehe es also um die Mischehe «ein bisschen günstiger». Man wisse aber nicht, auf wie lange. – Ein aus München kommender Arier habe ihm erzählt, dass München durch englische Flieger böse zugerichtet sei. Davon hat nichts in den Zeitungen gestanden; ich hatte es aber auch schon von anderer Seite gehört. – Ich sprach von meiner LTI, und Neumark gab mir ein Exemplar vom Zentralorgan des Nationalsozialistischen Rechtswahrerbundes «Deutsches Recht». Er wollte mir mehrere Hefte mitgeben, aber eines lässt sich besser verbergen. –

[...]

8. Oktober, Donnerstag morgens und später

Der Elektriker und Zimmernachbar Fränkel ging wie ein Arbeitsmann mit Rucksack über der Joppe und hüllenlos an mir vorbei, ich erkannte ihn erst nachträglich und bat ihn wegen Nichtgrüssens um Entschuldigung. Er: «Nicht grüssen, höchstens mit den

Augen winken. Nur nicht auffallen! Besser auch, Sie gehen nicht mit Ihrer Frau zusammen. Arier und Nichtarier sollen doch nicht zusammen gesehen werden...»

[...]

Neumark sagte mir gestern im Gespräch, er könne nicht schreiben, er müsse diktieren, er brauche das selbst zum nüchternsten Schriftsatz, um «in Fahrt zu kommen» – «eine Art Rausch ist wohl zuviel gesagt –, aber so etwas der Art.» Produktionsgefühl, erhöhtes Lebensgefühl – im letzten bestimmt der gleiche Zustand bei einem grossen Dichter, bei mir, bei Neumark, bei einem tüchtigen Schuster.

9. Oktober, Freitag gegen Abend

Trostloser Geburtstag, trostloser als voriges Jahr. Damals kannte ich noch keine Haussuchungen, war auch nicht so mordumlauert. Hoffnung auf Überleben ist sehr schwach geworden. Auch das Physische zählt: Die Zigarre, der Süsstoff waren im vorigen Jahr nicht ganz verschwunden, die Kartoffel herrschte nicht so ganz allein. – Und Eva war noch nicht zum Gerippe abgemagert. – Am Vormittag scheuerte ich die Küche. Am Nachmittag ging ich zum jüdischen Friedhof – ominöser Weg –, um Steinitz für Sonnabend ein-, für Sonntag auszuladen. Dazwischen Arbeit an Pourrat.

Wenn ich überlebe, ergibt er ein paar Seminarstunden oder eine Seite neuester Französischer Prosa. Und wenn ich nicht überlebe, so bin ich anständig über die Zeit gekommen und auf meine Weise tapfer gewesen. Geburtstagsbrief von Sussmann. «Arne Egebring». Irgendwelche Zeichen der Zensur darauf, blaue Schrägstreifen über das ganze Blatt. Ich bin ängstlich. Mit seinen Namensänderungen, mit seinen naiven Fragen kann er mich den gar so locker sitzenden Kopf kosten. Er schreibt, in meinem letzten Brief an ihn seien sieben Zeilen etwa zur Unleserlichkeit geschwärzt. Ich vermute, es war die Gewichtangabe, der Satz: «Schlankheit ist modern, ich bringe noch hundertzwanzig Pfund auf die Waage, Eva nur hundert (brutto, bitte!).» – Er schreibt, er könnte sich über meine Stimmung ein Bild machen, wenn ich ihm

eine verschiedenen Leuten durch ihn vorgelegte Frage ganz kurz, mit möglichst einem Wort beantworte. Was ich für das allen Menschen gemeinsame *summum bonum* halte? Ich will, in Anschluss an Neumarks «Art Rausch» (s. gestern), erwidern.

1) Erhöhtes Lebensgefühl = Glück. Oder *Hoffnung* = stärkste und dauernde Erhöhung (Gegenwart enttäuscht, Vergangenheit hat bitteren Beigeschmack). 2) Damit ist gar nichts gesagt, es ist zu weitmaschig, denn der Inhalt ist bei jedem Menschen und in jeder Stunde ein anderer. Jetzt ein gutes Essen und jetzt das Jenseits. 3) Auch jede andere Antwort wird zu weitmaschig oder zu engmaschig sein. Freiheit? – ja wenn ich Gesundheit mit einbeziehe (das hat mir Sussmann einmal geschrieben, wohl vor zwei oder drei Jahren!). Friede? – ja wenn ich inneren Frieden, sowohl politisch als privatseelisch, hinzurechne etc. etc. Dann kam noch rührenderweise ein Glückwunsch von Caroli Stern, die wir so lange vernachlässigt haben. Sie schreibt, es sei, ohne dass weitere Aufklärung zu erlangen, Nachricht vom plötzlichen Tode Erich Meyerhofs gekommen. Er war in einem australischen Lager, und es schien ihm dort gut zu gehen. Über ihn, seine Frau, seine Söhne habe ich im Anschluss an Lissys Besuche Notizen gemacht. Die Mischlinge waren eine Zeitlang aus dem Heer gezogen. Jetzt steht der älteste an der Rommelfront. – Erich Meyerhof war etwa drei Jahre jünger als ich, mir immer etwas fremd in seiner derben Abenteuerlust und erotischen Vitalität. Er war der *erste*, der mir von Eva erzählte, er ist meinen Erinnerungen an 1904 eng verknüpft. Ich hätte nie gedacht, dass ich ihn überleben würde. Ich bringe in meiner Herzensstumpfheit kein Gefühl auf. Nur immer: «Es fallen so viele rings um mich, und *ich* lebe noch. Vielleicht ist es mir doch vergönnt, zu überleben und Zeugnis abzulegen.»

Thomas Mann soll im amerikanischen Rundfunk erbittert für die deutschen Juden plädiert haben.

Zu den Heeresberichten der letzten Wochen «prägte» ich das Wort: «In Stalingrad nahmen wir in harten Nahkämpfen eine weitere Dreizimmerwohnung mit Bad.» –

10. Oktober, Sonnabend

Neue Order an alle Juden, die zum Tragen des Kennzeichens verpflichtet sind: Metallabgabe, weit schärfer als im vorigen Krieg: auch Tombak, Nickel, Zinn, Blei, *auch jede Art Lampe*. Für uns fragt sich, ob die arische Frau mitbetroffen. Die Gemeinde muss entscheiden. –

Vor Monaten erzählte Kätchen Sara als besonders tragischen Fall: ein Ehepaar Geleit, er Arzt, um einer Winzigkeit willen in Gefängnis und KZ. Beide f. Zwillingmädchen von sechzehn Jahren, bei Zeiss-Ikon arbeitend, bleiben verwaist, arm und allein zurück. Gestern berichtet Frau Ziegler von neuen Haussuchungen; dabei hat man den beiden Mädchen ihre frischgekaufte Markenration Butter und Margarine weggenommen. Immer dasselbe und immer abtossender.

In der Halle unten seit gestern grosses Treiben: Aus entsiegelten Zimmern schaffen Arbeiter des Finanzamtes die Unmenge der beschlagnahmten Möbel, Bücher etc. fort.

Das waren meine Geburtstagsindrücke und -neuigkeiten.

[...]

14. Oktober, Mittwoch Nachmittag

Gestern, am 13. (man könnte abergläubisch werden – die Finger sind steif vor Herbstkälte...), gestern kam das unglaubliche Gerücht, das sich heute bewahrheitete: Den Juden werden alle Fleisch- und alle Weissbrotmarken entzogen. Vor wenigen Wochen wurde angekündigt: Vermehrung der Fleisch- und Brotration, weil es um Deutschlands Ernährung immer besser stünde; vor wenigen Tagen erklärte Göring: Das deutsche Volk werde *nicht* hungern, das Hungern überlasse er notfalls den besetzten Gebieten. Und nun also können die Juden wie die gefangenen Russen die Mülltonnen durchsuchen. Ich bin tief deprimiert.

Die Verordnung der Metallabgabe ist so unklar gefasst, dass die Gestapo hinterher leichtes Spiel hat, wenn sie einem Sabotage anhängen will. Besonders unklar die Stellung der Mischehe. Eigen-

tum der arischen Frau bleibt frei – aber was ist ihr «nachweisbares» Eigentum? Ich wandte mich um Auskunft an den Vorstand Hirschel und schrieb: «Wie soll man nach vierzigjähriger Ehe Eigentum der Frau am Haushalt dokumentarisch nachweisen?» Er erwiderte schriftlich: «Das Eigentum der arischen Frau bleibt frei, sofern es als ihr Eigentum nachgewiesen wird.» Zimmernachbar Fränkel stellte mit dem Magnet fest, welche der metallenen Lampen aus (abgabefreiem) Eisen sind. Nun muss man nur hoffen, dass die Gestapo diese Feststellung anerkennt. Wir lieferten schliesslich ab: ein kleines Markenkästchen aus Blei, einen Briefklemmer aus Nickel und einen Aschenbecher aus Messing.

Als wir hier einzogen, wurde gerade Frau Jacoby evakuiert und ihr Hausrat in einige der unter Siegel gelegten Zimmer zusammengestellt. Jetzt sind schon seit mehreren Tagen zwei Angestellte des Finanzamtes und ein Kunstsachverständiger an der Arbeit, dies alles zu inventarisieren, abzuschätzen und zum Abtransport zu bringen. Die Sachen werden in die Halle geschafft, auch auf den Umgang hier oben. Es ist unglaublich, welche Mengen von Lederstühlen, Schränken, Tischen, Petroleumlampen da hervorquellen. Alles alt, Kunsthandwerk, kostbar. (Die Gemälde sind entweder schon fort oder folgen noch.) Und alles das wird geraubt.

Der Sonntagnachmittag bei Seliksohns war tröstlos. Der Mann hatte einen Zusammenstoss mit dem arischen Luftwart des Hauses gehabt, hatte ihn geprügelt und war angezeigt worden. Das hätte ihn fraglos das Leben gekostet. Auf die Bitte seiner Frau wurde die Anzeige zurückgezogen. Aber nun ist Seliksohn in düsterster Stimmung, und auch zwischen den Eheleuten herrscht Spannung. Seliksohn raste gegen das deutsche Volk in seiner Gesamtheit, er wurde ausfällig gegen mich, der ich den Deutschen «nachlief» – es war «ne hibsche», und wenn es mir nicht um den Kartoffelzugesch ging, wäre ich wohl weniger geduldig gewesen.

[...]

16. Oktober, Freitag Abend

Gestern um halb sechs [...] ging ich, als Spaziergang, zu Steinitz und brachte ihm etwas Schreibpapier. Als ich hier aus dem Haus trat, sah ich unten ein «Pol»-Auto stehen und dachte: Gut, dass ich fortgehe und dass Eva in città ist. – Bei der Rückkehr hier Bestürzung. Frau Eger war fort – man hatte sie weinend nach Hause kommen sehen, nach dem Verschwinden der Polizei war auch sie verschwunden, auf dem Galeriegeländer lagen ein Brot und standen Töpfe mit Essen, ihre Zimmer waren abgeschlossen. Also verhaftet, und man muss annehmen, dass sie schon im Nachhausekommen etwas vom Schicksal ihres Mannes gewusst hat. (Er arbeitet in Reick, baut einen «Kartoffelbunker» für Zeiss-Ikon. NB. der Erweiterung des Ausdrucks *Bunker* nachgehen! LTI.)

Tagüber liegt unser Judenhaus ganz still. Abends kommen Zeiss-Ikon-Leute und Frau Ziegler aus dem Dienst und bringen Neuigkeiten mit. So erwarteten wir Aufklärung. Aber niemand, im Werk nicht und auf der Gemeinde nicht, hat eine Ahnung, was vorliegt. Die beiden sind verhaftet, alles andere ist rätselhaft. – Annahme: Die arische Frau mag irgendetwas bei ihren Eltern in Sicherheit gebracht haben, und dort könnte Haussuchung gehalten worden sein. Liegt es so, dann ist er ein toter Mann; ihr bleibt vielleicht die Chance, das KZ zu überleben. – Das Fürchterliche ist die Unsicherheit, der schleichende Mord. Niemand erfährt etwas, jeder ist in ständiger Lebensgefahr, das Wichtigste genügt zum Vorwand der Beseitigung. Wir wissen noch heute nicht, weshalb Ernst Kreidl getötet wurde. Wir werden auch über Eger nichts erfahren Und immer das Gefühl: in der nächsten Stunde vielleicht *ich*. – Über alles hinwegarbeiten. Ich darf mich nicht ganz an die Franzosen hingeben. Denen bin ich, falls ich andere Zeit erlebe, von Berufs wegen verfallen. *Jetzt* muss ich alles in den Vordergrund stellen, was im weitesten dem LTI-Komplex, also der Gegenwart und ihrer Entstehung gilt. So habe ich mich in Rathenaus «Zur Kritik der Zeit» vertieft. Die Sombartlektüre kommt mir dabei zugute.

17. Oktober, Sonnabend Spätnachmittag

Über Egers ist nichts in Erfahrung zu bringen. Sie sind eben verhaftet worden, und mindestens *sein* Leben ist keine fünfzig Pfennig mehr wert. In hoher Gefahr ist auch ihres. Heute zum erstenmal die Todesnachricht zweier Frauen aus dem KZ. Bisher starben dort nur die Männer. Von diesen zwei Frauen hatte eine verbotenen Fisch im Kühlschrank gehabt, die andere auf dem Weg zum Arzt die Trambahn benutzt, die sie nur zur Arbeitsstätte hätte benutzen dürfen. Beide wurden von dem Frauenlager in Mecklenburg nach Auschwitz transportiert, das ein schnell arbeitendes Schlachthaus zu sein scheint. Todesursache: «Alter und Herzschwäche». Beide waren um die Sechzig, die eine besonders robust. Bericht der Frau Ziegler.

[...] – Lustlose Lektüre des germanomanen Rathenau. Seine geschwollene Sprache stört mich sehr, seine Berührung mit H. St. Chamberlain ist mir widerlich; seine Nationalökonomie macht mir keine Schwierigkeiten.

[...]

23. Oktober, Freitag Abend

Sehr nasses und – mindestens in den ungeheizten Nordzimmern – kaltes Wetter. Wir leiden sehr. Ich sitze im Mantel und immer noch (seit Wochen) ohne Hausschuhe.

[...] Zum Vorlesen fand sich «Einen Sommer lang», Band 1 der Pentalogie von Georg Hermann, deren 5. Band, «Eine Zeit stirbt», wir vor einigen Wochen lasen. Den neuen Band brachte Eva von Kätchen Voss mit.

Von ihr (Zeiss-Ikon), von Frau Ziegler (Gemeinde), von Steinitz, den ich gestern zu Zucker-Tabak-Tausch aufsuchte (arische Angehörige der Frau), von Frau Reichenbach, nach der Eva heute sah (noch einmal Gemeinde, *Mundfunk* nach verbotenem Rundfunk) stammen folgende Gerüchte: 1) Der Kommandierende der Südfront, Feldmarschall Bock, soll abberufen sein. (Weil er sich auf Stalingrad verbissen hätte, während Göring den Nachdruck auf die Kaukasus-Offensive legen wollte.) 2) Es soll sogar in deutschen Zeitungen gestanden haben, bestimmt aber im ausländi-

schen Rundfunk berichtet worden sein, dass USA die italienischen Zivil-Internierten «nicht mehr als feindliche Ausländer betrachte» und freigegeben habe. Dies wäre ein sicheres Zeichen für Sonderverhandlung Italiens und Achsenbruch. Zu schön, um geglaubt zu werden. 3) In dieser einen letzten Woche sind buchstäblich acht jüdische Frauen aus Dresden, die im KZ sassen, «gestorben». Darunter wird als grausigster Fall erzählt: Eine Frau von Gestapo überrascht, wie sie ohne Stern zur Müllgrube ihres Hauses geht, also nicht auf der Strasse. Geschlagen, bis sie blutig zusammenbricht. Sie soll unterschreiben, dass sie sich durch einen Sturz verletzt habe. Weigert sich, kommt daraufhin ins KZ, wo sie gestorben wird. Das lässt mir Kätchen Sara berichten, ich möge es «aufschreiben», und nur für diesen Fall, den ich übrigens für sehr wahrscheinlich halte, bezeichne ich den Punkt 3 als Gerücht. Die acht Todesfälle sind Fakta. 4) Frau Steinitz' arische Angehörige berichten: Es würden täglich in Dresden ohne Gerichtsverfahren teils im PPD, teils im Landgericht, Münchner Platz, wegen verschobener Nahrungsmittel fünfundzwanzig Leute getötet. (Wahrscheinlich ist diese Zahl viel zu hoch gegriffen, aber ein Bruchteil mag stimmen, und wichtig ist, dass man die ganze Zahl glaubt, der Regierung und dem Volk zutraut.)

Man kann aus all diesen vier Punkten gleichmässig schliessen, wie schlecht es um die nationalsozialistische Sache steht. Aber alle Gespräche unter Juden führen immer wieder zu der gleichen Betrachtung: «Wenn sie Zeit behalten, töten sie uns vorher.» Einer sagte gestern zu Frau Ziegler: Er komme sich vor wie ein Kalb auf dem Schlachthof, das zusieht, wie die andern Kälber vor ihm geschlachtet werden, und darauf wartet, an die Reihe zu kommen. Der Mann hat recht.

[...]

Morgen will Eva wieder einmal nach Pirna. Geld muss geholt werden (es geht auf die Neige), einiges ist in Sicherheit zu bringen – (neulich bei der Metallabgabe half auch Elsa Kreidl) –, vor allem natürlich meine Manuskripte. – Ist es recht, dass ich Eva damit

belaste? Es würde im Notfall fraglos ihr Leben genauso kosten wie meines. Man stirbt jetzt um geringerer Sachen willen. Ich frage mich immer wieder, ob ich recht tue. Ich frage mich auch immer häufiger, ob denn die Sachen bei Annemarie wirklich in Sicherheit sind. Sie ist schon mehrfach als antinazistisch aufgefallen. Eine Haussuchung bei ihr, und wir sterben alle drei. – Zuletzt aber sage ich mir immer wieder, man müsse Fatalist sein, ich täte meine Pflicht. Aber ist das wirklich meine Pflicht, und darf ich Eva derart exponieren?

24. Oktober, Sonnabend Vormittag

Nach einer länger schwebenden Verabredung sollen morgen Nachmittag Hirschels bei uns sein. (Grosse Affäre – nur er darf den weiten Weg fahren; die Frau und der eine kleine Junge, der das kleine Mädchen der Eisenmanns hier besuchen will, müssen den weiten Weg gehen.) Eva traf Hirschel gestern auf der Strasse, sie wechselten wenige Worte. Er liess ihr dann durch Frau Ziegler sagen, sie solle entschuldigen: er habe sich beobachtet und verfolgt geglaubt. (Sterlträger und Arier dürfen nicht zusammen gesehen werden, Verstoss hiergegen führt mindestens den Juden ins KZ – wenn er bis dahin gelangt.) – Eva wird heute mit ihrem Paket auf Umsteiger bis zur Finkenfangstrasse fahren und dort erst in den Pirnaer Bus steigen. Die Abfahrtstelle am Bahnhof liegt dem Haus der Gestapo zu nahe. Ich mache mir nach wie vor die schwersten Bedenken, sie so zu gefährden, und tue es doch. Ich lege die Tagebuchblätter zwischen die Exzerptmanuskripte. Wird Eva einmal angehalten, *so weiss sie nichts* vom Tagebuch, diese Stelle hier bezeugt es. Sie ist der Meinung, nur die Exzerpte fortzubringen, weil man mir einmal vier Seiten Rosenbergnotizen zerissen hat. Sie hat die Absicht, die Sachen bei Elsa Kreidl zu deponieren. – In solchem Zustand leben wir vom Morgen zum Abend, vom Abend zum Morgen.

Und doch – das Fortschaffen des Abschnittes, es könnte ja sein, es wäre der letzte, reizt zum Überblick –, doch bin ich viele Stunden am Tage durchaus glücklich. Ich studiere, ich bereite Produk-

tion vor; ich brauche in den nächsten Jahren keine neuen schöpferischen Einfälle mehr, nur Gelegenheit zum Ausarbeiten des jetzt Geplanten und Skizzierten.

Ja, wenn ich an die Zeit denke, wo die Hitlerei ein Ende genommen haben wird, dann bin ich oft im Zustand des «Meine Chaseirim»-Juden. (Hat mir seinerzeit Blumenfeld erzählt. Während der Messe muss ein wohlhabender Europäer mit einem armen Ostjuden das Zimmer teilen. Der Galizier jammert: «Meine Chaseirim!» – «Ich möchte so gerne schlafen – was ist denn mit Ihren Chaseirim?» – «Werd' ich sie loswerden?» – «Gut, ich kaufe sie, hier ist der Scheck.» – Nach einer Stunde wieder: «Waih, meine Chaseirim!» – «?» – «Wo nehm' ich neue Chaseirim her?») Ich also frage mich oft, was ich nach Hitlers Sturz unternehmen werde. Womit anfangen? So sehr viel Zeit hab ich ganz gewiss nicht mehr. Das 18^{te} ist mir zurückgeglitten, es müsste auch erst von Überalterung befreit werden. – An die Ergänzung der Modernen Prosa gehen? – Das Curriculum fortsetzen? – Den Abschnitt, nein: Band Drittes Reich vorwegnehmen? – Die *LTP* – Oder ist sie zu eng? Mache ich daraus Studien zur Geistesgeschichte des 3. Reichs? Oder wage ich mich an *die* Geistesgeschichte des 3. Reichs? Oder greife ich auf den Plan des Dictionnaire philosophique (du Hitlérisme) zurück? Oder setze ich alles daran, noch einmal ins Amt zu kommen, und entrostete meine Kenntnisse? Oder versuche ich jetzt nach USA zu gehen und lerne also Englisch? Und wird meine Gesundheit, meine Frische, meine Entschlusskraft zu irgendeiner dieser Fortführungen reichen, oder werde ich zwischen allen schwanken und den Rest des Lebens verrinnen lassen? – Kurzum: Spiele ich seit ein paar Jahren nur noch mit Papiersoldaten? Ich habe wahrhaftig Angst vor dem Augenblick, wo es ans Aufstellen geht.

Aber öfter freilich glaube ich, ich werde ihn nicht erleben.

[...]

27. Oktober, Dienstag Vormittag

Am Sonnabend kam Eva gut zurück – die letzte Viertelstunde gegen halb acht war ich schon recht unruhig gewesen. Sie hatte am Bahnhof absteigen wollen. Der Schaffner sagte ihr: «Wieder Finkenfangstrasse, wie bei der Hinfahrt?» Da er sie erkannte, hielt sie es für besser, wirklich wieder dort draussen ab- und umzusteigen. – Zu den Manuskripten hatte ich im letzten Augenblick auch die Quittung gelegt, auf der mir die Amtshauptmannschaft vor vier Jahren die Abgabe des Führerscheins bestätigte. Non si sà mai. Und alle Welt wird in jeder Beziehung immer ängstlicher. So hiess es neulich: nicht ohne Stern zur Müllgrube! und heute: nicht ohne Stern im Hause – die kommende Auktion zieht ja Ariar her, und wenn die Gestapo es so auslegen will, dann hat man sich eben sternlos am «öffentlichen Orte» gezeigt. Also hat Eva eben einen Stern auf das Hausjackett genäht.

Von Annemarie berichtete Eva, sie (die früher so lebhaft) werde immer gleichgültiger, «wie jemand, der weiss, dass er nur noch kurze Zeit vor sich habe, und was später sein werde, interessiere ihn nicht mehr.» Sie sehe sehr leidend aus und huste abscheulich. Diesen Husten hat sie uns früher schon als Symptom eines Herzleidens erklärt. Sie ist zwölf Jahre jünger als wir und hat oft betont, dass ihr kein langes Leben gegeben sei. Ich frage mich kaltherzig egoistisch, was aus unseren Dingen wird, wenn ihr etwas zustösst. Aber «Sicherheit ist nirgends». Übrigens bringe ich Annemaries verändertes Wesen vor allem doch in Zusammenhang mit ihrer Enttäuschung im Punkte Dressel. – Noch erzählte Annemarie wieder vom Verschwinden der Leute auf dem Sonnenstein. Die Urne wird den Angehörigen zugestellt. –

[...]

Am Sonntag brachte Frau Ziegler aus der Gemeinde wirre Hoffnungsgerüchte. Es sollten Friedensverhandlungen zwischen USA und Italien im Gang sein; die Russen hätten um Waffenstillstand gebeten... Über Italien hatten wir schon vorher gehört, es sei kriegsmüde, und Amerika suche es zu ködern, indem es die italie-

nischen Kriegsinternierten freigebe. – Am Nachmittag waren Hirschels unsere Gäste, und auch sie wussten um die italienische Angelegenheit und setzten Hoffnungen darauf. Aber die frühere Unterscheidung zwischen optimistischen und pessimistischen Juden ist nicht mehr aufrechtzuerhalten. Jeder, aber auch jeder, sagt dasselbe, zumeist in ganz gleicher Formulierung: «Sie sind in absehbarer Zeit verloren, rettungslos verloren, aber wenn es nicht rasch geht – und danach sieht es nicht aus –, machen sie uns vorher fertig.» Wirklich schleicht der Mord so grässlich um wie noch nie zuvor. *Acht* Frauen in einer Woche, acht jüdische Frauen der kleinen Gemeinde Dresden, in der einen letzten Woche «verstorben». Die Zahl stammt von Hirschel. Schlimmer fast als dieses Töten ist die Aushungerung der Kinder. Frau Hirschel macht uns genaue Angaben über die Verkürzung der jüdischen Kinderrationen, entsetzliche Verkürzungen an Fleisch, Brot, Zucker, Kakao, Obst... Sie sagt, die ständige Hungerklage der beiden kleinen Jungen sei für sie das furchtbarste. «,Mutter, sieh mal, der Junge hat ein Würstchen und beisst hinein! – Mutter, ich bin doch auch so hungrig – Mutter, warum bekommen wir nur zwei Scheiben Brot?...’ Usw. usw. den ganzen Tag!»

Ihre Bibliothek mussten Hirschels abgeben, «freiwillig» – «wir könnten Sie ja auch einsperren...» Zurückbehalten werden durften nur Bücher jüdischer Autoren und Herausgeber. Auf diese Weise wurden einige Klassikerausgaben gerettet. –

Gestern Nachmittag auf der Gemeinde einer Steuererklärung halber, danach ein paar Minuten bei Seliksohn, der grau-grün und tief eingefallen aussieht. Für ihn, den Diabetiker, ist die neue Essordnung kaum etwas anderes als ein Todesurteil. [...]

Auf der Gemeinde traf ich gestern den Krankenpfleger (Bernstein), den ich bei Marckwald kennengelernt hatte. Er sagte, er habe aus verlässlicher Quelle Nachricht, dass in Theresienstadt schon reichlich viele Todesfälle eingetreten seien. Er halte auch Marckwald für tot. (Aber wo kann er das herhaben?) – Frau Ziegler berichtet von neuen starken Evakuierungen aus Berlin. Arbeitsfähige nach Polen.

Über Frau Lili Katz haben wir nichts in Erfahrung bringen können.

[...]

29. *Oktober, Donnerstag gegen Abend* [...]

Die eigentliche Mühsal und Füllung des gestrigen Tages: das Heranschaffen von vier Zentnern Kartoffeln. Um Mittag sah ich nach, ob ein aussichtsreicher Vorrat bei unserm Krämer am Tram-bahndepot der Emser Allee liege. Ja – also bald nach drei dort. Sie möchten mir ein paar Sack reservieren, ich müsste sehen, ob ich vor vier Uhr einen Handwagen auftriebe, eventuell käme ich erst am nächsten Tag. – Reservieren, auch gegen Bezahlung, sei streng verboten; wenn am spätern Nachmittag die «Werk tätigen» kaufen wollten, müssten ihnen sämtliche vorhandenen Waren zur Verfügung stehen. Ich sollte mein Heil versuchen. Also eilte ich – Herzbeschwerden – zum jüdischen Friedhof an der Fiedlerstrasse. Der kleine Handwagen der Gemeinde war da und frei, ich bekam ihn, trabte mit dem quietschenden Ding zum Krämer zurück, die Frau dort half mir beim Aufladen von zwei Zentnern. Ich kam recht aufgelöst und erschöpft mit der Ladung hier an, hatte Hilfe von Eva, dem Hausmann und vor allem dem langen Juden Eisenmann, der solchen Zentnersack über die Schulter schwang und in das untere Kellerstockwerk schleppte. Dann zog ich mit Eva zusammen noch einmal aus, sie als Arierin durfte ja auch nach vier Uhr einkaufen, und karrte weitere zwei Zentner her. Ich war sehr erschöpft von dieser Arbeit und sehr trübselig an mein Alter und mein Herz erinnert. – Heute war es dann der lange Vormittag, der mich körperlich mitnahm. Ich brachte den Wagen zum Friedhof zurück. Ich ging dann den weiten Weg zur Kleiderkammer in der Pirnaischen Strasse. Meine mir unsäglich fehlenden Hausschuhe noch immer nicht fertig. Ich stellte dann in der Gemeinde Antrag auf drei Taghemden, da die meinigen buchstäblich verschlissen und in Fetzen hängen. Ich suchte Reichenbach in seinem Bureau

und Frau Reichenbach in ihrem Krankenzimmer auf. Ich ging durch die Gerok- und Fiedlerstrasse zurück, wieder über den Friedhof, um Steinitz zu sagen, dass wir diesen Sonnabendnachmittag für ihn freihielten. (Eine Verabredung mit Reichenbachs ist auf Sonntag in acht Tagen, eine mit Seliksohns auf diesen Sonntag, eine mit Kätschen Sara und ihre Zimmergefährtin Aronade auf morgen getroffen.) Meine Beziehungen mit dem jüdischen Friedhof haben etwas Groteskes. Da im Gärtnerschuppen hinter den Gräberreihen, ganz dicht bei all den Gemordeten und Selbstmördern, haben Magnus, Steinitz und Schein (der unsympatischste der drei, cf. meine Schippererinnerungen) eine idyllische Zuflucht. Sie rauchen, sie trödeln, sie spielen Skat, sie sind glücklich, wenn sie Besuch bekommen, sofern der Besuch sie nicht in einer Skatpartie stört. Und ist es nicht auch komisch genug, wie ich den Handwagen des Friedhofs für meinen Kartoffeltransport benutze? Schon empfinde ich selber auch gar keine Scheu mehr vor den Gräbern. Man gewöhnt sich rasch. – Reichenbach zeigte mir einen Brief, den er eben von einem Berliner Verwandten erhalten habe: Es seien dort wieder sehr umfangreiche Evakuierungen nach Polen im Schwang, man habe Ehepaare auseinandergerissen. Was heute in Berlin spielt, spielt morgen bei uns in Dresden. – Bei Frau Reichenbach eine sternlose Aufwärterin, Volljüdin aus privilegierter Ehe. Sie behauptet, sagt Frau Reichenbach, und sie sei vertrauenswürdig, selber das Soldbuch eines Urlaubers gesehen zu haben mit der Eintragung: «Im Fall eines Waffenstillstandes mit Russland» habe sich der Mann in seiner Garnison zu melden. Seit Tagen gehe unter Ariern das Gerücht vom Waffenstillstand. Im gestrigen Heeresbericht ist es als eine übliche Lüge des englischen Rundfunks dementiert worden. – Danach möchte ich fast annehmen, man habe den Russen einen billigen Sonderfrieden (etwa: nur Ukraine für Deutschland, und ein Stück Polen für Russland) angeboten, um freie Hand gegen England und USA zu bekommen. Allgemeine Judenmeinung: Es steht sehr schlecht um «sie», und deshalb sind *wir* in tödlicherer Gefahr als je.

Am frühen Morgen hatte ich heute längere Unterhaltung mit

Frau Eisenmann; sie wusch in der Waschküche, und ich spülte unser Geschirr. Die Frau ist 1,72 Meter gross, hat 75 Kilogramm gewogen und wiegt noch 56 Kilogramm. Böhmisches Katholikin, ihr Ältester (achtzehn Jahre) sieht aus wie ein Hitlerjunge, dann sind noch ein Mädchlein von zehn und der dreijährige bildhübsche Schorsch da. Die beiden älteren Kinder sind jüdisch erzogen, der Schorsch gilt als «Schiebung», so ist die Ehe nicht privilegiert. Der Mann war angesehener wohlhabender Kohlenhändler, erst in Aussig, seit 33 in Dresden. Ist jetzt «Einsteller» bei Zeiss-Ikon. Die Frau macht alle Hausarbeit für die grosse Familie allein, steht um vier Uhr morgens auf (auch der Älteste ist schon bei Zeiss-Ikon), hat bis in die Nacht hinein zu schuftet. Und ängstigt sich immerfort um Mann und Sohn. Was den Egers und so vielen andern zugestossen ist, schwebt jede Stunde über ihrer Familie. – Wo ich hinhöre, hinsehe, es ist überall das gleiche. «Als ich meinen Mann vor zwei Jahren das erstmal als Arbeiter sah, verschmiert unter Maschinen herumkriechend, schleppend, habe ich so geweint...» – «Ich träume immer von Egers ...» – «Wenn es nur um uns beide ginge – aber die armen Hascherle, die Kinder...» – Die Aufwärterin bei Frau Reichenbach: «Jetzt soll auch unsern Kindern das Fleisch weggenommen werden. Wir malen uns aus, wie man ‚ihnen‘ jedes Glied einzeln abhacken müsste; bei den Fingern beginnend, und ganz langsam weiter. ...» (Eine durchaus gutmütig aussehende junge Blondine, noch nicht verhungert...) – Frau Zieglers drittes Wort: «Vor Weihnachten sind wir doch in Polen, und da lassen ‚sie‘ uns verhungern und erschiessen uns. Dazu behalten sie bestimmt Zeit – wir sterben vor ihnen.»

30. Oktober, Freitag Vormittag

Gestern Abend erwartet und doch erschütternd, wieder dicht neben uns einschlagend, Todesnachricht Imbach. Fräulein Imbach, schwärzliche kleine Vierzigerin, ist die einsamste Gestalt des Hauses. Ich sehe sie im Vorbeigehen durch das Schiebefenster zur grossen eigentlichen Parterre-Küche in dem riesigen Raum han-

tieren; da wirkt sie besonders klein und einsam und vergrämt. Ihre Mutter wurde neulich evakuiert, eine ihrer Schwestern sass seit Monaten im Frauenlager Ravensbrück in Mecklenburg, weil sie der Gestapo auf einem unbedachten Sprung über die Strasse sternlos in die Arme gelaufen war. (Den Fall hatte uns schon Käthchen erzählt, die Imbachs – es gehört auch noch ein Bruder dazu, der hier am Ort verheiratet ist –, die Imbachs gehören zur Zeiss-Ikon-Belegschaft.) Die Schwester im KZ wurde als resolut und energisch geschildert, sie durfte alle vierzehn Tage schreiben und gab mutige Nachrichten. Die letzte erwartete Post blieb aus, und jetzt ist die Todesnachricht gekommen. Aus Auschwitz, Todesursache «Gehirnschlag». Das ist die neunte Dresdenerin, die man von Ravensbrück nach Auschwitz gebracht hat. –

Damit gingen wir schlafen. Heute Morgen – ich treffe Frau Ziegler immer in unserer Küche, sie geht in ihren Dienst, bevor noch Eva herunterkommt –, heute Morgen sagt mir Frau Ziegler, sie müsse es mir mitteilen, weil wir doch mit den Leuten befreundet seien, aber ich dürfte sie um Himmelswillen nicht verraten, offiziell sei er «krank» – also gestern sei der Vorsteher Hirschel zusammen mit dem jungen Kahlenberg, dem Nachfolger Pionkowskis und Steuermann, zur Gestapo gerufen worden, und nur Kahlenberg sei zurückgekommen. Den Grund der Verhaftung kennt man wieder nicht. – Als Hirschels am Sonntag bei uns waren, erzählten sie von der rätselhaften Verhaftung eines quidam Kronthai, der sich als Englischlehrer in der Gemeinde betätigt habe und jetzt ihren Alfred privat unterrichte. Der Mann lebt in privilegierter Ehe, ist vermögenslos – weswegen also? Vielleicht habe er «irgendetwas unvorsichtig gesagt». Frau Ziegler scheint irgendeinen Zusammenhang zwischen dieser Verhaftung und der des überängstlichen und überkorrekten Hirschel zu vermuten.

Aber man tastet immer im Dunkeln. – Am Sonntag sprachen noch Hirschels darüber, wie glücklich sie früher gewesen und in welcher ständigen Gefahr sie sich jetzt fühlten. – Es ist ja möglich, dass Hirschel in kürzester Zeit freikommt – aber nach menschlichem Ermessen halte ich ihn für verloren. Und selbst *wenn* er frei-

kommt: Welche Qualen muss er in der Zelle, muss seine Frau zu Hause durchleben. Von jedem Schritt draussen muss er den Tod erwarten, von jedem Klingeln muss sie die Todesnachricht erwarten. – Bei alledem habe ich selber immer nur das Gefühl der Sensation, der wachsenden Spannung und dazu, stärker, die Beklemmung der Todesangst. Mir vorstellen, was so naheliegt, dass morgen, dass heute ich verhaftet bin, und Eva und ich sind an der Stelle der Hirschels – es ist unausdenkbar grässlich, mit keiner Erinnerung an Flandern, mit keiner je durchlebten Todesangst zu vergleichen. Und doch vermag ich diese Aufzeichnungen hier nicht zu unterlassen. Tapferkeit? Eitelkeit? Fatalismus? Recht oder unrecht? – Das Seltsamste: All das schüttelt mich immer nur minutenlang; dann schmeckt wieder das Essen, die Lektüre, die Arbeit; alles geht weiter *comme si de rien n'était*. Aber der seelische Druck ist doch immer da. [...]

2. *November, Montag Mittag*

[...]

Die Familie Arndt. Den Alten lernte ich beim Schneeschippen kennen, sah ihn dann vor ein paar Wochen am Tag vor seiner Evakuierung nach Theresienstadt wieder. Damals war sein Sohn gerade verhaftet; den Sohn habe ich bei Elsa Kreidl kennengelernt. Der alte Arndt, Juwelier, ist Schwager der Ida Kreidl, der junge Arndt hat etwa gleichzeitig mit seinem Vetter Paul Kreidl geheiratet, die jungen Frauen sind nach England hinausgekommen, die jungen Ehemänner durch den Krieg überrascht worden. Paul Kreidl lebt – vielleicht noch – in Polen. Bei dem jungen Arndt fand die Gestapo einen Brief, worin er eine Verkäuferin des Reka um ein Essgeschirr anging. Das heimliche Kaufenwollen war Vergehen, der Konnex mit der arischen Verkäuferin konnte als Rassenschande ausgelegt werden. Der junge Arndt ist jetzt in ein KZ gekommen. Das wird immer am Freitag publik. Am Freitag bringt man Wäsche für die Angehörigen ins PPD. Wird die Wäsche zurückgewiesen, dann ist der Betreffende abtransportiert. Und neu-

erdings meist auch schon unterwegs bei «Fluchtversuch» erschossen. Das erfährt die Gemeinde ein Weilchen später. Die Arndts und die Kreidls bilden also eine Familie. Ernst Kreidl, Ida Kreidl, Paul Kreidl, Vater und Sohn Arndt – Ausrottung! Und nur *ein* Fall unter so vielen. Und in mir immer nur die Neugier des Chronisten und die Angst um das eigene Schicksal. –

Grosse Bitterkeit der Frau Ziegler. Sie war bisher offiziell angestellte Gemeindegewesener. Man hat ihr – Zwang bei verringerter Kopffahl – «mit sofortiger Wirkung» gekündigt, ihr nur eine «Rachmonesstellung» gelassen. Man kann sie nun in jedem Augenblick in einen Rüstungsbetrieb schicken, in jedem Augenblick evakuieren. Was aber seltsamerweise die Frau am meisten kränkt, ist ein anderes. Die plötzliche Kündigung geht ihr gegen die Berufsehre, die Gemeinde hat ihr nicht genug Achtung erwiesen, der Vorsteher Hirschel hat unfair an ihr gehandelt! Das ist der Tenor ihrer Klage. Darunter dann freilich: Sie komme nach Polen, und in Polen würden die Juden täglich zu Hunderten erschossen; sie höre das aufs Bestimmteste versichern, Urlauber erzählen es mit Abscheu.

4. November, Mittwoch Mittag

Seit einem Vierteljahr dürfen wir keine Zeitung mehr halten oder kaufen. Auch Eva nicht – «jüdischer Haushalt». In der Caspar-David-Friedrich-Strasse half Elsa Kreidl aus. Hier bisher die arische Hulda, die Haushälterin Frau Jacobys. Abonniert war das Blatt auf ihren Namen von Fränkel und Frau Ziegler, die sie mir zusteckte. Immer mit Vorsicht, geheimen Plätzen, Angst, Verspätung. Jetzt hat die Hulda Furcht bekommen, Frau Ziegler Furcht bekommen, Hulda ist zurückgetreten. Nun will Fränkel durch die Portiersfamilie weiterbeziehen, ich habe Beteiligung angeboten – aber auf den Portier soll kein Verlass sein im Punkt der Gesinnung. Überall Unsicherheit, Gefahr – ein aufgefundenes Blatt genügt für Auschwitz. – Ich weiss nicht, wie sich diese Sache weiterentwickeln mag. Bisher habe ich den Heeresbericht noch immer zu Gesicht bekommen. [...]

Das furchtbare Elend, die Proletarisierung ringsum. Familie Eisenmann. Ein Jungchen von drei, ein Mädelchen von acht, ein grosser Sohn von siebzehn Jahren. Blond, riesig, wie ein starker Hitlerjunge, aber «jüdisch erzogen», Sternträger, bei Zeiss-Ikon. Alle fünf Personen, erzählt Frau Ziegler, schlafen in *einem* Zimmer, hocken zusammen in der Wohnküche. Vater und Sohn vertragen sich schlecht. Ich unterhielt mich mit dem Jungen, wir waren beide an den Kartoffeln beschäftigt. Er machte keinen schlechten oder unintelligenten Eindruck. Frau Ziegler erzählt: Der Herbert habe eine gute Schule besucht, aber nur bis zu fünfzehn Jahren (also nicht einmal bis zum Einjährigen); dann sollte er ein Handwerk, wohl Klempnerei, lernen; vor dem Ausgelernthaben steckte man ihn zu Zeiss-Ikon in den «Kindergarten». Es werden da mechanische Arbeiten gemacht, die nur für ganz junge Augen möglich sind. Der junge Mensch ist also zum Analphabetismus verurteilt. Der Vater, vordem wohlhabender Kaufmann, nun Fabrikarbeiter, hat noch einige Bildung. Der Vater nervös, der Junge verbittert und bullenkräftig. Dazwischen die Mutter mit der unendlichen Hausarbeit, den beiden kleinen Kindern. Und alles in der räumlichen Enge und der ständigen Angst bei jedem Klingeln.

[...]

Seit Sonntag nicht aus der Tür. Ich muss mich zu einem Gang aufraffen.

6. November, Freitag gegen Abend

Am Mittwoch unternahm ich die sehr lange Wanderung zu Glaser. Eine Stunde und zwanzig Minuten, ebensoviel zurück. Auf dem Hinweg starke Herzbeschwerden, besonders, als ich am Bahnhof und dem Gebäude der Gestapo vorüberkam; auf dem Heimweg vom Fuss gequält – zum drittenmal hat sich an Fingern und Fussballen Frost eingestellt –, dazu von der tiefen Dunkelheit gehemmt; aber immerhin hatte ich mir doch wieder einmal einen Gang abgerungen. Glaser, nach einem Gallenanfall sehr schmal geworden, empfing mich allein. Ich bekam Pfefferminztee mit Zu-

cker, und Einback (er holte ihn aus der Bäckerei, er ist ja Privilegierter – er sass auch an der Schreibmaschine, als ich kam), also Einback mit Marmelade und schwelgte in der lang entbehrten Süssigkeit. Er erzählte von einer Rede, die ein grosses Justiztier, Rothenberger oder so ähnlich, in Wien gehalten hat: In einer Zeit, wo so viele der Besten täglich im Felde fielen, könnten wir drinnen nicht die «asozialen Elemente in den Gefängnissen aufbewahren». D.h. also: mordeten wir, was uns nicht in den Kram passt, vor allem Juden, aber auch force Arier. – Aus seiner Bibliothek nahm ich mir zwei Bände «Köpfe» von Maximilian Harden mit. – Meine Schwierigkeiten im Bücherbeschaffen wachsen sehr. –

Am Mittwoch Abend kam unvermutet Frau Eger zurück. Man hat sie achtzehn oder neunzehn Tage sitzenlassen, einmal vernommen; sie sagt, sie wisse nicht, um was es sich handle, aber man scheint doch ein altes Vermögensverfahren aufgegriffen zu haben. Sie hat keine Ahnung gehabt, was mit ihr geschehen werde, sie weiss nichts von ihrem Mann. Sie war tagüber allein, ohne Lektüre, rechnete die Kilometer ihrer Schritte zusammen. «Nachts waren wir zu zweien, dreien, einmal zu fünfen. Aber was mit diesen Leuten sprechen? Die eine war vom Lande, hatte drei uneheliche Kinder von drei verschiedenen Vätern. Ob ich meinen Mann jemals wiedersehe? Ob er die Haft und Ungewissheit aushält? Er hat weniger Widerstandskraft als ich...» Ich halte den Mann für verloren. –

[...]

Heute kam ich gar nicht zur Arbeit. Am Morgen grosses Aufscheuem der Küche; dann zur Kleiderkammer der Gemeinde in der Pirnaischen Strasse. Da bekam ich drei sehr schöne, natürlich gebrauchte, Hemden von irgendwelch Evakuierten stammend, das Stück für 1,50 M. Dagegen hatte der Schuster nach fünf – fünf! – Wochen meine Hausschuhe ungemacht zurückgegeben; er besitze nicht die nötige Vorrichtung, sie zu reparieren. Es handelt sich um nichts weiter als um das Anbringen von ein paar Gummisohlen. Nun soll noch ein zweiter Schuster dasein, vielleicht könne der's. Ich ging noch zur Gemeinde: Man möge meine Schulden

als «Winterhilfe» von mir einfordern und sie dann umbuchen. Auf solche Weise kann ich ausserhalb der Freigrenze zahlen. – Auf diesem Wege sah ich den gestrigen Heeresbericht: weitere Massenangriffe der Engländer in Ägypten, planmässiges Zurückgehen auf zweite Stellungen. Leidenschaftliche Hoffnung. Vielleicht ist doch noch Rettung für uns. Den Rückweg nahm ich über den Friedhof, Steinitz für morgen Nachmittag aufzufordern. Wieder sassen die drei bei ihrem grotesken Skat in dem Gärtnerschuppen hinter den Gräbern. Steinitz war voller Hoffnung, Magnus schwankte zwischen Hoffen und Fürchten, Schein wollte nichts Gutes mehr glauben: Die SS sei so ungeheuer vermehrt, sie sei jedem inneren Ansturm gewachsen, unser Schicksal sei unabwendbar.

13. November, Freitag gegen Abend

Gestern ein Brief von Caroli Stern-Hirschberg. Sie wurde am 16. Oktober zur Evakuierung bestimmt und mit Handkoffer und Rucksack in eine Synagoge gebracht. Dort sollte sie mit andern zusammen drei Tage bleiben und dann ins Unbekannte – nach Polen – abgeschoben werden. Nach drei Nächten und zweieinhalb Tagen wurde sie plötzlich und unvermutet entlassen, von ihrem Rüstungsbetrieb (wohl als Spezialarbeiterin?) reklamiert. Sie freut sich dessen, was sie wahrhaftig wiedergeschenkte Freiheit nennt. (Alles ist relativ.) –

Am Nachmittag brachten Fränkel und Frau Ziegler als Gewissheit heim, was schon seit einer Weile als Gerücht kursierte: Die jüdischen Arbeiter bei Zeiss-Ikon, etwa dreihundert von den noch in Dresden befindlichen sechshundert Juden, kommen in Baracken. Das läuft auf eine tatsächliche Evakuierung hinaus, denn auch sie werden bis auf das Handgepäck enteignet, und man hält sie dann wie Gefangene: Gemeinschaftslager, Gemeinschaftskost, in Gruppen zur Arbeit geführt – sonst im Lager festgehalten, keine Bücher, keine Zeitungen, keine Kommunikation mit der Welt. – Was geschieht nun mit dem Rest der Juden hier, mit den Mischelchen, mit *uns!* Da strengste Isolierung der Juden angestrebt ist,

wird man uns nicht in Freiheit lassen. Es heisst, alle Mischehen sollten in das Gemeindehaus und das Henriettenstift zusammengepfertcht werden. Ich bin sehr besorgt. – Eva war gestern Nachmittag bei Kätchen Sara, die auch in die Baracken muss. Es klingelte, und die beiden sassen lange in Dunkelheit bei verschlossener Tür; es hätte ja Gestapo sein können, und arischer Besuch ist verboten. Eva sagt, Kätchen Sara sei völlig irr gewesen vor Angst. Aber die Baracke, die ihr so lange als Schreckbild vorgeschwebt hatte, liesse sie jetzt beinahe kalt. Man wird eben stumpf und mürbe, man möchte nur noch das nackte Leben retten.

[...]

15. November, Sonntag Vormittag

Gestern Nachmittag eine Stunde bei Steinitz besonders scheusslich. Die Frau wieder einmal in hysterischer Verzweiflung. Ihr arischer Anwalt sagte ihr zuverlässig: Das Gesetz über die Mischehen komme am 30. 1. 43 heraus. Danach hat die arische Frau die Wahl zwischen Scheidung und Anlegen des Sterns nebst Evakuierung. Ich ging sehr deprimiert. Wie sollen, wie werden *wir* uns entscheiden? So vieles spricht pro et contra, mit dem blossen Zusammenbleibenwollen ist nichts getan, zu vieles steht, so und so, auf dem Spiel. –

Eva hatte inzwischen den katastrophalen italienischen Heeresbericht im Radio gehört: «Tobruk geräumt, Vorrücken des Feindes in breiter Front.» Das gab wieder ein Fünkchen Hoffnung.

Eva bemüht sich aufs Äusserste. Durch Seliksohns – er hat irgendwelche Geheimquellen – erhalten wir reichlichen Kartoffelzuwachs. Was Eva in Taschen und Netzen an diesen Kartoffeln, Kohl etc. heranschafft, erreicht jetzt oft ein Gesamtgewicht von fünfzig Pfund. – Abends dann frühes erschöpftes Einschlafen – Wachliegen, Vorlesen nachts und gegen Morgen. «Ne hibsches» –

[...]

16. November, Montag Vormittag

Bei Seliksohns gestern Nachmittag war stark geheizt – übrigens immerfort nasses Wetter, ekelhaft, aber *leider* noch immer kein strenger Winter –, es gab echten Tee mit Zucker, dazu Selbstgebackenes von Seliksohns und Kuchen, den wir mitgebracht; aber trotz dieser sehr seltenen Genüsse war es grauenhaft. Einmal die Nachricht vom Tode des Sohnes Arndt, von dessen Fall ich mehrfach berichtete – natürlich «Fluchtversuch», wie bei seinem Onkel Kreidl. (Frau Ziegler erzählte, dass auch ein anderer Sohn dieser Familie schon vor zwei Jahren im KZ gestorben sei.) Schlimmer fast noch als diese Nachricht war die Stimmung der Seliksohns. Er hatte den Vormittag über in den neuen Baracken Bettsäcke mit Holzwolle stopfen müssen, zusammen mit vielen Juden und unter höhnischer Gestapo-Aufsicht. («Sie rauchen Zigarren in Ketten, sie machen die gemeinsten Bemerkungen.») Die Holzwolle für die Betten sei nass gewesen, die Betten stünden eng beisammen in einem Schlafraum... «Wir arbeiteten an unserm eigenen Grabe..., wir werden alle gemordet... ich ziehe einen besseren Tod vor...» Sie unterbrach mit Tränen: «Er will uns mit Gas umbringen, ich halte nicht mit, ich will mein Kind (aus erster Ehe) wiedersehen.» etc. etc. Es war *noch* schlimmer als Tage zuvor bei Steinitz. Wir redeten beide den Leuten Mut ein. Ich rüttelte an ihm, er sei doch ein «gerissener» Kerl, er habe den nötigen Elan, er werde schon durchschlüpfen und er, gerade er, mit seinen sowjetischen Fähigkeiten, müsse sich aufsparen für die kommende Stunde. Das half immer für ein Weilchen, dann ging die Litanei von vorn an. [...]

17. November, Dienstag gegen Abend

LTI. 1) Die «Dresdener Nachrichten» vom 13. November bringen eine ganze Druckseite: «Zwei deutschen Dichtern zum achtzigsten Geburtstag» von Dr. Felix Zimmermann. Hier werden auf gleicher Linie behandelt Gerhart Hauptmann und Adolf Bartels. Hauptmann wird mit starker Einschränkung gerühmt. Viel echt deutsche

Dichtung, «wo er seine Menschen aus Lebensbeobachtung und Menschenkenntnis nachgebildet hat». «Wo er sich aber durch eigene Lebensentscheidung und persönliche Umgebung beeinflussen liess, geriet er in schiefe Stellungen zum deutschen Wesen, liess sich von herrschenden Strömungen treiben, unterlag kosmopolitischen und liberalistischen Zeitumständen.» – Bartels dagegen wird *ganz* gerühmt. [...] – 2) «Dresdener Nachrichten», Sonntag, 15. November. Berichtender Artikel: «Deutsche Ortsnamen im Osten.» In Mecklenburg 1938 bei vielen Ortsnamen der Zusatz «Wendisch» gestrichen. Statt Wendischhagen jetzt Seehagen z.B. In Pommern 120 slawische Namen geändert, in Mark Brandenburg rund 175. Spreewald rein deutsch. Statt Possemuckel: Posenbrück, statt Kramzig: Krummensee. In Schlesien 2'700 Änderungen von Orts-, Wald- und Flurnamen, Streichung der Endungen -itz, -witz, -schütz. Im Regierungsbezirk Gumbinnen 1'146 Gemeinden von insgesamt 1'851 umbenannt. Gegen die Endungen -ower, -innen, -kuhmen, -kallen, -upönen, -girren, -ballen. Z.B. Berninglauken, Berningen. –

Ich will mich durchaus am Studium festhalten. Sieht es der Fisch nicht, sieht es der Herr. Die Barackenaffäre ist furchtbar. Frau Ziegler spricht von Selbstmordwünschen. Eva war heute bei Reichenbachs: Auch sie müssen in die Baracken. Frau Reichenbach, beide Füsse in Gips, wurde für transportfähig erklärt. Aber zum Barackenabort bedarf es einer Wanderung über bestenfalls sandigen, oft verschlammten Hof. – Die Zusammendrängung der Mischehen im Gemeindehaus soll dicht bevorstehen. – Gestern etwas plötzlich (von Eva angemeldet) in grosser Wanderung Nachmittag bei Simon, der mir einen üblen Backenzahn plombierte. Ich traf dort Steinitz, dem gerade vier Vorderzähne herausgenommen worden, er ging nachher, in meinen Arm eingehängt, nach Hause. Simon in seiner üblichen Art wusste genau, dass englische Luftlandetruppen in Tunis gelandet waren und schon die tripolitanische Grenze überschritten hatten. – Aber heute sagt der von Eva gesehene Bericht, dass *deutsche* Truppen in Tunis gelandet sind. Wo ist die Wahrheit? Die Juden sagen: «Für uns behal-

ten *sie* gewiss Zeit. Das Barackenlager ist mit *einer* Fliegerbombe zu erledigen.» –

[...]

19. November, Donnerstag Vormittag

Hier wusseln, packen, klagen, sind schlaflos und übernünftig die zu den Baracken Verurteilten (Fränkels, Schwester Ziegler, Fräulein Imbach). In allem Elend sagt heute Morgen die Frau Fränkel zu mir mit einem Ausdruck der Hoffnung im Gesicht: «Es ist fünf Minuten vor zwölf!» – Ich: Woher ihr diese Hoffnung komme, niemand im Haus sei doch skeptischer und pessimistischer als ihr Mann. – Brief von einem wohlunterrichteten Freund aus dem italienischen Meran; darin heisse es wörtlich so. Und dann, «Generalmobilisation in Spanien zur Wahrung der Neutralität – sie scheinen aber mehr zu England-Amerika zu neigen als zu Deutschland.» – Ich lief vom Abwaschen weg zu Eva hinauf, die noch mit nackten Armen stand. Wir umarmten uns und hatten Tränen in den Augen. Hinterher ging mir auf: Wie über alles Bewusstsein gross muss unsere latente Verzweiflung sein, wenn ein so nichtiger Anlass – denn was an dem Fränkelschen Bericht hat Wert, bietet Gewissheit? – uns derart ergreift!

Wie könnte es anders sein? Die Not ist allzugross. Gestern holte Eva für Reichenbachs von irgendwelch arischen Freunden der Leute einen Koffer ab; als sie um halb acht noch nicht zu Haus war, sah ich sie schon verhaftet. Gestern und heut entfernte sie Namen und Exlibris aus all den Büchern, die ich von Evakuierten zu treuen Händen oder eigenem Besitz hier habe. Jedes dünnste Heft wäre sonst «asozialer» Raub, Sabotage, genügend Grund für ein Todesurteil. – Ich selber besuchte Reichenbachs gestern Nachmittag (war auch einen Augenblick in den Gemeinderäumen, wo stärkstes Treiben herrschte). Ich fand Frau Reichenbach ausserhalb des Bettes, auf den unförmlich vergipsten Füßen humpelnd, es wurde schon gepackt. Sie war zuversichtlicher, als ich befürchtet hatte. Die Baracken stünden unter der Regie des Zeiss-Ikon-Werkes, so würde es halbwegs menschlich zugehen, auch der Ver-

kehr mit der Aussenwelt nicht ganz abgeschnitten sein. Ganz auf Evakuaton laufe es doch nicht hinaus: Das Vermögen bleibe unbeschlagnahmt, sogar die Möbel verfielen nicht ganz, würden nur versteigert, der Erlös komme aufs Sperrkonto. Post dürfe man empfangen und beantworten, die Gemeinde stelle eine Lagerbibliothek, Zeiss-Ikon bürge für erträgliche Kost – bleibe also bloss die Enge, die Primitivität des Zusammenlebens, die Dreiviertel-Gefangenschaft. Bloss! – Übrigens wurden die Baracken für 700 Insassen gebaut, das bedeute also für *alle* Dresdener Juden, Mischehen und Privilegierte y compris. –

Nachmittag

Heute über Mittag wieder am Schlageterplatz, diesmal zum Haarschnitt bei Seliksohns. Ich wurde mit grösster Herzlichkeit aufgenommen. Die Leute klammern sich an uns. Ebenso klammerten sich vorgestern Hausinsassen an uns. Am Nachmittag kam Fräulein Imbach herauf, sie fühle sich so einsam, beim Abendessen und nachher bis elf Uhr sass fröstelnd Frau Eger bei uns. Man musste ihr immer wieder versichern, dass man an die Rückkehr ihres Mannes glaube. Und doch sind wir fest überzeugt, dass auch er bei einem «Fluchtversuch» enden wird. –

[...]

27. *November, Sonnabend Nachmittag*

Frau Ziegler schenkte mir einen wundervollen, fast neuen Schlafrock ihres verstorbenen Mannes. Der erste Schlafrock meines Lebens. Mir ist das schlappe, senile, philiströse Kleidungsstück prinzipiell zuwider. Aber als ich heute früh von halb fünf bis sechs Uhr vorlas – immer noch den «Weissen Affen» –, tat es herrliche Dienste und wurde mir lieb, wohl dauernd lieb. Solche Geschenke anzunehmen ist jetzt durchaus üblich. Denn was die Ausgetriebenen nicht fortschenken, wird ihnen von der Gestapo geraubt (wenn sie auch, vielleicht, den nominellen Gegenwert auf ihr Sperrkonto gezahlt erhalten, so wie ich 40 M für meine Schreibmaschine bekam). Und «ererbtes», gebrauchtes Zeug zu tragen ist jetzt allgemeines Geschick. Was habe ich schon alles an solchen

Erbstücken am Leibe! Einen Hut von John Neumann (noch für besseres Wetter aufgespart), ein Hausjackett gleicher Herkunft, ein Paar Schuhe von Paul Kreidl, Socken von Ernst Kreidl und feu Herm Ziegler, Hosen von Unbekannt aus der Kleiderkammer, drei Hemden aus gleicher Quelle, ein Hemd von dem gefallenem Hae-selbarth aus Dölzchen. – Heute schleppte Eva einen ungeheuer schweren Prunkband an, ihr von Frau Aronade zu treuen Händen anvertraut. «Napoleon 1812-1912», Text von Segur, einige fünfzig künstlerische Bildreproduktionen. Die Erb- und eventuell Zutrauen-Händen-Bibliothek wird immer reichhaltiger und bunt-scheckiger. Jeder Evakuierte sucht etwas zurückzulassen. Aber der Erbe von heute ist der Evakuierte oder Ermordete von morgen.

—

Heute heisst es wieder, auch die Mischehen kämen in die Baracken – eine immerhin mildere Form der Evakuierung, wie es scheint. Es heisst heute auch, der Schweizer Rundfunk spreche von 75'000 italienisch-deutschen Gefangenen in Afrika. – Wir sehen durch Tage keine Zeitung und wissen noch weniger von der wahren Lage als die Arier. Seit sie den Auszug in die Baracken vorbereiten, haben unsere Leidensgenossen allen Sinn für das politische Geschehen verloren. – Sie sind mit sich beschäftigt und geben sich auf. Auch bei Steinitz, den ich gestern gegen Abend aufsuchte, war nichts zu erfahren. –

Unter allem Grausigen erzählte Frau Eger neulich abends etwas Komisches. «Im Gefängnis hatten wir reichlich Süsstoff. Die andern Frauen in meiner Zelle wurden über Tag auf Arbeit geführt. Eine in die Küche der Gestapo am Bismarckplatz. Dort stahl sie fünf Schachteln Süsstoff.» –

Heute sagte ich mir: Wenn es mir nicht gelingt, wenn ich nicht Zeit zu haben glaube, LTI als Sonderwerk auszuarbeiten, dann veröffentliche ich die (natürlich gefeilte und geordnete) Gesamtheit meiner Tagebücher seit 33. Eben den antizipierten 4. Band meines Curriculum (I ist ganz fertig, II in wenigen Wochen fertig-zustellen, III, Dresdener Professur 1920-1933, müsste warten). Dieser Gedanke ist mir schon wiederholt gekommen; *neu* war

heute daran, dass ich diesem 4. Band des Curriculum den Titel «Die Sprache des 3. Reichs» summo jure geben könnte. Denn 1) würde er all mein philologisches LTI-Material bringen und 2) würden ja doch alle mitgeteilten Fakten die Sprache des 3. Reichs sprechen, z.B. die eben gemachte Aufstellung meines Garderobenerbes! – und 3) spräche aus der ganzen Umkehr oder Skepsis oder Brüchigkeit meiner Grundideen seit 1933 die Erschütterung durch das 3. Reich.

[...]

Eva ist immerfort unterwegs, heute wieder vor- *und* nachmittags. Zu den Einkäufen tritt allerhand Hilfsdienst für die Barackenleute. Sie näht ihnen Bettsäcke, befördert ihnen (Im- und Export) dies und jenes. Dabei ist sie vergrippt und übermüdet. Ich frage mich ganz egoistisch, was aus uns wird, wenn sie zum Liegen kommt. *Ich* darf nur eine Stunde einkaufen, ich darf keine Strassenbahn benutzen, und unsere Küche liegt im Keller. – Ich frage mich hundertmal täglich, wer von uns beiden schwerer zu tragen hat. Es mag sich die Waage halten. Sollte Eva die Möglichkeit haben, durch Scheidung Polen oder den Baracken zu entgehen, so müsste sie unbedingt Scheidung wählen, die als erpresst nachher anzufechten wäre. Denn 1) könnte sie auf solche Weise wahrscheinlich einige Vermögenswerte erhalten, 2) mir sofort nach erlebter Wendung zu Hilfe kommen – während sie mitgefangen gar nicht helfen könnte, und 3) mag ich keine Witwenverbrennung. Wenn ich in Polen oder auf einem «Fluchtversuch» erschossen werde, soll sie sich meiner Manuskripte annehmen und zur Freude einiger Katzen weiterleben. Aber noch ist es ja nicht an dem.

24. November, Dienstag Vormittag

(*Erster Frosttag, fester Schnee auf Dächern und Strassen*) «Judenlager Hellerberg». Eva sagte, diese neue Art der Evakuierung sei deshalb so schamlos, weil alles so offen vor sich gehe. Das Neue daran ist jedenfalls, dass wir diesmal Einblick in das Inferno haben und mit ihm in Konnex bleiben. Ist es eine gemässigte Hölle? Das muss sich herausstellen. Der junge Eisenmann, der am

Auffüllen der Bettsäcke etc. mitgeholfen hat, sagte: «Katastrophal!» Unvorstellbar eng und barbarisch primitiv, besonders die Aborte (wandlos nebeneinander und viel, viel zu wenige), aber auch die schmalen Betten usw. Die Zimmerleute hätten gesagt, sie seien am Barackenbau für russische und polnische Gefangene beschäftigt gewesen – Luxushotels gegen dies Judenlager in Sand und Schlamm! Andererseits hört man von Vergünstigungen wie Postverkehr, Urlaub nach Dresden, eine Lagerbibliothek, Spielzeugerlaubnis für die Kinder. .. Man muss abwarten. Sonntag und Montag (ausser von Appelius und Galsworthy) ganz erfüllt von diesem Hellerberg. Für Frau Ziegler, die uns sehr vieles hinterliess, karrte ich am Sonntagnachmittag eine schwere Last bei streikendem Herzen das Hindenburgufer entlang zur Gemeinde. Wir verabschiedeten uns dort erst von Seliksohns – Chaos und verzweifelte Bedrücktheit, vor allem des Mannes; danach von Reichenbachs. Frau Reichenbach litt sehr an ihren Füessen und klagte über Katz, der sie aus Angst vor der Gestapo transportfähig erklärt hat; Frau Reichenbach war auch sekundenlang fieberhaft erregt: «Glauben Sie *wirklich*, Herr Professor; glauben Sie *wirklich*, dass es nicht mehr lange dauern kann, oder sagen Sie es bloss zu meinem Trost?» – «Zu meinem auch», wäre die wahre Antwort gewesen, oder «à la Coue». Aber ich glaubte es natürlich «wirklich», es war keine Sache des Glaubens, es war kalte Gewissheit, Italien sprang in den nächsten Wochen ab, und dann ging alles schnell zu Ende. Von solchen Fiebertmomenten abgesehen aber war Frau Reichenbach zuversichtlich gestimmt, und *er* war es durchweg. [...] Reichenbach muss im Lager schlafen, fährt aber täglich zur Arbeit ins Gemeindehaus. So bleiben wir in Verbindung. Eva erhielt als Abschiedsgeschenk ein schön gehandarbeitetes Kissen. Wir mussten auf der Treppe warten, bis Reichenbach vor die Haustür getreten – dann pfiiff er. «Gleich um das Haus herum und dann über den Fahrdamm!» – Wir tauchten in der Mondnacht unter. –

[...]

26. *November, Donnerstag gegen Abend*

Allmählich kommen Nachrichten aus dem Judenlager. Erst berichtete der junge Eisenmann von Frau Ziegler, ihr ginge es relativ gut, sie habe ihren eigenen, viel beneideten Raum. Dann sprach ich gestern Nachmittag auf der Gemeinde Reichenbach. Mir fiel auf, dass sich das immer dürftige Männchen in der letzten Zeit ganz verkrümmt hat. Er geht nicht nur gebückt wie ich – unter der linken Schulter ist ihm ein richtiger Buckel gewachsen. Aber er war guten Mutes. «Nicht halb so schlimm – wenn uns nichts Schlimmeres geschieht, können wir es aushalten.» Ich merkte aber bald die Jämmerlichkeit seines Zufriedenseins. Er hatte es sich eben *noch* grässlicher vorgestellt, er war schon glücklich, dass ihn niemand prügelte. Der Gemeinschaftsraum für neun Ehepaare – «man gewöhnt sich daran». Die Aborte: «nur vom offen – aber durch Seitenwände getrennt, und Deckel, keine Stangen – natürlich keine WC's.» Der Waschraum – «über den Hof und sehr kalt, aber es sind grosse Waschschüsseln da.» Das Essen – «gestern hat es noch nicht geklappt, aber es wird schon eingerichtet werden.» Kläglich! – Heute nun hat Eva Frau Ziegler bei Simon gesprochen und ihr einiges Zeug dorthin gebracht. Simon scheint die Verbindungszentrale zu werden. Frau Ziegler, wie gesagt, hat ein eigenes Zimmerchen und ist somit persönlich in besserer Lage als alle andern. Sie äusserte sich dennoch *sehr* deprimiert. [...] Urlaub in die Stadt *nur* zum Arzt, strengstes Verbot, noch irgendein anderes Ziel aufzusuchen. Eine Insassin hatte von Simon zu Glasers hinübergewollt (zehn Schritte!) – sie durfte es nicht wagen. (Das für diese arme Person vorbereitete Mittagessen erbte nachher Eva.) Alles in allem also Gefangenschaft und qualvolles Vegetieren. Jeden Tag kann es auch uns blühen. –

Seit dem Auszug der Lagerleute ist es hier ganz still geworden. Und Zeitungsnachrichten dringen noch spärlicher zu uns als vordem. Immerhin: Gestern las ich ein Blatt auf der Gemeinde: Darlan, erst hatten ihn die Amerikaner gefangen, dann fälschten sie seine Unterschrift unter Erlassen, Darlan ist jetzt der «Verräter-

admiral», der sich Französisch-Westafrika unterstellt, und Pétain fordert im Rundfunk zum Widerstand gegen ihn auf, und die Lage in Frankreich ist «problematisch». Und in Russland wird ein «Einbruch» der Russen südlich Stalingrad verzeichnet. Vielleicht, dass es doch dem Ende zugeht.

[...]

Seliksohns schickten uns durch die Post noch einige Kartoffelkarten. Wir liessen sie verfallen, vernichteten sie. Beanstandung hätte den Kopf gekostet.

28. *November, Sonnabend Vormittag*

Frau Eger sagte gestern zu Eva, ihr Mann sei nun sechs Wochen im PPD – der Freitag! Wäscheablieferung, kritischer Tag –, er sei verloren, wenn nicht der Umsturz bald komme. Sie ist jetzt mehr mit Ariern als Juden zusammen, sie hat einen Bruder bei der SS – so möchte ich aus diesen Worten beinahe einige winzige Hoffnung schöpfen. Aber die Hoffnung ist so oft getäuscht worden. – Wiederum: Die Russen greifen überall an, und «in Tunis wird gekämpft». – Seit die halbe Judenschaft im Lager, sind wir noch isolierter, sehen wir noch weniger Zeitung als zuvor. Ich erinnere mich eines Romantitels: «Das Leben im Dunkeln». Genau auf unsere Gegenwart anzuwenden, metaphorisch und buchstäblich. –

Gestern Nachmittag bei Steinitz und dann nach Haus – stellenweis – getastet. Steinitz gab mir eine Rasierklinge (sie sind seit Tagen vom Markt verschwunden, längst nur noch einzeln zu kaufen gewesen). Und dann etwas Groteskes: einen Zigarettenskarton mit Zähnen. Zähne sind Mangelware, Eichler hat längst keine mehr, so läuft Eva seit vielen Monaten mit der grossen Lücke im Mund herum; er wollte Eva schreiben, sobald er Material hätte, und schrieb nie. Ein Zahntechniker, der beim Friedhofsgärtner arbeitete, hat diesen Karton dort deponiert – nun soll sich Eichler Brauchbares auswählen und es nach dem Tagespreis bezahlen. Er darf aber nicht wissen, wo die Ware herkommt. Heimliche Zähne

vom Judenfriedhof, es klingt märchenhaft schauerlich – es ist aber auch real gesehen toll genug, und wie leicht kann es zu einer Katastrophe führen. *Causa sufficiens* für Gefängnis und «Fluchtversuch». – [...]

29. *November, Sonntag gegen Abend*

Am 29. November, wahrscheinlich 1863, haben die Eltern geheiratet. Ich denke heute viel an sie, und der Gedanke des Verschwindens wird mir deshalb nicht erträglicher. Bei Hauptmann heisst es irgendwo: Unsere Toten sind der Ballast in unserm Lebensschiff, womit er doch offenbar einen Ballast meint, der das Schiff nicht hindert, sondern ruhiger fahren lässt. Meines fährt durch diese Beschwerung durchaus nicht ruhiger.

[...]

Heute Morgen kam Frau Eger zu uns, wir möchten ihr mit einem Judenstern aushelfen. Auf eine Jacke ihres Mannes zu nähen, die sie ihm als warmes Zeug mitgeben wolle. Sie habe erfahren (sie hat einen Bruder bei der ff), dass er morgen in ein KZ abtransportiert werde. Es sei das letzte, was sie für ihn tun könne; noch eine Mütze gebe sie mit, in deren Futter sie Abschiedsgrüsse genäht habe. Aber werde er den Brief finden? Sie habe keine Hoffnung, den Mann wiederzusehen. Der Transport dauere bis zu acht Tagen. Die Leute würden in verschiedenen Städten (Leipzig, Chemnitz usw.) aufgesammelt, sie übernachteten in den Ortsgefängnissen, in den Lagern träfen grössere Gruppen auf einmal ein. Am Ende dieser Reise stehe für die jüdischen Teilnehmer der Tod. – Ich sprach Frau Eger Mut zu. Vielleicht komme der Umschwung über Nacht, vielleicht treffe er ihren Mann noch am Leben – aber irgendwelchen Glauben an diese Rettung des Mannes habe ich nicht. Frau Eger war zerrüttet von Angst; seit sechs Wochen wartet sie nun hierauf. Und seit sechs Wochen muss doch auch der Mann hierauf warten, und seit sechs Wochen (wahrscheinlich in Einzelhaft) Stunde um Stunde dem Tod gegenüberstehn. Es ist so grauenhaft, dass ich gar kein Mitleid mit dem

Mann fühle, nur immer die Angst, sein Schicksal selber erleben zu müssen. Und ich glaube, auch Eva en est hantée.

Arbeiten, mich in Arbeit betrinken!

1. Dezember, Dienstag Vormittag

Gestern nach Tagen einmal wieder Zeitung gesehen. Sie hängt auf der Gemeinde aus, ich werde jetzt öfter hingehn, da habe ich gleich den Zwang eines Zieles, sonst mache ich mir zu wenig Bewegung. Irgendetwas ist auf der Gemeinde immer zu erledigen und zu erfahren. Gestern wegen des Gaskochers und des Emailletopfs, den uns die «Möbelkammer» (unter Reichenbachs Leitung) leihen soll; heute will ich dort ein paar von Frau Ziegler erbetene Gegenstände abgeben. Über die Gemeinde (und über Simon) kommuniziert man mit den Internierten. Die Leute in der Gemeinde scheinen darauf abgestimmt, scheinen – LTI! – eine *verschworene Gemeinschaft* zu sein, das Lagerleben als glimpflich hinzustellen: Es sei erträglich, einige gewöhnten sich rascher, einige langsamer um. Es klingt so, als wenn die Unzufriedenen verhöhnte und undankbare Geschöpfe wären. In dieser Tonart äussern sich ausser Reichenbach die Sekretärin Judenkirsch, die freilich im Gemeindehaus wohnt und nur auf Amtswegen ins Lager kommt, ferner die Sekretärin Rubin, die dort wohnt, aber wenigstens tagüber in die Gemeinde zum Dienst fährt. Aber das Gros der Lagerinsassen ist doch streng gefangen, erhält spärlichsten Stadturlaub, hockt immer aufs Engste beisammen usw. usw. Es ist gar zu jämmerlich, dass diese Gefangenschaft schon als ein halbes Glück gilt. Es ist nicht Polen, es ist nicht das KZ! Man wird nicht ganz satt, aber man verhungert nicht. Man ist noch nicht geprügelt worden. Usw. usw. [...]

3. Dezember, Donnerstag Vormittag

[...]

Eva fährt fort, mit den Barackenleuten zu kommunizieren, ihnen allerhand Dienste zu leisten, die nicht ohne Gefahr sind, da ja von

der Gestapo alles zum Vorwand genommen wird. Z.B.: Frau Ziegler erbittet ein paar Teller und Töpfe – da kann es heissen, man verschiebe beschlagnahmtes Gut. Oder: Die Hulda schickt zwei alte Semmeln ins Lager – via Eva – Simon; da kann es heissen, wo kommen arische Semmeln her, der Jude hat keine Weissmehlmarken. Solche Lappalienfragen und Lappaliengefahren (nein, die *Gefahr* ist buchstäblich tödlich, vielleicht käme Eva als arische Zwischenträgerin mit Gefängnis davon, aber wie sollte sie in ihrer Geschwächtheit das aushalten, ohne frische Luft, Bad, Zigaretten?) – [...] Eben ist Eva bei Simon, wo sie einiges der Zieglerin überbringt; gestern traf sie in einer Bank Frau Seliksohn. Die hatte, wie sich ergab, den erhofften «Urlaub» zum Bankweg nicht erhalten – man darf nur und ausschliesslich zum Arzt – und war vom Goehle-Werk aus «auf Krampf» mit verdecktem Stern dorthin durchgebrochen. Ein unsinniges Risiko, da KZ und Tod die sichere Folge bei Entdeckungen waren – der tödlich verlaufene Fall Imbach lag ungleich harmloser –, und da es überall in der Stadt von Gestapoleuten wimmelt, denen die einzelnen Juden längst bekannt sind. Und was wäre Evas Schicksal gewesen, hätte man sie mit der Selica getroffen? – Das Schlimmste an der Lageraffäre soll bisher nach mehrfachen Berichten die Entlassung der Frauen gewesen sein. Während sie in der Anstalt nackt zwischen den Passionsstationen herumliefen, wurden sie von der Gestapo photographiert, sie mussten lange mit nassen Haaren bei kaltem Regenwetter im Hof stehen, auch ihr offenes und durchwühltes Gepäck war dem Regen schutzlos ausgesetzt. – Eine besondere Lagergefahr scheint der Neid der Zusammengedrängten zu sein. Wenn dem einen etwas zugesteckt wird, muss er sich vor allen andern hüten. –

Brief von Sussmann, herzlich und aufregend durch seine Ahnungslosigkeit. Schreibe mir die (belanglosen) Einzelheiten deines Tagesablaufs, wie du «Deine Einkäufe machst, spazieren gehst usw.» Wenn ich ihm das schreibe – was sagt die Zensur und was die Gestapo dazu? Spaziergehen – wo immer Angst im

Spiel ist, vor Verhaftung, vor Beleidigung, mindestens durch Kinder (was in letzter Zeit häufiger vorkommt) – und nun gar das Thema «Einkaufen»! [...]

7. Dezember, Montag Abend

[...]

Grausig ist die Affäre Eger. Heute war Frau Eger eine Weile am Nachmittag bei uns – sie lässt sich zur Zeit nur selten bei uns sehen. Das letzte Mal, vor bald vierzehn Tagen, war sie fast gewiss, dass ihr Mann nun ins KZ fortgeschafft werde. Damals hatte sie sich getäuscht. Heute erzählte sie, er scheine noch hier zu sein – freilich habe sie am letzten Freitag nicht die Probe der abzuliefernden Wäsche machen können, da sie auf jenen falschen Alarm hin zwischendurch Sachen abgegeben habe. Wir mussten das mitanhören und konnten ihr nicht sagen, dass inzwischen der Abtransport erfolgt und der Gemeinde bekanntgegeben worden ist. – [...]

11. Dezember, Freitag Vormittag

Seit gestern – morgens Karte von Richter, «dringende Grundstücksangelegenheit», nachmittags mein Besuch in der endlos entfernten Victoriastrasse – Verstörtheit des Hauses wegen. Diesmal wohl der endgiltige, nicht mehr abzuwendende Raubzug. Ein kombiniertes Spiel, wie mir Richter sagt. Er selber sei hilflos, gerate in Verdacht der Judenfreundlichkeit, ein Rechtsmittel habe ich nicht. Die Partei hat den jetzigen Geldgeber, einen Baumeister Linke, gezwungen, die Hypothek zu kündigen und jeden zur Nachfolge Gewillten zu warnen. So ist eine neue Hypothek abgeschlossen; die jetzige erlischt am 1.4., Zwangsversteigerung wäre für Mai oder Juni zu erwarten. («Bis dahin ist lange Zeit.» – «Haben Sie Hoffnungen?» – «Ja.» – «So schnell wird es nicht gehen, hinter jedem steht ein Aufpasser, und der Terror ist zu gross.») Dringender und wohl unmittelbar verderblich der andere

Vorstoss, der eigentliche Betrug. Ausgehend von dem auf Militärurlaub befindlichen Bürgermeister. An meinem Hause – schon einmal behauptet worden, von Richter selber als neunundneunzigprozentige Erfindung behandelt – seien Reparaturen in Höhe von 3'000-4'000 M notwendig, u.a. «Erdbewegung» für 800 M, weil Erde gegen den Strassendamm hin abrutsche. Der Bürgermeister hat baupolizeiliche Verfügung beantragt zur Sicherstellung dieser Summe. Kann ich sie nicht zahlen, so tritt unmittelbar Zwangsversteigerung ein, bei der kein Pfennig für mich übrigbleibt. Da Berger bei der Zwangsversteigerung sein Vorkaufsrecht verliert und da man von ihm keine Reparaturen verlangen würde, so ist er bereit, das Haus sofort für 16'500 M zu übernehmen. Ich würde dann wenigstens ein bisschen Geld auf mein Sperrkonto gezahlt erhalten. Er, Richter, rate hierzu als zu dem kleineren Übel. – Ich habe mir Entscheidung vorbehalten.

Eva ist nun gänzlich am Boden. Ich brauche ja nicht zu wiederholen, wie leidenschaftlich und verzweifelt sie an diesem Haus hängt. – Ich las heute Nacht und dann noch einmal gegen Morgen sehr viel vor. «Die Brüder» von Frenssen (seitdem wir den «Waldjuden» aufgegeben haben).

Dies gestrige harte Erlebnis hat die kleinen Vorkommnisse der letzten Tage überschrien. Am 7. und 9. tobte und heute tobt wieder die Auktion der Jacoby sehen Besitze durch das Haus. Man muss die Zimmer verschlossen halten, denn überall wimmelt es von besichtigenden Leuten. Am ersten Tage wurde in der Halle versteigert – ich sah das (von der Galerie aus) zum erstenmal mit an. Es ging um kleinen Hausrat, und die Bietenden waren menu peuple. Danach teurere Gegenstände und etwas besseres Publikum – aber nun erfolgt der eigentliche Akt in einem der grossen Zimmer unten. Das Haus wird immer leerer. Eisenmann glaubt, wir würden schon zum Januar hinausmüssen.

Solamen miserum, miserrimum: Denn selbst in einem Zimmer, selbst in dem proletarisierten und verwanzten Cityhaus in der Sporgasse würden wir's immer noch besser haben als die Leute

im Judenlager. Am 8. suchte ich Seliksohn im Diathermiezimmer bei Dr. Katz auf, gleichzeitig sprach Eva Frau Voss bei Simon. Die Leute klagen übereinstimmend; Seliksohn sah überaus elend und krank aus, auch Kätchen Sara soll sehr geschrumpft sein. Den Tag darauf war ich auf der Gemeinde, sah Frau Ziegler – gleiche Klagen –, wollte Reichenbach sprechen, die ausliegende Zeitung lesen, unsern Antrag auf Kohle zum Waschen urgieren. (Seit dem September konnte nicht gewaschen werden!) Da wurde mir plötzlich zugeflüstert: «Sofort leise Weggehen! Eben ist Kommissar Schmidt gekommen.» Schmidt, mir persönlich noch unbekannt, wird neuerdings als einer der schlimmsten vom Judendezernat der Gestapo genannt. Ich schlich mich also unverrichteter Sache davon. – Die Zeitung sah ich dann erst bei Richter. Nach dem Heeresbericht haben die «grossangelegten Operationen» der Russen an Schlagkraft verloren, und unser «Gegenangriff» im Mittelabschnitt schreitet kraftvoll vor. In Afrika stockte der Feind, und wir fügten seinen Seetransporten schwere Verluste zu. Was mag daran wahr sein? Richter sagte: In Stalingrad seien zwei deutsche Armeen eingeschlossen, im Kaukasus stünden grössere deutsche Massen als nur zwei Armeen, und auch sie seien bedroht. Italien sei am Zusammenbruch. – Aber trotz alledem (und «obschon sich viele Leute sagten: ‚Besser, wir verlieren den Krieg!‘») könne es noch Jahre dauern.

Einen Spätnachmittag war wieder Frau Eger bei uns, noch immer ohne Wissen vom Schicksal ihres Mannes. Sie schenkte mir fünf Rasierklingen – ein trésor! – und eine Kleinigkeit langentbehrten Süsstoff, eine Enttäuschung, denn er scheint vom vorigen Kriege herzustammen, stinkt und schmeckt widerwärtig, wie er damals stank und widerlich war, während der jetzige ein wirklicher Zuckerersatz ist (so wie sich auch der Kaffee-Ersatz gegen 1914/18 unendlich vervollkommnet hat). Anlässlich der Rasierklingen erzählte Frau Eger zweierlei: 1) Im Polizeipräsidium werden die jüdischen Gefangenen nicht mehr rasiert (sie gehen bärtig in den Tod). 2) Im Laden, wo sie die Klingen kaufte, erzählte ein

Urlauber mit der Armbinde «Afrika» laut und ausführlich vom Rückzug aus El Alamein. Sie seien ums nackte Leben gelaufen, sie hätten alles, buchstäblich alles fortgeworfen, um nur laufen zu können, Tornister, Gewehre, Mäntel – nur Mütze und Uniform, sonst buchstäblich nichts sei gerettet worden. –

[...]

Gegen Abend

Die Auktion heute war scheusslich, durchtobte und leerte das Haus, die grossen Stücke gingen weg. Ich kam mit dem Mülleimer über den Hof, als dort ein Teppich zum Bürsten wie eine Beute ausgebreitet lag. Ein wüster langer Kerl, der daran herumarbeitete, brüllte mich höhnisch an: «Geh herein, Jude!» Nachher kam er in die Küche und verlangte in grobem Ton und mich duzend Bindfaden und einen Besen. Ich sagte, ich hätte nichts. «Und die Sachen hier?» (Er zeigte auf den Stapel der Frau Ziegler.) «Das ist alles nicht mein Eigentum und beschlagnahmt.» Da zog er ab. Die ganze Sache würgte mich im Halse. – Auch Eva kam sehr deprimiert von ihrem Besorgungsweg heim. Mit leeren Händen, auch mit hungrigem Magen. – Eben brachte Frau Eger die neuen Lebensmittelkarten. Sieben für Eva, Vier für mich – aber auch mit der arischen Sieben ist wenig anzufangen. Frau Eger erzählte als Gerücht, dass in Italien Standrecht verhängt sei, als verbürgt, dass sehr viel deutsches Militär nach Italien ginge. –

[...]

18. Dezember, Freitag Abend

Auf dem Friedhof erzählte der Inspektor Jacobi, er habe die Leiche eines Nicht-Dresdener auf dem Transport zum KZ «verstorbenen» Juden gestern vom PPD abzuholen gehabt. Er sei durch sein Amt hartgesotten, aber über diesem Anblick sei er fast ohnmächtig geworden. – Der Friedhof sah verändert aus, übrigens in guter Weise: Die Gräber lagen frei, waren zugänglicher, mehr inmitten der Natur; überall waren die Gitter abmontiert, sie lagen noch am Boden (Metallmangel).

Eva brachte als Neuestes: Sie hatte vergeblich bei Natschef ein

neues Buch holen wollen. Er darf nur noch die ausgeliehenen zurücknehmen, der weitere Betrieb ist ihm geschlossen worden. Er ist Bulgare, seine Frau Amerikanerin, er hat immer Beziehungen zum Ausland, zur Dresdener jüdischen Intelligenz gehabt, war offenbar verdächtig. Eva sagt, er habe einen sehr verstörten und erbitterten Eindruck gemacht... Wir werden nun wieder zu Paulig zurückkehren und dabei mehr gewinnen als verlieren: Natscheff war immer etwas snobistisch auf das Allermodernste beschränkt. Eva hatte Paulig vor Monaten aufgegeben, als mir die Gestapo den Rosenberg auf den Kopf haute. Wir können ja jetzt wahrheitsgemäss sagen, wir hätten lange vor der Gestapo Ruhe gehabt. –

19. Dezember, Sonnabend Vormittag

Eva unterrichtet jetzt manchmal Herbert Eisenmann, und er ist oft – so eben jetzt – zum Üben hier oben. Dann erzählt er. Er und sein Vater arbeiten bei Zeiss-Ikon. Der Vater als «Einsteller» hat festen Stundenlohn, kommt auf etwa 150 M im Monat. Herbert arbeitet im Akkord im «Kindergarten», der Jugendlichen-Abteilung (16-24 Jahre). Präzisionsarbeit an winzigen Teilchen, die nur mit der Lupe deutlich werden, schärfstes Sehen erforderlich. Partikeln für Messapparate der Marineflak. Herbert Eisenmann hat es im Akkord bei acht Stunden schon auf 320 M gebracht. Jetzt hat man dem jüdischen Akkord eine Höchstgrenze gesetzt. Man treibt die Leute zu maximalen Leistungen – wenn sie sich nicht bewähren, droht Polen – und bezahlt sie geringer als die Arier. «Irgendein Verkürzungsfaktor wird eingesetzt. Man rechnet mir 320 M als Ergebnis vor und zahlt 220 aus.» Welche vielfache Unsittlichkeit in dem ganzen Zustand! – Den Leuten im Judenlager ist jetzt verboten worden, auch nur das geringste einzukaufen. Sie sind wieder um einen Höllengrad gefangener und schlechter ernährt als zuvor.

[...]

20. Dezember, Sonntag Vormittag

«Messina», sagt Eva von unserm fast schon zu Regel gewordenen nächtlichen Vorlesen. Auf unsern grossen Seefahrten liessen wir uns wecken, wenn das Schiff nächtlicherweile eine interessante Stelle passierte. Der Stratto zwischen Messina und Reggio di Calabria war die interessanteste. Aber es ist doch ein Unterschied zwischen der damaligen und der heutigen Schlafunterbrechung. Wie gut ging es uns damals, wie frei waren wir, wie sicher in unserer Existenz, unserer menschlichen Würde. – Messina als Ort der Erdbebenkatastrophe: So könnte ich die Hitlerei, die «prise de pouvoir», unser Messina nennen.

[...]

27. Dezember, Montag Mittag

Vor einem reichlichen Monat – ich kann ja nicht im Tagebuch nachsehen – war Hirschel geheimnisvoll verschwunden; Frau Ziegler berichtete «verhaftet», offiziell galt er für «krank»; Unterschriften von ihm kursierten, er sollte bald wieder im Amt sein, und nach etwa vierzehn Tagen tauchte er auch wieder auf. Gestern hat er uns seine Geschichte erzählt, ich bemühe mich um genaue Fixierung. Damals war, wegen irgendwelch unvorsichtiger Äusserungen, ein Sprachlehrer Kronthai verhaftet worden – er ist inzwischen ins KZ gekommen, und man erwartet die Todesanzeige. Der Mann war für privaten Sprachunterricht konzessioniert. Man fand bei ihm einen Stundenplan, wonach er den Hirschelschen Kindern *auch* Unterricht in Geographie und Zeichnen erteilt hatte. Hirschel, bei dem Kommissar Müller gut angeschrieben, wurde nach der Bismarckstrass bestellt. «*Sie* sollten wegen Übertretung des Unterrichtsverbotes ins KZ kommen; ich habe mich für Sie eingesetzt, Sie werden *nur* eingesperrt und nicht für lange; Kahlenberg, der Sekretär für Steuern, wird Ihnen die zu unterzeichnenden Schriftstücke täglich bringen; Ihrer Gemeinde wird erklärt, Sie seien erkrankt.» – Hirschel wartete dann in einem andern Zimmer auf den Abtransport; in diesem Zimmer traf er den

am gleichen Tage verhafteten Eger. Nach einer Weile kam der Kommissar Weser zu ihnen – die Bestie, die auch uns geschlagen und bespuckt hat. Er war erst nur höhnisch: «Du sollst ja gesagt haben, ich sei der Schlimmste – na, deine Gemeinde siehst du nicht wieder.» Indem rollte draussen ein langer Lazarettzug vorüber. «Weser geriet plötzlich in Raserei, schlug auf uns beide ein. ‚Daran seid ihr schuld... Ich kann doch sonst niemandem was zuleide tun, aber jeden Juden möchte ich morden. Auch deine beiden Jungen möchte ich totschiessen. .. Du kommst nicht wieder.‘» Dieser Irrsinnsanfall passt zu dem, was Eva mit den Leuten erlebt hat (die Angst vor dem bösen Blick). Weser brachte danach Hirschel ins PPD. Höhnisch: «Hier bring ich den jüdischen Oberbürgermeister...»

Zelle 47. – Polenkost. Draussen ein Zettel anhängen: «Polenkost». Zelle 47, erzählte Hirschel, ist die berühmte halbdunkle «Selbstmörder»-Zelle, in der Friedheim und mehrere andere geselbstmordet worden sind. Polenkost bedeutet die Hälfte der normalen Gefangeneneration. Hirschel blieb vierundzwanzig Stunden in Ungewissheit, ob er mit dem Leben davonkomme. Dann erschien bei ihm der Kommissar Müller, war verwundert über Wesers Anordnung, sprach ihm Mut zu, es werde ihm nichts geschehen, er werde bessere Zelle und normale Kost erhalten, nicht lange sitzen, täglich mit Kahlenberg Geschäfte erledigen können. – Immerhin blieb Hirschel noch weitere vierundzwanzig Stunden in der Mordzelle; dann erhielt er bessere Unterkunft, es wurde ihm auch eine Zeitung gelegentlich zugesteckt – aber die «Polenkost» blieb. Als er nach zehn Tagen entlassen wurde, wog er noch 88 Pfund, vorher hatte er, ein zierliches Männchen, 98 auf die Waage gebracht. In der Zeit seiner Gefangenschaft traf Weser zufällig Frau Hirschel auf der Strasse und sprach sie an: «Dein Mann ist eben gestorben.» Sie kannte seine Art und erwiderte, nein, er lebe. «Doch», sagte er lachend, «er ist tot, geh nur nach Haus, da findest du die Nachricht schon vor...» Ist der Mann *nur* geisteskrank, oder ist er ein Verbrecher? Ich sprach von seinen und Clemens' Räubereien (Butter, *Geld* etc.). Darauf berichtete Hirschel diesen Vor-

fall mit genauer, mir entfallener Namenangabe: Eine jüdische Dame wird von Weser angehalten, wie sie vom Einkauf zurückkommt. Er nimmt ihr den grossen Beutel im Hausflur ab, wühlt alles heraus (wie er ja bei Eva auch getan) und schlägt ihr den leeren Beutel heftig ins Gesicht. In derselben Sekunde, in der sie geblendet steht, reisst er an ihrer Handtasche und zerrt etwas hervor. Nachher vermisste die Dame ihr Portemonnaie. – Der Mann ist Reichsbeamter, Kommissar, Oberleutnant der SS. Er hat Macht über Leben und Tod, seine Kollegen, und nun gar die Beamten der Polizei, können sich nicht in Widerspruch zu ihm setzen.

[...] Gestern nun zeigte mir Frau Hirschel die immerhin stattlichen Reste ihrer Bibliothek. Sie hat behalten dürfen, was von jüdischen Autoren stammt, auch Werke, die von Juden herausgegeben sind. So konnte sie einen «jüdischen» Gesamt-Goethe retten, während ihr Schiller und Kleist daran glauben mussten. [...]

22. *Dezember, Dienstag Abend*

[...]

Es war nicht ganz einfach, mich heute Nachmittag auf die Notizen zu konzentrieren. Eva hatte sich auf der Bank – grosse Steuerzahlung an die Juden – den Heeresbericht von gestern, dem 21. 12., abgeschrieben. Zum erstenmal: Einbruch der Russen im Donbogen. Heranmarschierende deutsche Divisionen hätten «vorbereitete rückwärtige Stellungen» bezogen. So jammervoll hat noch *nie* ein Heeresbericht aus Russland geklungen, auch im vorigen Winter keiner. Das muss durch furchtbare Auslandsberichte erzwungen sein. Das kann den Anfang der Katastrophe bedeuten. Es *kann* das bedeuten, *muss* es aber *nicht* bedeuten. Warum sollen die neuen Positionen nicht halten, warum soll Deutschland sich nicht noch ein Jahr lang schlagen können? Immerhin: Ein paar Stunden lang machten wir uns Hoffnungen. Jetzt bin ich natürlich wieder deprimiert. – [...]

26. *Dezember, Sonnabend Vormittag*

Zweiter Feiertag, ganz leichter Frost, eher etwas über null Grad.

Eigentlich habe ich mich vor Weihnachten meist gefürchtet. Diesmal verläuft es aber bei aller Kahlheit und Bedrücktheit halbwegs glimpflich. Eva hatte ein sehr hübsches Bäumchen besorgt, schön ausgeschmückt und auf dem Flügel in Position gebracht. Geschenke, gutes Essen, Alkohol, Süßigkeiten fehlten gänzlich, alles war noch kahler als im vorigen Jahr – und wieviel Elend hatten wir seitdem durchlebt und mitangesehen. Unsere Gedanken gingen immer um dieses beides: «Es wird die letzte Weihnacht im dritten Reich sein.» – «Aber das haben wir schon im vorigen Jahr gedacht, und wir haben uns getäuscht.» Wiederum: «Diesmal steht es anders.» – «Aber wir haben schon so oft die Widerstandskraft des Nationalsozialismus unterschätzt.» Usw., hin und her. Als wir uns gegen zehn schlafen legen wollten, kam noch Herbert Eisenmann herauf, und wir plauderten ein Weilchen ergebnislos über den Krieg. –

Am Vormittag des 24. war ich auf der Gemeinde. Ich brachte ein jämmerliches Päckchen für Frau Ziegler dorthin, ein paar Gramm Dorschrogen, eine Schnitte Kuchen – welche Mühe, das Stück Einwickelpapier dafür aufzutreiben, die Papierknappheit wird immer quälender, wo wäre ich ohne ein altes Telefonbuch, das sich hier vorfand und das nun auch zur Neige geht!... –, ein paar Zeilen für Seliksohns, ein paar für Kätschen Voss. [...]

Die Morgenpost des 25. brachte einen Brief Caroli-Stern-Hirschbergs, die von Tag zu Tag mit Evakuierung rechnet. Im vorigen Brief hatte sie Erich Meyerhofs Tod angezeigt, in diesem berichtet sie den Tod ihrer Schwester Hanna Cristiani. Sie ist nur 57 Jahre alt geworden, leidend seit Oktober, vor einigen Wochen Feststellung eines nicht operablen Tumors in den Bronchien (wohl Krebs?). Herzlähmung am 4.12. Hat mich sehr erschüttert. Natürlich wieder nur in egoistischem Sinn. Alles um mich herum stirbt. Wieso lebe *ich* noch, welchen Anspruch auf Dauer kann ich mit 61 Jahren erheben? Und ich möchte doch noch so gerne wei-

ter. Hannas Tod wirkt auf uns beide deshalb besonders erschütternd, weil wir sie nur in ihrer Jugendfrische gekannt haben. Später sahen wir sie einen Nachmittag oder Abend lang in Frankfurt, wahrscheinlich, von Paris kommend, im Jahr 1925. Da war sie auch erst vierzig. [...]

Heute Nachmittag soll Eva zu einem Tangokonzert und -tanz ins Gewerbehaus; mich wird inzwischen wohl der kleine Lewinsky (Siegfried) besuchen, dem ich vorgestern in die Arme lief. Es erforderte sehr viel Überlegung, auch Zureden von meiner Seite, dass Eva zu dieser Veranstaltung geht. Denn wir haben – die Freigrenze! – nur noch sechs Mark im Haus, und erst am Dienstag kann Eva unsere Freundin Brigitte in Quedlinburg aufsuchen. (Das ist Käthchens Beitrag zum enzykloplädischen Stil, Namen immer mit dem nächsten Buchstaben des Alphabets beginnen zu lassen.) Übrigens findet sich bei Brigitte keinerlei eigenes Geld mehr vor: Sie muss uns borgen. Viel kommt nicht in Betracht, mit etwa dreissig Mark im Monat ist uns geholfen. Immerhin. – Das ganze Rechnen und Wirtschaften liegt jetzt auf Eva; ich trage überhaupt keinen Pfennig mehr bei mir, besitze längst (seit ich das letzte verloren) kein Portemonnaie mehr.

[...]

28. *Dezember, Montag Vormittag*

Die abscheulichen Tage der Selbstbesinnung, diesmal noch verlängert durch den Sonntag, sind fast vorüber. Bleibt nur noch Neujahr.

Am Sonnabendnachmittag kam Lewinsky, er war von dreiviertel drei bis Viertel sieben hier, und ich musste ihn ganz allein erdulden, da Eva ein Tangokonzert hörte. (Mein Weihnachtsgeschenk – drei Mark von sechs die unsern ganzen freigrenzlichen Besitz bis zum 1. Januar ausmachen, oder doch bis morgen, wo Annemarie weiterhelfen muss – buchstäblich sie, denn unsere Reserven sind erschöpft.) Lewinsky war mir recht langweilig. Er sprach Gedichte, immer mit der gleichen Tongebung, den glei-

chen Tastbewegungen bei geschlossenen Augen, sehr wenig ausdrucksvoll. [...]

Der Abend brachte nachher etwas durchweg Interessantes, aber im Ganzen doch Bedrückliches, eine Vox populi, der ich recht hohen Zeugniswert beilege. Ohne Geld und doch zum Schenken verpflichtet, hatten wir dem Portiersehepaar, der Frau einen Schal von Eva, dem Mann eine graue Krawatte gegeben, die ich von Ernst Kreidl geerbt. Der Mann kam sich bedanken, geriet dabei wohl ins Reden und strömte wohl eine Stunde lang aus, was ihn vor Denunziantenohren ins KZ gebracht hätte. Er wird um die Vierzig sein, ist Schmied, Fräser, in einem Rüstungsbetrieb tätig, Kriegsteilnehmer von 1914, ganz offenbar alter Sozialdemokrat, den Kommunisten nahe. (Übrigens hat er einen verschleierte Blick und eine Art, beim Sprechen auf den Boden zu sehen, denen ich nicht sehr traue; *ich* würde zu ihm nicht mit solcher Offenheit gesprochen haben, wie er zu mir – ich lockte auch nichts durch Fragen aus ihm heraus, sondern liess ihn nur reden.) Er sagte: Es gingen so sehr viel Truppen nach dem Westen, «nach Spanien» (!), nach Afrika. Alles, was tropenfähig sei, würde dorthin geschickt – «wir bauen so viel grosse Transportflugzeuge – da kommt eine Offensive, etwas mit Fallschirmen, in nächster Zeit». Ob wir denn genug Benzin hätten? – Ja, denn die Wagen seien auf Treibgas umgestellt, und überhaupt, an aller Art Kriegsmaterial sei kein Mangel, wir hätten ja solange mit erbeutetem tschechischem und französischem Material (riesigsten Mengen!) operiert. Auch an Menschen fehle es noch nicht, die Verluste seien nicht allzu grosse. In Russland stünde es ja nicht gut, die Russen brächen manchmal durch, aber unsere bessere Führung riegte sie immer wieder ab. – Nur: Der Krieg dauere zu lange, das «kleine Volk» habe ihn satt. Von innen freilich werde «nichts kommen», aber das Heer, «der kleine Mann» im Heer wolle nicht mehr. Es habe schon viele Erschiessungen gegeben. Und sie fragten sich: «wofür» – bloss immer «für den Parteimist». «Die jungen Offiziere sind ja alle dafür, sagen ‚Heil Hitler‘ und strecken den Arm aus; aber die alten legen zwei Finger an die Mütze und sagen ‚Gu-

ten Morgen'... Und dann ist da die Feindschaft zwischen Truppe und SS. Wäre nicht ‚Adolf‘ gewesen, dann wäre es schon im vorigen Winter schiefgegangen. Aber Adolf erschien plötzlich bei einer Feldwache ganz vorn, fragte sie nach ihren Mänteln, ihrer Kost, und Adolf zog selber Offizieren die Pelze aus; das half. Aber nun haben es alle satt.» – «Und die Arbeiter? Fürchten sie nicht Arbeitslosigkeit nach verlorenem Krieg?» – «Nein, Arbeit wird es bestimmt geben, es fehlt ja an allem, *es gibt keinen Kochtopf mehr*. Aber sie haben kleine Ersparnisse, sie können ja nichts ausgeben, und für die fürchten sie. Arbeitskräfte fehlen uns auch nicht, die gefangenen Russen arbeiten sehr gut, die Franzosen auch. Nein, von innen kommt nichts (obwohl es noch KPD-Leute gibt – aber die lachen und sagen: ‚Es geht euch noch viel zu gut, wartet noch eine Weile!‘). Aber die Soldaten werden es machen. Propaganda wird ja von beiden Seiten getrieben: unseren, wenn sie ankommen, zeigen die Offiziere, wie die Bolschewiken gewohnt haben, und die Russen fordern jeden Abend durch Lautsprecher auf herüberzukommen. Es waren auch Leute bei den Feldwachen, haben ihnen Zigaretten und Schnaps gebracht, und ein paar von uns sind auch mit hinübergegangen... Die Engländer und Amerikaner werfen in Hamburg Zettel ab, aber man denkt an 1918 und glaubt ihren Versprechungen nicht...» Der Refrain war immer: «Von innen wird nichts kommen... aber der Krieg dauert zu lange, und alle haben den Parteimist satt, und die Front will nicht mehr.» Aus alledem hörte ich doch in der Hauptsache nur dies heraus, dass eine neue Afrikaoffensive bevorstehe, dass militärisch von wirklicher Niederlage noch keine Rede sei, dass die Regierung die Macht in Händen halte und dass «Adolf» als Person nicht ohne Nimbus sei. Gewiss deutet sich unter alledem Unzufriedenheit und Kriegsmüdigkeit an, auch wohl Zusammenbruch, aber der in weiter Ferne. Und wie sollen *wir* diese Feme erleben?

[...]

29. *Dezember, Dienstag Vormittag*

Gestern Nachmittag den Riesenweg zu Simon, der Eva *heimlich* behandelt. Ich traf ihn nicht, die Sprechstunde war früher beendet, niemand öffnete. Ich ging die paar Schritte zu Glasers weiter, mich dort sehen zu lassen und auszuruhen. Eine jüngere Schwester der Frau, arisch und an Arier verheiratet, in Wien ansässig, war zu Besuch da. Sie erzählte: In Wien verübe Schirach grössere Brutalitäten gegen die Juden als hier Mutschmann gegen uns. Die Stadt werde jetzt gänzlich judenfrei gemacht. (Auch Berlin evakuieren man jetzt in Massenbetrieb, warf Glaser ein, und es passte zu der Bemerkung in Carolis neuem Brief, *noch* sei sie in Berlin.) Sie erzählte von entsetzlichen Grausamkeiten gegen rumänische Juden. (Mussten sich ihr Massengrab graben, sich nackt ausziehen und wurden dann erschossen. Ganz wie es lange Eva aus Kiew berichtet hat.) Sie erzählte von ihrem Mann, der jetzt als Militär-Unterarzt in ein Neapeler Krankenhaus geschickt worden sei. Italien sei überfüllt, gestopft voll von deutschen Truppen. Es sei offenkundig, auch was das Heer anlange, in zwei Parteien gespalten. Eine um Mussolini, der nur noch der Sklave Hitlers sei, die andere um den Kronprinzen Umberto, den Armeechef in Oberitalien. Was werde, sei völlig dunkel. Glaser, immer pessimistisch, äusserte sich wieder sehr skeptisch über das Datum des Kriegsendes, und diesmal musste ich ihm beistimmen. In Russland wird wieder fortschreitender deutscher Gegenangriff im Donbogen gemeldet – die Russen sind also wieder nicht entscheidend durchgebrochen; in Afrika stockt die Tunisoffensive der Amerikaner, die Deutschen haben also Zeit, ihrerseits den Angriff vorzubereiten. – Glaser war sehr deprimiert, und ich kam sehr deprimiert nach Hause.

[...]

Nun will ich das Manuskript-Päckchen für Brigitte in Quedlinburg fertigmachen. Ich bat Eva, Brigitte um Brotmarken anzugehen. – «Das Betteln ist so scheusslich, sie hat es mir schon zweimal abgeschlagen, sie scheint die Marken für ihre Geschwister zu gebrauchen!» –

30. Dezember, Mittwoch Nachmittag

[...]

In meinen Kinderjahren gab es einmal einen Pestfall in Berlin. Ein Laboratoriumswärter (der Charité, glaube ich) hatte seinen Zigarrenstummel auf eine Pestkultur gelegt und nachher weitergeraucht. 1915 im Felde frappierte es mich, dass im Unterstand die vollen Granatkörbe dicht beim rotglühenden Eisenofen lagerten, ein paar Tage später aber achtete ich nicht mehr darauf. Analogon zu beiden Fällen: Eva brachte gestern das Manuskript-Paket aus Quedlinburg wieder zurück. Über der Geldaffäre – 100 M für Kätschen ins Brillenfutteral, und wider Erwarten fanden sich auch noch 50 M, die uns gehörten – und über dem Plaudern hat sie die Angelegenheit der Manuskripte vergessen. Dies Vergessen entspricht dem Verhalten des Pestdieners: Die Gefahr ist uns schon so selbstverständlich. Und unsere Gemütsruhe hinterher entspricht der Stimmung im Unterstand: Wenn ich mit unsern Granaten vorsichtig bin, trifft mich vielleicht eine feindliche – was hilft alle Vorsicht – wozu also erst vorsichtig sein?! – Annemarie schickte mir drei Zigarren, die ich durch rasches Aufrauchen beseitigte, da sie gefährlicher sind als Manuskripte. Nach langer Entwöhntheit wenig Genuss und einige Übelkeit. Annemarie, ehemals sehr rundlich, wiegt jetzt sechsundneunzig Pfund. Die Ärzte seien alle überanstrengt, erhielten aber keinerlei Arbeiter-Zusatzrationen; auch dürfe kein Arzt einem leidenden Kollegen irgendwelche Stärkungsmittel oder Vollmilch verschreiben.

[...]

31. Dezember, Donnerstag Abend

Vormittag ein sehr ermüdender Weg zur Bank (Miete), Gemeinde (Neujahrswünsche ins Lager, vollkommen inhaltslose Zeitung), Steinitz. Er war kurz zuvor, vom Zahnarzt kommend, in der Prager Strasse von einem Gestapomann gestellt worden: «Du hast hier gar nichts zu suchen; schere dich in die Nebenstrassen!» – Nachmittags zerschlagen von heftigsten Leib- und Magenschmer-

zen – Kohl und Kartoffeln, Kartoffeln und Kohl. – Bitterste Stimmung. Alle, mit denen wir voriges Silvester zusammen waren, sind ausgelöscht durch Mord, Selbstmord und Evakuierung. Dies Jahr 42 war von den zehn NS-Jahren bisher das schlimmste: Wir haben immer neue Demütigung, Verfolgung, Misshandlung, Schändung erlitten, Mord hat uns ständig umspritzt, und jeden Tag fühlten wir uns in Todesgefahr. Und dabei kann ich nur sagen: Bisher das schlimmste Jahr, denn es besteht alle Aussicht, dass der Terror noch weiter steigt, und das Ende des Krieges und dieses Regimes ist nicht abzusehen.

Irgendetwas zu produzieren vermochte ich das ganze Jahr nicht – alles ist mir aus der Hand geschlagen. Ich suchte nur, mit aller erreichbaren Lektüre mich ein bisschen fortzubilden, ganz allgemein in der LTI-Richtung (mit dem jüdischen Sonderkapitel); in allerletzter Zeit auch in der Richtung auf die jüngste französische Literatur. Aber das hat schon ein Ende, da man Natscheffs Bibliothek schloss.

Am 3. September zogen wir hierher, ins zweite Judenhaus.

Von jüngeren Jugendfreunden starben Erich Meyerhof und Hanna Stern-Cristiani. Von meinen Geschwistern starb im August Grete.

1943

1. Januar, Freitag Abend

Der Papiermangel ist so gross, dass nirgends ein Abreisskalender aufzutreiben war.

[...] Herbert Eisenmann berichtete von einem Aufruf Hitlers an Front und Volk: In diesem Jahr 1943 werde er den «klaren Endsieg» erringen. Vater Eisenmann äusserte wieder seine Überzeugung, dass das Regime im März zusammenbrechen werde. – Frau Eger, die sich abseits hält und immer die Maske des lächelnden Gleichmuts trägt, auch nie mit einem Wort andeutet, dass sie den Mann im KZ weiss, machte uns einen Neujahrsbesuch. Ihr und Lewinsky gegenüber verfocht ich strikte die Meinung, dass das Regime am Niederbrechen sei – so strikte, dass ich mir's fast selber einredete. Aber im Innersten bin ich doch recht hoffnungslos. Ich vermag mir gar nicht vorzustellen, wie ich noch einmal sternlos als freier Mann und in leidlicher Wirtschaftslage leben könnte.

[...]

3. Januar, Sonntag gegen Abend

[...]

Den Vormittag setzte ich an den jüdischen Friedhof, wo die Urne des «auf der Flucht erschossenen» Arndt eingeseget wurde. Der Friedhofsverwalter Jacobi las eine richtige kleine Predigt mit eintöniger Salbung vom Blatt. Scheusslich. «Er war ja so beliebt.» – «Er hat zwei Jahre in ,überaus glücklicher Ehe gelebt, seine Gattin ging nach England, er konnte nicht mehr folgen.» (Es ist aber bekannt, dass er sich hier mit guter Freundin tröstete.) – «Denn meine Wege sind nicht deine Wege» ... Wir wollen Ver-

trauen zum väterlichen Gott haben ... Jacobi sprach dann das Kadisch; es war mir peinlich, dass man mir zuflüstern musste: «Nach Osten wenden!» Die Feier ging in einem intim wirkenden Raum vor sich – in die grosse Halle hat die Gestapo Möbel einstellen lassen. – Es hatte in der Nacht geschneit und schneite noch, ich ging mühsam zum Friedhof, voller Sorge vor erneutem Schneeschippen. Eva, die sehr an Schmerzen im Unterkiefer leidet – wohl Neurose, der Zahnarzt kann nichts finden –, blieb zu Haus.

–

[...]

Es ist gar nicht zu sagen, wie sehr mir der Abreisskalender fehlt. Die Zeit steht still.

6. Januar, Mittwoch Mittag

Eva lag gestern tagüber zu Bett, stand nur notgedrungen gegen neunzehn Uhr auf, um das Hauptessen zu machen. Trotzdem Schnee liegt, ist sie heute, nur halb hergestellt, zum Zahnarzt und auf Stadtfahrt. Ich bin in Sorge, wie ihr das bekommen wird, in Gewissensbedrängnis, dass mir ihr Aufsein und ihr Ausgehen – das erste seit Sonnabend Mittag – eine starke Entlastung bedeutet. Ich selber bin am Einkaufen ungemein behindert. In einer Bäckerei wurde mir Brot verweigert, obschon das Verbot sich *nur* auf Weissgebäck bezieht – offenbar aus Angst und Dummheit, nicht aus Böswilligkeit der Verkäuferin –, es war aber doch bitter für mich. Streichhölzer vermochte ich überhaupt nicht aufzutreiben; einmal schenkte mir Reichenbach ein loses Dutzend, einmal Frau Eisenmann eine Schachtel. Hier Gegengabe: eine Zwiebel. Dagegen war ich sehr gerührt, als ich in einem Paschkyladen der Blumenstrasse denselben Verkäufer Krone fand, eine Theaterfigur, junges Gesicht, weisse Haare straff aufgebürstet, schlank, der in Dölzchen am Bahnhof Plauen mein Freund gewesen war, und als er mich mit Händedruck (eine Tat, ein nicht ungefährliches Bekenntnis!) begrüßte und mir gleich ein Pfund «Häckerle» mit wirklichen Fischschwänzchen zukommen liess. – Es muss sich zeigen, ob die heutige Fahrt Evas Nerven gut tat oder sie wieder

elender macht. Ich werfe mir immer wieder vor, ihr nicht genug Mitleid entgegenzubringen. Es geht uns beiden recht elend – es geht den Leuten im Lager noch viel elender als uns beiden, was aber ein solamen miserrimum ist. – Meine Hände, auch meine Füße sind vom Frost mit vielen Schnitten bedeckt; Abspannung lässt mich vor- und nachmittags je zehn bis dreissig Minuten unweigerlich einschlafen. Freilich lese ich schon am frühesten Morgen vor; dafür aber schlafe ich auch schon zeitig, spätestens um elf Uhr. –

Ich war am Montag auf der Gemeinde, um den jungen Steuermann und Gestapogünstling Kahlenberg, der sich gegen mich gut benimmt, wegen eines Briefes der «Reichsvereinigung» zu konsultieren. Sie verlangte in anklagendem Ton von mir eine meinen Verhältnissen entsprechende «wesentliche und fördernde» freiwillige Vermögensabgabe zu notwendigen wohltätigen Zwecken und hielt mir vor, noch nie etwas von mir bekommen zu haben. Nur aus offener Unkenntnis der Sachlage hätte ich ihr neuerdings fünf Mark gezeichnet. Ich habe ihr also geantwortet, dass mehrfacher Irrtum ihrem Monitum zugrunde liege: eine Personenverwechslung, da ich ihr gar nichts gezeichnet habe, auch gar nicht von ihr dazu aufgefordert worden bin, ein Irrtum über mein «Vermögen», das 4'600 M und auch die nur als Grundstücksanteil betrage, ein dritter Irrtum über meine (seit dreissig Jahren nicht mehr bestehende) Gemeindegemeinschaft ... Ein Vergnügen war mir dieser Brief wahrhaftig nicht.

[...]

7. Januar, Donnerstag Nachmittag

Als ich vor ziemlich vielen Wochen das erstmal Seliksohn bei Katz aufsuchte, trat Katz einen Augenblick in das Diathermiezimmer, offenbar aus seinem Sprechzimmer heraus, deutlich müde und präokkupiert; wir reichten uns die Hand, er verschwand gleich wieder, es wurde kaum ein Wort gewechselt. Gestern Abend nun erschien Katz hier; es habe ihm keine Ruhe gelassen, dass er mich neulich «frostig» behandelt habe, so wolle er trotz

seiner Zeitnot uns einen Privatbesuch machen. Wir waren aufrichtig gerührt. Er ästimiert uns stark, klammert sich ein bisschen an uns. Er hat die quälendste Stellung, in ständigem Kontakt mit der Gestapo, von ihr sklavisches abhängig, immer gefährdet, von den Juden kaum weniger gehasst als weiland Estreicher, da sie ihn für alle verweigerten Erleichterungen (Atteste und dergleichen) allein verantwortlich machen. So soll es seine Machenschaft sein, dass seine Sprechstundenhilfe ausserhalb des Lagers bleiben dürfte. (Aber der arische Vertrauensarzt habe das durchgesetzt, sagte er. – Und Seliksohn sagt, das Mädels sei die erklärte Freundin des Gestapogünstlings Kahlenberg.) Katz, sehr gealtert, übrigens dieser Tage sechzig geworden, erzählte von den Schwierigkeiten im Lager. Eine Frau erwartet ein Kind. Welche Kämpfe es gekostet habe, dass ihr eine Hebamme bewilligt wurde. Welche Kämpfe der Erringung zweier Badewannen vorausgegangen. Wie um eine Verbesserung der Latrinen vorerst noch gerungen werde ... Zur jüdischen Situation äusserte sich Katz sehr düster. Er blieb bis acht Uhr. Da war es zu spät, noch den Kohl aufs Feuer zu bringen, und wir «frühstückten» das drittemal am Tage.

8. Januar, Freitag Vormittag

Die Financer arbeiten wieder im Haus, jetzt werden viele grosse Kisten fortgeschafft, die Kunstsachen wohl. Als ich neulich die Treppe herunterkam, brüllten zwei Riesenkerle «Guten Tag, Herr Professor» und schüttelten mir die Hände. Alte Packer von Thamm in alter Freundschaft (mindestens alte SPDer, wahrscheinlich alte KPDler). Es tat wohl, aber es half so wenig wie die Kriegsnachrichten. Auf der Gemeinde, wo ich gestern gegen Abend die neuen Lebensmittelkarten holte und einen Blick in die Zeitung tat, teilte mir Hirschel Egers Tod mit. Im fünfzigsten Jahre. Insuffizienz des Herzmuskels. Lager Auschwitz. Die Asche wird nicht übersandt. Die Witwe ist zu benachrichtigen. Hirschel bat mich, diese Benachrichtigung zu übernehmen. Ich zögerte,

ohne abzulehnen. «Ich kann ihr nicht sagen: ‚Gott wird Sie trösten usw.‘.» – «Ich auch nicht mehr ... Ich werde sie herbitten, im Bureau wird sie sich zusammenehmen, und das ist ihr und mir eine Hilfe.» Während er den Brief diktierte, wurde sie selber als anwesend gemeldet. (Wohl der Lebensmittelkarten halber.) So hat sie es denn dort erfahren, und uns bleibt nur die Kondolenz. (Und das Grauen.) –

Ein neuer Vorstoss von Dölzchen her. Der Bürgermeister Christmann lädt mich auf morgen zehn Uhr. Das «gebeten» durchstrichen, dafür: Sie werden «ersucht». Aber ich brauche Reiseerlaubnis. Ich habe an Richter geschrieben, ob er sich Zwischenschalten kann. Eben ist Eva mit dem Brief zu Richter. Sie will selber morgen an meiner Statt nach Dölzchen, wenn Richter das für tunlich hält. Ich bin sehr skeptisch dagegen. Was sollen Verunftgründe und Rechtseinwände gegen Erpressung und Mordwillen? Auch ist Eva fortgesetzt leidend, liegt viel, klagt über Schmerzen, sobald sie ausserhalb des Bettes ist. Auch liegt viel Schnee, und es schneit heute wieder, und zum Dölzphener Rathaus hinauf ist es eine Bergtour und Wintersportsache. Die Angelegenheit deprimiert uns noch mehr, als wir eh schon sind. Aber in mir ist jetzt eine gewisse Stumpfheit. Unsere Gesamtlage ist allzu trostlos. –

[...]

9. Januar, Sonnabend Nachmittag

[...]

LTI. Im «Reich» vom 27. 12. 42 ein Artikel von Goebbels: «Die Vollendeten». Sehr bitter. Unsere gefallenen Soldaten bestätigen den antiken Satz: «Wen die Götter lieben ...» Sie sind ihrem Ideal treu geblieben, *wir* müssen vom Ideal abweichen und das kleinere Übel wählen. Sie haben Frieden – *wir* die «kummervollen Nächte ...» – «Wenn die lange Dauer des Krieges vieles, was uns sonst lieb und teuer war, in seinem Wert relativ macht, so gibt es aus den geistigen Wirrnissen der Zeit nur eine Rettung im absoluten Wert des Vaterlandes und des Volkes mit all seinen Pflichten, aber ohne jedes persönliche Recht des Einzelnen angesichts des Todes,

den Tausende für das Vaterland erleiden, um das Leben der Nation zu beschützen und zu erhalten ... Es ist unser nationales Unglück, dass wir noch niemals die Kraft aufbrachten, eine absolut passende und deckende Übereinstimmung zu finden zwischen dem, was wir Nationalbewusstsein, und dem, was wir Religiosität nennen. Was das praktisch bedeuten würde, das sehen wir an der japanischen Nation. Hier heisst fromm sein zur gleichen Zeit auch japanisch sein. Aus dieser Gleichartigkeit des nationalen und religiösen Denkens und Empfindens entspringt eine patriotische Kraft von ungeheurer Dynamik. Die Besten unter uns ringen um diese letzte Synthese. Wir besitzen leider noch (!) nicht diese religiös zu nennende Verpflichtung den gefallenen Helden gegenüber, die erst ihren Heroismus zu einem nationalen Mythos ausweiten würde...» [...] «Die Toten verdienen mehr als unsere Tränen. Sie verdienen von unserm ganzen Volke, dem sie als Wegbereiter voranschreiten, Eifer und *Fanatismus* in der Arbeit und im Kampfe ...» Vorher: «Wer sein Blut gibt, um damit Raum zu schaffen für sein Volk und seine wachsende Kinderzahl (Eroberung!), der vollbringt damit im kleinen Kreise das grösste Wunder der Volkwerdung selbst. Weit über unser Begriffsvermögen hinaus wird er als geschichtliches Werkzeug tätig, und es kommt dabei gar nicht darauf an, ob er sich dessen ausdrücklich bewusst wird oder nicht. (!) Er nimmt den Krieg als elementare Tatsache und philosophiert nicht über ihn als Idee oder Vorstellung. Er beugt sich seinem harten und unausweichlichen Zwang und *bewährt damit einen Vollzug der Gesinnung*, der von den Zurückbleibenden nur tiefste Ehrfurcht verdient.» Wir sind Realisten, uns hat sich «die Erkenntnis für das Leben in seiner herben Urform geschärft ... Wir gleiten nicht mehr wie unsere Väter mit billigen Phrasen über seine Probleme hinweg, sondern gehen ihnen nach bis auf den tiefsten Grund.» Wir verzichten auf «wohlfeile Romantik». – «Es ist nicht süß, aber doch ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben.» – «Wir haben die Sünden und Versäumnisse unserer Väter und Grossväter teuer bezahlen müssen», die «sich

den Luxus eines individualistisch und partikularistisch überspitzten persönlichen und staatlichen Lebens leisteten».

«Leid und *stolze Trauer*» der Hinterbleibenden sollen Trost suchen «in einer höheren Ethik des Krieges». Schon haben manche Familien «drei und mehr Söhne für das Reich geopfert ... einige verloren ihre ganze männliche Nachkommenschaft.» (Früher hiess es immer: geringe Verluste!!!) «Soziale Umgruppierung unseres Volkes, die dem tiefsten Wesen des Nationalsozialismus entspricht und den Krieg für die Front zu einem geschichtlichen Gemeinschaftserlebnis ganz besonderer Art macht.» [...] «Es ist ja auch so, dass Arbeitertum und Bauerntum dem echten Soldatentum viel näherstehen als der Besitz oder die sogenannte Gesellschaft.»

[...]

13. Januar, Mittwoch Vormittag

Anhaltender Frost (nachts bis zehn Grad), verschneite glatte Strassen. Eva noch immer recht leidend. Ich nehme ihr Wege ab, lese viel am frühesten Morgen vor – die Tage vergehen rasch und einförmig. Viele Gedanken absorbiert das Essen – Kartoffelnot und Hunger und Müdigkeit. Stagnierender Krieg.

Ein paar Wege zu Richter und zur Gemeinde erforderte die immer noch schwebende *Dölzschener Sache*. Es liegt so: Die Hypothek ist *nicht* gekündigt worden – offenbar hat sich der Baumeister Linke von der Parteidrohung nicht einschüchtern lassen; vielleicht wittert er Morgenluft. Auch die Baupolizei hat sich noch nicht gerührt. Indem mich nun der Bürgermeister vorlud, wollte er wohl persönliche Pression ausüben. Ich wandte gegen die Ladung zum vorigen Sonnabend ein, dass ich Erlaubnis der Gestapo nötig und auf dem Umweg über die Gemeinde einholen müsste. Daraufhin wurde die Ladung auf heute, 13.1., verschoben (durch telefonisches Eingreifen des Verwalters). Nun half mir die Gemeinde (Beratung mit Reichenbach und Hirschel) zu weiterer Obstruktion: Mein Antrag auf Ausreise nach Dölzchen kann erst dann an die

Gestapo weitergereicht werden, wenn Nachweis erfolgt, dass die Angelegenheit weder durch den Verwalter noch schriftlich verhandelt werden kann. Das hat nun Richter an Dölzchen weitergegeben. Es ist wirklich eine bittere Tragikomödie.

[...]

14. Januar, Donnerstag Nachmittag

Wir sassen gestern beim Nachmittagskaffee. Da erschien Steinitz, es sei von der Gemeinde zum Friedhof telefoniert worden, so gleich nach mir zu schicken wegen der «Reise nach Dölzchen». Von da an hatte ich keine gute Stunde mehr. Um vier auf der Gemeinde, wurde ich gleich zum Polizeipräsidium herübergejagt, traf dort den zuständigen Beamten nach langer Irrfahrt im Augenblick seines Aufbruchs und erhielt mit Geknurr ein Formular, das «dem Juden Klemperer» für den 14.1. in der Zeit von acht bis sechzehn Uhr das einmalige Verlassen des Stadtgebietes nach Dölzchen gestattete. Die erforderliche Fahrtgenehmigung hätte ich mir am nächsten Morgen auf der Verkehrspolizei am Sachsenplatz zu holen (zu Fuss natürlich). Zurück zur Gemeinde, und diese Aufklärung von dem jungen Kahlenberg erhalten. Bürgermeister Christmann habe sich unmittelbar an die Gestapo gewandt, «die uns eins aufs Dach erteilte». Man würde nun in Dölzchen gewiss meine schriftliche Verkaufsgenehmigung fordern. Er, Kahlenberg, rate mir nach seinen Erfahrungen, mich nicht zu weigern. Weigerung sei mit KZ- und Lebensgefahr verbunden. Ich: Dann erbe meine arische Witwe das Haus, wie dies im Fall Ernst Kreidl geschehen. Er: Das sei nicht sicher, es gebe auch Fälle der Vermögensbeschlagnahme – wenn es z.B. «dem gesunden Volksempfinden» oder dem «Staatsinteresse» entspreche (mit diesen zwei Formeln sei alles zu machen), die Judenreinheit der Gemeinde Dölzchen herzustellen, in der mein Haus das einzige jüdische Eigentum sei. – Demgegenüber verfocht Eva zu Hause mit Erbitterung, dass man unser Haus bequemer bei meinen Lebzeiten haben könne als nach meinem Tode, dass ein Mord an mir bequemer (kostenloser) auszuführen sei, nachdem ich das Haus

abgegeben hätte, dass ich mich nicht einschüchtern lassen dürfe. Sie sagte auch bedeutungsvoll, Kahlenberg sei der Nachfolger Estreichers, der Kätchens Haus herauslocken wollte, mindestens um sich bei der Gestapo beliebt zu machen, vielleicht auch um etwas dabei zu verdienen. Es gab eine höchst unerquickliche Auseinandersetzung. («Mit deinem Witwengehalt kannst du das Haus nicht halten.» – «Um in *deinem* Stil zu sprechen: Also wäre ich schuld, wenn du ins KZ kämest? Als ob sie zum Morden einen Vorwand brauchten und gerade diesen.» Usw. usw. Natürlich entrollte sich wieder in halben und ganzen Worten der Jammer der Hausaffäre a principiis.)

Heute ging ich gleich nach sieben aus dem Hause. Dicht an Taugrenze, aber der Südwind sehr heftig, der Boden glatt – Herzbeschwerden. Auf dem Sachsenplatz, wo ich mit langem Warten hatte rechnen sollen, erhielt ich die Fahrerlaubnis sehr rasch. (Während ich wartete, hörte ich eine Reihe gleichartiger Telefonate mit an. «Name? – Wieviel Personen? – 85 Jahre? – Ja, Sie dürfen mitfahren. Rufen Sie die Autovermittlung in zehn Minuten an.» Es musste also jede Autodroschke von Ariern – Juden ist sie ganz verboten – über die Verkehrspolizei motiviert angefordert werden, und der Beamte buchte jede Fahrt in einem Heft!) Schon um halb neun stand ich auf dem Vorderperron einer 16, war um neun an der Planettastrasse und sollte erst um zehn im Gemeindeamt sein. Ich ging, um Zeit zu verbringen, ganz langsam Schritt um Schritt den vertrauten Fahrweg hinauf. Kampf mit Wind und glattem Schneeboden, die grosse Aussicht. Von halb zehn bis halb elf wartete ich dann auf einer Bank des Kassenzimmers. Christmann, der Bürgermeister, war schon einmal sehr höflich zu mir und dann – wenigstens nach Aussage Estreichers, aber was gilt dessen Aussage? – hinter meinem Rücken sehr giftig gegen mich. Der Mann hat inzwischen graumeliertes Haar bekommen und machte einen noch günstigeren Eindruck auf mich als damals (Zivil mit Ordensbändchen). Er sagte vernehmlichst vor anderen Leuten «Guten Tag» zu mir, er bot mir Platz an. Er sagte, er wolle mir gütlich zureden. Es lägen etwa 3'000 M Reparaturen vor, und

Berger erbiete sich, diese ganze Reparatur zu übernehmen und den vollen Kaufpreis von 16'000 M zu zahlen. Ich: Ich sei leidend, meine Frau, Arierin, solle das Haus erben. Er: «Trauen Sie unserm Gelde nicht? Es ist gut. Und auch Ihre Witwe wird nicht ohne Weiteres einziehen können – der Mieterschutz! Wozu wollen Sie sich den Luxus leisten?» Ich: «Affektwert. Ich fühle mich verpflichtet. Wenn Sie eine Pression ausüben wollen, darf ich mich nicht weigern. Ich unterstehe der Gestapo, es ist mit ihr nicht gut Kirschen essen. Wenn ich es aber ohne Gefahr tun darf, möchte ich auf Bergers Vorschlag nicht eingehen. Die notwendigsten Erdarbeiten, die ein paar hundert Mark kosten werden, kann ich gleich zahlen, und nach dem Kriege bessern sich meine Verhältnisse, kann ich bei Freunden und Verwandten leihen.» – Er: Eine Gefahr bestehe für mich nicht. «Ich bin Soldat und an der Sache uninteressiert, ich werde Sie nicht der Gestapo anzeigen. Ich wollte die Sache gütlich ordnen, das Angebot ist sehr günstig für Sie. Aber Ihr Verhalten ist bis zu einem gewissen Grade menschlich zu verstehen. Geben Sie uns durch Ihren Verwalter – damit ich gedeckt bin, nach dem Rechten gesehen zu haben – zu den Akten, dass Sie nicht gewillt sind, Ihr Grundstück zu verkaufen.» Damit war ich entlassen und kam nach zwölf recht erschöpft und verbittert hier wieder an. Wenn mich der Mann verrät, hat die Gestapo eine Handhabe gegen mich («asoziales Verhalten»). Günstigstenfalls geht die Tortur auf Geldanzapfung weiter. Meine bereits abgeschickte Erklärung – via Richter, da ich ja mit keiner Behörde persönlich verkehren darf – erhielt diese Fassung: «...dass ich mich im Augenblick nicht dazu entschliessen kann, den Kaufvorschlag Herm Bergers anzunehmen.» Also keine generelle und endgiltige Verkaufsweigerung. – Ich bin innerlich zerschlagen. Das Demütigende dieser ganzen «Reiseerlaubnis», die Hausaffäre zwischen Eva und mir, die ständige grässliche Angst vor Auschwitz. Heute Nacht träumte ich mit grösster Ausführlichkeit, ich sei ohne Stern in ein Kaffeehaus gegangen und sässe nun in Angst, erkannt zu werden. –

17. Januar, Sonntag Mittag

[...]

Im Zeiss-Ikon Werk kündigt man den Juden in Massen. Das ist schon bei der Hälfte der Belegschaft durchgeführt. Vorher kämpfte das Werk gegen die Gestapo: Die Judenabteilung sei besonders gut eingearbeitet, müsse erhalten bleiben. Im vorigen Januar bei der Evakuierung gab es einen grossen dramatischen Umschwung: Erst bestimmte die Gestapo, dann holte sich das Werk seine schon zur Verschickung bereitstehenden Juden zurück. Jetzt soll eine Reichs Verfügung vorliegen: In Rüstungsbetrieben dürfte kein Jude mehr beschäftigt werden. (Angst und Terror gehen parallel mit der Verschlechterung der Aussenlage.) Vorderhand werden die Entlassenen anderweitig in Dresden beschäftigt. Kätchen Voss bei der Reichsbahn mit Waggonreinigung. Aber Polen droht.

Ungefähr gleichzeitig mit Eger wurde ein Sprachlehrer Kronthai verhaftet. Mischehe. Kein Vermögen – soll aber unvorsichtige Äusserungen getan und über seine Berechtigung hinaus Privatunterricht erteilt haben. (So an Hirschels Kinder, der deswegen gesessen hat.) Jetzt Todesnachricht aus Auschwitz – die Urne wird nicht geschickt. Das erzählte mir gestern Jacobi, der Friedhofsverwalter. [...]

Wenn ich vom Friedhof durch die Fiedlerstrasse nach Hause gehe, komme ich an einer grossen Schule (oder einem Schulkomplex?) vorbei. Oft strömen die Schüler heraus, und dann mache ich immer die gleiche Erfahrung: Die grösseren Jungen gehen anständig an mir vorüber, die kleinen dagegen lachen, rufen mir «Jude» nach und ähnliches. In die Kleinen also ist es hineingetrichtert worden – bei den grösseren wirkt es schon nicht mehr. Eva sagt, sie beobachte an den Schulkindern deren gesundheitlich sehr schlechtes Aussehen. Dagegen blühten die ganz Kleinen und Säuglinge. Kindemährmittel und vor allem Vollmilch wird nur bis zu sechs Jahren abgegeben. –

18. Januar, Montag Nachmittag

Am Sonnabend, 20.30 Uhr – wir wollten uns gerade zu Tisch setzen – Entwarnungssirene. Wir wunderten uns noch darüber, als das Alarmsignal folgte. Es hatte hier so viele Monate keinen Alarm gegeben, dass man sich offenbar im Sirenenknopf vergriffen hatte. Wieder blieb Dresden verschont. (Man sagt längst, es werde als «künftige Hauptstadt der Tschechei» aus dem Spiel gelassen.) Ein bisschen fernes Flakschiessen und nach ruhigen anderthalb Stunden Entwarnung. Am Sonntag Nachmittag berichtete Herbert Eisenmann, «sie seien in Berlin gewesen und hätten Schaden verursacht». Gestern, genau um die gleiche Zeit, wieder Alarm, wieder anderthalb Stunden anhaltend, wieder kein Angriff auf Dresden. Eben war Frau Eger hier – sie bat um eine Zigarette, und wir kondolierten – und erzählte, die Flieger seien wieder in Berlin gewesen und hätten sehr viel Unheil angerichtet.

Am Sonntag Nachmittag war, nun schon üblicherweise, Lewinsky hier. Deklamierte «Das Bild zu Sais» und «Des Sängers Fluch» und noch einmal den komischen «Totentanz» von Goethe, sprach hübsch schlicht das mir unbekannte wunderschöne «Unverhoffte Wiedersehen» (mit dem toten Bräutigam, dem in Eisenvitriol erhaltenen Bergmann nach fünfzig Jahren) aus Hebels «Schatzkästlein». (Waren mir die Gedichte von Uhland und Schiller bekannter? Im Grunde nicht. Das liegt alles so weit zurück. Man sagt sich nur bei einzelnen Zeilen: «Ach, hier stammt das her!») Erzählte aus Buchenwald bei Weimar, wo er 1938 in der Grünspan-Affäre gesessen. Damals war ich von dem Elend noch nicht unmittelbar erfasst; den Namen Buchenwald hatte ich zum erstenmal erst kurz zuvor in Berlin von Marta nennen hören. Buchenwald wird von andern geschildert werden; *ich* will mich an meine Erlebnisse halten.

Heute Vormittag bei dem Verwalter Richter. Zu «kurzer Besprechung» über meinen Besuch beim Bürgermeister Christmann und wie man die Reparaturen überwachen könne. Aus der «kurzen Besprechung» wurde ein Gespräch von fünf Viertelstunden, und

ich ging geradezu erhoben nach Haus. Richter erzählte, er sei vor der «Machtübernahme» leidenschaftlicher Nazi und auf gutem Posten in der Propaganda gewesen, er sei aber im April 33 ausgetreten, weil er schon damals das Absinken der Sache deutlich gesehen habe. *Jetzt* stünde man am Ende. Wenn es nur bald käme. In den Propagandavorträgen werde nur noch vom «Aushalten», nicht mehr vom Sieg gesprochen, an den niemand mehr glaube. Die Verluste seien ungemeine, die Tyrannei *auch* gegen Arier sei unerträglich. Die Frage, was «aus der Nation werde», sei schon nur noch sekundär, jeder frage sich, ob man überleben werde. Vielleicht komme der Umschwung sehr rasch. Zwar sei die Waffen-SS verdoppelt, aber es würden «Freiwillige» zu diesem Dienst *gepresst*. An den Fronten stehe es bei schwersten Verlusten überall sehr schlecht. Die Russen zielten nicht nur im Süden auf die Ukraine, sondern auch im Norden auf das Baltikum, und schon sei ihnen Riga nicht mehr allzu fern. Er erzählte, sein Junge besuche die Sexta des Kreuzgymnasiums. Da hätten sie jetzt ein Geschichtslesebuch, das von der Gegenwart nach rückwärts schreite und die Geschichte in Einzelerzählungen auflöse. Überschriften der einzelnen Stücke in dieser Reihenfolge – «das dreht einem doch den Magen um»! (Hitler, Göring, Horst Wessel, Herbert Norkus, Bismarck, Friedrich der Grosse.) Ich nahm Richter genauso als *vox populi* wie neulich den Schmied und Portier Rasch. Eine andere Volksschicht und ebenso degoutiert. Das Wort, das ich nun schon öfter gehört habe: «Wenn es nur rasch geht! Das allein wäre Rettung.» Richter fügte noch hinzu: «,Sie' werden zu fliehen versuchen, aber nicht mit dem Leben davonkommen. Nur, ist ihr blosses Sterben Sühne genug für die Millionen Menschen, die durch sie zu Tode gekommen sind?» Ich sagte, er hätte bessere Chancen zu überleben als wir Besternten. Er: «Ein paar Prozente wohl», aber vielleicht gehe es so rasch, dass ihnen keine Zeit bleibe, uns zu morden. Ganz wie Rasch neulich meinte er, der Umschwung müsse «durch das Militär» kommen. –

[...]

24. Januar, Sonntag Mittag

[...]

Hirschel erzählte mir neulich: Clemens und Weser kamen unvermutet zu ihm, auf Wohnungssuche für einen Standartenführer. Sie benahmen sich wie die Tiere, prügelten unvermittelt auf ihn und Frau Hirschel ein, nahmen ein paar Streichhölzerschachteln und ein paar Papierservietten als verbotene Mangelware fort. Clemens, der grosse Blonde, der auch mich geschlagen hat, sagte: «Ich hasse dich so furchtbar, sei gewiss, ich mache dich noch einmal kalt!» Hirschel, der oft mit ihm zu verhandeln hat, erwiderte: «Warum eigentlich hassen Sie mich so?» Clemens: «Das kann ich dir ganz genau sagen: Weil du Jude bist. Bestimmt werde ich dich umbringen.» Hirschel meinte auch: Nur rascher Umschwung könne uns retten. – Es sieht so aus, als müsse sich das nun bald entscheiden. Die Heeresberichte sind für Deutschland katastrophal. In Afrika, im Kaukasus «setzen wir uns vom Feinde ab», Stalingrad scheint verloren.

Eva erzählte: Am Mittwoch bei der Auktion der Bilder tappte ein älterer Herr irrtümlich an unserer Zimmertür; sie öffnete und kam mit ihm ins Gespräch. Er fragte, ob wir fortziehen wollten und deshalb versteigerten. Eva klärte ihn auf: enteignetes Eigentum evakuierter Juden. Der Herr darauf: «Dann werden wir also nachträglich alles bezahlen müssen. Wo *die* uns noch hinführen!» Also rechnet doch schon der und jener mit dem kommenden Schadenersatz. –

Wir hatten ein langes Gespräch mit Vater Eisenmann, der uns eine versagende Lampenschnur reparierte. Er hält den Zusammenbruch des Hitlerregimes für bevorstehend, setzt Ostern als Datum, glaubt aber, Deutschland werde unter Militärdiktatur weiterkämpfen. Er nennt ein allzu zerstückeltes Deutschland, eine Wiederholung oder Übersteigerung vor Versailles den ärgsten Fehler, den die Gegner machen könnten, und eine Äternisierung des Krieges. – Aber wie sollen die Gegner einem unzerstückelten Deutschland noch einmal trauen?

[...]

27. Januar, Mittwoch, gegen Abend

Gestern Nachmittag auf der Gemeinde Feder getroffen, den ich seit wohl einem Jahr nicht mehr gesehen. (Trennung durch den Antisemitismus seiner engstirnigen Frau.) «Wissen Sie von Natscheff?» – «Ja, man hat ihm seine Leihbibliothek geschlossen.» – «Und seit dem 5. Januar sitzt er. Er soll eine unvorsichtige Äusserung getan haben, er ist zu einem oder anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt.» – Ich erzählte das eben Frau Eger, die zuhören kam, als Eva musizierte. Sie, neidisch: Im Gefängnis werde er's als Arier und Bulgare nicht schlecht haben und mit dem Leben davonkommen – und die Gefängnisse würden ja gleich beim Umschwung geöffnet werden, das dauere kein Jahr mehr. «Ich wünschte, mein Mann hätte es so gut gehabt!» ... Wen man alles beneiden kann!... Auch ich habe Natscheff früher um seine freie Beweglichkeit beneidet. Der Mann gehört übrigens in die Dresdener Kulturgeschichte dieser Jahre und so in mein Curriculum. Gepflegtes, leicht ergrauendes zierliches Kerlchen mit grossen grauen Augen, klein und beweglich und elegant. Diplomingenieur der Dresdener TH, im Vorsitz des hiesigen Bulgarienvereins, beinahe eine offizielle Persönlichkeit. In Vereins- und Festreden vor den Nationalsozialisten lavierend, im privaten Gespräch stark antifaschistisch und anglophil. Mit einer Amerikanerin verheiratet. Er hatte aus Neigung den Ingenieursberuf mit der Leihbibliothek vertauscht. Er nannte sie «Mietbücherei», war ein wenig snobistisch und hatte so das intellektuelle und also auch zahlreiches jüdisches Publikum. Man bekam bei ihm die neuesten Franzosen und Engländer im Original – er selbst sprach geläufig Englisch und Französisch und gab über die einzelnen Bücher Auskunft nach modernster Kritik – man bekam (das war seine Schwäche und führte mich zu Pauligs biederem Familienunternehmen) überhaupt nur die allermodernste Literatur. Sobald ein Buch hier nicht mehr ganz aktuell war, schob er es in die, ich glaube: zwei, Filialen ab, die er in der Tschechei besass. Das dritte Reich nahm ihm seine besten Kunden, verbot ihm seine meistgefragten Bücher – aus ganz altruistischer Freiheitsliebe allein hat er es nicht gehasst.

Sicher war er der Partei längst verdächtig; er durfte mir schon nichts mehr abgeben (oder wagte es jedenfalls nicht mehr) zu einer Zeit, als ich noch bei Paulig anstandslos bedient wurde. (Wo ich ebenfalls neue Literatur, dazu aber auch reichlich ältere, oft sogar alte fand – nur das moderne Ausland fehlte ... Bis mir dann die Gestapoleute den Rosenberg auf den Kopf hauten. Aber eben jetzt werden wir doch wieder Beziehungen zu Paulig aufnehmen.) –

Man war auf der Gemeinde in gehobener Stimmung: Die Nachrichten von der Front sind wahrhaft katastrophal. (Auch heute wieder.) In Stalingrad geht eine ganze Armee, die sechste, mit rumänischen und kroatischen Armeen eingestandenermassen verloren, an der gesamten Ostfront gehen wir zurück, in Afrika gibt es keine italienische Kolonie mehr, nur Tunis hält und ist in der Zange. In die jüdische Gehobenheit mischt sich freilich schwere Sorge. Alle fürchten wir einen Pogrom, und die im Barackenlager fühlen sich am stärksten bedroht. «Uns haben sie beisammen, wir sind mit ein paar Handgranaten zu erledigen.» Das höre ich immer wieder.

Auf dem Rückweg in der Schulgutstrasse bei Steinitz und Magnus. Schlimm für mich, dass sie Tür an Tür wohnen. Sie sind nun wieder, dank meiner Einwirkung, skatversöhnt, aber die eifersüchtige Spannung ist natürlich geblieben, und ich muss lavieren. Von Magnus erbettelte ich ein paar Kartoffeln ... Ist es nicht charakteristisch, dass ich allein in unserm engen hiesigen Judenkreis dreimal demselben Typus begegnet bin: Für alle drei bedeutet der erste Weltkrieg das grösste und schönste Ereignis, auf das sie immer wieder zurückgreifen – als Abenteuer und als gänzliche Gemeinsamkeit mit den Deutschen; dabei sind alle drei stolz darauf – wie auf eine kantische Pflichterfüllung! –, dass sie Juden geblieben sind. Für Magnus bestand die Bindung an die allgemeine deutsche Welt nicht nur im Krieg und in der Uniform, sondern auch sehr stark und dauernd im gesellschaftlichen Reiten. Er ist so stolz auf sein Turnierreiten und auf seine Beziehung zu allerhand adligen Amazonen und Herrenreitern, wie es der selige Katz auf sein Ver-

hältnis zu den adligen Offizieren war. Aber das Kriegserlebnis – er hatte «so viele Pferde» in der russischen Lazarettstellung zur Verfügung! – ist doch auch für Magnus das allerschönste. Er zeigte mir ein Album mit vielen militärischen und equestrischen Aufnahmen. – Bei Steinitz wurde ich buchstäblich gelobt. Ich kam durchgefroren mit starken «anginösen» Schmerzen hin und bekam eine Tasse heissen Kaffee mit richtigem Zucker und einer richtigen Buttersemmel – ein Genuss, den ich sehr lange nicht mehr gehabt habe. (Dass ich Eva Zucker und Butter überlasse, ist mir eine sehr kleine Gewissensberuhigung bei meinem übermässigen Brot- und Kartoffelverbrauch. Gott weiss, wovon wir in den aller-nächsten Wochen satt werden, zumal uns beide der Hunger von Tag zu Tag quält...) Steinitz, der ganz erfüllt ist von Shaw – ich habe ihm das Heft «Back to Methuselah» geschenkt, das mir meine Englischlehrerin kurz vor Kriegsausbruch aus England schickte –, sagte, er könne an dem im Heeresbericht mächtig gepriesenen Heroismus der sechsten Armee – ein weiterer Nachruf! – nichts Heroisches finden; die Leute könnten ja nichts anderes tun, als was sie zwangsweise täten. Heroisch würde er einen nennen, der gegen Hitler oder gegen den Krieg aufträte ... Er gab mir die Kopie eines Emigrantenbriefes aus seinem Freundeskreis mit. Typisch. Eltern schreiben an hier aus Buenos Aires. Sie deuten ihre Sorge an, er könnte evakuiert sein. «Wir wissen, was zu Hause vorgegangen ist.» Sie sind traurig, noch Unterstützung von Verwandten nehmen zu müssen. Aber «Vati hat Glück gehabt und wird beneidet: Er verdient schon ganz hübsch als Kuchenverkäufer in einem Restaurant. Mutti sucht leider noch Beschäftigung ...» Am stärksten trifft mich ein Wort. Die Tochter, in Chile, unerreichbar, ist dort Krankenschwester und hat sich dort mit einem Arzt verlobt, der aus Wilhelm Frey bereits zu Guillermo Frey geworden ist. Von vielen Seiten hören sie über den künftigen Schwiegersohn «in menschlicher und *charakterlicher* Beziehung nur das Allerbeste». So dringt giftigstes LTI-Wort in jüdische Briefe. Ich habe ja die gleiche Erfahrung schon an einem jüdischen Novellenbuch gemacht. – Zur Erklärung des LTI-Wortes:

Charakter («Gesinnung») ist so wesentlich, wesentlicher als Geist und Wissen, dass man ein neues Adjektiv bildet, um Menschen zu werten. In den Schulprüfungen und –Zeugnissen wird vor allem das «Charakterliche», d.h. die nationalsozialistische Prägung des Schülers bewertet.

[...]

28. *Januar, Donnerstag Vormittag*

Am frühesten Morgen, beim Aufwachen, kommen mir meine Gedanken. Sie sind nicht sehr originell, sie stützen sich auf meine letzte Lektüre, aber diese Morgeneinfälle sind nun einmal das, was mein Kopf als sein Bestes hergibt. Dabei ist zwischen meiner Lektüre und mir oft ein Aneinandervorbeireden. Das Buch und ich hören gar nicht verständnisvoll aufeinander. Alles was mystisch und philosophisch ist, verstehe ich nicht. Aber die unverstandenen Gedankengänge regen mich an zu Eigenem oder Halb- oder Viertel-Eigenem. So beschäftigt mich jetzt das fatale Sammelwerk «Juden in der deutschen Literatur» (Weltverlag 1922), dazu der Wegner. Gedankenreihen dazu für Curriculum IV oder III oder für LTI verwendbar: Ich habe Taine bisher über Gobineau gestellt, weil die Bestimmung des Menschen durch Rasse, Milieu und Zeit geistiger ist und mehr Freiheit gewährt als die durch das Blut allein; ich habe aber immer die übernommenen Vorwürfe nachgebetet, 1) dass er das Individuelle, das *Einmalige* vernachlässige, 2) dass er «Rasse» unbestimmt anwende. Beide Vorwürfe ziehe ich zurück, a) Das entscheidend Modifizierende, das Persönliche eines Individuums bleibt ausser Spiel oder ist Voraussetzung, so wie für Boileaus «Art poétique» das angeborene Ingenium selbstverständliche Voraussetzung ist. Dem Volk gehört an, wer Durchschnitt und nicht Persönlichkeit ist, oder jeder mit so vielen Teilen seines Wesens, als durchschnittliche ohne persönliches Gepräge in ihm sind, b) Rasse ist eine Relation, ein dehnbare, ein Gummi-, ein Zwiebelbegriff. Rasse: die ganze Menschheit gegenüber Tier

und Pflanze, Rasse das Volk, der Stamm, das Geschlecht gegenüber der jeweils weiteren Gruppe. Und selbst vom Einzelnen – Atomzertrümmerung, unrettbares Ich! – werden Teile als rassenhaft (auch als Zeit- und Milieuelemente!) abgetrennt. Bleibt als Ichkern, als eigentliche Persönlichkeit die *faculté maîtresse*.

Welches ist die jüdische *faculté maîtresse*? Ursprünglich wohl die Richtung auf das rein Geistige, das abstrakt Geistige. Sie äussert sich im monotheistischen Denken wie im mystischen Schwärmen, aber ihre Hauptlinie muss dem Denken zuführen, denn Schwärmen bringt das Gefühl, die Sinnlichkeit, das Versinnlichen ins Spiel. Der Romantiker Chamberlain nennt die Juden religionslos, weil ihnen die Phantasie zum Polytheismus, zur Naturvergottung fehlt; der Romantiker Buber legt den Nachdruck auf jüdische Mystik, weil in ihr die versinnlichende Schwärmerei herrscht. – Aus dem Streben zum rein Geistigen ergeben sich Vorzüge und Schwächen, Fanatismen und Duldsamkeiten, die von den Juden mit den Kulturvölkern mehr oder minder geteilt werden, denn alle Kultur besteht darin, zur geistigen Beherrschung der Materie, «zur Vernunft» zu kommen. Es ist also in der Moderne oder in Europa (wozu Amerika gehört) mit der ursprünglichen *faculté maîtresse* nichts absolut Unterscheidendes mehr ausgesagt.

Das eigentlich unterscheidende Merkmal und buchstäblich die *faculté maîtresse* des modernen Juden ist seine Unsicherheit – die Gegner und die Poetisierenden sagen *Ahasver*. Die Unsicherheit treibt ihn in die Abschliessung des Ghettos und des Talmud, treibt ihn in die Überbetonung des Deutschtums, Franzosentums usw., treibt ihn in Internationalismus und in politischen Zionismus; treibt ihn in bestimmte Berufe (Gelderwerb cf. Sombart und tausend andere, einfühlerisches Literaten- und Schauspielertum: Hardenstudie). In dem Augenblick, wo ihm Sicherheit gegeben, wird er ein anderer sein. Die frappante Bemerkung Wegners, die Kolonisten in Palästina seien schon ganz andere Menschen als die östlichen Ghettobewohner, muss erweitert werden. Es handelt sich nicht bloss um körperliche Regeneration. Juden, ohne den Druck

des Antisemitismus oder und vor allem ohne die Furcht vor diesem Druck, werden in ihrem gesamten Fühlen und Denken andere Menschen sein – sie werden aufgehört haben, Juden zu sein, sie werden ganz zu den Nationen gehören, in deren Mitte sie leben.

Über die Zugehörigkeit zur Nation entscheidet weniger das Blut als die Sprache. (In Parenthese: Der *Staat* oder das *Reich* kann aus Nationen bestehen – sollte aus ihnen bestehen –, ideale Stufenfolge Schweiz, österreichische Schweiz, Europa, Ligue des Nations –, besteht überall aus Stämmen, sozusagen aus Klein- oder Unterrassen). Sprache gehört zum Physischen und zum Geistigen, aber der geistige Faktor ist der mächtigere (und menschlichere) in ihr, die Physis schmiegt sich an. Nicht das Hineingeborensein, sondern das Einsenckung als Infans[?], als «noch nicht Sprechender», entscheidet. Bei der Biegsamkeit des kindlichen Organismus wird ein in rein deutscher Umgebung aufwachsendes schwarzes oder gelbes Kind genauso rein deutsch, vielmehr so rein Berlinisch oder Münchnerisch sprechen wie eines mit lauter Berliner oder Münchner Vorfahren. Im Sprachstrom aber schwimmen sämtliche Kulturelemente, die man bewusst oder unbewusst in sich aufnimmt. Musik, Malerei, Architektur geben Einzelaspekte – Sprache enthält das gesamte Geistige. Und das gesamte Geistige ist von der Sprache nicht zu trennen, *kôyoç* ist das Wort, und *kôyoç* ist das Denken, und das Denken ist gewollte Tat. Bei Gott ist Sprechen, Denken, Tun eines: «Im Anfang war das Wort» und: «Ich rufe Dich bei Deinem Namen.» Der Magier, der sich göttliche Macht zutraut, beschwört durch Worte. Bin ich einmal in einer Sprache aufgewachsen, dann bin ich ihr für immer verfallen, ich kann mich von dem Volk, dessen Geist in ihr lebt, auf keine Weise, durch keinen eigenen Willensakt abwenden, durch keinen fremden Befehl absondern lassen. – Im Sinn des *Nutritimentum Spiritus* ist das Sprichwort umzukehren: Wes Lied ich singe, des Brot ich esse. Deshalb versucht man in Zion, die neuhebräische Sprache ein- und durchzuführen. Aber sie kann nur für eine kommende Generation wirksam werden. Und sie ist notgedrungen neu

hebräisch, d.h. ein künstliches Gemisch aus modernen europäischen und amerikanischen mit altjüdischen Elementen.

30. *Januar, Sonnabend Spätnachmittag*

[...]

Für mich war der heutige Tag der «Machtübernahme» ganz und gar Kartoffeltag. Bei frostfreiem Wetter gibt es wieder ganze Zentner, wir haben noch drei Zentner bis Ende Juli (bis Ende Juli!) frei, ich schaffte mühselig zwei heran. In doppelter Fahrt mit dem Handwagen vom Budchen am Anfang der Emser Allee aus. Der Sack war nicht zugebunden, nach zwei Schritten kollerten die Kartoffeln heraus. Ich las sie auf und band mit dem Taschentuch ab. Wieder zwei Schritte, und wieder kollerten die Kartoffeln. Ich bückte mich verzweifelt, da flatterte mein Kragenschoner. Signum coeli! Ich band den Kartoffelsack mit dem Schoner ab. Zur zweiten Fahrt, am Nachmittag, rüstete mich Eva mit dem Bindfaden aus. Da kam ich besser heim, aber mit bösen Herzbeschwerden, an denen das Memento das Böseste ist. Eva ihrerseits war sehr deprimiert aus der Stadt gekommen: Seit einigen Tagen ist gar nichts zu haben, die Ernährung wird immer problematischer. Dazu ist Eva sehr gequält durch ihre «Prothese». Wir nennen das wackelnde Ding umschichtig «das Schaukelpferd» und «das Schwert von Bannockburn» («... auf der Treppe rasseln und schütteln»), –

Den Handwagen lieh ich mir auf dem jüdischen Friedhof vom Verwalter Jacobi; der ist mir sehr gewogen, seit ich seine oraison funèbre bei dem ermordeten Arndt «sehr würdig» genannt habe. Er schenkt mir etwas Tabak und macht gebildete Gespräche, wenn ich in seine Amtswohnung komme. Er erzählte, am nächsten Mittwoch gebe es sieben Beisetzungen, wovon sechs geheimzuhalten seien. Die Leichen zum Tode verurteilter Protektoratsjuden. Sie würden nach Dresden geschafft zur Hinrichtung. Im Landgericht am Münchner Platz arbeite eine Guillotine mit elektrischem Antrieb, alle zwei Minuten ein Kopf, nicht nur jüdische; Haupt-

schlachtzeit sei achtzehn Uhr, oft fielen bis zu fünfundzwanzig Köpfe hintereinander. Ich nehme ohne Weiteres an, dass das «oft» und die Zahl Übertreibungen bedeuten, aber wenn nur die Hälfte davon wahr ist... Jacobi behauptet auch, es sei durch den Rundfunk eine Art Belagerungszustand erklärt und auf jede Widersetzlichkeit und jede Sabotage des neuen Arbeitsgesetzes Tod durch Erschiessen gesetzt worden. – Eigentümlich und mir unerklärlich, wie in den Regierungsmassnahmen der öffentliche Terror der Abschreckung und die geheime Grausamkeit Hand in Hand gehen. Gegen die Juden wird masslos gehetzt – aber die schlimmsten Massnahmen gegen sie werden vor den Ariern verheimlicht. Selbst nahestehende Leute kennen weder die kleinen Schikanen noch die grausigen Morde. Annemarie weiss nicht, dass wir kein Möbel verkaufen dürfen, dass alles beschlagnahmt ist – sie wollte uns ein Bücherregal abkaufen. Der Bürgermeister in Dölzchen wusste nicht, dass ich an die Stadtgrenze gebunden und ohne Fahrtberechtigung bin. Frau Eger sagte neulich: «Das ist das Schrecklichste für mich, dass die Leute immer sagen: ‚Etwas *must* doch Ihr Mann gemacht haben, man tötet doch niemanden ohne Grund!‘» (Ich kenne etwas noch Schrecklicheres, dass nämlich in solchem Fall auch Juden sagen: «Etwas wird er sicher getan haben, den Stern verdeckt oder nach acht auf der Strasse gewesen.») Das ist das gleiche, wie wenn es in dem Emigrantenbrief heisst: «*Charakterlich* passt er zu uns.» Dieselbe innerliche Unterwerfung.

[...]

5. Februar, Freitag Nachmittag

Langer freundlicher und ahnungsloser Plauderbrief aus Stockholm. Immer wieder die Frage nach meinem «Alltag». Als ob ich über den Alltag eines Sternträgers berichten dürfte. Wie ein Hohn klingt die Frage: «Wann gehst Du spazieren?» Es werden neuerdings Juden auf der Strasse angehalten, man revidiert ihre Einkaufstaschen. – Lotte Sussmann ist leidenschaftliche Katholikin geworden. Mit Frühmesse!

Gestern auf dem jüdischen Friedhof – da bin ich jetzt fast zu Hause –, von der «Möbelkammer» (Reichenbach unterstellt, nicht zu verwechseln mit der «Kleiderkammer», von der ich vorgestern drei gebrauchte Nachthemden bekam) den von der Gemeinde geliehenen Zweiflamm-Gaskocher abzuholen. Bis dahin hatte ihn mir Reichenbach sozusagen entgegengeschickt. Plauderei mit den drei «freiwilligen Arbeitern», sie fuhren Kompost auf die Gemüsebeete hinter den Grabreihen. Das ständige Rätself: wie lange noch? Niederlage oder Debakel? Überleben wir? – Sehr freundlich nimmt mich neuerdings in seiner an die Leichenhalle gebauten Wohnung der Verwalter Jacobi auf. Immer hat er ein wenig Tabak oder ein Zigarillo für mich. Zum zweitenmal platzte ich gestern in das Mittagessen der Familie. Jacobi flüsterte mir beim Öffnen der Tür zu: «Kein Wort heute. Meine jüngste Schwägerin ist da. Sie kann nichts dafür, der Vater tot, die Mutter schwach. Einfluss der Umgebung, die eigene Mutter hat Angst vor ihr: Sie ist Führerin im BDM.» – Ein blasses, schüchternes Mädchen von vielleicht fünfzehn, sechzehn Jahren, unterernährt, übergrosse, dümmliche blasse Augen; sie reichte mir schüchtern die Hand, sie ass mit gesenktem Kopf, ihr Nationalsozialismus vertrug sich mit dem jüdischen Friedhof, dem jüdischen Schwager, dem jüdischen Essen. –

Gestern Abend ein kleiner politischer Zusammenstoss mit Herbert Eisenmann. Der Junge meinte, eine Zerstückelung Deutschlands würde zu neuen Kriegen führen und zur «Abschiessung (!) aller Juden in Deutschland». Ich sagte ihm eindringlich, Deutschland müsse von vorn anfangen, in kleinen Verhältnissen, und mit dem Abc der Moral, ohne die Macht, zu schaden. Was darüber aus den Juden würde, sei nicht so arg wichtig. Zu diesem Gespräch bemerkte heute Morgen Frau Eisenmann, da sei ihr Junge wohl von ihrem Mann beeinflusst, der als böhmischer Jude das von den Tschechen den Deutschböhmen zugefügte Unrecht als ihm selbst widerfahrendes Unrecht empfunden habe. (Also ähnlich gerichtet, wie es Sebi Sebba in Danzig den Polen gegenüber war!) Welch ein Wahnsinn der Nationalsozialisten war und ist es, die Juden aus

ihrem Deutschpatriotismus herauszudrängen. Nur zu vergleichen mit der spanischen Judenaustreibung. –

[...]

Abends

Eva kommt von Simon mit guten Nachrichten. Das Debakel in Russland soll ein wirkliches und entscheidendes sein, von England sollen Friedentaster ausgehen, im Hause Simon hofft man auf baldiges Ende. Es wäre ein unsagbares Glück, zehntausendmal grösser als 1918 – aber ich kann es nicht glauben. Zu vieles spricht dagegen. Wie sollte der Friede aussehen, mit wem geschlossen werden? Immerhin, die blossе Hoffnung belebt schon. Und da Simon auch schwört, dass sich Eva an das Schaukelpferd gewöhnen wird, so ist im Augenblick die Stimmung besser. Auf wie lange? – [...]

6. Februar, Sonnabend Nachmittag

Zu Anfang des Krieges sagte mir Natscheff: «Hitlers Höhepunkt und eigentlicher Triumph war München. He walked on air, sagen die Engländer.» Ich wachte heute mit dem beliebten Napoleonvergleich auf, dachte an das Walk on air und formulierte diese Fragen: München zu Erfurt wie Stalingrad zu Aspern oder zu Leipzig oder zu Waterloo? – Wir erwarten den Kaffeebesuch der Hirschels (und Lewinsky – mühselige Vorbereitung und jämmerliche Bewirtung bei grösster Markennot!), da will ich dies Problem zur Diskussion stellen.

7. Februar, Sonntag Abend

Allenfalls Leipzig, keineswegs schon Waterloo, war Hirschels Meinung, der unser besterntes Leben sehr bedroht sah. (Ebenso meinte heute der alte judenfreundliche Hausverwalter, der die Gasrechnung einkassieren kam und mich trösten wollte – wir hatten von der Wahrscheinlichkeit eines Pogroms im Augenblick des Debakels gesprochen «Gewiss, Sie werden es vielleicht nicht erleben, aber die Rache ist unausbleiblich.» Ich musste über diesen

Trost innerlich lachen, aber zugleich spürte ich doch einen scheusslichen Schauer.) Im Ganzen wurde gestern nicht viel politisiert, schon weil Lewinsky völlig unpolitisch ist. Wir redeten viel über Judentum. Frau Hirschel betonte, sie seien *liberal*, sie stünden in gleicher Opposition gegen das Orthodoxe und das Reformjudentum, das gar keines mehr sei. Sie sagte, sie sehe keinen Gegensatz zwischen Deutschtum und Judentum. Ich: Sofern man religiös jüdisch sei, begriffe ich das. Wenn aber die Beziehungen zum dogmatischen Judentum, zu Jahve genauso fehlten wie zum christlichen Dogma, zum auferstandenen Jesus, dann sei *die freie* protestantische Auffassung, das entdogmatisierte Christentum Lessings für mich das Gegebene. (Ganz vermochte ich nicht mehr zu glauben, was ich sagte.) –

[...]

11. Februar, Donnerstag Vormittag

LTI. [...] Stalingradbericht («Frankfurter Zeitung», Reichsausgabe vom 5. 2. 43): «Als der Gegner am 9. Januar zum wiederholten Male den Versuch zur Unterhandlung machte, haben *Sprechchöre* aus den vorderen deutschen Linien geantwortet, man wolle keine Verhandlungen, man wolle den Sieg.» Der Sprechchor ist das Propagandamittel der Kampfzeit im Innern, der Sprechchor ist höchste Theatralik. Er bezeichnet am stärksten das NS-Element in der Armeesprache. – Als NS-Element fasse ich auch die Beschimpfung des Gegners auf. Immer wieder russische *Horden*. In einer Lokalbetrachtung des «Freiheitskämpfers» gab es neulich eine Entgleisung oder einen Rückfall; es war von den «fanatisierten russischen Horden» die Rede, wo dann das geheiligte «fanatisch» wieder ins Unheilige zurückgesunken war. [...]

12. Februar, Freitag Abend

[...]

Herbert Eisenmann berichtete: Von der Arbeit weg sei vorgestern bei Zeiss-Ikon ein quidam Heilbutt, ein grundanständiger

Mann, verhaftet worden. Grund unbekannt, er war vor 33 sozialdemokratischer Redakteur – aber eben vor 33 und seitdem unbescholten. Herbert Eisenmann sagte: «Sie scheinen jetzt Kopfprämien für jeden Juden zu erhalten.»

14. Februar, Sonntag Mittag

Ich muss den gestrigen Tag, Sonnabend, 13.2.43, als ganz besonders wichtig herausheben. Er brachte mir das erste Zeichen, und fast eine Gewissheit, dass die von mir für unmöglich gehaltene Revolution von innen her im Anzug ist. Ich war bei Schrapel-Richter, nominell der Steuererklärung halber; faktisch, weil ich von Richter über Stimmung und Lage sozusagen «arischerseits» hören wollte. Er öffnete mir selber, wir unterhielten uns über eine Stunde (von etwa zwölf bis nach eins) in seinem Privatbureau, er war noch herzlicher, dringlich herzlicher als in den früheren Zusammenkünften. Womit er mir helfen könnte – ich sollte nur alles sagen. Er drängte mir Rasierklingen auf – neue, unwahrscheinlich dünne, ein Segen! –, er telefonierte mit seiner Frau, wie gross ihr Überfluss an Kartoffeln wäre, wir verabredeten neues Zusammentreffen für nächsten Sonnabend, wo ich dann Geld, Kartoffeln, Brotmarken, wohl auch «das Dreckbuch, an dem er Millionär geworden ist und das man ihn im Gefängnis schreiben liess, ich habe die ‚Zelle‘ gesehen, ein Zimmer, so gross und bequem eingerichtet wie dieses hier und ein Garten dabei zum Spazierengehen, und das für Hochverrat! – sie war zu schwach, die Demokratie, das war ihr Fehler, der sich nicht wiederholen darf...» – wo ich also auch wahrscheinlich Hitlers «Mein Kampf» von ihm bekomme. Aber viel wichtiger als dies alles war ein anderes. Immer wieder kam Richter darauf zurück: «Wo gehen Sie hin, wenn Unruhen ausbrechen? Sie müssen sofort *abrücken* (sic), aufs Land ... es könnte zu Schlächtereien kommen.» Ich sagte ihm, es sei für mich unmöglich, Dresden zu verlassen. Dann müsste ich hier untertauchen. Einen leeren Raum, ein Notbehältnis könne er mir ver-

schaffen. Ich fragte ihn geradezu, was er denn erwarte. Im Laufe dieser zwölf Monate – womit er nicht sagen wolle, erst in zwölf Monaten käme bestimmt ein Umschwung. «Von rechts?» – «Nein, von links.» – Aber das Bürgertum fürchte doch den Kommunismus! – «Von der alten Sozialdemokratie her», er wisse es genau. – Aber nur durch die Truppe liesse sich doch etwas erreichen. – Gewiss, aber es komme, er dürfe nur nicht mehr sagen. Und wenn es nicht schnell gehe, dann sei natürlich für die Juden grosse Gefahr; ich müsste durchaus «abrücken», ich könnte in sein Bureau kommen, irgendwo finde er einen leeren Raum» für mich. Er könne nicht allen helfen, er sei seiner Familie verpflichtet, er müsse mich im Notfall verleugnen – zwischendurch ein Telefonat mit jemandem, den er ein dutzendmal «Kamerad Hauptmann» apostrophierte und mit «Heil Hitler» begrüßte –, aber er habe mich doch in diesen Monaten kennengelernt, und er möchte mir so gerne helfen ... Ich sagte, ich könnte ja in meiner Isoliertheit nichts erfahren, mich würde man irgendwann überfallen und abkehlen. «Das kann natürlich Ihr Schicksal sein – aber vielleicht erfahren Sie doch beizeiten, dass etwas bevorsteht, und dann müssen Sie abrücken, und dann finde ich schon einen Raum für Sie.»... Das kehrte immer wieder, während das Gespräch über Steuererklärung, unsere Notlagen, Militärisches etc. etc. hin und her ging. – Vor dem Krieg, in den ersten Jahren des 3. Reichs, hörte ich manchmal, vom Butterhändler, vom Gemüsehändler, von dem und jenem: «Nächstes Frühjahr wird der Stahlhelm, oder werden die Kommunisten, oder wird die Armee ...» Damals spielte noch alle Welt mit solchen Umsturzträumen. Immer hiess es: «nächstes Frühjahr ...» Und die Nationalsozialisten befestigten sich immer mehr, vernichteten immer gründlicher alle Gegengruppen. Dann gräbt sich die Vorstellung von ihrer Unüberwindlichkeit von innen her immer tiefer ein. Nur eine Militärdiktatur, hiess es, könne Abhilfe schaffen. Dann war es auch von der Militärdiktatur still. Die Armeeführung *müsse* die Partei in Kauf nehmen, solange der Krieg währe. – Und nun diese ganz bestimmte Aussage eines sehr

ruhigen, umsichtigen Menschen, der mitten im «arischen» Leben steht und starke Beziehung – amtliche! – zur Partei hat. (Merkwürdig, Ostern 33 ausgetreten und doch als Verwalter jüdischer Häuser bestellt!) Das ganze Verhalten des Mannes gestern zeigte mir evident, dass er *mehr* als nur ein Gerücht wusste, dass irgendetwas zwischen gemässigter Arbeiterschaft, Bürgertum und Heer in Vorbereitung sein *muss*. – Ihm wiederum leuchtete ein, was ich von der kommenden Rolle des Zentrums sagte. (Brüning in London, und der gestürzte Graf Ciano Botschafter beim Vatikan.) – Zur militärischen Lage: Er glaubte einerseits an das Zustandekommen einer deutschen Sommeroffensive – (die «Dresdener NN» hatten am 11. oder 12. einen fatalen Leitartikel, worin sie auf den Winter 1917 verwiesen, damals sei auch «die Front verkürzt» worden, und dann sei 18 doch eine kraftvolle deutsche Offensive gekommen!) – andererseits erzählte er, dass Riga von der Zivilbevölkerung bereits geräumt sei. – Ich sagte, ich würde in letzter Zeit viel von Kindern auf der Strasse belästigt. Er: Sein Ältester, elf Jahre, sei jetzt beim «Jungvolk»; wenn sie marschieren, heisse es plötzlich «Augen rechts». Und dann: «Da habt ihr einen Juden gesehen; wisst ihr, was es mit den Juden auf sich hat?» Worauf die entsprechenden Belehrungen folgten ... Ich erwähnte die sechs hingerichteten Protektoratsjuden, deren Leichname neulich dem jüdischen Friedhof übergeben worden seien. Er: Ein ihm Bekannter sei jetzt an das Landgericht Münchner Platz versetzt und habe die Aufgabe, die Wertsachen der zum Tode Verurteilten einzuziehen; von diesem Mann, der also genau Bescheid wisse, erfahre er, Richter, in welchem Umfang die Guillotine hier arbeite: Neulich seien an *einem* Tage 21 (einundzwanzig) Köpfe gefallen, keineswegs nurjüdische. –

[...]

Eva soll das Tagebuch bald wieder zu Annemarie bringen. Die Guillotine auf dem Münchner Platz arbeitet aus geringeren Anlässen. –

[...]

18. Februar, Donnerstag Spätnachmittag

Stundenlang unten: den Kaffee besorgt, abgeräumt, Hilfe bei der grossen Wäsche. Jetzt ist Eva, abgekämpft, in die Stadt auf verzweifeltem Einkaufsversuch. Ich – wenn die Müdigkeit es zulässt, kann von sechs bis sieben hier oben tätig sein. Danach ist der Rotkohl zu zerhacken: Die Geschichte des Rotkohls ist nachzutragen. Wir leben fast ausschliesslich vom schwindenden Kartoffelvorrat, Gemüse, das nicht als «Mangelware» gilt, ist kaum aufzutreiben. Gestern also in einem Geschäft der Gerokstrasse, die Inhaberin, Frau in den Vierzigern, ist mir schon als gefällig bekannt. Im Laden ein paar Käuferinnen, darunter eine grauhaarige Frau aus dem Volk, etwa die Mutter eines verheirateten Trambahnschaffners. Sie ist sehr zärtlich mit ihrem grossen braunen Boxer, erzählt, wie er zur Oma flüchte, wenn er Prügel bekommen soll, streichelt ihn usw. Ich gewinne wohl ihr Herz, als ich ein paar freundliche Worte über die Boxer im Allgemeinen sage. Die Inhaberin, als die Reihe an mir: «Sauerkraut leider nur auf Kundenkarte; Streichhölzer – nein, Salz – nein.» Als *captatio benevolentiae* habe ich mit einer Kohlrübe angefangen – die mag keiner, der Kohlrübenwinter 17 ist wirksam geblieben. Übrigens tut man ihr Unrecht. Die Frau mitleidig, zögernd: Einen Rotkohl könnte ich allenfalls haben. Wiegt ihn aus, legt ihn zur Kohlrübe, holt auch noch eine Tüte Salz (grosses Entgegenkommen!). «75 Pf.» Wie ich die Brieftasche ziehe, sagt die Oma neben mir: «Lassen Sie – ich zahle das für Sie.» Mir wurde wirklich heiss. Ich dankte ihr und reichte den Markschein über den Tisch. Sie: «Aber lassen Sie mich doch zahlen.» Ich: «Es ist wirklich sehr freundlich von Ihnen, ich danke Ihnen herzlich – aber es geht ja nicht ums Geld, nur um die Karte.» Jetzt die Inhaberin: «Kommen Sie doch mal gegen Abend, da gebe ich Ihnen mehr. Bei Tage – ich beliefere hier SA, ich muss vorsichtig sein.» – Ich, es sei mir nur von drei bis vier erlaubt. – Sie: Sie nähme es nicht so genau. Ich: «Sie nicht – aber wenn es ein anderer sieht und anzeigt, kostet es mich das Leben.» Die Inhaberin: «Dann kommen Sie in Ihrer Zeit vorbei – ich werde Ihnen ein Zeichen geben, wenn die Luft rein ist.» Ich ging beinahe

erschüttert fort. Nachher fürchtete ich mich, weil ich in Gegenwart der Kundinnen gesagt hatte, es koste mich das Leben, wenn usw. Greuelpropaganda! Ausreichend für KZ und Fluchtversuch.

[...]

20. *Februar, Sonnabend Nachmittag*

[...]

Eva war gestern bei Frau Ahrens zu Gast, wurde mit Kuchen durchgefüttert, brachte noch Kuchen und einen überschweren Beutel Kartoffeln nach Haus, leider aber auch die Meinung der Frau, dass eine deutsche Sommeroffensive bestimmt kommen und der Zusammenbruch erst im Herbst erfolgen werde. – Erhoben wurde ich erst wieder durch Richter, den ich verabredetermassen heute Vormittag besuchte – sehr anstrengend, besonders durch die Schleppelei auf dem Heimweg. Ergebnis dreissig Pfund Kartoffeln, wovon ich die Hälfte diesmal mitnahm, vier Pfund Brotmarken, ein Päckchen Tabak, Regelung der Geldnot – ich überweise ihm in Ratenzahlungen von je 50 M die 360 M, die er für die verschaffte 12'000 M Hypothek zu liquidieren berechtigt ist, und die ich ausserhalb der Freigrenze überweisen darf, und die er für sich nur nominell beansprucht. Vor alledem aber kam Richter wieder auf die erwarteten Unruhen zu sprechen und diesmal schon genauer. Das soll mit Bestimmtheit von Berlin und der Küste her zu erwarten sein. Ob bald, ob später, sei nicht zu sagen. Wenn ich eine Postkarte von ihm erhalte: «Rufen Sie mich in Sachen Ihres Grundstücks an», dann sollte ich mich sofort mit ihm in Verbindung setzen. Er entwickelte einen schon weit gediehenen Plan zu unserer Rettung. Ich machte ihn auf die Linksverhaftungen aufmerksam. Er hatte davon auch gehört. Der Ausbruch der Offensive sei aber doch nicht aufzuhalten. Ich sagte, *ohne* Militär sei nichts zu erreichen. Er: Gewiss nicht, aber es werde an Militär nicht fehlen. Und er prägte mir noch einmal die Adresse ein. – Ich komme mir vor wie in einem wilden Abenteuer- und Revolutionsfilm. Wenn ich aber Goebbels' Rede vom 18.2. im

Berliner Sportpalast bedenke, dann nehme ich Richters Meinung und Warnung vollkommen ernst. Den Wortlaut der Rede – ich will ihn gleich für LTI auslausen – gab mir Richter im «Dresdener Anzeiger» vom 19.2. mit. Man war schon gestern auf dem Friedhof sehr deprimiert darüber, denn sie droht, mit den «drakonischsten und radikalsten Mitteln» gegen die an allem schuldigen Juden vorzugehen, wenn das Ausland nicht aufhöre, der Regierung Hitler um der Juden willen zu drohen. Sie bedroht und vergewaltigt übrigens auch die «Volksgenossen». «Totaler Krieg – kürzester Krieg» war die Inschrift «des einzigen Spruchbandes an der Stirnwand des Saales», und wer sich gegen die Notwendigkeit des «*totalen* Krieges» vergehe, den koste es den Kopf, erklärte Goebbels. (Schliessung von Luxusgeschäften und Bars, Verbot, im Tiergarten zu reiten, allgemeiner Arbeitsdienst, Höherbelastung der Beamten, kein Anspruch auf Urlaub.) [...]

24. Februar, Mittwoch Vormittag

Heute Nachmittag will Eva nach Pirna, Manuskripte, die neulich vergessenen und die hinzugekommenen, in Sicherheit zu bringen – ich wünschte, sie wäre erst wieder zurück. – Geld braucht sie nicht auszuleihen: Ich überwies heute «360 M Maklergebühr für Umschuldung der Hypothek» an Richter. «Ausserhalb Freigrenze.» Wieso eigentlich hat der Mann damals dieses Geld *nicht* von mir gefordert? Sympathie von Anbeginn? – Jeder fürchtet jetzt jeden. Richter hat eine freundliche junge Sekretärin. Als er mich neulich in einem Nebenraum die Kartoffeln verstauen liess: «Gehen Sie dann bitte direkt durch den Korridor fort; die junge Frau im Bureau ist ja ganz zuverlässig – aber sie braucht nicht alles zu wissen.» – Die Guillotine auf dem Münchner Platz; ich denke manchmal übergläubisch: Hingerichtet zu werden war der häufigste Angsttraum meiner sehr jungen, wohl Pubertätsjahre – soll es ein Vorzeichen gewesen sein? Die Guillotine bedroht mich, sie bedroht auch Richter. Ob seine Andeutungen stimmen? Ich

machte den Wippchenscherz, der mir zutreffen scheint: «Die Ratten knistern im Gebälk.» Aber vielleicht ist es doch nur ein Wunschtraum, dass wir sie knistern hören. In den letzten Tagen waren sie auch wieder stiller: Die Ostfront geht zurück, aber sie wird nicht durchbrochen, in Italien bleibt es still, und aus Tunesien werden sogar Erfolge gemeldet. Und gestern war eine erschöpfende Frühlingswärme, und im Heeresbericht wurde dieser Tage schon einmal Tauwetter erwähnt. Kommt das aber, dann hat die russische Offensive ein Ende, und das deutsche Heer findet Zeit, seine Wunden zu lecken und eine Sommeroffensive vorzubereiten. – Andererseits: Wie soll man weiterkommen, wenn die Hoffnung auf das ukrainische Getreide hin ist? Vielleicht ist das «Knistern» doch kein eingebildetes. – Eva bemüht sich, bisher vergeblich, die Pötzschen-Wahla-Adresse genau festzustellen. Ein Eigenheim am Bahnhof, sagte Richter, ich könnte es zu Fuss erreichen. (Etliche zwanzig Kilometer von hier.) Eine Wanderung mit Todesrisiko – aber mit demselben Risiko wäre erst recht mein Hierbleiben verknüpft. Wenn er mir einmal eine Postkarte schreibe: «Rufen Sie mich in Ihrer Grundstückssache an», dann wäre es soweit. Ein Hutfabrikant, Demokrat, hat seinen einzigen siebzehnjährigen Sohn im Felde verloren, kennt den Kommissar Clemens persönlich. Das wurde mir als Grund für seine Hilfsbereitschaft angegeben ... Der Gedanke an die Guillotine verfolgt mich. –

Eben war für ein paar Minuten Lewinsky hier, sehr abgespannt und deprimiert; brachte mir «Frankfurter Zeitung». «In unserer Fabrik sagen sie: ‚In sechs Wochen ist der Krieg aus.‘ Aber das sagen sie schon seit *so* langem, und in einem Jahr werden wir noch immer Krieg haben ...» Ich redete ihm gut zu und mir selber Zutrauen ein.

[...]

27. Februar, Sonnabend Nachmittag

[...]

Ich hatte dreifachen Grund zu schwerem Pessimismus. 1) Die Proklamation, die Hitler vor zwei oder drei Tagen an irgendeinem

Jahrestag der Partei in München (durch Esser) hat verlesen lassen. Von ihr erfuhr ich zuerst vorgestern Abend, als ich Steinitz besuchte und dort mit Katz zusammentraf. Niemand hatte sie selber gelesen, aber es hiess, sie drohe noch unverhüllter mit der Ermordung aller Juden als selbst die letzte Goebbelsrede. Anderntags sagte mir dann Eva, die sie beim Mittagessen gelesen, sie sei schlimm, aber nicht eigentlich schlimmer, als was Hitler nun schon zu Dutzenden Malen zum Thema «Jude» gesagt. 2) Heftiger war der Schock heute Morgen: Vor einer Woche hatte uns Caroli Stern-Hirschberg harmlos und ziemlich ruhig geschrieben – ich notierte wohl seinerzeit, dass sie vor ein paar Monaten im letzten Augenblick aus einer Evakuationsgruppe heraus von ihrer Firma erfolgreich reklamiert wurde –, am 25. antwortete ich ihr, und heute kam diese Karte zurück. Blaustempel darauf «zurück», Bleistiftnotiz «Abgewandert». Beachte zu *LTI*: «Abgewandert» für abgewandert *worden*. Harmloses Wort für «vergewaltigen», «vertreiben», «in den Tod schicken». Gerade jetzt ist nicht mehr anzunehmen, dass irgendwelche Juden lebend aus Polen zurückkehren. Man wird sie vor der Räumung töten. Übrigens wird längst erzählt, dass viele Evakuierte nicht einmal erst lebend in Polen ankommen. Sie würden im Viehwagen während der Fahrt vergast, und der Waggon halte dann auf der Strecke an vorbereitetem Massengrab. Ich bin sehr schlecht, ich habe weniger Mitleid mit Caroli als Angst vor ähnlichem Schicksal. Auch Eva war sehr betroffen. 3) Den schwersten Stoss aber empfing ich auf dem Wege zu Richter. Merkwürdig, dass er mein stumpfes Denken gar nicht beeinflusste, ich fühlte ihn nur als Herzbeschwerde und dumpfe Last. Ich hatte die Absicht gehabt, auf dem Hin- oder Rückweg wie vorige Woche zur Gemeinde heranzugehen. Für den Hinweg wurde es zu spät. Als ich dort gegen elf passierte, stürzte blass und schwer erregt Lewinsky auf mich zu. «Wir werden alle hinbestellt und gleich festgehalten – auch die Privilegierten –, ich habe nur Erlaubnis, meine Frau zu benachrichtigen – es sind überallhin Boten der Gemeinde unterwegs – gewiss auch zu Ihnen –

gehen Sie nicht hinein – man hält Sie gleich fest ...» Ich: Worum es sich denn handle? – Das sei ungewiss, vielleicht, dass die Lagerinsassen nach Polen abgeschoben und *wir* nun ins Lager transportiert würden ... Ich sagte: «Sie haben mich nicht getroffen, ich weiss nichts, ich muss jetzt einen Weg erledigen, und wenn ich mittags zu Haus Befehl vorfinde, ist es noch immer Zeit, mich zu stellen.» Ich dachte die ganze Zeit über: Vielleicht übertreibt er, aber wenn es nicht das Lager oder Theresienstadt ist, wird es «Arbeitseinsatz» und damit das Ende meiner Studienmöglichkeit sein. – Ich sprach zu Richter von den befürchteten neuen Zwangsmassnahmen. Er: Er glaube, die Mischehen seien noch sicher. Clemens (sein Mieter) habe ihm gegenüber neulich gegen die Juden gehetzt und dabei geäussert: «Wenn wir nur an die Mischehen herankönnten!» Ich: «Die wissen auch nichts. Die bekommen ihre Befehle aus Berlin.» – Ich kam stark präokkupiert um eins zurück. Im Garten traf ich Eisenmann père, der seit der Entlassung von Zeiss-Ikon noch arbeitslos: Es sei kein Bote hiergewesen, und Lewinsky sei immer übermässig aufgeregt. Wahrscheinlich, fast sicher dürfte es sich um einen plötzlichen Arbeitseinsatz gehandelt haben (wie er Sonnabend Nachmittag und sonntags oft gefordert wird, z.B. Güter ausladen), und man habe von der Gemeinde aus zusammengetrommelt, was am raschesten erreichbar, und habe gleich festgehalten, was gerade in Griffnähe gekommen. – Es ist jetzt sieben Uhr abends, ich scheine verschont geblieben. (Ich bin immer ausnehmend liebenswürdig dem jungen Kahlenberg gegenüber, *distributori laborum*; ich habe zugelehrt – hätte ich feu Estreicher so liebevoll gepflegt, ich besässe noch heute meine Schreibmaschine.) –

Vorgestern zog Frau Eger, die verwitwete, hier aus und zu ihren Eltern. An Juden wohnen in dem grossen Haus nun nur noch im oberen Stockwerk wir und unten Eisenmanns. Wir haben mitangesehen, wie das Haus allmählich seine Menschen, seine Bilder, seine Möbel ausspie. Wie lange wird man uns hier noch in Ruhe lassen? Denn hier ist wirklich eine gewisse Ruhe. Am 3.3. werden wir sechs Monate hier sein. In all dieser Zeit keine Haussuchung,

nicht einmal eine Polizeikontrolle. Nur eben täglich die Angst davor.

LTI. Cf. zu *abwandern*: «pelzen» (von Silberfüchsen für «töten»), cf. das Substantiv *Wanderung* zionistisch gebraucht.

28. *Februar, Sonntag Vormittag*

Bleistiftbrief von Lewinsky (cf. gestern: Alarm). Ich möge mich nicht sorgen, die gegenwärtige Aktion gelte *nicht* den Mischehen. Es seien Juden von auswärts ins hiesige Lager gebracht und dieses Lager ganz abgeschlossen worden; Evakuierung stehe unmittelbar bevor. Ich ging zu Eisenmanns, Vater Eisenmann lag noch im Bett, es war gegen elf Uhr. Dort erfuhr ich durch Herbert Eisenmann: Die Lager-Isolierung besteht seit gestern Morgen. Alle Nicht-Mischehlinge, die bisher ausserhalb des Lagers wohnten (so die Frau Judenkowitz und ein Sekretär Eisner, die im Gemeindehaus untergebracht waren und dort arbeiteten) – buchstäblich alle sind seit gestern im Lager. Nur Hirschel und Kahlenberg sind zur Abwicklung der Geschäfte frei geblieben. Alle andern werden evakuiert. – Man wird keinen von ihnen wiedersehen. Frau Voss, die Seliksohns, Reichenbachs, Frau Ziegler – ich rechne sie alle zu den Toten. Wie lange wird man uns hier leben lassen? Und wie werden wir leben? – Eva ist eben zu Simons gefahren. Dort pflegt man via Frau und Kötzschenbroda einiges zu wissen, und ein Bruchteil davon könnte wahr sein. Jedenfalls erfährt man dort die Stimmung. – Ich selber will mich bis zum letzten Augenblick zur Arbeit zwingen. Eva hörte neulich im Restaurant eine Frau erzählen, ihr Sohn habe eine Karte von der Ostfront geschrieben, darauf stand nur: «Ich lebe noch, ich lebe noch, ich lebe noch!» Darauf beschränkt sich auch mein Empfinden; je nach Stimmung, von Stunde zu Stunde wechselnd, liegt der Ton auf «lebe» und «noch».

[...]

2. März, Dienstag Nachmittag

[...] Abends und länger und rezeptionsfähiger am ganz frühen Morgen lese ich vor – auf die Némirovsky ist jetzt Johannes Schlaf gefolgt, und beide stehen auch ihrerseits zu meinem Arbeitskomplex in Beziehung. Und doch ist immer der Druck des grässlichen Geschehens und der furchtbaren persönlichen Gefahr auf uns. Morgen früh geht der Transport hinaus, das Judenlager nebst hinzugekommenen Auswärtigen aus Halle und Erfurt. Es ist nicht anzunehmen, dass wir einen der Massen wiedersehen. Was zurückbleibt, sind nur die durch Mischehe Geschützten. Auf wie lange Geschützten? Odysseus beim Polyphem. «Dich fress' ich zuletzt.» Nur, dass keiner von uns den Odysseus spielen kann. Die Hilfe muss von aussen kommen. Man klammert sich an jede Hoffnung. Die russische Offensive ist mindestens verlangsamt, der Winter, der nie hart war, scheint endgiltig zu Ende, Schlamm und Schneeschmelze bringt der Armee Kampfruhe. – Ribbentrop war beim Duce. Neue Hoffnung – vielleicht liegt es doch so, dass Italien abfallbereit ist. – Eva ist viel in der Stadt, Besorgungen machen, sich umhören. Sie hörte von Simon, es knisterte in der Armee. Das allein wäre Rettung. Aber all diese Hoffnungen halten immer nur Minuten vor. – Eva holte auch Nachrichten aus der Gemeinde. Dort arbeitet fast allein Hirschel. Man lässt ihn vorläufig hier, und dies Vorläufig scheint ihn zum Frohsinn des «Hurra, ich lebe!» zu stärken. Lewinsky, anfangs mit seiner Stellung als Hilfsarbeiter dort zufrieden, hat sich bereits zur Fabrik zurückgemeldet. Es sei zu grässlich. Er musste beim Ausladen des Erfurter Judentransports mithelfen. Ein blinder Achtzigjähriger wurde zum Auto herübergetragen, das am Gestapogebäude hielt. Ein paar alte Frauen klammerten sich an das Abteil und mussten gewaltsam herausgeholt werden. Ein Gestapomann fuhr Lewinsky an, warum er keinen Stern trage. – «Ich bin privilegiert.» – Der Mann spuckte ihn ins Gesicht. – Eva hatte ein Paar Gummischeuhe, die sie vor langer Zeit für Frau Voss reparieren liess, endlich erhalten – die Reparatur erfolgte *nach* Monaten, cf. die Reparatur unserer Schreibtischuhr – und wollte sie Kätchen Sara noch zustellen lassen. In-

zwischen ist eine neue Bestimmung erlassen worden: Wer den zur Evakuierung bestimmten Juden irgendetwas zustelle, werde «polizeilich erschossen». Das berichtete in Verzweiflung Frau Glaser, die ihrer Freundin Reichenbach noch etwas zugehört hatte. Eva sah gestern Glasers im Anschluss an den Weg zur Gemeinde und zu Simon. Überall die gleiche Stimmung: verzweifelte Bitterkeit, Angst um das eigene Leben, flackernde Hoffnung und – vor allem – «ich lebe noch, ich lebe noch, ich lebe noch!» (in der wechselnden Betonung). – [...]

4. März, Donnerstag Abend

Bedürfnis, Leute zu sprechen über die verzweifelte Situation. Gestern auf dem Friedhof. Die drei: Magnus, Steinitz, Schein bei ihrem üblichen tragikomischen Skat hinter den Gräbern in der Gärtnerbaracke. Sehr bedrückt; sie nehmen bevorstehende Trennung der Mischehen an. D.h. Alternative: Die Frau lässt sich scheiden oder wird zur Jüdin erklärt und gleichfalls evakuiert. Alle drei stehen auf dem Standpunkt, den auch wir einnehmen: Die Frauen bleiben hier und retten, was zu retten ist. (Neues Argument hierfür: Getrennt würde man draussen doch.) – Dass die vorgestern Nacht Evakuierten heute noch am Leben seien, wurde bezweifelt; wahrscheinlicher, dass sie in ihren Viehwagen – zwei Notdurfteimer in jedem Waggon – vergast worden seien. – Ich erkundigte mich nach Jacobi. Er litt schon lange an Mittelohreiterung, in hiesigen Krankenhäusern war kein Platz für einen Juden, er sollte dieser Tage nach Berlin fahren und dort im jüdischen Krankenhaus operiert werden. Gestern erfuhr ich: Die Gestapo hatte die Reiseerlaubnis im letzten Augenblick verweigert, er war im Friedrichstädter Krankenhaus operiert und sofort nach der Operation im Krankenwagen heimgeschafft worden. Es soll ihm gut gehen. Ich liess ihn nur grüssen und werde ihn Sonnabend Vormittag aufsuchen. – Heute in der Gemeinde, Lebensmittelkarten geholt und Hirschel gesprochen. Er haust dort fast einsam. Ihn und Kahlen-

berg (nebst Mutter) hat man als einzige Nicht-Mischehe-Geschützten hiergelassen. Genaue Ziffern: Evakuiert wurden 290 Juden, hier in Dresden befinden sich im Ganzen nun noch reichliche 300, von denen 130 Sternträger sind. Auch Hirschel war in düsterer Stimmung. Eben war ihm von der Gestapo mitgeteilt worden, dass sie sein Haus «gekauft» habe, dass er es binnen zehn Tagen räumen muss. Er erhält Räume im Gemeindehaus. Seine Möbel gehen da nur zum kleinen Teil hinein, einen Speicher darf er nicht mieten. Er will versuchen, möglichst vieles in den Kellerräumen des Gemeindehauses zu verstauen. – Die nächsten Gefahren, die jetzt über uns beiden schweben, sind a) die Zusammendrängung der Mischehen in dem Proletarierund (wahrscheinlich verwanzten) Cityhaus der Sporergasse, in dem ich vor Monaten einmal den inzwischen geselbstmordeten jüdischen Schuster aufsuchte; b) der Arbeitsdienst für mich, zehn Stunden täglichen Stumpfsinns bei mechanischster Beschäftigung. Eine weitere, immer dringendere Sorge ist die Beköstigung. Wir sind immer ausschliesslicher auf Kartoffeln und werden mit allem Zusammengebetelten und Herangeschleppten nicht über den 1. April kommen. Aber wer weiss, was bis zum 1. April aus uns geworden sein wird? Es ist das Gute am Übermass der Sorgen, dass man gegen sie, jedenfalls gegen jede, die nicht unmittelbar drängt, erstaunlich abstumpft. –

Ad vocem Beköstigung wollte ich längst berichten. Richter, dieser bescheidene, fast kleinbürgerliche, bestimmt nicht reiche Mann, Vater dreier Kinder, sagte mir neulich: «Wissen Sie, was jetzt das Pfund Kaffee unter der Hand kostet? 200 M. Ich kann Kaffee nicht entbehren, ich bin Nachtarbeiter; ich habe heute zwei Pfund gekauft.» Woraus zu schliessen, dass es um das Geld bei den Ariern ebenso steht wie im vorigen Krieg: Sie glauben nicht mehr an den Nachkriegswert, sie sind im Augenblick damit versehen, setzen es in Esswaren um und zahlen jeden Schieberpreis dafür. Geschoben wird alles – trotz der Guillotine.

[...]

6. März, Sonnabend Vormittag

Die ungemeine Depression der Judenheit (mich inbegriffen) hält an. Gestern, während ich die Küche scheuerte, stand Glaser vor mir. Ob Reichenbach noch via Glaser-Eva seine Brille erhalten habe. Ja – durch Hirschel. Leider hatte ich inzwischen auch noch gehört, dass man Reichenbach beim Einparkieren in den Viehwagen schwer geprügelte hatte ... Glaser, sehr down, fragte mich, ob ich glaube, dass man in Gemeinschaft vieler Leidensgenossen leichter stürbe als allein. Ich war sehr skeptisch dagegen. – Abends bei Steinitz Magnus, wo ich mir Vorleselektüre holte, die gleiche Bedrücktheit. – Eben wieder (man sieht es am vorigen Satz) eingeschlafen. Ich will jetzt einen Krankenbesuch bei Jacobi machen; vielleicht werde ich nachmittags frischer. Freilich habe ich heute um sechs mit gründlicher Abseifung begonnen und gestern nach zwölf Nacht gemacht. Eva schlief bei den ersten Zeilen ein, trotzdem ich etwas Spannendes gebracht, da ging ich noch eine Stunde lang den bei allem offenbaren Wert zur völligen Lektüre ungeeigneten Schlaf durch.

Nachmittags

[...]

Bei Jacobi war ich nur wenige Minuten; er liegt noch sehr mitgenommen und sehr bandagiert. Es scheint, als habe nur die Energie seiner Frau ihm das Leben gerettet. Er *musste* operiert werden, es war höchste Zeit. Die Gestapo verweigerte ihm Fahrerlaubnis nach Berlin. Hier hiess es: Ein Einzelzimmer im Krankenhaus ist nicht frei, in einem allgemeinen Saal darf kein Jude liegen – also wird die Operation abgelehnt. Da drang Frau Jacobi, die Arierin, zum Chefarzt des Friedrichstädter Krankenhauses vor und sagte ihm erbittert: Also lassen Sie meinen Mann sterben, weil er Jude ist. Das muss den Arzt ins Gewissen getroffen haben, er rang selber telefonisch mit der Gestapo. Ergebnis: Die Operation wurde erlaubt, doch musste Jacobi sofort danach im Krankenauto heimbefördert werden. Die Ärzte und Schwestern behandelten ihn sehr freundlich, vor der Operation hiess es: schwierig und im letzten, allerletzten Augenblick. Unmittelbar nach der Aufmeisselung des

Schädels legte man ihn dann ins Krankenauto, einen alten rüttelnden Kasten, in dem die Bahre nicht federnd aufgehängt war – es galt schon als Gnade, dass überhaupt der Autotransport erlaubt wurde. Jetzt ist Jacobi ausser Gefahr, die Nachbehandlung hat Dr. Katz. «Man darf heute als Jude nicht krank sein», sagte er mir. Ich hatte durchaus nicht den Eindruck, dass seine Erzählung – Frau Jacobi erzählte den Vorgang gleichartig – die Wahrheit entstellt und vergreuelte. Von den Ärzten und Schwestern sprach er, wie gesagt, mit grosser Dankbarkeit. Nur eben, alle stehen unter dem Druck der allmächtigen Gestapo.

[...]

10. März, Mittwoch Vormittag

Bei allem Variieren zermürende Stagnation und Dasselbigkeit. Immerfort Kämpfe im Osten, Rückzüge an der einen, glückliche Gegenoffensiven an der andern Stelle, immerfort Ruhe im Westen, immerfort Gerede von innerer Zuspitzung, immerfort Ruhe und Terror – Ruhe der Bevölkerung, Terror der Regierung. Immerfort extrem optimistische und extrem pessimistische Stimmungen der Juden. Ich bin häufig mit den paar Menschen zusammen, mit denen wir noch Umgang haben – am Sonntag Nachmittag unser Lewinsky und Steinitz bei uns, abends setzte sich Eisenmann senior zu uns in die Küche –, ich raffe mich alle achtundvierzig Stunden etwa auf, zum Friedhof oder in Steinitz' Wohnung oder zur Gemeinde zu gehen und auf diesem Wege einen Kohleinkauf – meist vergeblich – zu versuchen.

Vater Eisenmann ist Optimist, meint, der Zusammenbruch komme schon Ostern; filius Eisenmann ist völlig verdüstert, seit er den Abtransport mit angesehen. Unter den Evakuierten, erzählt sein Vater, befand sich ein Mädchen, das seine erste Liebe war.

[...]

14. März, Sonntag Vormittag [...]

Meine üblichen Wege, die mich immer mehr ermüden. Einmal stiess ich bis zu Neumark an der Kreuzkirche vor. Heut auf der Suche nach nationalökonomischen Büchern: Oppenheimer, Gumpłowicz. Fehlanzeige. Danach auf der Gemeinde. Es war die Rede von den Prügeln, die Reichenbach beim Abtransport erhalten habe. Via Glaser, Eva, Hirschel war dem sehr Kurzsichtigen seine reparierte Brille im letzten Augenblick zugestellt worden. Danach erregte er wohl durch zu langsames Kofferschleppen den Zorn eines Gestapomanns. Hirschel: «Hier ist die Brille, ich hob sie nachher auf, man hat sie ihm heruntergeschlagen und darauf getreten.» Ein Ohr fehlte, ein Glas war zersplittert. – Auf dem Friedhof zeigte mir Steinitz eine Frau: Sie sei täglich hier, schmücke eine Urnenstelle mit immer neuen Blumen und gedruckten Sprüchen. Eine Frau Bein, Arierin. Man hat ihren jüdischen Mann und ihren als «jüdischen Mischling» deklarierten Sohn aus unbekanntem Gründen verhaftet und ein paar Wochen später «bei Fluchtversuch» erschossen. – [...]

15. März, Montag Abend

Es wird – bei Frostnächten – Frühling mit Schneeglöckchen und ersten Blättchen, und ich ging bei Sonnenuntergang ein Stückchen elbaufwärts den drei Schlössern gegenüber. Wann werde ich einmal wieder mit Eva zusammen wandern können? Ich getraue mich längst nicht mehr, mit ihr zusammen einen Weg zu machen.

Die deutschen Linien scheinen sich in Russland wieder zu festigen, Charkow ist zurückgewonnen, nun kann es also wieder einen Sommer weitergehen. Inzwischen lassen meine Kräfte immer mehr nach; heute habe ich wieder stundenlang am Schreibtisch geschlafen. Freilich ist mir die Buberlektüre besonders widerwärtig.

Ein sehr langer Brief von Arne Egebring mit den braunen und blauen Zebrastreifen der Zensur. Ärztliche Ratschläge. In einem früheren Brief hatte es geheissen, meine Beschwerden schienen

nicht für eigentlich Angina zu sprechen; jetzt meint er, ich äusserte genau die üblichen Symptome, und rät dies und das, um Verschlimmerung zu verhüten. Es erschüttert mich einigermaßen, es ist doch Todesgewissheit in sehr absehbarer Zeit. Ich habe in früheren Jahren immer gehofft, ich würde «später» dem Tod philosophischer gegenüberstehen; nun bin ich einundsechzig Jahre und so unruhig und bedrückt wie je. Immer denke ich an Vaters im Curriculum verzeichnetes Wort, er hätte sich endlich mit dem Tod abgefunden. Er hatte sich *nicht* abgefunden und war siebzig. Es fällt mir schwer, so weiterzuarbeiten, als wenn mir Zeit bliebe, etwas zu vollenden. Aber Arbeiten ist das beste Vergessen. Nur dass ich eben vor Erschöpftheit immer wieder einschlafe. Und dass ich so vielen Sparten und Stilen gegenüber so ganz versage. – Sussmann schreibt dann weiter zugleich ausführlich und doch dunkel über sich selber. Es scheint irgendein Zwist mit seinem Schwiegersohn vorzuliegen, Sussmann scheint von den winzigen Resten seines Vermögens ganz für sich zu leben – ich weiss nicht einmal, ob im Hause der Tochter. Er müsse sehr sparen, er bewirtschaftete sich selber, koche (Spirituskocher), wasche ab, flicke, stopfe, nähe. Im Übrigen «erscheine für Stunden sein Enkel Bertil bei ihm, dem er Spielzeug mache und den er spazierenführe.» Der Junge ist drei bis vier Jahre alt, wird also noch nicht allein über die Strasse können. Vielleicht hat Sussmann ein Zimmer im selben Hause? Die Situation ist uns unklar. Im letzten Brief schrieb Sussmann noch von einem gemeinsamen Weihnachtsfest mit grossem Festmahl. Und jetzt: «seit über einem Jahr» bekoche er sich selber...

17. März, Mittwoch Abend

Die Bubernotizen mit tiefem Gefühl des Nichtverstehens heute vorläufig abgeschlossen. – Sehr deprimiert seit der Rückeroberung Charkows und der Gewissheit meiner Angina. «Papiersoldaten» stehen am Anfang und am Ende meines Lebens. Das 18ième, das Curriculum, die LTI – sie werden immer *Papiersoldaten* bleiben

und genauso verschwinden wie die wirklichen Papiersoldaten meiner Kinderzeit.

[...]

20. März, *Sonnabend Nachmittag*

Es geht Eva wenig erfreulich – der Fuss versagt wieder einmal und die Nervenentzündung im Arm taucht wieder auf; es geht mir ungut – Ermüdung zu Haus und anginöse Beschwerden beim Gehen; es geht mit der deutschen Gegenoffensive in Südrussland vorwärts, auch das Debakel des Winters scheint überstanden, und alle Hoffnungen auf Niederbruch im Frühling, dem morgen beginnenden Frühling, sind enttäuscht worden. So rette ich mich und uns in die «Buddenbrooks» und lese tagüber viel vor. Dass ich erst jetzt die Genialität des Werkes ganz auskostete! Dass ich es nicht schon bald nach seinem Erscheinen, sondern erst nach dem Weltkrieg in der Zeit meines Fachversimpelns kennengelernt habe! Sehr seltsam. –

LTI. Die Boxersprache ist Goebbels unentbehrlich. Im «Reich» vom 14.3. (das noch immer England vor Russland verteidigt) werden schon wieder optimistische Töne angeschlagen, ja Goebbels verteidigt sich, die vorigen Nummern hätten nicht etwa «Zweckpessimismus» gepflegt (eben der «Zweckpessimismus», den man vordem den Feinden nachsagte), sondern es sei uns wirklich sehr schlecht ergangen, und jetzt sei die äusserste Anstrengung nötig, wenn ein nochmaliger Rückfall vermieden werden solle. In diesem Zusammenhang steht der Boxersatz: «In der entscheidenden Runde muss man noch über so viel Kraft verfügen, dass man jeden Schlag des Gegners bequem hinnehmen und ihn durch einen härteren Schlag beantworten kann.» – Aufwärmen älterer Schlagworte: Der totale Krieg erfordere noch mehr als nur «die Durchführung organisatorischer Massnahmen zur restlosen Ausschöpfung des inneren Potentials».

23. März Dienstag gegen Abend

[...]

Trotz Evas Liegen hatten wir am Sonntag vielen Besuch. Man sass an ihrem Bett. Erst erschien um Mittag, unerwartet, Glaser, dann, erwartet und unbarmherzig für den Nachmittag, Lewinsky, und zuletzt, nach dem Essen, das Ehepaar Eisenmann. Lewinsky behauptet – ich kann mich aber der Stelle nicht entsinnen –, Goebbels nenne in einem seiner letzten Artikel die Amerikaner zur Bezeichnung ihres geographischen Anaphabetismus «raumfremd». Über *Raum* habe ich ja vor wenigen Tagen geschrieben.

Glaser brachte einen noch sehr auszuwertenden Artikel der «Frankfurter Zeitung», Handelsblatt, mit; er sammelt Worte für mich, aber mechanisch, äusserlich, ohne sich um ihre innere Bedeutung zu kümmern. Auch Lewinsky stiftete wieder Exemplare der «Frankfurter».

Am Sonntag (21.) hat Hitler gesprochen – es soll die übliche Ausrottungs- und Siegenswalze gewesen sein – und danach irgendeine Besichtigung vorgenommen. Er hat sich also hören und sogar sehen lassen und damit die Gerüchte von seiner Krankheit und gar seinem Tod dementiert. Wiederum urteilt die Zuversicht: Seine Rede für den «Heldengedenktag» war vom 14. auf den 21. 3. verlegt worden und hat nur zwanzig Minuten und nicht, wie sonst, zwei Stunden gedauert; also muss er doch krank gewesen und noch immer leidend sein. Er selber soll die Verschiebung motiviert haben: Er habe gewartet bis zur Stabilisierung der Front. –

29. März, Montag Mittag

[...]

Ich bin fortgesetzt sehr abgespant – Herzbeschwerden, ständige Müdigkeit – und sehr deprimiert. Die Depression teile ich mit der ganzen Judenheit. Auch mit Richter, von dem ich mir am Sonnabend Geld und Brotmarken holte. Er sagte zur Situation dies: Er sähe die Lage trüber an als das letzte Mal. Wenn Deutschland heute bedingungslos kapitulierte, würde es an neunzig Pro-

zent seines Bestandes retten. Stattdessen blute es sich weiter aus, und jeder Tag bedeute schlechtere Friedensbedingungen. Denn die Niederlage sei absolut gewiss. Ebenso gewiss aber, dass erst noch eine Sommeroffensive im Osten komme, wahrscheinlich mit Siegen, die dann die Stimmung heben und über dem nächsten Winter fortkommen lassen. Ihn, Richter, entsetze die stumpfe Geduld und Dummheit des Volkes. Es habe die ungemeinen Brutalitäten der «totalen Mobilisation» ohne jedes Murren hingenommen, es nehme die ungeheuren Frontverluste, die ständige Arbeit der «Guljotine» – Richter ist sonst ein nicht ungebildeter Mann, aber Französisch treibt niemand mehr –, es nehme alles hin und lasse sich abschlachten. Unzufriedene gebe es in Massen, auch örtliche Organisationen – aber ob eine «Dachorganisation» vorhanden sei, das wisse er eben nicht. [...]

Worauf man neidisch sein kann! Frau Eisenmann, die hart Abgearbeitete, sagte zu mir: «Frau Eger hat es gut. Es ist ihr ein mehrwöchiger Aufenthalt im Sanatorium bewilligt worden.» Man hat Frau Eger den Mann getötet, sie selbst drei Wochen gefangen gehalten, und nun «hat sie es gut».

Heutige Korrespondenz. Gertrud Schmidt schreibt an Eva, sie möge sie mit der grossen Einkaufstasche besuchen, damit Gertrud sich den Schnitt abnehmen könne. Das bedeutet: Frau Ahrens teilt mit, dass Kartoffeln für uns bereitliegen.

[...]

5. April, Montag Vormittag

[...] Gestern der «Tag der Wehrmacht». Vom nahen Schiessplatz knallte es immerfort. «Erstürmung eines Russendorfes», gegen Entrée bis 2.50 Uhr. Ist das nicht unwürdig, während draussen wirklich gestürmt und gestorben wird? Eva sagt, in der Stadt wechselten die Plakate dieses Russendorfes mit den Tierdressurbildern des gerade hier spielenden Zirkus Sarrasani. Andere Truppenteile lockten mit dem Angebot markenfrierer Wurst. Auch diese Dinge des Wehrmachtstages gehören zur LTI. –

Am Sonnabend war Lewinsky bei uns und las, recht hübsch, ohne übermässiges Pathos, das mir noch unbekannte «Hexenlied» von Wildenbruch vor, brachte auch wieder «Frankfurter Zeitung» und ein Bändchen Johst. Am Sonntag di nuovo Lewinsky und Steinitz.

Ich bin so vorsichtig, dass ich jedes Blatt wegstecke, wenn ich mich auch nur für ein paar Minuten unterbreche. Ich achte auf jedes Aussengeräusch. Dennoch vorhin im Schreiben überrascht. Es klopft, schon stehen Uniformierte der Sicherheitspolizei draussen, die das Haus besehen. Sie kamen nicht herein, sie waren harmlos – immerhin. Fraglos ist diese Schreiberei, dies Manuskript im Hause eine ständige Lebensgefahr – auch für manchen darin Erwähnten. Und doch kann ich das Schreiben nicht lassen. Und trotz aller Depression und aller Symbolik der «Papiersoldaten» kann ich die Hoffnung nicht aufgeben.

8. April, Donnerstag gegen Abend

[...]

Im vorigen Jahr, während des Schneeschippens, schrieb ich viel über den «privilegierten» Johannes Müller, dessen Frau seine Lederfabrik weiterführte. Der biedere Mann half mir manchmal mit Brotmarken, steckte mir gelegentlich einen Bonbon zu – ich beneidete ihn ein bisschen, weil er ja einige Erleichterungen genoss. Ich hörte dann nichts mehr von ihm. Jetzt: Er wurde vorige Woche verhaftet – Grund unbekannt; es heisst, aber ohne Gewissheit, eine neue Bestimmung zwinge solche Privilegierten, deren arische Kinder im Ausland, zum Sterntragen, und das habe er nicht beizeiten erfahren –, zwei Tage später hat er im Polizeipräsidium sich erhängt (oder ist erwürgt worden). Die Leiche wurde Jacobi nackt überliefert, ausser den Würgeaien wies sie keine Verletzung auf. Der Fall hat mich wieder furchtbar durchschauert.

[...]

13. April, Dienstag Vormittag

Im Grunde Dasselbigkeit. Eva liegt viel, ich bin durch Vorlesen und Wirtschaft stark angespannt. [...] Kartoffelfrass dreimal täglich, Kartoffelschälen, Kartoffeljagd und Kartoffelschleppen. Hirschels helfen mit einem Zentner, Gertrud Schmidt mit zwei Zentnern, Frau Steinitz gelegentlich. –

Und doch nicht eigentlich Dasselbigkeit, sondern wachsende Spannung. Fortschreitende Niederlage in Tunesien, entsprechendes Steigen des Terrors. In letzter Woche hier vier Verhaftungen von Mischehemännern, darunter soll der Sanitätsrat Leipziger sein. Hirschel gab mir folgende neueste Statistik (in runden Zahlen) der «Reichsvereinigung»: Am 1.3. befanden sich in ganz Deutschland noch 43'000, am 1.4. nur noch 31'000 Juden. Von den 12'000 Deportierten dieses letzten Monats sind 8'500 aus Berlin fortgeschafft worden. Hirschel sah sehr düster in unsere Zukunft. Seine Frau war neulich auf die Gestapo bestellt – Bestellung allein ist Tortur, denn niemand weiss, ob er zurückkommt –, dort schlecht behandelt, aber doch noch freigelassen worden. Bei der letzten Haussuchung hatte man auf ihrem Schreibtisch einen Zettel gefunden, worauf sie zusammenstellte, was alles uns im Vergleich zu den Ariern *nicht* an Lebensmitteln geliefert wurde. Der Kommissar sagte ihr nach schikanösem Verhör: «Leider ist uns nicht der Nachweis geglückt, dass Sie den Zettel zu Propagandazwecken benutzt haben.» – Dr. Katz nennt die etwas pretiöse und weisheitsvolle Frau Hirschel «Die Frau Geheimrat», und das ist nicht ganz unzutreffend, aber mir erweist sie sehr viel Freundlichkeit und wirkliche Hilfe. Ihre Bibliothek und ihr Wissen tun mir ausgezeichnete Dienste, denn sie weiss mit dem Jüdischen und mit der modernen deutschen Literatur Bescheid. Sie gab mir neulich wieder ausser den Kartoffeln Lektüre mit: Buber und Jugendbewegung, die ich im Zusammenhang mit Dwinger brauche.

[...]

15. April, Donnerstag Nachmittag

[...]

Aus Berlin kam ein «Emmy Nasaroff» unterzeichneter Brief, der auch wieder sub specie LTI gewertet sein will. Es ergab sich nach einigem Rätseln, dass die Absenderin eine geborene Meyerhof aus Hildesheim und uns dort (wohl 1908), als wir von Braunschweig herüberkamen, als Kind einmal begegnet ist; dass sie jetzt in Berlin in Mischehe lebt, bisher schriftliche Hinterlassenschaft Carola Stern-Hirschbergs aufbewahrte und jetzt dabei ist, diese Briefschaften zu sichten und zu verbrennen, weil man ja in Berlin eben jetzt gegen die jüdischen Teile der Mischehen vorgeht. Frau Nasaroff schreibt einen Stil, der aus «enzyklopädischem» und Berliner Stil gemischt ist. Das Berlinische betont, überbetont (eben dadurch witzig und affektiert in sein Gegenteil umschlagend) antiheroische, antisentimentale, in jeder Beziehung ungeführte Haltung. Frau Nasaroff teilt mit, «dass Caro seit dem 17.2. *nicht mehr vorrätig ist*»; dass sie selber jetzt Aufbewahrtes vernichten müsse, «da man inzwischen *auch meinen Typ verlangt hat und überhaupt*» (beides zugleich berlinisch und enzyklopädisch). «Ausserdem haben sich die bitterbösen Engländer ausgerechnet mein Wohnviertel ausgesucht, um ihre Eier zu legen.» (Wieder nicht bloss berlinisch. Frau Nasaroff teilt mit, was sie eigentlich nicht mitteilen darf, und sie deutet ihre Stimmung, um nicht zu sagen Zustimmung, dem englischen Verhalten gegenüber durch das komische «bitterböse» an.) Ein PS lautet: «Existiert der alte Professor Pöppelmann noch in irgendeiner Form? (Seine Tochter wohnte mal bei mir – sie war ein lieber Kerl.)» Eva deutet aus: «Steht der Zwinger noch, hat Dresden schon ernste Luftangriffe gehabt?» Selbst wenn diese Deutung nicht zutreffen sollte – aber sie wird wohl zutreffen –, ist es zeitcharakteristisch, dass sofort solche Deutung gesucht und gefunden wird. Wir rechnen eben gar nicht mehr mit wörtlichem, nicht-hinterhältigem Sinn einer brieflichen Mitteilung. Dieser Brief der Emmy Nasaroff ist also ein ganz besonders wertvolles Dokument für die LTI.

16. April, Freitag mittags und später

Draussen ist schönster Frühling mit Birkengrün und Obstblüte. Umsobitterer empfinde ich die Gefangenschaft. Sie ist von Jahr zu Jahr enger geworden. Meine Wunschträume landen immer beim Auto. Es hat mir so viel Freude gemacht, ich hatte noch so grosse Reisehoffnungen daran geknüpft. Heute darf ich nicht einmal die Tram benutzen, ich darf das Weichbild der Stadt nicht verlassen, ich darf mich nicht mit Eva zusammen, seit den neuesten Verhaftungen am besten auch allein nicht auf der Strasse sehen lassen. (Wenigstens die elegante Innenstadt meide ich wie alle Besternten). – Ich habe den ganzen Vormittag mit Ausscheuern der Küche zugebracht und muss jetzt gleich wieder zum Teemachen und Abwaschen hinunter, da ist die Stimmung natürlich sehr deprimiert. Immerhin: *Noch* bin ich unverhaftet, noch ist weder die drohende Wohnungskündigung noch die drohende Einziehung zum Arbeitsdienst erfolgt. Noch kann ich stundenlang vorlesen, noch am Schreibtisch sitzen. Und in Tunesien steht es für die Achse sehr schlecht.

Zwei kleine Tröstungen voce populi, sie halten bloss nicht vor, sie haben zu oft getäuscht. Die erste: Gestern, wie schon mehrfach, wurde hier wieder ausgeräumt. D.h., das Mobiliar der Evakuierten wird nach Bedarf von der NSV (Volkswohlfahrt) oder irgendwelchen Krankenhäusern übernommen. Ein Aufsichtsführer, etliche Arbeiter. Gestern also u.a. Restbestände der Frau Ziegler, einiges davon stand noch in unserer gemeinsamen Küche. Als ich gegen Mittag herunterkam, war mit den Zieglerschen Sachen ein Gaskocher verschwunden, den die Möbelkammer der Gemeinde mir vor etwa zwei Monaten, noch zu Reichenbachs Zeit, geliehen hatte. Ein Zweiflammer, als Ersatz für die beiden hier vorhandenen Einflammer, von denen der eine immer wieder tückisch versagt. Das Leihstück taugte auch nichts, Vater Eisenmann hatte sich vergeblich bemüht, es zu regulieren, es stand nutzlos herum – immerhin: Ich haftete doch der Gemeinde dafür. Ich liess den Hakenkreuzler durch die brave Portierfrau um Rückgabe des irrtümlich mitgenommenen Stückes bitten. Antwort:

Kein Irrtum, die Gestapo verlange das Stück, und ich brauchte das der Gemeinde nur zu sagen. – Na schön, dann mochte sich der neue Besitzer der Unbrauchbarkeit des Apparates freuen. Aber eine Stunde später vermisste ich auch den Kartoffeltopf, und das ist unser wichtigstes und zur Zeit buchstäblich unersetzliches Utensil – es gibt keine Töpfe zu kaufen. Wir mussten einen viel zu kleinen Topf in Gebrauch nehmen und waren erbittert. Frau Rasch wandte sich an die Arbeiter – der Aufsichtsmann war wohl nicht mehr da. Antwort: Sie hätten noch einen Tag hier zu tun und brächten den Topf zurück. Wider Erwarten kamen sie gestern, zwei Leute in den Vierzigern, wirklich damit an. Ich dankte ihnen sehr. «Sie haben nichts zu danken – warum haben Sie nicht gleich gesagt, dass er Ihnen gehört?» («Sie» und vorher an die Küchentür geklopft! Schon unglaublich.) – «Das hat mir ja bei dem Gaskocher nichts genutzt – wozu also noch einmal?» Sie schwiegen und gingen. Gleich darauf steckt der eine den Kopf zur halbgeöffneten Tür hinein und sagt mit gedämpfter Stimme: «Kopf hoch!» Ich sehe ihn gross an. Darauf er: «Diese verfluchten Schweine – was die mit den Leuten machen – in Polen – ich hab auch eine Wut auf sie. Kopf hoch, das bleibt nicht... noch einen Winter können sie in Russland nicht aushalten – Kopf hoch, es kommt anders ...» Indem kam sein Kamerad zurück, da hörte er auf und ging. Der Kamerad war sicher auch kein Nazifreund, sonst hätte ich ja den Topf in seiner Gegenwart nicht wiedergesehen – aber wer traut heut dem Kameraden? In der Münchner Strasse steht eine Guillotine. – Die zweite Tröstung, natürlich auch eine Kartoffelgeschichte. Von «Gertrud Schmidt» sollen wir ganze zwei Zentner bekommen. Da das geheim bleiben muss, und da niemand für einen Juden arbeiten darf, und da ich mich bei Gertrud Schmidt nicht sehen lassen darf, so war damit zu rechnen, dass Eva diese zwei Zentner genauso peu à peu heranschleppen müsste, wie ich den einen Zentner allmählich von Hirschels hole. (Immerhin, Eva kann die Tram benutzen, dafür hat sie aber mehr einzukaufen und die Nervenentzündung). Gestern nun sagte ihr «Gertrud», es sei ein ihr befreund-

deter Dienstmann in der Nachbarschaft, sehr mit Aufträgen überhäuft, aber sehr judenfreundlich. «Berufen Sie sich auf mich und sagen Sie, es ist für einen Juden!» (Frau Ahrens ist völlig arisch, aber leidenschaftliche Parteigängerin unserer Seite). Eva ging zu dem Mann, er lächelte sofort wissend, ehe sie noch Erklärungen abgegeben, und wird also – was gar nicht ganz gefahrlos für ihn – die beiden Zentner herschaffen. – Diese beiden Vorkommnisse nahm ich als Symptome, und sie erwärmten mir das Herz. Aber bald sagte ich mir eben wieder: Was nutzt eine Million und noch mehr solcher Arbeiter und Dienstmänner? Gar nichts gegen die ungeheure Organisation und Skrupellosigkeit und Machtfülle der Regierung. –

[...]

18. April, Sonntag Vormittag

Gestern mit der Morgenpost der Befehl zum Arbeitsdienst vom Montag, 19.4., an. Ich musste zur Gemeinde und erfuhr dort: Firma Willy Schlüter, Wormser Strasse 30c. Dienstzeit von vierzehn bis zweiundzwanzig Uhr täglich, es handle sich um ganz leichte Arbeit, Teeabwiegen und –verpacken. Mir ist es nicht um leicht und schwer, nur um den unwiederbringlichen Zeitverlust und den tödlichen Stumpfsinn dieser acht Stunden. Als ich zum Schneeschippen kommandiert wurde, blieb mir die Hoffnung, im Frühjahr freizukommen; jetzt bin ich für Kriegsdauer rettungslos um meine Tage betrogen. Es wird nicht möglich sein, irgendetwas ernstlich fortzusetzen. Ich bin durch diesen neuen Schlag, so sehr er erwartet war, sehr deprimiert. Mein Leben wird immer armseeliger. Und dies braucht keineswegs der letzte Schlag zu sein. – Ich komme eben von der Beisetzung des Johannes Müller. (Wann gräbt man *meine* Urne so ein?) Es war besonders scheusslich. Die Witwe, eine dicke, grosse alte Frau unter tiefstem Schleier, schüttelte sich vor Schluchzen, jammerte haltlos. Beim Handschütteln am Miniaturgrab immerfort: «Die arme Seele, die arme Seele!» Jacobi, der mir einmal gesagt, dass er «an den ganzen Meckmeck

nicht glaube», stoppelte wieder sinnlos Gebetsphrasen und Predigtformeln zusammen. Von dem eigentlichen Schicksal und Ende des Mannes war natürlich nicht die Rede. Es gab diesmal Blumenschmuck und arisches Gefolge, dazu ein paar Juden, die den kleinen Aushilfsraum füllten. – Die Juden gleichmütig und abgestumpft. Auch schon ganz knechtschaft-gewohnt. Der Tod des Mannes schien ihnen fast schon eine gerechte Sache: Er hätte wissen müssen, dass Privilegierte, deren Kinder im Ausland, neuerdings den Stern tragen müssen. Er war also schuldig! Ähnliche Urteile höre ich jetzt so oft. –

[...]

25. April, Ostersonntag Vormittag

Aus irgendeinem (welchem?) berühmten französischen Roman haftet mir die katholische Phrase: «Le leurre étemel du printemps.» Ich habe sie mir schon oft vorgesprochen, sie hat mich aber nie so verfolgt wie jetzt. Wir haben so schönen, zeitigen, vollen Frühling wie 1920, als wir am 16. April durch die Obstblüte in Dresden einfuhren. Und der üppigen Herrlichkeit gegenüber – wenn ich zur Fabrik gehe, Blumen in allen Vorgärten, in einem unter Strassenniveau gelegenen Grundstück der Wormser Strasse blühende Obstbaumkronen in Augenhöhe, am Parkrand hier beim Lothringer Weg ein leuchtend roter und zarter Cedonienstrauch – die Todesdrohung immer näher und würgender: Juliusburger, ein bisschen prepotente (Lewinsky sagt «Oberchochem»), aber doch lebensfrisch und nicht uneben, zwei Tage mein Mitarbeiter bei Schlüter, am Mittwoch verhaftet, am Freitag tot, Meinhard, der nur flüchtig vor mir auftauchte, verhaftet und tot – und gestern Abend die Nachricht von Conradis Verhaftung. Damit fällt der letzte in meiner Einbildung bisher noch vorhandene Wall zwischen dem Tod und mir. Auch Conradi Professor, pensionierter Staatsbeamter, Kriegsteilnehmer (als Stabsarzt), politisch mehr rechts als links, in Mischehe, wissenschaftlich angesehen, vorsichtig und ruhig – ich lernte ihn erst Montag kennen, war vorein-

genommen gegen ihn, weil ich immer nur Übles von ihm gehört, und doch gefiel mir sein Wesen durchaus. – Jede Stunde kann es mich treffen. Und dann in der Zelle sitzen und von Minute zu Minute auf den Henker warten, vielleicht einen Tag, vielleicht Wochen, vielleicht erwürgt mich hier auch niemand («erhänge ich mich nicht»), sondern ich sterbe erst auf dem Weg ins KZ («bei Fluchtversuch erschossen») oder in Auschwitz selber an «Insuffizienz des Herzmuskels». Es ist so entsetzlich, das in allen Einzelheiten auszudenken in bezug auf mich, in bezug auf Eva. Ich dränge es immer wieder zurück, will jeden Tag, jede Stunde ausnutzen. Vielleicht überlebe ich doch.

[...]

Die Firma Willy Schlüter stellt nach ihrem Hausschild Heilbäder und Kräutertees her. In einem Gartenhaus ein Mittelding zwischen Wohn-, Bureau- und Fabrikräumen. Im Erdgeschoss in der Hauptsache zwei Wand an Wand liegende lange Säle mit Steinfussboden. In einem quer zu den Fenstern Tische, an der Innenseite des Raums von Aussen- zu Innentür ein breiter Längsweg, an der Innenlängswand und in dem anstossenden kleineren Hinterzimmer Kartons mit Ware. Im Längsgang auf leeren Kisten offen volle Teekästen, deren Inhalt man stehend mit einer Blechschaufel in Hundert-Gramm-Tüten füllt. Auf den Tischen Waagen: Hier werden die Tüten auf das genaue Gewicht gebracht. Einen Platz weiter werden sie zugefaltet. An anderen Plätzen in Sechs-Kilo-Kartons gepackt. In dieser ersten Woche wurden im gleichen Saal auch Banderolen um die Päckchen geklebt. Aber das waren nur zeitweilige «Kriegsnotpackungen». Man hatte nämlich Türmerkaffee-Tüten aufgekauft, die nun eine «Schlüters Haustee»-Banderole erhielten. Inzwischen sind aber – ich habe selbst ausladen helfen – wieder 200'000 firmeneigene Zellophanbeutel eingetroffen. Ich selber habe die meiste Zeit stehend Tüten gefüllt, ein bisschen auch geklebt, ein bisschen abgewogen. Zwischendurch betätige ich mich an einer Kette zum Herein- und Herausbefördern von Kartons. (Das Banderolieren, das Zukleben ganz fertiger Sechs-Kilo-Kartons ist Sache einer Frauenabteilung

im Oberstock, die ich nicht kenne.) Die Anstrengung, das tödlich Ermüdende der Arbeit besteht für mich natürlich in ihrer grässlichen Monotonie und Geistlosigkeit, ein zehnjähriges Kind würde sie rascher, und besser leisten. Übrigens vergeht die Zeit rascher, als ich befürchtet hatte – es bleibt nur immer dumpf in mir die Trauer um die unwiederbringlich verlorene Zeit; etwas durchzudenken bin ich nicht imstande, ich verfall in Dämmerzustand. Die Arbeitskameraden empfinden das nicht halb so schlimm. «Soll ich zu Hause sitzen und Fliegen fangen?» sagt mir ein rüstiger Siebziger, ein quidam Witkowsky, già Kaufmann. Er hat seine Ausfüllung, hat nie viel geistiger gearbeitet, verdient ein bisschen Geld. Stundenlohn 60 Pf. Wer «privilegiert» ist und infolgedessen von «Sozialabgaben» und erster Steuerklasse frei, bekommt wohl an 50 davon ausgezahlt; bei mir werden das 35 bis 40 Pf sein. Um vier sind fünf Minuten Pause; man bekommt einen Becher dünnen Ersatzkaffee. Den Kaffee lieferte die Belegschaft selber, gekocht wird er dort. Von halb sechs bis sechs ist die grosse Esspause. Ich habe eine Aluminiumbüchse mit kalten Kartoffeln, ein Glas mit Sauerkraut mit. Kaffee wird wieder geliefert, man kann sich sein Essen auch aufwärmen lassen. Übrigens ist Kantinenverpflegung – Anschluss an eine NSV-Verpflegungsstelle – «auch» für Juden vorgesehen, aber bisher eben bloss beantragt und «vorgesehen». Um acht noch einmal eine Fünf-Minuten-Pause, diesmal mit Pfefferminztee den die Firma liefert. Um halb zehn beginnt man mit Reinemachen, sehr pünktlich um zehn wird gegangen. Im Längsraum neben unserm Verpacksaal ist ein mehr fabrikmässiger Raum. Die Kräutersorten, die gemischt werden, stehen in grossen Bottichen nebeneinander; ihnen gegenüber die Mischtrommel, kaum anders, als man sie beim Zementieren sieht. Hier arbeitet bei Tage eine fast ganz weibliche arische Belegschaft unter einem arischen Monteur (es sind wohl dieselben Frauen, die uns in einem Vor- und Küchenraum bekochen), hier nachts eine jüdische Gruppe. Ob man sich zu Nachtschicht melden soll oder nicht, ist unerschöpfliches Diskussionsthema. Die einen: Man muss sich

darum reissen: längere Pausen, 80 Pf Stundenlohn, Langarbeiterzulage (Brot und Fleisch) «auch» für Juden «vorgesehen» und beantragt; die andern: unter keinen Umständen: furchtbar staubig, furchtbar anstrengend. Ich habe mich dazu gemeldet, um es kennenzulernen, und weil es mir ein bisschen romantischer vorkommt und darum vielleicht schneller vorübergeht als die Tagschicht, und weil es mir vielleicht doch etwas mehr Zeit übriglässt als die Tagschicht. – Weil am Vormittag von sechs bis zwei in «unserem Saal» Arierinnen arbeiten und weil auch der Mischsaal davon mitbedient wird (und weil man sich human gegen uns verhält), so ist das *Radio* im Gang, manchmal den ganzen Nachmittag, manchmal nur in den Abendstunden, manchmal zu leise und vom Arbeitslärm übertönt, manchmal als ewiges Geräusch überhört, manchmal von der halben Belegschaft abgelehnt und dann vom Obmann abgestellt – im Ganzen doch über die Zeit weghelfend. Viel Musik aus Wien, aus Berlin, von da- und dorthier. Ein paar italienische Lieder, ein Stück «Fledermaus», ein Stück «Cavalleria» machten mir Vergnügen. Der Heeresbericht; Gobbels' Rede zum Führergeburtstag (sehr bedrückt, nur immer das Vertrauen zum Führer, das den Endsieg sichere), ein paar Brocken aus einer Rede des «Reichsgesundheitsführers» (Wille zum Durchhalten, Nation usw. – da stellte man ab, teils weil es langweilte, teils weil man Angst hat, Nationalsozialistisches zu hören – es kann ja in jedem Augenblick Gestapo hereinkommen). Alles in allem vergeht mir beim Radio, so rasch ich dagegen abstumpfe und ertaube, die Zeit doch ein bisschen schneller als im stummen Ablauf, und manchmal schnappt man auch ein wenig Zeitungserersatz auf. – Die Menschen: Es sollen etwa zwanzig Juden beschäftigt sein, ihre Zahl wechselt, bald taucht einer aus Krankheit auf, ein anderer ist verhaftet, ein dritter nimmt nur zwischendurch – Gott weiss nach welchem Gesetz – die eine oder andere Stunde an meiner Schicht teil, ein vierter lässt sich als Gast auf Pausenminuten sehen oder beim Schichtwechsel. Unter diesen flüchtigen Erscheinungen war ein kräftiger jüngerer Mann Meinhard. Von ihm wurde erzählt, er habe einen heftigen Zwist mit einem ari-

schen Arbeiter gehabt, er sei sehr jähzornig, infolge einer Schädelverletzung aus dem vorigen Krieg (silberne Schädelplatte). Das ist der auf der neuesten Selbstmörderliste. Ein anderer der Gäste hat in Haltung, Körperformen, Gesicht eine so erschütternde Ähnlichkeit mit Goebbels, dass er ohne Weiteres sein Double machen könnte. Bisweilen eine Abendstunde bei uns mitpackend, immer zur Nachtschicht antretend: Feder, wie die meisten in Arbeitsmantel, mit Halstuch und Kappe. Aber seine Kappe – bei den andern sind es weisse Mützen, wie sie die Bäcker tragen, oder «Lumiche», Radlermützen mit Schirm –, seine ist unverkennbar und nur ganz wenig deformiert, ein ursprüngliches schwarzes Richterbarett. Er, der Professor Conradi, der halbblinde Kunstmaler Gimpel, den ich schon beim Schneeschippen kennenlernte und der jetzt beim Nachhauseweg – er wohnt Deutsche Kaiserallee – meinen Arm nimmt, endlich ein buckliger und mürrischer Apotheker Bergmann, vertreten die gehobenen Berufe; die andern Leute hatten Ladengeschäfte oder waren Firmenangestellte. – Beim Antreten am Montag wurde ich in die Büroräume im ersten Stock geführt, und der Chef, ein Herr in den Vierzigern, sah meine Papiere. «Schade, dass wir keine Zeit haben, wie schöne Vorträge könnten wir uns halten lassen, alle Fakultäten sind jetzt bei uns vertreten!» Es klang durchaus gutmütig – ich bin auch noch nirgends einer antisemitischen Regung im Betrieb begegnet. Aber wer schützt uns? Als der arische Monteur von Juliusburgers Fehlen hörte, sagte er bloss: «Um Gottes willen!» Er wusste Bescheid. Die Unterhaltungsthemen meist ganz unpolitisch. Die Leute sprechen von ihren früheren Geschäften, sie vergleichen die Arbeit bei Schlüter mit der im Zeiss-Ikon-Werk, sie sind nicht unzufrieden, sofern sie nicht ein neuer Schock aufscheucht und verängstigt. Als ich antrat, war die Verhaftungswelle der letzten Tage fast schon verschmerzt. Dann kam der neue Schlag. Die beiden interessantesten Männer sind bzw. waren mir Conradi und Jacobowski. Im Anfang meiner Professur hörte ich in der Hochschule viel von einem Disziplinarverfahren gegen Conradi sprechen. Dann lange Jahre nichts von ihm.

Danach erzählte Kätchen Sara von ihrem «Vetter» Conradi, der bei Zeiss-Ikon arbeite – ein berühmter Mann, aber so englandfeindlich, so antisemitisch, so beinahe nazistisch. Zuletzt berichtete Steinitz von Conrads illoyalem Wesen. Umsoerstaunter war ich, in Conradi einen durchaus zutunlichen, natürlichen, umgänglichen Menschen zu finden, mit dem sich mancher Berührungspunkt ergab. Ein ruhiger, alt aussehender Mann von sechsundsechzig Jahren. Er hat an der TH ein Nebenamt gehabt, war in der Hauptsache Beamter des Landesgesundheitsamtes; er gehörte zur chemischen Abteilung, deshalb bin ich ihm nie begegnet. Das Disziplinarverfahren hatte er selber gegen sich beantragt und siegreich durchgeföhrt. Er sagt: Konkurrenzneid Kuhns. Zugrunde gelegen habe ein Gutachten Conrads, für das die Stadt 20 M gezahlt habe. – Weiter erzählte Conradi von Kowalewskis Schwenkung zum Nationalsozialismus; wie er sich von seiner jüdischen Frau habe scheiden lassen, wie er Rektor geworden, beim Statthalter in Ungnade gefallen, entlassen worden und gestorben sei; weiter, dass Süpfle, Kuhns Nachfolger, in diesem Kriege gefallen sei ... Ich versprach mir noch manches von dem Plaudern mit Conradi – er sass weitab von mir, wir trafen uns bloss in den Pausen. Am Donnerstag berichtete er, er sei angeschrien worden, als er aus einem Laden kam: «Dass du nicht deinen Stern verdeckst, du weisst, wo du sonst hinkommst!»

Er habe sofort protestiert, er verdecke ihn nicht; es sei auch wohl nur eine Warnung und Einschüchterung gewesen, der Mann, den er als Gestapobeamten schon kenne, habe ihn nicht aufgeschrieben. – Frau Hirschel berichtete weiter: Die Gemeinde sei von der Gestapo angerufen worden, den Mann festzustellen, der heute am Antonsplatz Radieschen eingekauft habe und danach ein Renkontre hatte. Radieschen, sagt Eva, sind Mangelware und also für Juden verboten. Daran also dürfte Conradi sterben. Die Lehre vom zureichenden Grunde. – Häufiger sprach und spreche ich hoffentlich noch mit Jacobowski. Das ist ein Mann von zweiundsechzig Jahren, in Kalisch geboren, seit 1912 in Dresden, staatenlos,

vorher Russe, drei Jahre lang als politisch Verdächtiger in Tomsk gewesen – «meine schönsten Jahre!» Er erklärt mir russische Ausdrücke, die Dwinger bringt, er erzählt von Russland vor dem ersten Weltkrieg ohne Hass (von den Volksuniversitäten, von dem natürlichen Menschenverstand des Volkes, von dem durchaus erträglichen Leben – nicht der politischen und sonstigen Verbrecher, sondern der als verdächtig auf Zeit Verschickten in Sibirien).

[...]

26. April, Ostermontag Vormittag

Ich sagte am Donnerstag zu Conradi, er lachte noch darüber: «Wir sind wie in einem Cholera-Hospital, ohne geimpft zu sein.» Ich werde die Angst nicht mehr los, übertäube sie nur. – Bei Hirschels gestern ähnliche Stimmung. Als fünfte Person dort Frau Eva Büttner (von der Bruck manchmal als von seiner Nichte gesprochen hatte). Grosse, dicke grauhaarige Dame, ganz unjüdischer Typ, grosse Augen hinter Brille, grosse, starke gerade Nase, altmodisch anliegendes graues Haar. Vordem sozialdemokratische Landtagsabgeordnete jüdischer Herkunft, ihr Mann Arier, angesehener Komponist. Ganz unvermittelt bringt sie beim Tee die Debatte auf den lieben Gott. Ob man ihn als existent, als allgütig betrachten könne, wenn man das gegenwärtige Elend erlebe. Hirschels: die üblichen frommen Reden von den aussermenschlichen Gesichtspunkten der Gottheit, von unseren Pflichten, unserm Nichtanrecht auf Glück usw. Frau Büttner unklar schwärmerisch: Die Welt des Bösen sei Schein, der Wille, die «Magie» führe zur göttlichen Wirklichkeit, zum Reich der Liebe ... Die Chassidim hätten die richtige Weltanschauung. Ich mein übliches *Tout est possible, même Dieu*. Ich pflichtete der Frau Büttner bei, dass man keinen gütigen und allweisen Gott zulassen könne, wenn man das Böse und den Schmerz als Realität nehme, ich opponierte ihr: Man könne das Schlechte und das Leiden keineswegs durch Willen, Magie und Liebe beseitigen – «nehmen Sie z.B. den Krebs, wie wollen Sie ihn für nichtexistent erklären?» In einem Roman hätte ich das

nicht sagen dürfen, niemand würde mir in einem Roman die Ahnungslosigkeit, das Zufällige dieses Beispiels glauben. Frau Büttner antwortete mir nämlich: Sie müsse sich daran klammern, dass das Leiden ihres Mannes dem Reich der Unwirklichkeit angehöre. Es ergab sich, dass er, ein Dreiundsiebzigjähriger, seit Monaten vom Zungenkrebs befallen ist – *ihr* haben es die Ärzte gesagt, ihm nicht – und daran langsam und qualvoll stirbt. Sie sollte ihm das Sterben verkürzen. Ich weiss nicht, ob sie es täte, wenn sie die Mittel dazu in Händen hielte. Ich weiss nicht, ob sie dann bloss aus Gewissensbedenken zögern würde. Denn im Augenblick seines Todes müsste sie den Stern anlegen und wäre der gleichen Hölle ausgesetzt wie wir. Solche Fälle des plötzlichen Schutzlos-werdens sind schon vorgekommen. In früheren Lebensphasen hätte ich aus Arierkrebs und Judenstern eine Novelle zu machen versucht; jetzt will ich den Fall mindestens für das Curriculum im Auge behalten, er ist schauerlich grotesk und zeitbeleuchtend. – Auf die Chassidim ist Frau Büttner sicherlich durch Buber gestossen.

Das Ehepaar Hirschel gefiel uns wieder ausnehmend gut, beide auf sittlicher und geistiger Höhe, er, der Disponent und Mitchef einer grossen Modefirma war (Chef der Frau Steinitz!), in seiner freieren Art noch ein wenig besser als sie mit ihrem Erdenrest von Pedanterie und femme savante. – Diese Pedanterie hatte Frau Hirschel eine grausige Tortur eingetragen. Ende des Winters fand Gestapo auf ihrem Schreibtisch einen Zettel mit einer Aufstellung aller Nahrungsmittel, die nur Arier oder nur arische Kinder erhalten. Schläge, Beschimpfungen, der Zettel kassiert. Wochen danach wurde sie zur Gestapo, zum Bismarckplatz bestellt – sie wusste nicht mehr, welcher Sünde halber. Solche Bestellung bedeutet in neunundneunzig von hundert Fällen den Gang in Gefängnis und Tod (das ist wahrhaftig keine Übertreibung). Frau Hirschel kam frei – «weil wir Ihnen leider nicht einwandfrei nachweisen können, dass Sie den Zettel zu Propagandazwecken benutzt haben» – , aber die Tortur des «Bestelltseins» hat sie durchaus gekostet.

Mittag

[...]

Zu Hitlers Geburtstag ist, ich glaube, ausgerechnet im Protektorat, eine Sondermarke erschienen, und einige Postämter haben ihr einen Sonderstempel gegeben: «Wir schützen Europa vor dem Bolschewismus.» (Ich weiss nicht, ob ich genau zitiere. Ich sah das schon vor einer Woche etwa in der Zeitung.) Das Thema *Antibolschewismus* herrscht mit fürchterlicher Heuchelei. Eine der letzten «Reich»-Nummern ist ganz davon beherrscht. Ich werde versuchen, darauf zurückzukommen. Ich wage es nicht mehr, Zeitungen hier oben aufzubewahren. Ich habe heute einen Stoss in den Keller gebracht. Ich werde Lewinsky bitten, mir die «Frankfurter» *nicht* mehr zu bringen. Meine Zeit ist jetzt so unendlich knapp geworden, dass ich ja doch nur das wenigste lesen und bewerten kann. Aber die Ausnutzung dieser Ostertage ist geglückt. Ein gutes Stück Dwinger vorgelesen, und all diese Notizen. Jetzt ist der Steinitzbesuch vorzubereiten; morgen Vormittag sind wieder Gänge zu erledigen, und morgen Abend beginnt der Nachtdienst, vor dem ich nun doch einige Furcht habe. Ich muss ihn ausprobieren.

Abend

Steinitz brachte die Nachricht, dass Conradi bereits tot sei – Jacobi war zur Empfangnahme der Leiche in PPD beordert worden. Es kann mich jede Stunde treffen, ich werde das Grauen nicht mehr los.

27. April, Dienstag Morgen vor sieben Uhr

Seit halb fünf auf, «Zwischen Weiss und Rot» eine Stunde vorgelesen; dann schlief Eva, und ich machte bis jetzt Toilette. Ich hatte gegen meine Gewohnheit um halb fünf schon längere Zeit wach gelegen, vorher geträumt – das Grauen ist allzu gross. Ich ging durch Berlin, durch die Courbièrestraße, an Wallys erster Berliner Wohnung vorbei. (Traumanknüpfung: gewiss die Krebsaffäre am Sonntag.) Ich dachte: damals war sie glücklich und jung. Ich kam in eine freundschaftliche Kollegenzusammenkunft, man sass an

langem Tisch zusammen, neue Kollegen kamen immerfort herein. Ich erinnere mich keines einzelnen. Mich intrigierte mein Judensterne; erst hing er halb herunter, dann bestand er aus zwei Schichten wie ein geklebter Cotillonorden, und die Oberschicht des Mögen David hatte sich gelöst, dann wollte ihn mir mein Tischnachbar mit einer Nadel feststecken und fand nicht die richtige Stelle, dann fiel mir ein: «er darf nicht angesteckt, muss angenäht sein», dann hörte ich Lärm im Nebenzimmer, und jemand sagte: «eine Verhaftung», danach wachte ich auf – ohne besonders heftiges Erschrecken, in unverändert gleichem Zustand wie gestern Abend: das Grauen sass (und sitzt) wie eine dumpfe, ekelhafte Selbstverständlichkeit in mir, alles Denken und Tun geht nur eben darüber hin.

Seit gestern Abend quält mich in diesem Zusammenhang eine besondere Angst: wenn nun die Zensur meine Karte an Martin beanstandet und an die Gestapo gibt, wenn diese die «anginösen Beschwerden» nicht glaubt und aus meinen Sätzen «Greuelpropaganda» herausliest ... Ich sage mir immer wieder und wieder, Erwürgtwerden sei auch nichts anderes als Sterben und mindestens ein angenehmeres Sterben als Tod durch Krebs. Aber das Grauen bleibt. Zum Glück hindert es mich nicht an intensiver Zeitausnutzung.

Den Nachtdienst anlangend, habe ich allmählich Angst vor der eigenen Courage bekommen. Wie werde ich ihn aushalten, wie, wann und wie lange bei Tage schlafen? Und vor allem: Werde ich Eva noch im Wirtschaften unterstützen können, werde ich nicht wie ein Klotz störend in ihrem Tageslaufliegen? Es muss ausgetestet werden; schlimmstenfalls kann ich Ende der Woche – vorausgesetzt, da lebe ich noch – zurücktreten.

Frau Steinitz erzählte gestern: Einer ihrer Verwandten – kleinbürgerlicher Arier –, ihr Schwager wohl, tue Bahndienst. Es seien dieser Tage in einem Waggon 80 gefesselte Soldaten angekommen, «Kriegsverweigerer». Die Gefängnisse seien gestopft voll mit Soldaten, es gäbe viele Erschiessungen. Besonders wurde Torgau als Strafort für das Heer genannt.

[...]

29. April, Donnerstag Nachmittag halb sechs

Ein langer Saal mit zementiertem Boden. An der Fensterlängswand Bottichreihe mit den Kräutersorten, gegenüber eine grössere, eine kleinere Mischtrommel, daneben noch ein paar Bottiche. Ein Mann steht auf hölzernem Podest und stopft die Trommel durch einen eckigen Trichter mit den in Pappkartons zugereichten Kräutern. Weisses leichtes Bohnenkraut wie Hobelspäne, dunkle, sehr schwere Erika wie Moorerde, irgendwelche Heubestandteile wie feiner Zigarettentabak, bunte körnige Erikablüte wie die Mohnstreue auf Schokoladenplätzchen, allerhand braune und grügelbe getrocknete, zerfallene, knisternde Blätter: Hasellaub, Pfefferminz etc. etc. Sieben Kartons in die kleinere, neun in die grössere Trommel – (aus einer Zerbster Maschinenfabrik für «Bäckereimaschinen»). Der Stopfer entfernt den Trichter, schliesst die Schrauben der eigentlichen Trommel, den Blechdeckel der Umhüllung, dreht die Motoreinschaltung, die Trommel dreht sich. Der Zureichende sorgt für die Ausleerung des Staubkastens unter der Maschine, für die Heranschaffung, das Fortschieben der Kiste, in die der fertig gemischte Tee beim Auslaufen fällt. Während die eine Trommel läuft, wird die andere entleert und neu gefüllt. Beim Entleeren hat der Stopfer nur oben zu öffnen und nachzukehren – (wieder einmal eine Unmöglichkeit für mich: die polygone Form des inneren Mischbehälters mit seinen das Mischen fördernden Querhölzern exakt zu beschreiben!), aber bei diesem «Nur» schluckt er, genau wie beim Stopfen, eine unsägliche Menge Staub, der ihm sofort in den Augen klebt, Nase und Rachen verschleimt. Staub mag auch sonst überall im Raum sein – aber da entfernt ihn einigermaßen der Ventilator am Fenster; der Stopfer dagegen inhaliert die Staubmasse unmittelbar und rettungslos. Ich bin der Stopfer; nach wenigen Minuten bin ich so heiser, dass ich nicht mehr laut über das Surren der Treibriemen und Ventilatoren hinweg sprechen kann; in mein Taschentuch kommt beim Schnäuzen eine schwarze Masse, Rachen, Nase, Hals, Augen jucken und brennen, der Kopf, wenn ich die einwärmende Radlermütze abnehme, ist so graubestäubt wie die stopfen-

den Hände. Ausser den beiden Leuten an der Maschine sind noch zwei Mann tätig: Der eine schaufelt die Kartons aus den Bottichen voll, der andere ist der «Transportmann», karrt auf schwerer Eisenkarre Vorratssäcke heran, die vor die Bottiche gestülpt werden, füllt fertige Ware aus den offenen Kisten in grosse Papiersäcke, kunstvolle Gebilde aus fünf lose miteinander verbundenen Papierschichten, in die 30 Kilogramm kommen. Dem Transportmann helfen die drei anderen jedesmal, wenn eine Kiste auf ein hohes Gerüst zu stellen ist, um von dort oben her den Tee in den neuen Sack fliessen zu lassen, oder wenn der Inhalt eines schweren Kräutersackes in einen Bottich zu stürzen ist. Die fertigen Säcke werden durch die Küche in einen Lagerraum gerollt, wo sie erst gewogen werden.

Gearbeitet wird von zehn bis zwölf, dann Kaffeepause im Küchenraum, etwa zehn Minuten; von zwölf bis zwei. Dann grosse Esspause, die andern haben sich ein Abendbrot auf dem Gasherd aufgewärmt, Kaffee ist auch wieder da. Ich, nach meinem Abenddinner zu Haus, esse nur eine Kleinigkeit. Man sitzt in dem grossen Nebensaal meiner Tagschicht. Dann von halb drei bis vier, und wieder eine kurze Pause in der Küche, diesmal bei Pfefferminztee. Im letzten Nachtviertel hört die eigentliche Arbeit um fünf auf, und das mühselige und in gewissem Sinn illusorische Fegen beginnt. Gegen sechs Uhr erscheinen die neuen Leute, ein arischer Vorarbeiter, ein paar Frauen, der junge besternte Aris, der in Mantel und Halstuch und Mütze wie ein Pariser Apache aussieht. – Gegen vier Uhr morgens quält mich schwere Müdigkeit, geht aber bald vorüber; gegen die Staubplage war ich schon in der zweiten Nacht weniger empfindlich als in der ersten. Und beide Male verging mir die Zeit rascher als in der Tagschicht. Gott weiss, wieso – denn die Arbeit ist kaum weniger einförmig und geistlos als bei Tage –, aber die Zeit verging wirklich rascher. Dennoch werde ich diese Nachtschicht aufgeben, das Experiment – ich sagte sofort: Ich wollte diese Arbeitszeit probieren – führt zwingend dazu: Ich habe zu wenig Tag schlaf, ich störe Evas Ta-

gesleben zu sehr, ich komme um keine Minute mehr zu eigener Arbeit, als wenn ich die Tagesschicht mitmache. [...]

Die Arbeitskameraden der Nachtschicht: an der Maschine Joachimsthal, Mitte fünfzig, Vetter Kätchen Saras, halbgebildet, aus Buchhandel und Journalistik kommend, ein schwerer Psychopath, misstrauisch, überreizt, ständig seufzend und auf alles schimpfend, glaubt sich immer angegriffen und zurückgesetzt. Zu mir hat er – bis jetzt – Vertrauen, mit den andern streitet er, geht haltlos so weit, den arischen Vorarbeiter als Instanz anzurufen. (Frage: wie weit er auszufegen hat, wie weit die andern. Ob man um sechs oder Viertel sieben morgens das Haus verlasse. Usw., usw.) Kartonfüller Bergmann, der bucklige, schwerhörige, mürrische Apotheker, stark proletarisiert. Ich komme leidlich mit ihm aus. Transportmann der hagere, etwas pathetisch-affektierte, aber sehr liebenswürdige Stern, 63 Jahre, Textilkaufmann, lange in Südafrika gewesen, im ersten Weltkrieg Dolmetscher für Englisch (sagt aber wiederholt: «pathologisch» – was ist Bildung?), Spezialist der Nachtschicht, seit drei Wochen ohne Unterbrechung dabei. –

Von dem gestrigen Musiknachmittag hole ich nach: Glaser spielte mit Eva eine Suite alter Tänze für Klavier und Geige, die sie vor zwanzig Jahren geschrieben. – Frau Kreisler erzählte, wie sie ein Postpaket mit Adresse dieser Tage auf der Strasse fand, es kam etwas Rotes daraus hervor – Fleisch! Sie gab das Paket nach Gewissenskampf ab. Ein kleinbürgerlicher Mann hatte es vom Rad verloren, fiel aus Verzweiflung in Beglücktheit. Inhalt ein riesiges Kaninchen. Frau Kreisler erhielt als Finderlohn ein Bein und ein Stück Leber. Sie sagte dem Mann: «Ich bin nichtarisch – Sie sehen, auch ein Nichtarier kann ehrlich sein.» Er: «Was ist denn das, ‚nichtarisch‘?» (Nach 10 Jahren NS-Propaganda!) Nach der Erklärung: «Das ist mir doch ganz egal!»

1. Mai, Sonnabend Vormittag

Das Experiment der Nachtschicht ist beendet, hoffentlich für immer, bestimmt für ziemlich lange; es verwüetet meine Augen, zerreisst meinen Tag. Die dritte Nacht glich im Wesentlichen den beiden andern. Die Stimmung war etwas freundlicher, da alle einen neuen Toten – diesmal wirklich betrauten, ohne böse Nachrede und ohne unmittelbare Angst für die eigene Person. Der Maler Gimpel war allen sympathisch, und er ist nicht ganz ein Opfer der Gestapo; er stand vor der Erblindung, er hing wohl nicht mehr fest am Leben, und als er nun seine Wohnung aufgeben sollte und unter dem Druck der Mordfälle in seiner nächsten Nähe – Conradi sass bei Schlüter neben ihm, sie plauderten den ganzen Tag – öffnete er in Abwesenheit seiner arischen Frau den Gashahn. Ich hatte Gimpel flüchtig beim Schneeschaufeln im vorigen Jahr kennengelernt, ihn jetzt bei Schlüter wiedergetroffen. Er bat mich, ihm in der Dunkelheit des Heimweges – er wohnte Deutsche Kaiserallee – den Arm zu geben. So gingen wir zweimal zusammen. Er lud mich und Eva ein, seine Bilder anzusehen. Mehr noch als Landschafts- sei er Dekorationsmaler. Hinterher erfuhr ich, dass er Kirchenfenster gemacht, dass er den Wandschmuck des Rostocker Krematoriums hergestellt, dass er den Verband der Graphiker (Deutschlands oder Sachsens?) geleitet habe. Er selbst erzählte mir, er sei noch bis zum Verbot des Schulunterrichts für jüdische Kinder deren Lehrer im Zeichnen gewesen. Von übermässiger Depression oder gar Verzweiflung merkte ich nichts an ihm. Vielleicht hat ihm die Nachricht von Conradis Tod «schlagartig» den Rest gegeben. Er war erst gegen Ende fünfzig.

[...]

Da meine Zeit so knapp ist und Stadtwege mich so gefährden, war Eva diesmal statt meiner bei Richter. Er war ziemlich zuversichtlich. Tunesien sei am Ende, die Engländer stünden nur noch fünfunddreissig Kilometer vor Tunis. Rommel sei längst in Ungnade gefallen und durch einen General Arnim ersetzt. Von zwei sicheren und informierten Seiten her habe er mit einem Militär-

putsch bereits für Mitte Mai rechnen hören, keineswegs könne der Krieg dieses Jahr überdauern. Grösster Mangel herrsche an Transportmitteln (Waggons). In Berlin habe es einen Verschwörerprozess gegeben: ein Dutzend Todesurteile, viel Zuchthaus, auch für ganz knabenhafte Zettelverteiler ... Der Mann in Wehlen werde mich vielleicht auch dann verbergen, wenn ich etwa zur Gestapo bestellt (cioè zum «Selbstmord» bestellt) werden sollte: Darüber soll Eva (zugleich mit Brotmarken) am Mittwoch Bescheid erhalten. – Einen Augenblick hob mir das alles den Mut. Aber nur einen Augenblick.

Zum *LTI*. [...] Im «Reich» vom 4. April 43 ein illustrierter Artikel: «Sowjetmenschen. Schicksale aus dem Osten von Willy Beer.» An Exempeln soll bewiesen werden, wie der Bolschewismus den geistigen Menschen vernichtet, das Individuum kastriert, den Wissenschaftler und Philosophen zum mechanischen Fach- und Zweckerarbeiter herabgewürgt, wie jedermann «längst eingefärbt... nicht nur Kleidung und Wohnung, sondern auch Kopf und Haltung ... mit der grauen Farbe der Vermassung». Der Leiter eines Agrarbezirkes ist «Angestellter eines Dogmas». «Er war Fachmann der Ackerwirtschaft geworden – was ein Bauer war, wusste er nicht.»

– «Die Professorin der Philosophie» offenbart in ihrem Wesen «die grenzenlose Verachtung des persönlichen Willens, die die sowjetische Diktatur bewirkt hatte.» Ihr Vater ist von den Bolschewisten zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt, und sie selber hängt ihnen an. Ihre Philosophie geht «stracks von Aristoteles zu Hegel, Marx und Lenin und bedeutet Automatisierung des Geistes». Es ist die Philosophie, die das Dogma des Massenterrors über die Werte der Persönlichkeiten stellt» ... «Der Geist selber ist hier zur Maschine geworden. Er funktioniert nicht aus sich, sondern weil es das Regime so will.» Höchster Grad der «Versklavung»! – «Es gibt kein Verlangen nach Wissen, Können, Fleiss, Genietat über das hinaus, was der Durchsetzung der sowjetischen Diktatur nach drinnen und draussen von Nutzen ist. Der sowjetische Mensch ist wahrhaft die Aufhebung dessen, was Menschen-

recht und Menschen würde ausmacht...» Genau dies alles lässt sich vom nationalsozialistischen Menschen aussagen. Er *heuchelt* den Individualismus, den der Bolschewismus von sich aus ehrlich leugnet. [...]

3. *Mai, Montag Vormittag*

Nun will ich meinen Stolz darein setzen, die Zeit auszunutzen und im Studieren – bei den Papiersoldaten – zu bleiben, trotz alledem. Heute also beginnt die reguläre Sechstageswoche. Ich muss durchaus versuchen, der Nachtschicht endgiltig zu entgehen, denn meine Augenentzündung, als ihre Folge, hat sich jetzt erst zur vollen Höhe entwickelt. – Mit dem Ergebnis der beiden Feiertage bin ich einigermaßen zufrieden; der Zeitverlust und die Langeweile, die Lewinskys Besuch am gestrigen Nachmittag bedeutete, wurde stark kompensiert durch sein Vorlesen aus Perez. Er liess das Inselbändchen hier, ich las gleich ein bisschen weiter davon, und mein Enthusiasmus stieg noch. Ich wittere hier eine ungeweine Bereicherung meines – es wird ja doch wohl «LTI. Das Skizzenbuch eines Philologen» werden; da kann ich dann alle Gedanken zusammenfassen, die sich aus meinen Studien ergeben haben.

Wir sprachen von Juliusburger, der gestern mit einer gewissen Üppigkeit – ein halbes Dutzend Kränze, meist mit blühendem Flieder, ein Publikum von zwei Dutzend Leuten, ein grosser Zitat- und Gebetaufwand Jacobis (alles in starkem Kontrast zur Dürftigkeit des nachfolgenden Aktes für Meinhard) – beigelegt wurde. Ich habe den Mann nur wenige Tage gekannt; für sein etwas präpotentes und selbstsicheres Wesen hat sich mir eine Geste eingeprägt. Er arbeitete in seinem blauen Monteuranzug neben mir und rauchte dabei eine Zigarette. «Wagen Sie das hier? Wenn man Sie überrascht – lohnt es die Lebensgefahr?» – «*Sie* dürften es nicht wagen, *ich* habe Übung.» In diesem Augenblick ging die Tür, ein arischer Monteur kam heran. In derselben Sekunde war Juliusburgers Zigarette verschwunden. Nachher fragte er mich triumphierend: «Haben Sie gesehen, wo sie geblieben ist? Darin bin ich Ra-

stelli. « Von dem Trauerakt erzählte Lewinsky etwas merkwürdig Rührendes, das mir – ich stand entfernt an die Mauer gelehnt – entgangen war. Die tief verschleierte, immerfort heftig schluchzende Witwe habe wiederholt die Urne gestreichelt. (Auch hier ein Gegensatz zu dem Meinhard-Akt: Die Witwe, eine junge blonde Person, sass in völlig starrer Haltung ganz tränenlos, unverschleiert, statt des Hutes nur ein schwarzes breites Band (wie eine Tennisspielerin) über die Stirn und das Haar gelegt.)

[...]

4. *Mai, Dienstag Vormittag*

Die erste feiertagslose Vollwoche der Tagesschicht hat begonnen. Jede Stunde hat sechshundert Minuten. Der Saal ist leerer geworden – zwei Leute tot, einer abkommandiert – an die Stelle der Türmertüten sind richtige Schlüterkartons getreten, sonst alles wie vor der Nachtwoche. Ganz doch nicht. Das Radio wird nicht eingestellt – man erwartet Betriebsbesichtigung durch Gestapo, da wäre Radio im Judensaal Todsünde. Erst nach neun Uhr abends bringt es der arische Meister in Gang. Der darf. Stimmung bedrückt. Kornblum, ein alter Invalide und Rentempfänger, ist in der Tittmannstrasse von einem Gestapomann angehalten worden. «Was gehst du hier spazieren? Mit welcher Bahn bist du gekommen? ...» Es ist ihm sonst nichts geschehen. Aber so fing es ja auch bei andern an. Wer weiss, was noch kommt. – «Wenn sie mich bestellen – ich gehe erst gar nicht hin ...» Und auch wenn diesmal gar nichts erfolgt – wir sind doch umlauert. – Manchmal – selten – in diesen acht Stunden Gespräche der andern, ich höre zu. Alle Übriggebliebenen sind Kaufleute, die meisten hatten Läden, Konfektion, Wäsche etc. Sie wissen voneinander, wo sie eingekauft haben, wer «Geld gemacht» hat. Für die Zukunft sind sie alle hoffnungslos. «In Deutschland wird es für uns nie wieder gut; der Antisemitismus war immer da, ist jetzt zu tief eingepägt.» Einer sagt: «Der Meinhard war Arbeiter, ich bin immer froh, wenn ich von einem Juden höre, dass er Arbeiter war.» Ein anderer:

«Das kann mir nicht imponieren. Ungelernter Arbeiter, nicht einmal Sattler oder Schlosser von Fach.» – «Ich wünschte», sagt der verfallene und verkrümmte Lewin neben mir, Möbeldändler aus Baden-Baden, zuletzt hier Angestellter nach Konkurs infolge Antisemitismus, «ich wünschte, meine Eltern hätten mich ein Handwerk lernen lassen.» – Heftigster allgemeiner Widerspruch. «In Polen sind die Juden Handwerker, und es ging ihnen doch jämmerlich.» – «Mit Handwerk ist nichts zu verdienen. Höchstlohn 80 Pf die Stunde.» – «Und Meister wurde kein Jude.» – «Ich wollte vor 33 den Sohn eines Freundes bei einem mir befreundeten Schlächtermeister als Lehrling unterbringen, die Eltern boten 100 M monatlich Lehrgeld. Der Meister sagte: *«Ich nähme den Jungen auch ohne Lehrgeld, aber die Gesellen schlugen den Juden tot.»*

Meist wird stur und still gearbeitet. Die Frauen oben leisten das Doppelte; was wird aus uns, wenn man uns Sabotage vorwirft? – Trost die Stunden zu Hause. Aber wir sassen abends noch lange beim Kaffee, heute früh las ich ein wenig vor (Dwinger). Da bin ich jetzt über der Tagebuchnotiz eingeschlafen, und schon ist es wieder zwanzig vor ein Uhr, und um halb zwei muss ich fort.

5. Mai, Mittwoch Vormittag

Die gestrige Fronzeit verging ein klein wenig rascher, aber das Gefühl des Totseins, des unwiederbringlichen Lebensverlustes lastet immerfort. Um vier, man sass beim Kaffeepott, erschien der Meister: «Tun Sie den Kaffee lieber weg – die Inspektion!» Dann ein Kommissar in Uniform, einer in Zivil. Der in Zivil (Müller) zu mir: «Wie heisst du? Ich sagte meinen Namen. Die beiden gingen durch den Raum Der in Uniform (Schmidt oder Schmitz): Ihr schlaft ja alle – das muss rascher gehen.» Damit verschwanden sie. Als dies überstanden war – dies mit seiner ungeheuren Lebensgefahr – atmete man auf und stellte das Radio ein, das den Tag zuvor stillgelegt hatte. Ausser Musik und dem Heeresbericht – es geht in Tunesien deutscherseits rückwärts, und damit steigt wieder die Hoffnung – nichts als geradezu masslose, immer-

immerfort wiederholte Judenhetze. Ein Vortrag, dass Mord von altersher den Juden erlaubt, ja geboten sei, «du sollst nicht töten» gelte nur in Bezug auf die Juden untereinander; über diesem Vortrag kam es zur Diskussion; man wollte ihn abdrehen, ich war dafür, ihn zu hören, und wurde überstimmt. Später ein Vortrag, dass der jüdische Vernichtungswille sowohl hinter den Bolschewisten wie hinter den Plutokraten stehe. Denn: Die Russen haben 10'000 polnische Offiziere – entdeckte Massengräber bei Katyn – «auf Judas Befehl» erschossen. Usw. Stunde um Stunde. Im Werk sagen sie: Wie auch der Krieg ausgehe, die Juden kämen hier nie wieder zur Ruhe, der Antisemitismus hafte zu tief. Ich: Er hat sich übernommen, er hat sich demaskiert, er wird abgewirtschaftet haben.

[...]

Die Juden sollen nun das von der NSV gelieferte Essen gegen wenig Marken und 50 Pf erhalten. Welche Hilfe wäre das für mich! Aber es sind 50 Gramm Fleischmarken nötig, *jüdische* Marken auf meinen Namen. Die habe ich nicht, so gehen die Nichtprivilegierten leer aus.

Wie tief haftet der Antisemitismus im Volke? Ich schleppe mit dem Obmann Konrad eine schwere Teekiste. Ein arischer Arbeiter zu mir: «Das ist nichts für Sie, lassen Sie mich!» – «Lassen Sie nur; so klapprig bin ich noch nicht.» – «Nun, geben Sie her, soviel Fleisch kriegen Sie nicht.» –

6. *Mai, Donnerstag früh vor sieben Uhr*

Ergebnis der vorgestrigten Gestapokontrolle: gelbe Armbinden, damit auch die Unbestennten gekennzeichnet seien; die Sternträger tragen die Binde auch, übrigens in allen Betrieben. Besondere Anweisung: in voller Breite tragen! Sie verschmälern wäre Verbrechen gleich Sternverdeckung. – Im Radio ununterbrochene Judenhetze. In unsinnigster, in würdelosester Weise. Gestern besondere Erbitterung, weil die Amerikaner die Insel Martinique besetzen wollen (oder besetzt haben?). Mauschelndes Gespräch

zweier Juden darüber, was sie werden machen für Geschäfte hier und anderwärts, überall in der Welt, auf Kosten der Gojim. Und immer wieder in jeder Meldung, jedem Vortrag, jedem Zusammenhang das Wort jüdisch. Jüdischer Bolschewismus jüdischer Plutokratismus, jüdischer Mord (z.B.: politischer Mord in Sofia, Täter entkam unbekannt, ist in jüdischen Kreisen zu suchen) – jüdischer Einfluss im Weissen Haus etc. etc. etc. Ich höre immer nur Bruchstücke. Der arische Meister stellt den Apparat ein, der Obmann Konrad stellt ihn bei Vorträgen ab, aus Angst vor der Gestapo. Was bleibt, ist der Nachrichtendienst mit dem Heeresbericht um acht Uhr, dazu Musik am Spätnachmittag und Abend. [...]

Der Obmann Konrad gab mir einige Daten über die Firma Schlüter, die offenbar im Kriege aus einem Kleinbetrieb («Willy Schlüter Chem.-pharm Laboratorium») aufgeschwollen ist: Täglich werden hundert Zentner Tee hergestellt, der Jahresumsatz ist auf vier Millionen Mark gestiegen. Der Bedarf für das Heer wird in Dreissig-Kilo-Säcken verschickt, der für das Zivilpublikum in Kartons, die je fünf Kilogramm, also fünfzig Packungen, enthalten. Hunderte solcher Kartons wandern täglich zur Post (an der Kette des Einladens bin ich oft beteiligt), etwa siebzig Pakete sind die Tagesleistung der jüdischen Abteilung. [...]

9. Mai, Sonntag Mittag

Auf dem Friedhof neue Schreckensnachrichten: a) drei Verhaftungen aus dem Betrieb Enterlein, darunter zwei Privilegierte. Die Gemeinde erhielt Auftrag, die Leute zum «Sonntageseinsatz» für heute halb acht Uhr in die Zeughausstrasse zu rufen. Dort warteten Gestapobeamte auf sie. Man lässt also in äusserster Heimlichkeit verschwinden, b) unser rückenmarkskranke Husar Kornblum [...] für morgen früh «bestellt». Das hat eine Vorgeschichte. Vor etwa einer Woche hielt ihn ein Gestapomann in der Tittmannstrasse dicht vor Schlüter an. «Was läufst du hier spazieren?» Er gab Auskunft und durfte unbeschimpft weitergehen. Er kam verstört in die

Fabrik. Wir redeten ihm gut zu, das habe nichts zu bedeuten. Noch gestern Abend, als er wie immer um sieben Uhr forthinkte, sagte ich ihm: «Sehen Sie, Sie haben sich umsonst beunruhigt.» – «Bis jetzt», erwiderte er. – Hirschel erzählt: Er war bei Kornblum, wohl ihm die Vorladung zu überbringen. Kornblum wollte durchaus Selbstmord verüben. Hirschel bemühte sich, es ihm mit zwei Argumenten auszureden. 1) «In den letzten Monaten sind drei von allen Vorgeladenen wieder herausgekommen, ganz unverhaftet – eine davon Frau Hirschel –, warum sollen Sie, Kornblum, nicht der vierte sein?» 2) «Wenn *Sie* heute Selbstmord verüben, folgen morgen zwanzig neue Verhaftungen, um weitere sechs Selbstmorde zu erzielen.» Man wird morgen erfahren, ob Kornblum noch lebt, ob er hingegangen, ob zurückgekommen. Die ganze Affäre ist unsagbar grauenhaft. Wem wird das nächste Urnenloch gelten?

Die beiden Beisetzungen verliefen in üblicher Weise. Beide Male viel Blumenschmuck, beide Male soviel Geleit, dass man im Vorraum stand, beidemal das übliche sinnlose Aneinanderreihen von Bibelsprüchen, abgelatschten deutschen Versen, Formeln – beide, Conradi der Sechsunsechzigjährige, Gimpel der Achtundfünfzigjährige, waren «Frühvollendete» –, falschem Pathos. [...]

Eben ist Eisenmann senior bei uns und repariert eine Steckdose im Schlafzimmer. Er warnt uns so eindringlich davor, dass ich am Sonntag ausgehe, dass ich irgendwelche Besuche mache oder empfangen – die Gestapo lasse alles beobachten, drehe aus allem einen Strick! Bisher haben wir diese Warnungen absichtlich missachtet; wir sagten uns, die Pestbazillen schwirrten überall unsichtbar, Angst helfe auch nicht. Aber nun sind wir doch bedenklich geworden. Besonders weil Eisenmann sagte, man spreche schon über Steinitz' Unvorsichtigkeit. «Man» – das ist das Geklatsch in den jüdischen Gruppen. Was sagt der nächste Verhaftete aus?

10. Mai, Montag früh vor sieben Uhr

Ich blieb gestern zu Haus und machte Dwingernotizen. Bei Steinitz nahm man mein Fortbleiben ruhiger auf, als wir befürchtet hatten. Auch er war offenbar bereits gewarnt worden. Der Verkehr soll in nächster Zeit nur durch Eva aufrechterhalten werden, und auch da nur mit Vorsicht. Ebenso werden wir Lewinsky abblasen. Vielleicht ist das alles nichts anderes als die Vorsichtsmassregeln gegen Cholera, bevor man die Krankheit erkannt hatte, die Essigtücher vorm Munde und die Räucherfeuer. [...]

Das Problem Elsa Kreidl. Zu Lebzeiten ihres Mannes hielten wir sie für kalt, antisemitisch, nazistisch. Dann, nach Kreidls Tod, wurde sie uns sympathischer, benahm sich gut gegen Ida Kreidl, gegen uns, es ergab sich fast eine Freundschaft, und allerhand Gefälligkeiten wurden uns erwiesen. Hierher getraute sie sich nicht (was ihr nicht zu verdenken), aber Eva war ein paarmal bei ihr zum Tee, die beiden treffen sich meist Sonnabend Mittag zum Essen in der Stadt, Elsa Kreidl leiht Bücher, schenkt Kartoffel- und Kaffeemarken, das Verhältnis ist ein gutes. Jetzt – man hatte sich drei Wochen nicht gesehen – erzählt Eva: Elsa Kreidl spricht in grossen Tönen von der Güte ihres Mieters, eines Kriminalrats bei der Gestapo. Der Mann sei wirklich gut, aber bearbeite gerade die Judenfälle, er lasse keine Übergriffe seiner Beamten zu! – Weiss Frau Kreidl wirklich nicht, dass man auf solchen Posten nur als Bewahrter kommt? Weiss sie nicht, welche Grausamkeiten geschehen? Weiss sie nicht, dass sie unmittelbar mit den Mördern ihres Mannes paktiert? Eva erzählt, die Frau lebe in behaglicher Witwenschaft, sie brauche offenbar mit dem Gelde nicht übermässig hauszuhalten. Hat die Frau in ihrem jämmerlichen bisschen Wohlleben alles vergessen? Ist sie gedankenlos, dumm, schlecht? Eva sagt: Sie ist nach wie vor nett und gefällig, und sie selber, Eva, sei im Punkte «Menschen» sehr bescheiden geworden und habe das Sichwundem verlernt. Und ich meine ganz verhärtet: Wenn uns dieser Umgang Kartoffeln und Kaffee einträgt ... Aber verächtlich ist die Angelegenheit doch. Und problematisch.

11. Mai, Dienstag früh

Gestern ein ganzer Dienstag ohne jedes Radio, mit geringsten Unterhaltungen. Die lähmende Angst. Die neuen Verhaftungen sollen bei einem Berufsarbeiter Michaelis im Enterleinbetrieb begonnen haben, einem in seiner Rede lauten und unvorsichtigen Menschen. Man führt die Verhaftungen also auf «politisch verdächtige Gespräche» zurück, die irgendwie gehört, denunziert, vielleicht unabsichtlich verraten worden sind. Ein Verhörer reisst die andern nach sich – aus Schwäche, aus Dummheit, unabsichtlich. Was ist ein politisch verdächtiges Gespräch? Alles und jedes. Ergo: Das Radio stellen *wir* nicht an, wenn es Rössler tut, der arische Meister, tant mieux. Rössler aber liess sich den ganzen Tag nicht sehen. [...]

Kornblum ist gestern nicht zur Gestapo gegangen; er hat einen Nervenzusammenbruch gehabt, den Katz dem Bismarckplatz meldete. Wie entwickelt sich das nun für den Unglücklichen weiter? Ich habe ja eine ähnlich Folterqual im vorigen Jahr bei Frau Pick beobachtet, die dann in den Selbstmord getrieben wurde.

Auch sonst wirkt die Angst lähmend. Hirschels schickten in letzter Zeit ihre Jungen her, mit den Eisenmannkindern zu spielen, an der Luft zu sein. (Die Kinder waren den Garten ihrer Villa gewöhnt und sind nun in die Enge des Gemeindehauses eingeschlossen.) An dem lauten Spiel beteiligten sich harmlos die unbefangenen gutmütigen Portierkinder. Manchmal sahen vorübergehende Kinder durch das Gitter zu. Jetzt die Angst: besternte und arische Kinder zusammen! Es kann den jüdischen Eltern den Kopf kosten. Frau Eisenmann hat gesehen (oder glaubt gesehen zu haben), dass ein Mann wiederholt das Jacobygrundstück lange beobachtet hat – «wir werden also ‚überwacht‘». Die Hirschelkinder sind fortgeschickt worden. Jetzt bleibt ihnen zum Spielen nur der jüdische Friedhof, der Gemüseplatz hinter den Gräbern.

[...]

Im Werk sind gestern für die Nachtarbeiter «Langarbeiterzulagen» eingeführt. Das bedeutet, dass man für *eine* Woche 200 Gramm Fleisch erhält und damit also die nötigen Marken, um *vier*

Wochen am Kantinenessen zu partizipieren. Welches Dilemma für mich! Soll ich die Nächte opfern? Es ist eine jämmerliche Alternative. Aber was bedeutet das alles gegen das ewige Angstgefühl dem schleichenden Mord gegenüber. *Dieses* Gefühl, die nackte Todesangst vor dem Erwürgtwerden im Dunkeln, *das* muss ich im Curriculum einmal festhalten; das ist auch das Besondere dieses letzten Jahres: Man rechnet nicht mehr mit Gefängnis oder mit Prügeln, sondern plattweg bei allem und jedem mit dem Tod. –

Eva will die Blätter heute nach Pirna schaffen. Seit wir Geld von Richter erhalten, fährt sie nur noch ganz selten hinaus. Jedesmal eine besondere Furcht und eine besondere Gewissensbelastung für mich. Wofür exponiere ich Eva? Vanitas!

[...]

12. Mai, Mittwoch früh

Eva sagt, Annemarie sei freundschaftlich und stumpf, einigermassen nicht-existent gewesen wie in den letzten Monaten immer. [...]

Im Betriebe Enterlein neue Verhaftungen: drei Brüder, Mischlinge aus dem Protektorat, erst durch neue Auslegung zum Stern gezwungen. Man vermutet das Weiterfressen politischer Gespräche und ist noch ängstlicher geworden. Einer mahnt den andern; bei jedem lauterem Wort, selbst harmlosesten Inhalts, heisst es: Auf dem Hof höre man jeden Ton durch offene Fenster. Das Radio ist tabu. Aber nach acht kam eine Arbeiterin, die brennende Zigarette in der Hand, und fingerte daran herum, bis ihr Strelzyn, der Graveur, beim Einrichten half. Da gab es für den Rest der Zeit Musik. Es kam mir wie ein Bild der Moderne vor: die Fabrikarbeiterin mit der brennenden Zigarette, das Radio sachgemäss behandelnd. Die armen Juden daneben, denen das Radio sowohl wie die brennende Zigarette den Tod, buchstäblich den Tod einbringen könnte. – Das Radio spielte etwa Klassisches, mir Unbekanntes. Der Mann mit der viertel Sehkraft und der halben Lunge und

der viertel Hörstärke und der flüsternden Stimme, die Ruine Freymann neben mir, flüsterte: «Beethoven ist doch das Schönste.» Ich stimmte ihm bei. Nach ein paar Minuten kam ein mir bekanntes Thema der Symphonie, und ich hatte wirkliche Freude. [...]

14. Mai, Freitag Vormittag

[...] Gestern kam Nachricht, dass die Vorladung des zusammengebrochenen Kornblum aufgehoben, dass aber ein neuer Mann des Enterleinbetriebes, Kahane, verhaftet sei. Es wird immer rätselhafter, nach welchen Gesichtspunkten die Gestapo verfährt. Der Tod schwebt in jedem Augenblick über allen. [...]

Abends zu Haus erzählte Eva, was ihr Eisenmann sen. inzwischen berichtet. Sie hatten bei Enterlein zu acht an einem Tisch gearbeitet. Davon bloss er, Eisenmann, übrig. Kahane war der sechste Verhaftete, der siebente Mann: Imbach, dessen Familie wir als unsere Hausgenossen in ihren Resten kennenlernten – die Mutter kam nach Theresienstadt, die eine Tochter hauste hier allein, bis sie nach Polen deportiert wurde, eine andere Tochter starb zu unserer Zeit im Lager Auschwitz, den verheirateten Bruder lernten wir gelegentlich kennen, er wohnte in der Emser Allee –, dieser Mischehemann also als siebenter Mann der Einterieingruppe war für gestern zur Gestapo vorgeladen, ist *nicht* dort gewesen und ist verschwunden. Vielleicht Selbstmord, vielleicht in einem Versteck. Eva erzählte ein paar charakteristische Worte. Eisenmann sagte «Wenn er nicht hingegangen ist, wird die Gestapo von jetzt an nicht mehr ‚bestellen‘, sondern unmittelbar ‚abholen‘.» Er beschwor Eva, vorläufig nichts seiner furchtbar verängstigten Frau zu erzählen. Frau Eisenmann ihrerseits sagte nachher, sie habe so grosse Angst gehabt, als ihr Herbert verspätet heimgekommen. Wörtlich zu Eva: «Am wohlsten ist mir noch nachts, wenn ich sie alle um mich atmen höre.» [...]

20. Mai, Donnerstag Vormittag

Vox populi: «Fräulein Hulda», die gutmütige, dürre arische Hausgenossin, già Stütze der Frau Jacoby, jetzt Flaschenspülerin in einer Fabrik, sagte: «Der Krieg kann nicht mehr lange dauern, wir haben ja nichts mehr – Afrika verloren und die Fleischration um 100 Gramm wöchentlich gekürzt.» Das ist charakteristische Zusammenstellung. Wobei die 100 Gramm stärker wirken als Afrika. [...]

In der Nacht vom 15. zum 16. ganz kurzer Fliegeralarm, der zweite in diesen Tagen. Im immer verschonten Dresden herrscht völlige Sorglosigkeit.

Lewin, der gutmütige Süddeutsche, erzählt, ein «besserer Herr», gut gekleidet, habe ihm morgens vor die Füße gespuckt und dann einen ostentativen Bogen um ihn gemacht. Mir selber rufen oft Kinder nach. Im Betrieb ständige Diskussion, wie weit das Volk antisemitisch sei. Lazarus und Jacobowicz (sic) behaupten den absoluten Antisemitismus *aller* deutschen Klassen, den eingeborenen, allgemeinen, unausrottbaren; ich bestreite ihn, entschlossener, als ich selber glaube, und finde da und dort Unterstützung. Konrad: «Wäre das Volk wirklich judenfeindlich, dann wäre bei dieser Hetze längst kein einziger von uns mehr am Leben.» Frank: die Arbeiter nicht – nur die Akademiker. –

Von unseren Verhafteten sind der Sanitätsrat Leipziger und ein Fräulein Schweiger, Mischlingin mit zwei unehelichen arischen Kindern – sie muss eine tüchtige und sympathische Person sein, alle reden gut von ihr, alle ohne Anzüglichkeiten –, bereits im KZ, also rettungslose Todeskandidaten. Von den «Getürmten» ist nur Imbach noch verschwunden; der quidam Schwarzbaum als Leiche in Meissen angeschwemmt worden. Lazarus sagte: In Berlin hätten sich deshalb viele Juden versteckt halten können, weil sich die Gestapo bestechen liess. Die Korruption sei so weit gegangen, dass man vor Kurzem die gesamte Berliner Gestapo gegen die scharfe Wiener Gestapo ausgetauscht habe.

21. Mai, Freitag Morgen

Der Obmann Konrad hat auf der Gemeinde «offiziell» festgestellt: Es ist Juden *nur* verboten, Radio zu besitzen, nicht zu hören. So ist der Schlüterapparat wieder voll im Gang, oft nur übertöntes Geräusch, im Ganzen aber doch ein Helfer. In der Nachrichtenstunde um siebzehn Uhr ist alles ruhig.

In den letzten Tagen herrschte die Talsperren-Affäre. Erst: Die Engländer haben zwei Talsperren (Ort nicht angegeben) «verbrecherisch» bombardiert, sehr grosse Opfer der Bevölkerung. Dann: Es ist erwiesen, durch eine englische Zeitungsnotiz erwiesen, dass dieser verbrecherische Plan von einem Juden ausgeheckt wurde, es gehört also in die Reihe der jüdischen «Untaten» und wird, wie die übrigen Verbrechen der Juden, seine Sühne finden. Das ging auch so durch die Zeitungen, und seitdem ist der Strick um die jüdischen Hälse *noch* näher gerückt. Die Talsperrenaffäre – sie hat die 10'000 Offiziersleichen bei Katyn abgelöst – wird unterstützt durch den amerikanischen Kindermord in Italien: Dort warfen die Amerikaner mit Explosivstoffen gefülltes Spielzeug ab (auch ebenso präparierte Damenhandtaschen). Eine «serbische Zeitung» schreibt, dieser Kindermord sei eine jüdische Erfindung. Keine Nachrichtenstunde ohne solche Meldungen. [...]

Vorgestern, am 19. Mai, war es schon einen ganzen Monat her, dass ich meine Packerphase begann. Ein klein wenig habe ich mich eingewöhnt, ein klein wenig hilft das Radio. Aber die acht Stunden sind noch immer unendlich lang und töten mir den ganzen Tag, und das Gefühl der Lebensvergeudung werde ich niemals los. Sind die Kameraden bescheidener als ich oder bloss stumpfer? Oder sind Stumpfheit und Bescheidenheit Synonyma? In gewisser Hinsicht tut es mir wohl, unter Gleichaltrigen, Älteren und Leidenderen zu sein. Ich sage mir oft: Wenn diese alle das Leben hinnehmen, ohne nach vorwärts auf den Tod, nach rückwärts auf die Jugend zu starren, warum soll ich das nicht auch fertigbringen?

Ein kleines blondes Mädchen läuft durch den Saal, gibt jeden zutunlich die Hand, ist allen bekannt: die fünfjährige uneheliche

Tochter eines Fräuleins oben im Kontor. Wo bleibt die instinktive Rassenfeindschaft? Nirgends unter den männlichen und weiblichen Bureau- und Fabrikleuten des Betriebes ist Antisemitismus zu spüren.

Der Vormittag ist herum. Morgen will ich meine Mitarbeiter, mit einem Wort jeden, festhalten und ein paar wichtige Punkte zum Dwinger hier gesondert notieren. [...]

22. Mai, Sonnabend Vormittag

[...]

Personen des Schlüterbetriebes.

1) *Konrad*, der Obmann. Niemand sieht seine 63 Jahre. Höchstens 50. Frisches, gutfarbiges Gesicht, kleine Tonsurglatze, kräftige Haltung, grosse Körperkräfte und Gewandtheit. Autorität mit geschicktem Humor wahrend. («Zeitlupenaufnahme, wie der Professor und Herr Stern bei ihrer Unterhaltung die Tüten füllen!») Hatte eine Schweine-Grossschlächtereier, d.h. ihren kaufmännischen Betrieb. Hatte einen Meister und zwei Gesellen. Kaufte auf dem Viehhof und verkaufte an die Schlächter. «Wenn z.B. die Bärenschenke für zwei Kompanien SA Eisbein mit Sauerkraut brauchte ...» Wurde als Jude vom Schlacht- und Viehhof verdrängt, machte den Händler für Bäckereien. «Wenn sie etwa Obstkonserven brauchten.» Kam dann zu Zeiss-Ikon. Kinderlos, einer von den 60 bis 70 Leuten, die noch in Dresden den Stern tragen.

2) *Lazarus*. Anfang sechzig, gross, kräftig. Stolz auf den Sohn Arzt, der als Mischling nicht praktizieren darf, aber in einer chemischen Fabrik Arbeit gefunden hat. Hatte so etwas wie eine Plakatfabrik. Ist stolz auf seine Sachverständigkeit in Malerei und Kunstgeschichte. Neigt sehr zum Zionismus. Ist Vorkämpfer der Idee vom absoluten Antisemitismus der Deutschen. Trotz der arischen Frau, des Sohnes, der durchaus judenfreundlichen Umgebung bei Schlüter.

3) *Witowsky*, der rüstige Siebziger. («Soll ich zu Haus Fliegen fangen?») Besonders reich an hebräischen Ausdrücken, schwelgt in Erinnerungen an Jargon, an die heimatliche Provinz Posen,

hängt sehr an seinem Judentum, aber ohne Feindseligkeit gegen Deutschland, politisch kaum interessiert. Sternträger. Aber natürlich – wie *alle* dort – in Mischehe lebend. Hatte ein Wäschege-
schäft; ist wohl auch lange Reisender gewesen.

4) *Lewin*. Mir durchaus gleichaltrig. Sieht mit schiefer Schulter wesentlich älter aus. Hatte vor fünf Jahren Schlaganfall. Süd-
deutsch gemächlich, gutmütig. Hatte ein Möbelgeschäft in Baden,
wurde durch nationalsozialistischen Boykott in Konkurs gedrängt,
war hier in Dresden ein paar Jahre irgendwo Geschäftsführer, hat
eine kleine Invalidenrente. Spricht mit grosser Zärtlichkeit von
seiner Frau, die als Kontoristin in einer Essigfirma für einen Stun-
denlohn von 55 Pf tätig ist, um der Gemeindeunterstützung zu ent-
gehen. Hat ein Steckenpferd, bei dem er leidenschaftlich wird.
«Warum haben meine Eltern mich nicht Handwerker werden las-
sen? Warum ist der Jude in Westeuropa nicht Bauer, nicht Arbei-
ter, *nur* ‚Händler‘?» Er sagt nicht «Kaufmann», er sagt mit Miss-
achtung «Händler». Ganz in Tonart und Gedankengang H. St.
Chamberlains und Sombarts. Denen er «in diesem Punkt» recht
gibt. Zusammenstösse mit den anderen. Diskussionen mit mir.
(Über «produktive» Tätigkeit, s. u.)

5) *Bergmann*, klein, verwachsen, schwerhörig, mürrisch. Ende
fünfzig. So stark proletarisiert, dass man ihm weder den Juden
noch den Akademiker glaubt. Ist Apotheker, war Scherners Vor-
gänger in der Börsenapotheke in Leipzig. Ist Protestant ohne jeden
Zusammenhang mit dem Judentum. Erbittert über die Machtlosig-
keit der Grüber- und Loebengruppe, erbittert über Deutschland.
Das er nach der Erlösung unter allen Umständen verlassen will.
Kindliches Wesen, geringste Allgemeinbildung.

6) *Frank*, Sechziger, der Chemiker mit dem Kopfschuss, der
Oberin zur Frau, dem Sohn, der in die Armee zurück will, der stot-
ternden Sprache, dem derben, lauten, nicht unvergnügten Wesen,
den väterlichen Rückenpuffen und Mahnungen für meine Haltung.

7) *Jacobowicz*, Anfang sechzig, der Schneider aus Kalisch, der
von Sibirien schwärmt, seinen erwachsenen Kindern, auf die er

stolz ist, die Wirtschaft führt, eine derbe, laute, vergnügte Art hat, mir russische und hebräische Ausdrücke übersetzt.

8) *Berghausen*, der ungelernte Arbeiter, Markthelfer.

Soweit die im Augenblick Ständigen meiner wechselnden Gruppe.

9) *Kornblum*, der Husar und Halbgelähmte, durch Krankheit wohl dauernd ausgeschieden, seit er «bestellt» war. Vordem Geschäftsführer im Konfektionshaus Bach, Sechziger.

10) *Juliusburger*, schon begraben. Lebt ständig in der Gruppe weiter, man erzählt immer von seiner Unerschöpflichkeit in jüdischen Witzen; immer höre ich: «Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass Juliusburger tot ist». War Konfektionär, Ladenbesitzer. Mitte fünfzig.

11) *Prof. Conradi*. Über ihn habe ich wiederholt berichtet. Auch er lebt fort. Man verdenkt ihm seinen Antisemitismus. «Er hat keinen Sinn für jüdische Witze gehabt – er hat sie nicht verstehen wollen.»

12) *Freymann*, die zartfühlende Ruine mit den wissenschaftlichen Interessen, vordem Filialleiter von Messow & Waldschmidt in Chemnitz, jammervoll sterbender Fünfziger, als dauernd d. u. ausgeschieden.

13) *Feder*. Der sich so erstaunlich gut ins Arbeiterleben fügt. Dessen Kopfbedeckung ich für ein Richterbarett hielt und halten will-, es ist aber der Sommerhut der Frau, die ich ihm nicht verzeihen kann.

14) *Stern*, der Don Quijote, den seiner feierlichen Begrüßungen halber alle necken, der nun schon seit sechs Wochen und länger Nachtdienst macht, aber immer eine zusätzliche Stunde mit der vorangehenden Schicht arbeitet. Etwa 63 Jahre, sehr kräftig, hager.

15) *Neufels*, oft bei uns auftauchend, aber ständig als Schwerarbeiter im Keller beschäftigt. 42 Jahre, sieht viel jünger aus, hat erstaunliche Kräfte. Der Doppelgänger Goebbels'. Schmächting und klein, dabei sehr kräftig und gelenkig. Mit der ständig getragenen Sackleinenschürze sieht er wie ein Arbeiter aus, nur dass mehrere Goldplomben in seinen gepflegten Zähnen blitzen. War

kaufmännisch in Filmbranche tätig, hat aber technische Kenntnisse und Geschicklichkeiten. Hat eine saublonde germanische Frau, einen blonden Jungen, einen schwarzen Scotch-Terrier, die ihn oft abholen.

16) *Aris*, der im Berufsmantel mit rotem Halstuch und Mütze wie ein Apache aussieht, und der mir neulich durch seine hebräisch-literarischen Kenntnisse imponierte. Mitte dreissig – er und Neufels repräsentieren die Jugend unter uns. War Kaufmann der Metallbranche. War Einsteller bei Zeiss-Ikon (wie Frank auch), sagt, er habe dort für sein Fach zugelernt. Seit unserm Gespräch neulich bringt er mir respektvolle Freundschaft entgegen. Lewinsky sagt, Aris habe die ihm unterstellte Gruppe (den «Kindergarten», Jugendliche mit besonders guten Augen) brutalisiert, er sei ein wilder und jähzorniger Mensch.

17) *Edelmann*, den ich nur einen Augenblick gesehen, noch nicht gesprochen und der als neuer Schwerarbeiter im Keller angestellt ist. Ein blonder Riese, ganz unjüdisch. Etwa fünfzig, angegraut, bildschön mit hellen Augen. War Tabakarbeiter.

18) *Levy*, [...] kräftiger Fünfziger, vordem Schaufensterdekorateur, kurzsichtige blöde Äuglein, hellblau hinter Brille, zwin-kernd, abfallender Hinterkopf, eigentlich nur Nacken, kindische, tonlos laute Stimme. Von allen gehänselt. In letzter Zeit hörte ich ihn ein paarmal ganz vernünftig reden. Ich halte mich von ihm und von den Hänseleien fern. Teils tut er mir leid, teils ist er mir unheimlich.

19) *Joachimsthal*, der ewig Unzufriedene, cf. die ersten Notizen dieser Phase – seit etlichen Wochen in die Abteilung Mackensenstrasse versetzt.

20) *Maler Gimpel* †

Noch einmal: *All* diese Leute, das Kaufmannszentrum, der akademische und der proletarische Flügel, sind durch Mischehe vom orthodoxen Judentum getrennt. Bei einigen überwiegt, sich verschieden äussernd, die Neigung zum Deutschtum (Feder, Frank, Lazarus), bei andern hat das Judentum Macht behalten oder neu gewonnen (Lazarus, Witkowsky).

29. *Mai, Sonnabend Vormittag*

[...] Den [...] Vortrag oder Artikel aus dem «Freiheitskampf», «Schuld ist der Jude» von Prof. Dr. Johann von Leers, brachte Konrad als Zeitungsausschnitt mit (Der Streifen trägt das Signum Nr. 143, S. 2). Argumentation: Die Juden haben den ersten Weltkrieg vorbereitet, die Wehrlosmachung, die Vernichtung Deutschlands seit dem Anfang des Jahrhunderts als Sozialisten betrieben. Aufzählung aller Judennamen und nur der Judennamen innerhalb der sozialistischen Partei, der Pazifisten usw. [...] Feststellung: «Hätte man den Juden nicht die Staatsbürgerschaft gegeben, sondern sie im Ghetto gelassen, so hätten sie die Revolte (pejorativ für Revolution!) von 1918 nicht *anzetteln* und uns nicht zu Fall bringen können.» An allem also *nur* der Jude schuld, wir müssen ihn in Europa *ausrotten*. Das mag schrecklich sein, ist aber Vergeltung und Notwehr «seiner Mordlust gegenüber». «Wenn die Juden siegen, wird unser ganzes Volk so niedergemetzelt wie die polnischen Offiziere im Walde von Katyn ... Die Judenfrage ist die Kern- und Zentralfrage unseres Volkes geworden, seitdem es einmal die Juden losgelassen hatte.» – Der tollste Satz vielleicht, zum Defätismus des ersten Weltkriegs: «Es gab nichtjüdische Verbrecher ebenfalls, unbestreitbar (Fiktion der Objektivität) – der schlimmste war sicher Matthias Erzberger, Nichtjude, aber aus dem alten jüdischen Viehhändlemest Buttenhausen» (also doch verseucht!). – Stilistisch ist jeder Satz, jede Wendung dieses Vortrags wesentlich. Die erheuchelte Objektivität, die Besessenheit, die Volkstümlichkeit, das Auf-einen-Nenner-Bringen, die Betonung: *Judenfrage ist A und O*. Sehr wesentlich der Satz: «Es gibt heute Menschen genug, die sich darüber beklagen, dass wir die Juden aus Europa ausrotten – sie sollten sich erst einmal darüber beklagen, in welchem namenlosen Elend die Juden ...» Das heisst also: 1) *Sie* haben angefangen. 2) Und hauptsächlich: Unsere Judenvertilgung ist in Deutschland selber gar nicht populär. Ich muss diesen Leers als eine Durchschnittsstimme aus dem Nationalsozialismus der Tonangeber Goebbels, Rosenberg usw. stark

hervorheben. Feder sagte mir, der Mann sei offenbar ein Gymnasialprofessor der Geschichte; er habe manches bei Reclam erscheinen lassen. Nachforschen!

[...]

1. Juni, Dienstag früh

Lewinsky erzählte am Sonntag als ganz verbürgtes und verbreitetes (von Soldaten herrührendes) Gerücht: es habe in Warschau ein Blutbad gegeben, Aufstand der Polen und Juden, deutsche Panzerwagen seien am Eingang der Judenstadt durch Minen zerstört worden, darauf habe man deutscherseits das gesamte Ghetto zusammengeschossen – tagelange Brände und Abertausende von Toten. Ich fragte gestern mehrere Leute bei Schlüter danach. Antwort im Flüsterton: Ja, das hätten sie so und ähnlich gleichfalls gehört, aber nicht weiterzugeben gewagt. Eva, vom Zahnarzt kommend, berichtete, Simon stelle den Vorgang mit Bestimmtheit derart dar, dass an diesem Aufstand auch 3'000 deutsche Deserteure teilgenommen und dass sich lange, wochenlange (!) Kämpfe ergeben hätten, ehe man deutscherseits Herr geworden sei. Simons Glaubwürdigkeit ist gering. Immerhin: *dass* solche Gerüchte im Umlauf sind, ist charakteristisch. Simon habe hinzugesetzt: Auch in den andern besetzten Ländern herrsche Unruhe.

Eva erzählte zur rechten Zeit, in der Stadt sehe man neuerdings ein Plakat – zwei Leute, die sich etwas zutuscheln – mit der Unterschrift: «Wer flüstert, lügt.» Und nun erst fällt mir ein, dass gegen die *Flüsterpropaganda* schon lange, sehr lange geschrieben wird und dass Flüsterpropaganda ein charakteristisches Wort der LTI ist und in Zusammenhang mit dem schlechten Gewissen gebracht werden muss und mit den Zuchthausurteilen gegen «Auslandshörer» und dass die Propaganda und Angst vor der Propaganda, pro et contra des Radioapparates (*Volkshörer*), wieder ein Riesenskapitel sprachlich und geistig im engern und nähern Sinn, z.T. mit ähnlichen Fragestellungen wie die Militärsprache, bilden.

[...]

Rössler, der arische Meister, già selbständiger Süßwarenhänd-

ler: «Sie wollen wieder nachts mitmachen?» – «Ja, wegen der Marken.» – «Das macht schon etwas aus. Ich habe neulich ein halbes Brot (1 kg) gegen 12 ‚Stäbchen‘ eingetauscht. Wir kochen zu Haus gar nicht. Meine Frau arbeitet bei der Wehrmacht, im Offizierskasino. Da ist es prima. Und so reichlich. Weil immer Offiziere im Hotel essen. Sie bringt regelmässig für uns beide nach Hause mit. Nur einmal wöchentlich essen sie im Casino fleischlos. Was meine Frau mir mitbringt, da sind oft hundert Gramm Fleisch drin!» – Bergmann, der Apotheker, hatte zugehört. Nachher sagte er mir: «Dem geht es gut. Und den Arbeitern auch. Die haben so reichlich zu essen und mehr Geld als je. Die machen keine Revolution, denen liegt nichts am Kriegsende.» – Wo ist die Wahrheit, hier oder beim Warschauer Gerücht? Und wenn beides zutrifft – was entscheidet?

[...]

4. Juni, Freitag Vormittag

[...]

Immer wieder beobachte ich das durchaus kameradschaftliche, unbefangene, oft geradezu herzliche Benehmen der Arbeiter und Arbeiterinnen den Juden gegenüber; irgendwo wird immer ein Spitzel oder Verräter zwischen ihnen sein. Aber das hindert nichts an der Tatsache, dass sie in ihrer Gesamtheit bestimmt nicht Judenhasser sind. Trotzdem halten einige unter uns immer daran fest, dass *alle* Deutschen, auch die Arbeiter, durchweg Antisemiten seien. Eine umsounsinigere These, als ja ihre Vertreter in Mischehe leben. Gestern ging es zwischen den (meist älteren) Frauen des Nachbarsaales und unseren Leuten besonders ausgelassen zu. Was wäre geschehen, wenn im Augenblick des Alberns, Johlens und der vergnügten Handgreiflichkeiten, die man auch als Zärtlichkeiten hätte auslegen können, Gestapo oder ein Spitzel die Tür geöffnet hätte. Die Tonerti, eine Arbeiterin, schlägt gegen einen Haufen Kartons. «Sind ja noch alle leer. Bluff, meine Herm, Bluff!» Die zweite Arbeiterin: «Was ist heute nicht Bluff? Ein Kleid steht im Schaufenster. Gehen Sie in den Laden und verlan-

gen Sie ein Kleid. Oder sonst etwas! Nichts ist da, Bluff, alles Bluff!» Ein Jude, freudig: «Meckern verboten!» Arbeiterin eins: «Wo ist hier eine Ziege? Ich sehe keine.» Arbeiterin zwei: «Und wenn nun Sie die alte Ziege sind?» Freundschaftliches Ringen der beiden Frauen. Der Chemiker Frank schwingt seine kleine Teeschaukel wie einen Dolch und stürzt sich zwischen die Ringenden ... Wie wenig Phantasie gehört dazu, die Szene zur Katastrophe fortzuführen.

[...]

5. Juni, Sonnabend Morgen

Im Radio am Freitag Abend Goebbels' Leitartikel im «Reich». Über die Auflösung der Komintern. Die Juden*rasse* von jeher Meister der Tarnung. Sie nehmen jede politische Position ein, die sie fördert. Je nach Land und Umstand. Bolschewismus, Plutokratie – hinter Roosevelt, hinter Stalin stehen Juden, ihr Ziel, das Ziel dieses Krieges die jüdische Weltherrschaft. Auch in den feindlichen Ländern wirkt allmählich unsere Aufklärung. Der Sieg unserer Gedanken ist gewiss ... Kaum ist die Hälfte des Artikels verlesen, verlangt die Mehrzahl unserer Gruppe Schluss. «Quatsch» – «Dreck» – «Wissen wir» – «Hört doch auf mit dem Mist!» usw. usw. Nur Frank, Konrad, ich möchten weiterhören. Der Apparat wird abgestellt. [...] Es erhebt sich aber die generelle Frage: Wie weit wirkt der Rundfunk? Ob nicht die arische Allgemeinheit ganz ähnlich irritiert oder abgestumpft ist? ... Und ob *sie*, die den Apparat im Hause hat, ihn nicht lieber auf England oder Moskau oder Schweiz stellt? – Einschüchterung durch Zuchthausurteil gegen Auslandshörer? Auch gegen Angst stumpft man ab – wie rasch, das sehe ich wieder an uns. Seit etwa vierzehn Tagen ist keine neue Verhaftung, kein neuer Todesfall eingetreten – auch soll Leipziger «bloss» ins Arbeitslager Auschwitz, nicht ins KZ Auschwitz geschafft worden sein –, und schon ist die grosse Angst vergessen. «Weil Eisenmann weisse Mäuse sieht, soll ich nicht zu Ihnen kommen!» sagte Steinitz neulich auf dem Friedhof zu mir,

und gestern wurde via Eva verabredet: Steinitz kommt Sonntag (morgen) her, und am 2. Pfingstfeiertag sind wir ihre Gäste. [...]

7. Juni, Montag Vormittag

[...]

Nöte dieser Zeit: Die beiden Hirscheljungen spielten bis vor wenigen Monaten im Garten ihrer Villa. Dann mussten die Eltern ins Gemeindehaus. Die Kinder kamen zum Spielen hierher als Gäste der Eisenmannkinder. Es folgte der Angstzustand des Vaters Eisenmann, in diesem Falle eine sehr berechtigte Angst, denn die Kinder spielen lärmend, die arischen Portierkinder mischen sich harmlos unter die Besternten, und von der Strasse her gibt es arische Zuschauer. Die Meldung solcher Promiskuität an die Gestapo aber könnte tödliche Folgen haben. Nun wurden die Hirschelkinder also zum Spielen auf den jüdischen Friedhof geschickt. Dort haben sie zwischen den Gräbern unschicklich gelärmt und getobt, sich auch schlecht mit der kleinen unartigen Tochter des Verwalters Jacobi vertragen. Das ergab Lärmzuwachs, und nun soll ihnen auch der Friedhof verschlossen sein. Daraufhin hat sich Frau Hirschel um Vermittlung an Eva gewandt: Die Hirschelkinder sollen doch wieder hier mit den Eisenmännchen zusammen spielen – die arischen Portierkinder sollen solange auf ein anderes Gartenstück beschränkt sein. Das ist aber eine ganz unmögliche Zumutung. In normalen Zeiten hätten die Raschkinder schon das gleiche Recht wie die Eisenmannschen und nun gar die zugelaufenen Hirschels, und schon in normalen Zeiten wäre es kaum möglich und jedenfalls peinlich taktlos, den Portiermachwuchs abzusondern. Heute aber, wo Eisenmanns auf die Gutwilligkeit der Portierleute angewiesen sind, wo die Portierleute eine tapfere Tat verrichten, wenn sie ihre Kinder mit den Besternten spielen lassen ... Auch läuft Schorschi Eisenmann hinter Frau Rasch her wie ein Küken hinter der Henne, und die gutmütige Frau bemuttert ihn wahrhaftig.

[...]

9. Juni, Mittwoch, 18.30 Uhr

[...] – Gegen sechs, zur Frühschicht, erschien Rössler, der arische Meister. Ein durchaus intelligenter, judenfreundlicher, keineswegs nationalsozialistischer Mann, vordem selbstständiger Süßwarenhändler, tief in den Vierzig. «Zwei Drittel vom Krieg sind geschafft», sagte er in einem Gespräch über Zigarren, «ich rechne auf noch zwei Jahre.» – Ich: «So lange nicht mehr.» (Schon tat es mir leid, wurde ich ängstlich.) Er: «Zwei Jahre doch, wenn nicht ein Wunder geschieht. Wenn wir nicht mit Russland schon jetzt fertig werden ... Amerika kann uns wenig schaden, die Engländer können nicht landen, so wenig wie wir bei ihnen – aber ob wir schon jetzt mit Russland...» Ich sah ihn lächelnd an und sagte nichts weiter. Aber ich blieb den ganzen Tag bedrückt. Wenn *das* die wahre Vox populi, die überwiegende Volksmeinung ist, die Zuversicht, dass Deutschland doch noch siegen wird, das Einverständnis mit einer noch zweijährigen Kriegsdauer – dann dauert der Krieg wirklich noch zwei Jahre. – Auf die anstrengende Nacht folgte wieder ein zerstörter Tag. Ich schlief von Viertel elf bis halb drei, ich kam taumelig zur Kaffeemahlzeit, ich las eine kleine Stunde Dwinger vor, ich schlief noch eine kleine halbe Stunde auf dem Sofa, wachte fröstelnd auf und bringe es nun nur noch zu dieser Notiz, ehe ich mit den Abendvorbereitungen beginne. Ich bin ungemein deprimiert und degoutiert. –

Aus den gestern durchgesehenen «Reich»-Nummern. Drei Goebbelsartikel in gedämpftem und resigniertem Ton. Am 18. April 43: «Das ewige Gesetz». Ein Volk muss wie eine Mutter das Leben einsetzen, um neues Leben zu gebären! Überblick ergibt, dass wir «trotz allem noch auf der Gewinnerseite stehen.» Sodann: «Es gibt für uns nicht nur kein Zurück, die Lage gestattet uns nicht einmal mehr ein Ausweichen.» Und: «Wer wollte es heute noch wagen, das bolschewistische mit dem zaristischen Russland zu vergleichen? Wer hat den Mut, die Chancen des Luftkrieges oder des U-Bootkrieges mit absoluter Sicherheit vorauszusagen?» Das Komischste, Unverschämteste und Angstvollste an diesem Artikel

aber: «Ein politisch unreifes Volk ist im Kriege natürlich viel einfacher zu führen als ein politisch geschultes und gebildetes. Darum haben die Regierungen auf der Feindseite es so leicht. Sie dürfen es sich erlauben, ihre öffentliche Meinung von einem Extrem ins andere zu schleudern, weil sie morgen schon das vergessen hat, woran sie heute noch leidenschaftlich glaubte. Beim deutschen Volk ist das gänzlich ausgeschlossen: Eine ungeschickte oder durch die Entwicklung widerlegte Redewendung aus dem Anfang des Krieges wird dem, der sie getan hat, ganz zu Unrecht heute noch vorgehalten, ohne Rücksicht darauf, dass daneben hundert andere stehen, die bis zur Stunde ihre Gültigkeit besitzen, gleich als besässe der Sprecher allein nicht das Vorrecht des Irrtums.» Komisch: Denn niemand ist politisch unreifer und so von seiner Regierung eingeschätzt als der Deutsche. Unverschämt: Denn gerade die nationalsozialistische Regierung hat von Tag zu Tag anderes gepredigt. «Wir lieben keine Nachrichtenpolitik, die nur auf die Bedürfnisse des Tages ausgerichtet ist», heisst es vorher. Und die Stellung zu Russland? Und das sterbende England? Etc. etc. – Angstvoll: Er nimmt das Recht des Irrtums in Anspruch. Wahrscheinlich zielt er auf Görings «Redewendung», er wolle Meyer heissen, wenn ein feindliches Flugzeug ... Aber die Balken im eigenen Goebbelsauge! – Am 2. Mai: «Wo stehen wir?» Wir haben «in den beiden ersten Dritteln des Krieges» so grosse Erfolge gewonnen, dass wir jetzt davon zehren können. Die Erfolge der Gegner sind «bescheiden» und «relativen Charakters». «An der Peripherie unserer Kriegsführung sind wir hier und da etwas anfällig.» (Stalingrad, Afrika!) «... Eine lange Serie von Siegen macht verwöhnt und damit psychologisch anfälliger für gewisse Rückschläge, die im Gesamtkriegsgeschehen von nur zweitrangiger Bedeutung sind.» Damit ist «anfällig» lanciert.

10. Juni, Donnerstag Nachmittag

Fortsetzung der «Reich»-Exzerpte. Der Artikel vom 2. Mai predigt Aushalten und Geduld. «Wir stehen da, wo wir vor drei Jah-

ren niemals zu stehen gehofft hatten». Wir dürfen uns nur jetzt nicht von Feindpropaganda verwirren lassen, dann kommt sicherlich der Augenblick zur neuen Offensive und zum Endsieg. Die Angst vor dieser seelischen Verwirrung ist das eigentliche Thema des Artikels. [...] – Artikel vom 30. Mai 43: «Vom Wesen der Krise». Schlieffen lehrt, «dass eine Schlacht ohne Krise keine Schlacht, sondern ein Gefecht sei.» – «Krise ist lebensgefährlich, aber überwunden stellt sie in ihrer weiteren Auswirkung keinen Kräfte~~sc~~/wwnt/, sondern einen Kräfte~~sc~~zuwachs dar.» [...] Dreimal kurz nacheinander *geschichtlich*: Wir müssen den Krieg «*geschichtlich* führen» ... Wir müssen «aus dieser *geschichtlichen Schau* heraus» den Krisen mit einem «niemals trügenden *Gefühl für historische Wertung*» entgegentreten. [...]

Es wurde mir schwer, diese Notizen ruhig zu Ende zu führen. Um sieben kam Eva aus der Stadt, wo sie bei Hirschels Kartoffeln holen gewollt. Die Gemeinde ist versiegelt. In Hirschels Privatwohnung meldet sich niemand. – Hat man die letzten Nichtmischehelingelinge abgeschoben? Was wird aus uns? Wenn ich heute zur Nachtschicht gehe, komme ich noch einmal zurück? –
[...]

12. Juni, Sonnabend Nachmittag

Besonderheit der vierten Nacht, Donnerstag zu Freitag: Wir waren sämtlich deprimiert durch die Hirschel-Nachricht. Die Arbeit verlief stockend, und seltsamerweise stockten auch die Maschinen: Einmal schlug die kleine Mischtrommel derart, dass wir eine Füllung herausnehmen, den Schiebereinsatz reinigen, danach neu füllen mussten, was einen langen Zeitverlust ergab; gleich darauf erhitzte sich der Treibriemen der grösseren Trommel bis zum Verkohlen eines Bandstückes, was erneuten Aufenthalt verursachte. So blieben wir weit unter unserem Soll. [...]

Am Donnerstag Nachmittag also brachte Eva erste Nachricht. Am Abend bei Schlüter wusste man, dass Strelzyn, der Gold-

schmied, bei Kahlenbergs wohnend, beurlaubt sei, um beim Packen zu helfen, denn Kahlenberg und Hirschels würden «morgen» evakuiert. Am Freitag Morgen erhielt Eya einen sehr freundlichen Abschiedsbrief von Frau Hirschel, in dem uns noch Kartoffeln übereignet wurden. Daraufhin getraute sie sich in Hirschels Wohnung und brachte dies in Erfahrung: Hirschel und Kahlenbergs, Mutter und Sohn, befinden sich bereits seit Donnerstag im PPD. Frau Hirschel mit den Kindern hat man in ihrer Wohnung gelassen. Gleich nach Pfingsten werden diese letzten *nicht* in Mischehe lebenden Juden nach Theresienstadt abgeschoben. Theresienstadt gilt als Vergünstigung und ist es wohl auch Polen gegenüber, trotzdem auch diese Deportation völligen Vermögensverlust und Sklaverei bedeutet. Was es in Wahrheit mit Theresienstadt auf sich hat, ob dort gehungert und gestorben oder halbwegs menschlich gelebt wird, weiss niemand genau; die spärlich herausdringenden Nachrichten – wer mit wem korrespondieren mag, und wieviel Wirklichkeit die da und dort eintreffenden Nachrichten enthalten, das ist auch ganz unklar. Jedenfalls scheinen sich Hirschels *noch Schlimmeres* erwartet zu haben. Eva sagt, Frau Hirschel sei sehr gefasst gewesen und habe diese Gefasstheit wohl nicht nur gespielt. Ich habe ihr sagen lassen – denn ich weiss, was ihr wohltut –, ich sei ihr für viele Anregungen Dank schuldig, und wenn ich noch einmal zum Publizieren käme, würde ihr Name in meinem Opus eine Rolle spielen. [...] – Am Freitag bei Schlüter erfuhr ich dann noch: Die Reichs Vereinigung der Juden in Deutschland ist aufgelöst worden. Über die Bedeutung und die Folgen dieser Massnahme ist noch nichts bekannt. Lewin meint: Man wolle dokumentieren, dass es in Deutschland keine Juden mehr gebe. Aber es gibt doch noch welche, und darunter noch eine Anzahl durch den Judenstern Auffallende! In Dresden laufen jetzt unter 600'000 Einwohnern 60 Besternte herum. Was wird mit den Privilegierten, was wird vor allem mit uns Besternten? Immer wieder die beiden einander konträren Gerüchte: Wir werden vom Stern befreit – unsere Ehen werden gewaltsam getrennt. Wahrscheinlich entspricht das zwei miteinander ringenden Parteiströ-

mungen. Immer wieder wechseln in mir von Stunde zu Stunde Furcht, Hoffnung, Stumpfheit. –

[...]

14. Juni, Pfingstmontag Mittag [...]

Während ich mit Herbert Eisenmann im Garten sprach, auch Eva kam hinzu, tumten die kleine Lisel Eisenmann (9 Jahre) und Sohn und Tochter der Portierleute am Reck, und «Schorschi», der dreijährige Jüngste Eisenmanns, trollte sich zwischen den älteren Kindern herum. Es ist unglaublich und in gewissem Sinn ein Bild der neuen Zeit und weiblichen Generation, mit welcher Geschicklichkeit, Muskelkraft und geschlechtslosen Selbstverständlichkeit im Entblößen die kleine Lisel turnt, Abschwünge aus den Knien und alle möglichen Wellen macht. Immer sieht man die Rasch- und Eisenmannkinder zusammen spielen, immer ist Schorschi (die «Schiebung», das ad hoc christlich erzogene Kind nach den beiden jüdisch erzeugten Sternträgern, der dem Vater Befreiung von den fünfzehn Prozent der Sozialabgabe, aber nicht Befreiung vom Stern eingetragen hat – übrigens wird man nur durch ein lebendes Kind «privilegiert», und das Privileg erlischt, sobald das Kind stirbt oder ins Ausland geht; ich habe das neulich einmal falsch notiert) –, immer also ist Schorschi hinter Frau Rasch her wie das Küken hinter der Henne, und gestern Nachmittag nahmen ihn die Raschs auf einen weiten Spaziergang in die Heide mit und trugen den Eingeschlafenen abends auf dem Rücken nach Hause. Aber am Sonnabend, als wir da am Reck plauderten, sagte mir Herbert Eisenmann: Die Eltern Rasch und der Junge seien gute, verlässliche Leute (und Milke, der etwas brummige Blockwart aus dem Oberstock, den man oft in SA-Uniform sieht, sei es auch – «in seinem Innern sieht es ganz anders aus!») – dagegen sei die Tochter Rasch, eine blonde Elfjährige, [...] rasch mit der Wendung zur Hand: «Das melde ich der Gestapo!» Am späten Abend

bestätigte uns Frau Eisenmann all diese Angaben. Que faire? Die übrigen Raschs seien so besonders nett, Lisel habe keine andern Spielgefährten, und die Freundschaft der Raschs müsse man sich durchaus erhalten.

– Wir sind in dieser ganzen Angelegenheit nicht bloss unbeteiligte Zuschauer. Auch uns erweisen Raschs manche kleinen Dienste; so sind wir jetzt an ihre Milchquelle mit angeschlossen und erhalten dadurch sehr viel mehr ins Haus, als Eva früher aus der Stadt herantragen konnte (und bis sie ihr Quantum hier hatte, war es meist verdorben, *ihr* Quantum, denn *ich* habe ja keine Milchkarte). Und nun hat Eva auf Wunsch der Raschs versprochen, dem Mädcl ein wenig Klavierunterricht zu geben. Ich warnte: Das arische Mädcl darf nicht in unsere Zimmer kommen, wenn sie aus Prahlerci oder Bösartigkeit erzählt, dass ... kann es mich das Leben kosten. Das Mädcl aber hat zu Eva gesagt: «Ich kann ruhig bei Ihnen sein; Mutter meldet es schon, wenn die Geheime (sic) kommt.» Diese ganze Affäre gehört ins Curriculum, ist ungeheuer bezeichnend für das Dritte Reich.

[...]

17. Juni, Donnerstag gegen Abend

[...] Eben, ich las ein wenig Dwinger vor, erschien auf kurzen Besuch Frau Gaehde, die eine grosse Zuneigung zu Eva gefasst hat. Sie muss jetzt auch Arbeitsdienst tun: Jüdische Frauen, auch arisch verheiratete, sind bis zu sechzig Jahren eingesetzt (arische nur bis zu fünfundvierzig), und sie ist in den Fünfzigern. –

Es ist nachzutragen: Die von der Firma ausgestellten Arbeitsausweise, auf denen die Sondereinkaufszeit angegeben war, wurden neulich zurückverlangt. Man hat die Sonderzeit gestrichen, die arischen Frauen sollen einkaufen, die jüdischen Männer noch isolierter sein als vorher. Zur Auswechslung der Ausweise waren die Obmänner der einzelnen Betriebe auf die Gemeinde bestellt worden, die nun wieder mit ungemein verknappter Besetzung offensteht. Dort hielt ihnen Köhler, der «Judenpapst», d.h. der Be-

vollmächtigte der NSDAP für die jüdische Angelegenheit, diese Rede: Es sei jedes politische Gespräch strikt verboten, die Obmänner hätten jeden Übertreter sofort zu melden. Käme heraus, dass sie eine solche Meldung unterlassen hätten, so würden sie ebenso bestraft wie der Schuldige; erfahre die Gestapo von irgendwelch politischen Gesprächen, und der bestimmte Schuldige sei nicht zu ermitteln, so werde die gesamte Gruppe gefangengesetzt.

[...]

21. Juni, Montag Mittag

[...]

Diese ganze Nachtwoche über war ich von Stern verhätschelt worden: Immer musste ich ein bisschen von seinem Essen nehmen, alle Weile hatte er ein Zigarillo, immer Zärtlichkeiten für mich. Er hatte von seiner Sehnsucht nach Musik gesprochen, und so hatte ich ihn für gestern Vormittag zu uns gebeten. Er kam und brachte seinen Sohn mit, hübschen wohlherzogenen Achtzehnjährigen, der eben sein Abitur gemacht hat und nun Autoschlosserei lernt, in der Hoffnung auf ein späteres Ingenieurstudium. Eisenmann sen., der Stern von Zeiss-Ikon her kennt und liebt, kam ebenfalls herauf, und Eva spielte Schubert und Chopin.

22. Juni, Dienstag Vormittag

Trostlose Öde der Tagschicht, auch vom Radio nicht gemildert. Ein neuer Mann ist hinzugekommen: Jacobi, der Friedhofsverwalter.

[...] – Aris erzählte, er unterrichte seine beiden Kinder, das älteste neun Jahre, selber, damit sie «nachher» gleich in eine höhere Schule könnten. Ebenso sagte mir Eisenmann sen., dass er die neunjährige Lisel selber unterrichte. Eine ungeheure Schmach ist das Schulverbot. Die Juden sollen eben in Analphabetismus absinken. Es wird den Nazis aber nicht gelingen. – Ich stand mit Herbert Eisenmann vor der Haustür beim Reck, an dem die Por-

tierkinder und die Eisenmannschen turnten – Lisel wie eine Olympiasiegerin. Wir sprachen über die Situation und die Unmöglichkeit der Vorausberechnung. Ich kam auf Tolstois «Krieg und Frieden» und seine fromme Geschichtsphilosophie. Herbert Eisenmann sagte mit tiefster Überzeugung, genau das glaube auch er. Wir fragten ihn, warum er nicht mehr zum Musizieren zu uns komme. Er könne nicht mehr, seit der letzten Evakuierung. (Unter den Fortgeschafften scheint seine erste Liebe gewesen zu sein.) Ich predigte und erklärte ihm, dass Askese dem andern nichts helfe und uns selbst unfrei mache. [...]

Niemand kann aus der Geschichte lernen, weil sich nichts wirklich und ganz und ohne Variante wiederholt. Vielleicht ist Geschichtskennntnis geradezu schädlich: sie macht befangen. Vielleicht ist es mit dem Geschichtswissen wie mit der Askese: beide machen unfrei.

[...]

Unsere Leute bei Schlüter sind unvorsichtig im Umgang mit den zutunlichen Arbeiterinnen, meist älteren Frauen. Es wird gelacht, geduzt, auch wohl der Arm um die Taille gelegt. In vollkommener Harmlosigkeit. – Aber wenn es die Gestapo erfährt...

Bei Steinitz sah ich neulich ein englisches Schulbändchen des Verlags Schocken: Auszüge aus englischen Büchern und Reden zu Judenfrage und Zionismus.

Hirschels und Kahlenbergs sind gestern nach Theresienstadt geschafft worden. Mutter und Sohn Kahlenberg und Herr Hirschel haben wohl zwei Wochen hier im Gefängnis gesessen. – Strelzyn, der Goldschmied, behauptete aufs Allerbestimmteste, wir würden in den nächsten Wochen den Stern loswerden.

23. Juni, Mittwoch Mittag

[...] Eva hat begonnen, Lisel Eisenmann und Hildegard Rasch, die Portierstochter (cf. 14. 6.), in Anfängen des Klavierspiels zu unterrichten. Wenn das arische Mädels sich dessen rühmt, wenn die Geschichte durchsickert, kostet sie Eva und den Portiersleuten

Gefängnis, mich via KZ das Leben. Sofern nicht von Kupperei und Verführung Minderjähriger geredet wird: Dann endete Eva im KZ und ich unter der Guillotine. Das sind keine wilden Phantasien, sondern realste Möglichkeiten. «Ich habe bei der Wanderung immerzu Fingerübungen auf dem Arm gemacht», erzählte das Mädchel. Ich warne die Mutter. «Sie hält bestimmt den Mund, ich geige ihr's immer wieder ein», sagt Frau Rasch. – Eine andere Gefahr: Eva hat die Kartoffelkarte der Frau Hirschel übernommen, die Lieferantin ist im Bilde und gutwillig. Es handelt sich um 140 Pfund.

Gestern Abend in der Wormser Strasse radelt ein älterer Arbeiter – soweit ich das im Dämmerlicht erkennen konnte – hinter mir her, dicht an mich heran und sagt mit gutmütiger, väterlicher Stimme: «Es kommt auch schon mal wieder anders, nicht wahr, Kamerad? ... Hoffentlich recht bald» – worauf er im Bogen zurückfährt und in eine Seitenstrasse biegt... Vorgestern dagegen kommt mir mittags eine Familie entgegen, Vater Mutter, kleiner Junge, offenbar «bessere Leute». Der Vater sagt belehrend (laut) zum Kleinen, wohl auf dessen Frage antwortend: «Damit du weisst, wie ein Jude aussieht». Welches ist nun die richtige Vox populi? Im Schlüterwerk möchte ich immer annehmen: die freundliche. Vorgestern griff eine schwächliche, armselige Arbeiterin nach einer Kiste, die ich heben wollte. «Lassen Sie, Herr, ich kann das besser, ich kenne die Griffe.» –

[...]

24. Juni, Donnerstag Mittag

Vox populi: Eine Gruppe radelnder Jungen, vierzehn bis fünfzehn Jahre, um zehn Abends in der Wormser Strasse. Sie überholen mich, rufen zurück, warten, lassen mich passieren. «Der kriegt einen Genickschuss ... ich drück' ab ... Er wird an den Galgen gehängt – Börsenschieber ...» und irgendwelch Gemauschel. Es hat mich tiefer und nachhaltiger verbittert und schwankend gemacht, als mich den Abend vorher die Worte des alten Arbeiters erfreuten. –

[...]

27. Juni, Sonntag Nachmittag

Eva wollte am Freitag, wie nun schon üblich, nach schriftlicher Ansage bei Richter 50 M und die zugesagten vier Pfund Brotmarken, dazu seine Meinung über die Situation in Empfang nehmen. Die Sekretärin erklärte: Richter sei schon seit vier Wochen in Haft, man wisse nicht, weshalb und auf wessen Denunziation hin. Er sitze am Münchner Platz, da die Zellen der Gestapo im PPD überfüllt seien. In etwa drei Wochen werde gegen ihn verhandelt werden, einen Anwalt dürfe er haben. – Im ersten Augenblick war ich fast leise befriedigt oder belustigt, dass es nun meinem Beschützer und Bewacher schlechter ergehe als mir selber, dass auch arische Leute die Tyrannei am eigenen Leibe erfahren, dass eben, ein Zeichen der Schwäche, diese Tyrannei immer mehr zunehme. Aber dann quälte mich, was diese Verhaftung für uns zu bedeuten hat. Einbusse an Brotmarken, Einbusse an Geldzuschuss (ich habe bei Richter noch 200 M Reserven, die uns durch vier Monate geholfen hätten) –, grosse Gefahr für das Haus, denn wer wird der nächste Verwalter sein? Zu alledem übergreifende Beängstigung: Wenn man Annemarie verhaftete und bei ihr haussuchte! – Ich brauche nicht zu notieren, dass sich zu alledem auch Mitleid mit Richter fügt, und dass dies Mitleid abscheulich stumpf ist. Dabei geht es fraglos um Richters Leben. Ist er in eine Hochverratsaffäre verwickelt, so wartet, wie er selber weiss, auf einem Hof des Münchner Platzes die Guillotine auf ihn. Hat man nur eine aufsässige Bemerkung aufgeschnappt, so bekommt er immerhin eine hohe Gefängnisstrafe, die ihn finanziell und, da er ein sehr kränklicher Mensch ist, auch gesundheitlich ruiniert.

[...]

29. Juni, Dienstag Nachmittag

[...] Das Gerücht, der Stern werde fallen, verstärkt sich: Kahlenberg, der immer gut orientierte Günstling der Gestapo, soll es vor seinem Abtransport bestätigt, Petri, ein Kommissar der Gestapo, soll es angedeutet haben. Ich bleibe mehr als skeptisch. [...]

Gestern den ganzen Tag Lektüre, von der mir in bedrücklichster Weise 99 Prozent vollkommen unverständlich blieben. Der für die Allgemeinheit geschriebene Band: «Deutsches Leben der Gegenwart», Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, Berlin 1922. (Ich glaube Ullstein.) Man will im Augenblick der äussersten Not den geistigen Stand Deutschlands überblicken, die Kräfte, «die eine Verjüngung und Vertiefung, eine Erneuerung Deutschlands verheissen». (Vorwort des Herausgebers, Prof. Philipp Witkops, der eine Studie über «Deutsche Dichtung der Gegenwart» beisteuert. In ihr habe ich früher einmal geblättert; das Buch gehört Steinitz und liegt seit Langem hier. Diese Studie will ich noch genauer durchgehen.) [...]

4. Juli, Sonntag Mittag

Die Nachtschichtwoche verlief in schon üblicher Weise: Die Nächte vergingen rasch, die Tage waren trotz oder gerade wegen des Schlafmangels – Maximum vier Stunden – zerstört. Was ich für meine Arbeitszeit ihnen abgewinnen konnte, war nichts als die vorstehende Sammelnotiz: «Deutsches Leben der Gegenwart» und ein bisschen Vorlesen aus Dwinger, dessen letzten Trilogieband wir seit Wochen in homöopathischen Dosen durchhackern. [...]

Durchweg bedrückt war ich durch die Stagnation der Kriegslage, durch das, was Goebbels dieser Tage den «Krieg im Zwielicht» nannte. Seit zwei, drei Tagen auch wieder starke antisemitische Hetze. Eine Weile hatte sie nachgelassen, und die Juden schwelgten in Hoffnungen auf das Verschwinden des Sterns. Jetzt werden Dokumente über die jüdische Schuld am Kriege veröffentlicht, und schon schlägt die jüdische Hoffnung in neue Furcht vor Verschickung und Schlimmerem um. So gestern Feder, so heute Herbert Eisenmann.

5. Juli, Montag Vormittag

[...]

Voces populi: Am Sonnabend Gespräch mit Rasch vor dem Karnickelstall, den sich die Portiersleute gezimmert haben, und den bisher ein einziges sehr lebendiges Tier mit ungeheuren weiss-rosa Ohren erfüllt. «Wir produzieren so viel... Seit 35 bin ich im Rüstungsbetrieb ... Immer neue Konstruktionen, Serienherstellung, Verbesserungen ... In Spanien wurde alles ausgeprobt... (Wie gut passt das zu Görings: Wir sind früher aufgestanden, unsere Speicher und Fässer sind *proppenvoll*, wie schlecht zur eben proklamierten Kriegsvorbereitung und Schuld der Juden!) Wir machen jetzt ganze ‚Tiger‘-Serien; und alles, Waffen und Menschen, geht massenhaft nach Osten, alle Viertelstunde ein Zug! Im Osten kommt sicher in den nächsten Wochen unsere Offensive ... Die Stimmung? Viele singen ja: ‚Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei; erst geht der Führer, und dann geht die Partei.‘ Aber Köln, *das sie ausschlachten* (sic), macht ihnen doch wieder Freunde.» (Ein Seitenschiff getroffen. Aber der Dom steht doch unmittelbar an der grossen Rheinbrücke; ein Wunder, dass er überhaupt noch steht!) – [...]

8. Juli, Donnerstag früh [...]

Eva hörte im Restaurant das Gespräch zweier Damen an. Die ältere berichtete von einem Brief ihrer aus Düsseldorf geflüchteten Tochter. Das Grausige der Vernichtung. Von einer Strasse, die 91 Häuser hatte, stehen drei. Dreitausend Tote. «Vom Kölner Dom, von den toten Steinen machen sie so viel her – die toten Menschen sind ihnen egal... Sie sollen endlich aufhören ... Alles ist verbittert... Und dann die Wucherpreise für Lebensmittel! ... Im vorigen Krieg *sollen* die Juden gewuchert haben – jetzt sind doch keine Juden mehr da!» – Tröstlich, so etwas zu hören; es gibt ja viele Düsseldorfer. Aber ich glaube nicht mehr an solche *Voces populi*. *Jede* Stimmung lässt sich damit bezeugen. Welche die entscheidende ist, weiss man erst nachher. [...]

11. Juli, Sonntag gegen Abend

Tiefpunkt der Stimmung am Freitag: Deutschland meldete grosse Erfolge bei Kursk; Höhepunkt am Sonnabend: Ententeangriff auf Sizilien. Neue Senkung heute Vormittag: Eisenmann sen. sagte: «Es wird todsicher ein zweites Dieppe.» Ausgleich am Nachmittag: Stern erzählte, es müsse auf Sizilien schlecht stehen, denn die Zeitung ist einsilbig, und in Russland sei man noch entscheidungslos ineinander verbissen. –

[...]

Am Donnerstag Nachmittag – Eva war in der Stadt – erschien eine mir unbekannte Dame, feines mongoloides Gesicht, sehr mager, in Trauer, etwa Ende vierzig. Frau Professor Winde, Eva hatte sie bei der Frau Kreisler kennengelernt. Ihr Mann, Holzbildhauer, war Professor an der Akademie, musste gehen «wegen einer Studienreise durch Russland», ist sonst unbehelligt, hat Staatsaufträge. Frau Winde wusste um unsere Not und brachte einen Karton Gemüse. (Auch von Eisenmanns und Raschs erhält Eva jetzt – statt des abgelehnten Klavierhonorars – Gemüse. D'altra parte beginnt Kartoffelnot. *Neue* Kartoffeln werden bloss an Arier abgegeben; die Sternjuden haben für die nächsten vierzehn Tage eine Anweisung auf je 4 Pfund – *vierl* – erhalten. Wir sollen noch 140 Pfund erhalten, die Frau Hirschel bei ihrem Händler für uns hinterliess, wir *sollen* sie erhalten, aber es ist fraglich, ob der Händler noch 140 Pfund *alte* Kartoffeln auftreibt.) Frau Winde, sehr antinazistisch, ihr ältester Sohn ist mit zwanzig Jahren im Osten gefallen, ein anderer Sohn steht in Smolensk, ein dritter ist eben mit siebzehn Jahren zur Ersatzreserve geschrieben worden, Frau Winde sagte, es könne nicht mehr lange dauern, man mustere schon allzu junge Jahrgänge. Sie sagte weiter, die Entente werde die Fehler von 1918 nicht wiederholen, sie werde Deutschland zerschlagen, aber nicht hungern lassen. «Sie werden uns in Kleinstaaten zerschlagen – das macht mir nichts. Im Gegenteil – ich habe immer die kleine Schweiz beneidet, die keine Kriege zu führen braucht.» Auch das eine Vox populi, die Überfütterung mit Grossmachtpolitik rächt sich. – [...]

Am Sonnabend Nachmittag ging ich zum jüdischen Friedhof, und auch Eva kam dorthin. Es war eine Verabredung: Steinitz hatte allein Dienst, seine Kameraden und Feinde waren frei. Wir saßen mit dem Ehepaar Steinitz, mit Jacobi und dem Gärtner Bär in dem Glas- (und Skat-) Haushinter den Gräbern und plauderten lange und erregt optimistisch über die Kriegslage. Man sagte, der blumenreiche Friedhof sei jetzt der «Grosse Garten» und die «Sommerfrische» und der «Kinderspielplatz» der Judenreste. Steinitz berichtete mir von zwei eben erschienenen neuen Judengesetzen: 1) Jüdisches Vermögen der Mischehemänner verfällt beim Tode des Mannes; die arische Frau kann einen «Ausgleich» erhalten. 2) Auf Juden findet deutsches Gesetz keine Anwendung; ihre Vergehen straft die Gestapo! (Faktisch ist das längst so, dass man es aber ausdrücklich als neues Gesetz aufstellt!) – Glaser, der Privilegierte, der immer sein Ordensbändchen trägt, dazu in der Brieftasche die Verordnung, die ausdrücklich Privilegierten im Gegensatz zu Bestennten das Ordenszeichen erlaubt, wurde auf der Strasse von einem Gestapomann angehalten. «Komm her, Glaser! Du trägst ja ein Ordensband; herunter damit!» Er berief sich auf das Gesetz. – «Sofort herunter damit!» Er nahm es ab. «Und nun hau ab!» –

[...]

Von Frau Steinitz erhielt ich das «Reich» vom 4. Juli. Goebbels' Leitartikel: «Das Denkmal der nationalen Solidarität». Die heroische Haltung der Bevölkerung im luftzerstörten Westgebiet. Wie er bei seinen Hilfs- und Aufmunterungsreisen nur Tapferkeit und stillen Patriotismus und Feindschaft («Ausspucken») vor England finde. (Dabei wird von verschiedenen Seiten ganz Entgegengesetztes erzählt: Goebbels fahre unter Bedeckung, in Essen habe man ihn mit Steinen beworfen, die «Meckerer» im Westen wurden erschossen, etc. – Ad vocem erschossen: Jacobi erzählte am Sonnabend sub sigillo: «Wir begraben morgen im geheimen die Leiche eines auf dem Münchner Platz guillotinierten serbischen Kriegsgefangenen, der Jude und Offiziersaspirant war... Es wird jetzt viel mit dem Fallbeil auf dem Münchner Platz hinge-

richtet, denn meuternde deutsche Soldaten werden neuerdings nicht mehr erschossen – das Exekutionskommando soll nicht dicht gehalten haben –, sondern guillotiniert. Die Guillotine im Landgericht bedient nicht nur Dresden, sondern auch Chemnitz und Tschechoslowakei.») Die heroische (auch rheinisch *humorvolle!*) Haltung der Betroffenen wird vorwurfsvoll denen vor Augen geführt, die über ihre «kleinen Wehwehchen» klagen, den «Zeitgenossen, die da glauben, dass ihre eigenen Interessen über den Interessen des Krieges stehen, und sich auch entsprechend aufführen.» Im engeren Sinn *sprachlich hervorzuheben*. 1) gewollte Vulgärsprache: *Wehwehchen, sich aufführen*. Die Rheinländer erklären, «dass wir das Bedürfnis haben *auszuspuken*, wenn irgendwo noch vom Engländer als Gentleman die Rede ist. 2) «Die *ausgebombten Menschen*», die *Ausgebombten* ganz geläufig ohne Anführungsstriche gebraucht, klingt nicht mehr komisch, soll Mitleid erregen. 3) neu: Die *Terrorflieger*. 4) «Jedesmal wenn wir von einer Reise in die Luftkriegsgebiete nach Berlin zurückkehren, fühlen wir uns *neu aufgeladen*. Wir fahren hin in der Absicht, Kraft zu geben und stellen dann am Ende noch fest, dass wir viel mehr an Kraft empfangen haben.» [...]

12. Juli, Montag Mittag

Evas Geburtstag. Ich habe kein Geschenk für sie. Aber ich habe am Vormittag die Küche gescheuert, dass mir jetzt die Hände zittern, und sie bekommt die 200 Gramm Fleischmarken, die mir der Nachtdienst einbringt, 150 in Marken, den Rest in natura.

[...]

13. Juli, Dienstag Nachmittag

Die Kriegslage geht furchtbar auf die Nerven, besonders die vom Nachtdienst schwer mitgenommenen Nerven. «Planmässiger Gegenangriff – der Feind hat den besetzten Streifen gestern nicht erweitern können.» Deutscher Heeresbericht am gestrigen Tage.

Wird es ein zweites Dieppe, oder gelingt es der Entente diesmal – und in welcher Zeit?... «Am Sonnabend», sagt Feder, der Tagdienst hatte und also das Radio mit der Schlüter-Judengruppe hörte, «*war alles verklärt (sic. wörtlich)*, und man glaubte, nun sei es soweit, jetzt fragt man sich wieder...» Man fragt es sich umso bitterer, je schwerer die Sklaverei des Fabrikdienstes drückt. [...]

Später

Eva brachte aus der Stadt günstige Nachrichten über Sizilien, nicht ungünstige über Russland mit. – Sie war unter anderem bei Schrapel-Richter gewesen. Unser Haus wird dort weiter verwaltet; die eingeweihte Sekretärin gab Auskunft, *politische* Anklageschrift gegen Richter sei heraus, Termin noch nicht angesetzt. Wir haben den Eindruck, es gehe um seinen Kopf. Inzwischen befindet sich seine Frau in der Südklinik, jeden Tag ihr viertes Kind erwartend. Sehr rührend, dass die Sekretärin 50 M übergab. Dass der Mann in all seinem Elend an uns gedacht hat! [...]

17. Juli, Sonnabend Nachmittag

[...] Irgendwelche Arbeit für mich vermag ich nicht zu leisten. Alles, was ich in dieser Woche zustande brachte, ist das Vorlesen von einer reichlichen Handvoll Seiten Dwinger. Wenn ich ausserdem das bisschen schaffte, was ich zur Wirtschaft beisteuern kann, war es viel. Dabei immer unfrisch und deprimiert. Auch die Undurchsichtigkeit und blutige Stagnation der Kriegslage drückte auf mich. Der Gedanke, noch lange, vielleicht jahrelang in dieser Sklaverei leben zu sollen, bringt mich zur Verzweiflung. Etwas mehr Frische könnte ich gewinnen, wenn ich den Nachtdienst aufgäbe. Aber die wenigen Gramm Zusatzmarken, die dann fortfielen, sind uns völlig unentbehrlich geworden, seit die neue Kartoffelknappheit begonnen hat und seit mit Richters Verhaftung der Brotzuschuss aufhörte. Es ist also nun buchstäblich so, dass ich mich um diese Karte, die mir 1'200 Gramm Brot im Monat, fünf Kantinenessen in vierzehn Tagen und einen winzigen Fleischzuschuss für Eva ermöglicht, physisch und psychisch ruiniere. [...]

19. Juli, Montag Vormittag

Der Sonnabenddienst verlief friedlich: Aussicht auf Sonntag, bloss sechs Stunden, dazu so gewundener Heeresbericht, dass man die kritische Lage zwischen den Zeilen sah – all das wirkte auf die allgemeine Stimmung. – Sonntag Vormittag auf dem Friedhof, dort gab die als Gemeindesekretärin tätige Frau Jacobi Anweisungen auf 2 Kilogramm *alte* Kartoffeln aus – die meisten Händler aber gäben *neue* dafür. [...]

Als ich Sonntag Nachmittag vom Friedhof kam, ging im Parkweg der Lothringer Strasse ein alter Herr – weisser Spitzbart, etwa siebzig, pensionierter höherer Beamter – quer über den Weg auf mich zu, reichte mir die Hand, sagte mit einer gewissen Feierlichkeit: «Ich habe Ihren Stern gesehen und begrüsse Sie, ich verurteile diese Verfemung einer Rasse, und viele andern tun das ebenso.» Ich: «Sehr freundlich – aber Sie dürfen nicht mit mir reden, es kann mich das Leben kosten und Sie ins Gefängnis bringen.» – Ja, aber er habe mir das sagen wollen und müssen. – Die Orgel der Volksstimmen. Welche Stimme dominiert und bringt die Entscheidung? –

[...]

21. Juli, Mittwoch Mittag

Die Kriegslage – nun höre ich wieder Radio – scheint für Deutschland sehr bedrückend, und schon steigt wieder die Judenhetze an. Feder kam sehr down zur Arbeit: In der Wiener Strasse klebe ein neues Plakat: ein Stürmerjude mit Stern, Inschrift: «Wer ist schuld am Kriege? – Der hier!» Auf seinem Wege zu Schlüter sei er zweimal beschimpft worden. Das Radio brachte zum «Terrorangriff auf Rom», der Überfall sei von den Juden befohlen worden, er bedeute den Krieg des Judentums gegen die Christenheit! – Frau Winde mit besten Essgeschenken beladen heute Morgen bei uns [...], beschwor mich förmlich, kein Manuskript im Hause zu halten, nichts schriftlich zu fixieren. – Die kleine Lisel Eisenmann kam während unseres Frühstücks an das Kellerfenster:

«Nicht erschrecken, Frau Professor! Ein Junge bei Raschs klingelt bloss im Spiel am Gartentor!» – Jeder rechnet damit, dass die Juden nicht verschont bleiben.

Mangelzeichen: Es gibt keine Rasierklingen zu kaufen, die Fachgeschäfte schleifen jetzt für 50 Pf zehn gebrauchte Klingen. – Es ist eine Umfrage zu beantworten für die Registratur einer neuen Judenverwaltung. Im Betrieb gestern von mehreren Seiten: Man habe kein Kuvert für die Postsendung. (Wir selber besitzen noch ein paar.) Mehrere Leute beschlossen, ihre Zettel gemeinsam in *einem* Kuvert abzuschicken. – In den Hutgeschäften: Alte Hüte zu kaufen gesucht; für zwei alte Hüte wird ein neuer abgegeben. – Ebenfalls unter «Mangelzeichen» zu registrieren ist Schlüters Angst vor der Kontrollkommission der Bauernschaft, die zwischen heute und Freitag bevorsteht. Wir Juden sind mündlich, die arischen Arbeiter durch schriftlichen Anschlag informiert und förmlich angefleht, in den bedrohten Tagen möglichst exakt diligentiam zu prästieren, die Arbeitskleidung nicht abzulegen, ehe nicht die Ablöseschicht eingetroffen, den Raum sauberzuhalten usw. Weil bei Beanstandung der Betrieb geschlossen werde. Es scheint so zu liegen, dass die Kommission auf Schliessung ausgeht, um Leute für die Landarbeit zu gewinnen.

[...]

23. Juli, Freitag Mittag

Die gefürchtete Kommission kam gestern, wie erwartet, während des Schichtwechsels, um möglichst viele Leute zu sehen. Wir Jüdäer sassen also in der engen Garderobe um den Tisch und warteten, dass die arische Frauenschicht fertig werde. Auf dem Tisch standen Blumen, und daran lehnten Ansichtskarten für eine arische Arbeiterin, die Geburtstag hatte. (Blumen sind den Juden verboten.) Die Tür ging auf, ein junger Zivilist, Mitte dreissig, schwarz, nicht blond, aber sehr SS-haft militärisch, trat mit erhobenem Arm und lautem «Heil Hitler!» herein. Dann sah er die

Sterne, ärgerte sich wohl über seinen Gruss und sagte höhnisch: «Ach, das ist ja *die* Genossenschaft. Was machen die denn hier? Hat denn ihr Sabbat schon begonnen? Und Blumen, wieso denn Blumen?» Wir waren demütig aufgestanden, der Chef Schlüter, hinter dem Kommissionsmann, gab die nötigen Erklärungen, der Schnösel murmelte noch etwas von «Sabbat», sah sich die eine Ansichtskarte an und ging. – Ich war erbittert; der Schneider Jacobowicz sagte tröstend: «Ich möchte dessen Gesicht übers Jahr sehen!» Nachher hörten wir, dass die betreffende Arbeiterin förmlich verhört worden war, ob sie wirklich heute Geburtstag hätte, ob die Blumen ihr geschenkt seien ... Also Misstrauen gegen den Chef. Nun ist die bewegende Frage, ob der Betrieb geschlossen wird. *Wir* könnten uns nur verschlechtern.

[...]

24. Juli, Sonnabend Mittag

Seit Wochen klagt Eva über Schmerzen in der Zwerchfellgegend, und in der letzten Zeit sind diese Schmerzen, die wir erst für nervös hielten, quälend geworden. Wir rätseln und haben Besorgnisse. Eva denkt an einen Narbenbruch, ich an noch Schlimmeres, obwohl sie irgendwelche andere Beschwerden, die sonst wohl auftreten müssten, *nicht* hat. Und nun geht seit Tagen die Qual des vergeblichen Arztsuchens. Womit das private Elend ins allgemeine mündet. Katz *darf* Eva nicht behandeln, unter den arischen Ärzten aber möchte man einen nicht-nazististischen haben, denn Eva muss meinen Namen angeben. Nun herrscht allgemeiner ungeheurer Arztmangel, im Augenblick noch verschärft durch die Reisezeit. Fetscher, mein früherer Kollege, grosser Judenfreund, dem man die Behandlung von Juden unmöglich gemacht hat, Fetscher ist bis Anfang August in Urlaub. Dr. von Wegmam, der einmal in der Hohen Strasse zu Eva kam, ist im Adressbuch am angegebenen Ort nicht auffindbar, auch als Balte in seiner Gesinnung zweifelhaft. Professor Grote vom Johannstädter Krankenhaus «nimmt vor Mitte August keine neuen Patienten».

Unser erster Gedanke war natürlich Annemarie. Aber gegen sie sprach zweierlei: 1) wagt sie erfahrungsgemäss uns gegenüber nie eine richtige Untersuchung oder Behandlung. Und 2) hat sie Eva nicht zum Geburtstag gratuliert und uns auf unsern Glückwunsch zu ihrem eigenen Geburtstag am 20. Juli nicht geantwortet. Ist sie krank? Oder verreist? Oder verhaftet? Eva sagt, in diesem dritten Fall wären wir es auch schon. Aber warum soll man bei ihr Haus-suchung gehalten haben? Sie könnte ja auf irgendeine Äusserung hin sitzen. 3) ist uns das Verhältnis zu dem mindestens politisch pflaumenweichen Dr. Dressel peinlich. Trotz alledem will Eva heute Nachmittag nun doch nach Pirna, sehen, was ist, ob Annemarie selber untersuchen oder jemanden empfehlen kann; eventuell wird sie sich auch ruhig unmittelbar an Dr. Dressel wenden, der als Arzt zuverlässig ist und mit dem wir keinerlei Reibung gehabt haben. – Eine sehr grosse Sorge mehr zu den vielen.

[...]

Genen Abend

Erfreuliches Ende des bedrückten Tages. Eva hat Annemarie angetroffen – Nichtschreiben mit Arbeitshäufung entschuldigt – und ist gründlich untersucht worden. Befund: Es könne nur nervöse Magenbeschwerde vorliegen. Eva brachte auch den Heeresbericht mit, von dem ich schon via Eisenmann gehört hatte: Palermo gefallen – der italienische Bericht unumwunden, der deutsche so verschleiern, dass man auf die Zuverlässigkeit der deutschen Ostfrontmeldungen rückschliessen kann –, im Osten immerfort russische Offensive.

Ich bin nun wieder eine Woche lang auf das angewiesen, was mir erzählt wird, da ich ja an Zeitungen nicht herankomme. Aber hat mir das Radio in den letzten Tagen viel gegeben ausser eben den Heeresberichten? Doch immer nur masslose Judenhetze. So masslose, so plumpe, so endlos und geistlos sich wiederholende, dass sie unmöglich noch weiterhin wirken kann. Die in Rom getroffene Basilica di San Lorenzo – jüdische Flieger jüdische Kriegserklärung an die Christenheit. Der Vorschlag einer Chicagoer Zeitung, England solle sich in die USA aufnehmen lassen:

Jüdischer Plan, die Weltmacht endgiltig zu erringen, Weltherrscher werden dann die Juden im Weissen Haus. And so on. – Gestern die übliche Verlesung des neuesten Goebbelsartikels: «Voraussetzungen des Sieges». Wir siegen, wenn wir moralisch festbleiben; denn wir halten die grossen Faustpfänder, und der Gegner hat nur unscheinbare Randerfolge.

[...]

Ich gab Eva heute eiligst Tagebuchblätter für Pirna mit; mir fehlt aller Zusammenhang meiner Notizen, von einem wirklichen Arbeiten kann also auch aus diesem Grunde keine Rede sein.

Sussmann hat seinen letzten Briefen eine ganze Reihe von Feuilletonausschnitten beigelegt. Ich komme gar nicht dazu, alle zu lesen.

26. Juli, Montag Nachmittag

Um zehn Uhr etwa erschien Stern; er müsse es uns sofort mitteilen: Durch deutschen Rundfunk kam heute früh der Rücktritt Mussolinis und der Befehl an nach Italien zurückkehrende Urlauber, sofort in ihre Garnison zurückzureisen. Eigentümlich, wie ungenau kalt mich nach wenigen Augenblicken die ungeheure Nachricht liess. Sie ist wirklich ungeheuer und wahrscheinlich entscheidend – aber wie viele Nachrichten haben wir in diesen Qualjahren, von Röhms angefangen, für entscheidend, für den Anfang vom Ende gehalten und sind immer wieder enttäuscht worden. Und jetzt? Warum soll Deutschland sich nicht noch Jahr und Tag auch ohne Italien halten? Und wenn nun jetzt ein Pogrom einsetzt? Und wenn ... es gibt so viele Möglichkeiten, enttäuscht zu werden, und ich bin so stumpf. Wir erwogen lange Zeit alles mit Stern, und als er gegangen, kam mit der gleichen Nachricht Herbert Eisenmann, und wieder wurden die gleichen Gedanken durchgekaut, und eine wirkliche Freude und Zuversicht stellte sich nicht ein. –

Ich musste dann trotz grosser Hitze in die Stadt, ein für Eva verschriebenes Magenpulver bestellen und den Luftpostbrief an

Sussmann aufgeben Das Magenpulver ergab Schwierigkeiten in der sehr judenfreundlichen Stephanienapotheke. 200 Gramm? Unmöglich! Man wolle sehen, zum Nachmittag ein Teilquantum fertigzustellen, die Ware sei allzu knapp. Auch könne man keine Schachtel geben, nur eine Tüte. Ich dankte sehr für die grosse Gefälligkeit – denn worauf hat ein Besterner Anspruch?! – und muss nun noch einmal hin. Auf dem Rückweg war ich einen Augenblick auf dem jüdischen Friedhof. Auch dort wusste man schon, was ich wusste, aber nicht mehr, auch dort wollte man sich freuen und getraute sich keiner Freude, weil die Möglichkeit erneuter Enttäuschung und die Möglichkeit eines Schlusspogroms auf allen lastete. Dazu herrschte die übliche Zwiststimmung zwischen Steinitz einer- und Magnus und Schein andererseits. [...]

27. Juli, Dienstag gegen Abend

In der Nacht unter uns vieren freudig erregte Stimmung: Das Ende sei nun abzusehen – noch sechs bis acht Wochen etwa! Man tippte auf Militärdiktatur. – Ratlos und ungeschickt sind Presse (und wohl auch Radio) gestern und heute. Auf der einen Seite verwischt und verschweigt man geradezu schamlos. Nebenbei, in unauffälligem Druck, wird mitgeteilt, dass der «Ministerpräsident Benito Mussolini, man dürfe wohl annehmen aus Gesundheitsrücksichten» Rücktritt erbeten und vom König bewilligt erhalten habe und dass Marschall Badoglio sein Nachfolger sei, als handle es sich um einen üblichen und belanglosen «Regierungswechsel» – so die Überschrift, die nicht etwa in der Headline steht – in einem parlamentarischen Staat; wiederum druckt man die Erlasse Badoglios ab, die unbedingt auf Revolution, Militärdiktatur, absoluten Umschwung schliessen lassen; man druckt die Aufrufe des Königs und des Marschalls, in denen die Worte Endsieg, Verbündete, Achse, Deutschland gänzlich fehlen und die völlig defätistisch klingen (der des Königs wie eine Leichenrede!), sogar halb fett, und man hat kein Wort des Nachrufs für den Duce. – Absolute Undurchsichtigkeit der Lage. Betonung, dass die Regierung in den

Quirinal verlegt, dass der König «in feierlicher Stunde» – wieso feierlich? – den Oberbefehl über das Heer übernehme. Worte Badoglio: «Der Krieg geht weiter.» Aber nichts von Sieg, von Gemeinsamkeit mit Deutschland. Nur: «Wir halten unserm Wort die Treue.» Welchem? Wer kämpft heute in Italien gegen wen? Auch dort gibt es doch Heer und SS (Camicie nere). Wo steht das Volk? Wo das Königshaus? Wo sind der Duce und seine Partei? Weshalb ging er? Nichts ist klar. Und so lässt sich kein Rückschluss auf die neue deutsche Situation ziehen. – Die Nacht war schwül und anstrengend, der Tag brachte wieder nur Schlafminimum und Herzbeschwerde. Ich las Dinter zu Ende, ein paar Seiten Dwinger vor.

29. Juli, Donnerstag Nachmittag

Absolutes Nichtwissen. In der Presse ist vom Duce nicht mehr die Rede – und dabei ist heute sein sechzigster Geburtstag, ich weiss es aus einer Buchanzeige des «Reichs» oder der «Frankfurter Zeitung», die eine deutsche Mussolinimonographie vor Kurzem rühmte [...] Natürlich wimmelt es von Gerüchten und geheimen «Tatsachen»: Aus einer grossen Buchhandlung hier sind nicht nur die Bilder des Duce, sondern auch Görings entfernt worden. «Hermann» ist in Schweden, in der Schweiz, erschossen; Emmy ist in Schweden, in der Schweiz, sie hat auf Hitler geschossen, sie hat seinen Chauffeur erschossen ...

Gestern Mittag, während ich schlief, zum erstenmal hier Tagesfliegeralarm. Nur für kurze Zeit und ohne Folgen.

[...]

30. Juli, Freitag, 20.30 Uhr

Stern erschien eben: Nachtschicht heute und morgen fallen wegen Warenmangel aus. Morgen früh «Arbeitseinsatz» («Kräuter einsacken») am König-Albert-Hafen: Davon bin ich dispensiert, weil ich mehr als sieben Kilometer Weg hätte und so rasch keine Fahrerlaubnis bekommen kann.

1. August, Sonntag gegen Abend

Seit Sonnabend Nachmittag den Tod vor Augen. Karte der Gestapo: «Aufgefordert, sich Montag den 2.3.43, 7.30 Uhr Bismarckstrasse 16, 3. Stockwerk, Zimmer Nr. 68 einzufinden. Sachbetreff: Befragung. Lagergut betreffend. Transport- und Lagerhaus-AG.» Ich sprach gestern mit Jacobi und Steinitz: Dass man den Grund der «Befragung» angibt, sowie das Zimmer 68, soll auf geringere Gefahr hinweisen. Aber Genaues ist darüber nicht zu sagen, und wenige «Befragte» sind noch heimgekommen. Vielleicht will man nur die Möbel, vielleicht mein Leben. Ich habe mich bisher erfolgreich bemüht, die Haltung zu bewahren. Ich habe über die Angst der Kreatur hinweggearbeitet. Die «Sünde wider den Geist» ist schon notiert. Auch hatten wir vor- und nachmittags Besuch, erst Glaser, dann Lewinsky. Ich sagte beiden nichts von dem Bevorstehenden.

Vielleicht ist dies meine letzte Eintragung, vielleicht ist alles verloren, was ich in diesen Jahren gearbeitet habe.

Von Eva will ich keinen pathetischen Abschied nehmen. Wir wissen, wie wir zueinanderstehen. Hoffentlich bewahre ich Haltung bis zuletzt. Vor Eva, vor der Gestapo, vor dem Galgen. Schade, dass mir der Jenseitsglaube fehlt; ich trenne mich so schwer von Eva. Sie selber ist wieder stoisch, aber ich weiss, dass auch ihr Leben im Spiel ist.

2. August, Montag Vormittag, 11 Uhr

Ganz harmloser Verlauf: «Du hast Möbel bei Thamm?» – «Was?» – «Heiratsgut meiner arischen Frau, eine Orgel meiner Frau, fachwissenschaftliche Bibliothek.» – «Kannst du die Sachen nicht anderswo unterbringen? Wir sollen die Lagerräume nach Möglichkeit freimachen.» – «Wenn Sie es anordnen, will ich es natürlich versuchen – aber wohin? Am Lothringer Weg wäre Platz, aber ich weiss nicht, wie lange ich dort bleibe.» – «Naja, erledigt. Kennst du eine Frau Huberti in Pirna?» – «Nein.» – «Kennst du ...» zwei andere Namen, einer davon mir unter den Selbstmördergräbern aufgefallen. – «Nein, ich habe nie der Jüdischen Gemeinde ange-

hört, ich kenne niemanden.» – «Erledigt.» – «Darf ich gehen?» – «Ja.» Das Verhör hatte fünf Minuten gedauert, das Warten eine reichliche Viertelstunde: 7.40 Uhr sah ich die Bahnhofsuhr und das Leben wieder, dem ich mich seit Sonnabend schon recht ent-rückt gefühlt hatte. (Wie fern hatten mir schon die Kriegsnach-richten gelegen und Evas Verabredungen für diese Woche, wie sehr hatte mich Glaser gereizt, der sich von Eva Beethovensona-ten vorspielen liess, die er für seine Schallplattensammlung zum Kauf angeboten bekommen hatte!) Nun war alles Leben wieder mein, alles Interesse wieder da, ich freute mich geradezu auf den Nachmittag bei Schlüter mit Radio und Essen.

Tapfer gehalten habe ich mich diesmal wirklich, vielleicht war es auch nur Stumpfheit. Es kam diesmal bei mir nicht einmal zu ernstlichem Herzklopfen, zu eigentlichen Angstzuständen. Dabei graute mir vor der Gefängniszelle, vor wochenlanger Haft, vor Er-mordung. All das lag ungeheuer nahe. –

Die Behandlung in der Bismarckstrasse ähnlich wie vor zwei Jahren. Der Portier ganz sachlich: «Da hinter der Treppe warten.» Ein Gestapokerl neben dem Schalter: «Scher dich nach hinten, du Schwein!» Oben in dem «milderen» Zimmer 68 ein langer Subal-ternbeamter am Schreibtisch ziemlich sachlich, nicht aggressiv, ein kleiner Kerl in der Tür höhnisch und grob. – «Du warst wohl noch nicht hier, dich haben sie vergessen? Du hast laut und deut-lich zu sagen: ‚Ich bin der Jude Victor Israel Klemperer.‘ Jetzt gehst du heraus und sagst es ...» Geschieht. – «Was warst du frü-her?» – «Professor? Hast zwanzig Semester studiert! Sieh mich nicht mit so dummen Augen an, sonst hau ich dir eine, dass du Pfingsten nicht von Ostern unterscheidest.» – «Warst du im Kriege?» – «Kriegsfreiwilliger? Mit Auszeichnungen?» – «Bay-risches Verdienstkreuz mit Schwertern.» – «Nicht einmal das Ei-serne Kreuz als Kriegsfreiwilliger?» – Ich stehe dicht vor der Tür, er will hinaus, stösst mich mit seinem Notizbuch in die Seite, dass ich ein wenig gegen einen Seitenriegel falle, stösst mich mit ei-nem Ruck ins Kreuz dichter an den Schreibtisch des Fragers. Aber

diese Püffe sind mehr scherzhafter Art, so scherzt die Gestapo. Als ich gegen neun Jacobi den versprochenen kurzen Bericht gebe, sagt er: «Das war der Obersekretär Müller, der Sie angepflaumt hat. Ein gutes Zeichen für die Harmlosigkeit Ihrer Vernehmung. Im Ernstfall sind die Leute todernst. – Nichts erzählen, besonders keinem den Namen der Frau in Pirna. Wahrscheinlich waren Sie derentwegen hinbestellt. Kommt es heraus, dass Sie davon erzählt haben, so bestellt man Sie noch einmal, und dann geht es Ihnen schlechter.» –

[...]

Ad vocem Gestapo: Ich hatte mit Eva genau verabredet, was ich über unser Lagergut im einzelnen aussagen würde. Wir fürchteten, die Leute könnten eine Transportrechnung kennen über Sachen, die Eva 1940 an Annemarie geschickt. Nichts von allem wurde erwähnt.

Ad vocem Scherze der Gestapo: Sie waren Anfang der Woche auf dem jüdischen Friedhof, belegten die Gemüsefelder des Reservestreifens mit Beschlag, fanden etwas Kohl von dort in Scheins Aktentasche. Einer zog den Revolver: «Ich könnte dich erschiessen, da hättest du dein Grab zur Hand. – Ihr stehlt alle wie die Raben!»

Eva sagte, als ich wieder zu Haus war: «Aus dem Schützengraben zurück, proprio!» Ich: «Aus einem besonders dreckigen!»

[...]

5. *August, Donnerstag früh nach sechs Uhr (und später)* [...] Gehoben fühlte ich mich trotz der Strapazen diese Tage über einerseits durch den ständigen frischen Vergleich mit dem, was hätte sein können, wenn die Gestapo mich nicht mehr freigab, und durch die ständige Hoffnung auf das nahe Ende – es sieht ja wirklich so aus, als sei es nahe, denn noch immer wird man über die italienische Affäre im Unklaren gehalten (jeder Beschwichtigungsversuch und jede Aufklärung fehlen, jede Verbindung zwischen der neuen italienischen und der deutschen Regierung scheint zerschnitten, im letzten

«Reich» soll *kein* Artikel von Goebbels stehen), und im Osten geht die russische Offensive immer weiter.

[...]

8. August, Sonntag Vormittag

Seit vielen Wochen liegt bei mir ein (von Lewinsky irgendwo erworbenes) Heft: «Ausgewählte Gedichte, als Privatdruck für seine Freunde herausgegeben zu seinem 50. Geburtstag von Julius Bab.» (Vorwort vom 11.12.30.) Im Vorwort Babs fasst mich eine Konfession an, die die meine sein könnte. Er wisse, schreibt er, seine Gedichte seien besser als manche rite publizierten, er wisse auch um die Ehrlichkeit seiner Verse. Aber als Kritiker – «ich halte nämlich etwas von meiner kritischen Begabung» – wisse er auch, dass seine «Verse nicht die einzigartige Kraft der völlig neuen Melodie besitzen», dass sie «im heimlichen Untergrunde doch nur von der Musik grosser Vorbilder leben». Die Vorbilder dieser etwa 40 Gedichte sind wohl im Wesentlichen George und Hofmannsthal, mir also zu künstlich und pretiös, bisweilen auch wohl schlicht naturseelig romantische Deutsche wie Mörike, mir also für einen jüdischen Kritiker zu kostümhaft. Ich will hier nur notieren, was zum Thema jüdisch-deutsch gehört. [...] Bab überschreibt ein Gedicht «Deutschland 1914», das nächste: «Deutschland –! (Nach fünf Jahren abermals)», hier am Schluss das Datum «Weimar 1919». Beide Gedichte, voll leidenschaftlicher, verzweifelter Liebe zu Deutschland, beginnen mit der gleichen Strophe: «Und liebst Du Deutschland? Frage ohne Sinn! / Kann ich mein Haar, mein Blut, mich selber lieben? / Ist Liebe nicht noch Wagnis und Gewinn?! / Viel wahllos tiefer bin ich mir verschrieben / Und diesem Land, das ich, ich selber bin.» Er führt aus, wie er ganz aus Deutschem gemacht ist: «Was wär ich, dürft ich nicht mehr Deutschland sein!» Im zweiten Gedicht: «Ich kann mit Gott nur eine Sprache sprechen! / Ich kann vor keinem andern Gotte knien!» – Wie gesagt: Die vorbildliche Melodie mag ich nicht – aber im Gefühl stimme ich hier ergriffen überein.

Und genau das gleiche gilt von der Distanzierung in dem Doppelgedicht: «Der Jude.» Teil 1: «Ein Junger spricht.» Er möchte der Herrenmensch sein, der unbefangen stolze; er kann diese Haltung nicht erzwingen – «Der hundert Ahnen scheue Knechtsgebärde / zieht mir die Schultern bleiern hin zur Erde.» Teil 2: «Ein Alter spricht.» «Lockt sie dich noch, die fremde Rittergeste? ... Sie sind so jung, sieh lächelnd auf ihr Treiben ... Sie sind noch jung – sie werden es nicht bleiben ... Du weisst – du weisst! – und deine Hände wühlen / in einem Schatz, den aller Menschen Fühlen / Gehäuft hat in millionenfacher Stunde.» – Deutscher also, und doch nicht Deutscher, nicht kindlich-naiv, nicht «Mutmensch» nicht Eiferer *einer* Sache, immer um das Gegenteil und das Recht des Gegenteils wissend.

[...]

12. August, Donnerstag Spätnachmittag

Die unregelmässige Frühschichtwoche sieben bis sechzehn Uhr mit zwei halben Stunden Pause um neun und halb eins, einmal mit Überstunde bis siebzehn Uhr. Im Packraum des ersten Stockwerks am Dienstag Natriumtüten zu je 180 Gramm gefüllt, ähnlich wie ich vordem Tee füllte, nur dass dies Zeug (Bestandteil eines Heilbades) heftig alle Schleimhäute reizt. Am Mittwoch ebenso friedlich begonnen. Während der ersten Pause erschien Schlüter, redete leidenschaftlich, eine Kommission aus Berlin werde am Montag über die Fortexistenz seines Betriebes entscheiden, bis dahin müssten die verräucherten und verfallenen Räume geweisst sein; Handwerker seien nicht zu haben; wenn wir ihn unterstützten, würde er uns Treue halten!

14. August, Sonnabend Nachmittag

Ich schief über der vorigen Notiz vor Müdigkeit ein, ich bin diese ganze Woche vor Erschöpftheit nach dem Dienst zu keiner Lektüre, keinem Vorlesen gekommen. Immerfort bis vier, einmal bis fünf Uhr, nur heute, Sonnabend, bis halb ein Uhr schwere physische An-

strenge. Alles galt dem Potemkinschen Dorf, das Schlüter der Berliner Kommission am Montag vorführen will. Die Partei hier hat ihm wegen sanitärer Bedenken den Betrieb zum 31. 8. geschlossen; er hat das übergeordnete Wirtschaftsministerium angerufen, und nun in der Zwischenzeit wissen ihm der Allerweltsmensch und Goebelsdoppelgänger Neufels zusammen mit ein paar andern sämtliche Räume – mögen die alten Flecken am Dienstag wieder durchschlagen! –, und wir andern von der Judengruppe schaffen mit schwerem Schleppen in den überhäuftten Kellern eine Ordnung, die ebenfalls am Montag fertig sein und bis Dienstag vorhalten muss. Es ist ein endloses Um- und Aufstapeln von Säcken, unterbrochen vom Ein- und Ausladen ständig bewegter neuer Waren und Vorräte. Alles hilft mit, der Chef in Hemdärmeln, der Disponent Schnauder ebenso, einmal in einer Kette auch der etwa achtzehnjährige Sohn Schlüters. Der allgemeine Umgangston freundschaftlich, fast kameradschaftlich – ganz unantisemitisch. Einmal, in den heissen Tagen – jetzt herrscht Gewitterkühlung – kam Schlüter mit vollen Selterflaschen für unsere Gruppe, Bier sei nicht aufzutreiben. Es wäre fast vergnüglich, wenn es nicht das Herz überanstrengte und die Freizeit durch Übermüdung aufhobe. Ob die Aktion Erfolg haben wird, bleibt fraglich. Wahrscheinlich ist von hiesiger Seite das Hygienemeckern Vorwand gewesen (LTI: Seit wann «meckern»?). Schlüter ist als alter Stahlhelmer unbeliebt, Hirschel sagte mir einmal, er habe bereits gegessen. Und nun mag er einen Neider in der Partei haben. – Schlüter ging heute durch die halbfertigen Räume und sagte ernsthaft und eifrig zu Schnauder: «Ehe ich es vergesse, wir brauchen noch ein halbes Dutzend Hitlerbilder, es hängen nicht *überall* welche!» (In unserm Teefüllraum hingen Hitler und Mussolini; der Duce wird ja nun wohl verschwinden.) [...] Ein wilder Kriegsbetrieb in primitivster, unhygienischster, dreckstrotzendster Hülle und Form – aber der humanste Chef, gegen Arier und Nichtarier gleich human und weitherzig in Lohnzahlen, Urlaubgeben usw. «Der erste Schinken, den ich einkaufen kann, gehört Schlüter», sagt Konrad, der mit Fleischwaren gehandelt hat.

15. August, Sonntag Abend

[...] Eva war heute bei Frau Richter (Firma Schrapel), der sie ein paar Kinderhemdchen für das Neugeborene gemacht hat. Die Frau war zuversichtlich. Der Mann sitzt seit drei Monaten in Untersuchungshaft – irgendeine politische Denunziation, von der Gestapo geholt, mehr sei nicht zu erfahren. Sie darf ihn in Gegenwart eines Beamten alle vierzehn Tage sprechen. Verhandlung soll Mitte oder Ende September sein. Bis dahin, sagt Frau Richter, die auf Eva besten Eindruck machte, breche das Regime zusammen, das sei gewiss. –

[...]

17. August, Dienstag gegen Abend

Eva hatte heute besonders heftige und anhaltende Schmerzen. Ich misstraute Annemarie, liess sie noch einmal zu Fetscher gehen, dem neulich Verreisten. (Mein viel jüngerer Kollege von der TH her; später galt er als Judenfreund, einmal liess er mir durch Kätschen Voss anbieten, Manuskripte bei ihm zu verbergen, dann wurde ihm die Behandlung von Juden durch Gestapo verboten. Ich weiss mich seiner Person nicht zu erinnern.) Er hat Eva untersucht, es scheint Magensenkung, durch Abmagern entstanden, vorzuliegen; es soll ein Röntgenbild gemacht werden, sie ist eben zu dem Röntgenmann unterwegs. Ich war recht beunruhigt, fühle mich nun freier. Fetscher legte Eva sofort die Hand auf die Schulter und sagte: «Es geht zu Ende.» Er erzählte ihr dann, welch ein Warenlager von Judensachen – Möbel, echten Tee, Geld – er in Aufbewahrung und Kommission gehabt. Er sagte von dem Röntgenarzt, an den er sie wies, er sei «ein anständiger Mann». Er liess mir erneut anbieten, meine Manuskripte bei ihm zu sichern.

Der gestrige Montag hatte Ähnlichkeit mit dem der vorigen Woche: Dienst bis elf Uhr, dann zu Simon, dann zum Essen bei Glasers. Wir standen, nach Rückkehr der Urlauber in grosser Zahl, in den Kellerräumen herum, es gab nichts zu tun, man fingierte Arbeit wie beim Militär. Die Stimmung war gemischt. Froh, weil

aus englischem Rundfunk (Jacobowicz!) Kampf um Charkow gemeldet wurde, aus Berlin – Briefe und Gerüchte über Panik beim Erscheinen englischer Flieger, die wohl nur Kundschafter waren; die Panik habe stellenweise zu regierungsfeindlicher Demonstration geführt. Unfroh, weil man trotz des Potemkindorfes die Schliessung des Betriebes fürchtete. Darüber werde ich nun heute Abend Näheres erfahren – Simon bestätigte und verriesenfachte die Jacobowicz-Nachricht. Nach *seinem* Engländer waren die Russen schon in den Strassen des umzingelten Charkow, und die Flucht der Deutschen durch die einzig noch freie Strasse nahm bereits «groteske Formen» an. Glaser wollte von alledem nichts wahrhaben und glaubt noch immer an die deutsche Unbesiegbarkeit. [...] –

Auf dem Heimweg kränkten mich Beschimpfungen eines gutgekleideten, intelligent aussehenden Jungen von etwa elf, zwölf Jahren. «Totmachen! – Alter Jude, alter Jude!» Der Junge muss doch Eltern haben, die das unterstützen, was ihm in der Schule und bei den Pimpfen beigebracht wird. –

[...]

Auch hier in Dresden herrscht Angst vor englischen Fliegerangriffen. Hamburg, dessen Flüchtlinge zahlreich hierherkommen – Frauen im Nachthemd, nur einen Mantel darüber –, wirkt auf alle verstörend. Ich sehe es an unserm Portier. Die Juden sagten: «Jetzt wissen auch die Arier, wie uns zumute ist, wenn man uns so nackt heraustreibt!» – Frank schob mir ein Dutzend Sandtüten zu, von denen es bei Schlüter reichlichst viel, in den Läden keine mehr gibt. Sand soll im Garten hier zu finden sein. –

23. August, Montag Vormittag

[...]

Am Donnerstag fand ich alles in grosser Aufregung: Ein Beauftragter des Arbeitsamtes hatte achtzehn Frauen mit unmittelbarer Wirkung abgemustert und an eine Sackfabrik überschrieben; er sagte, er komme Montag (heute) wieder, um weitere zwanzig zu

holen, überhaupt werde dieser Betrieb aufgelöst, und «alle» kämen anderwärts hin. Daraufhin herrschte besonders bei den Juden grosse Niedergeschlagenheit, denn wir können es *nur schlechter* treffen, und die wahrscheinlich drohende Kartonagenfabrik ist besonders verrufen. Am Freitag hob sich die Hoffnung wieder um ein Geringes. Schlüter kam und erzählte Konrad in meinem Beisein, die neulich ausgebliebene Kommission aus Berlin werde nun doch am 23. (also heute) eintreffen und endgiltige Entscheidung, vielleicht einen Aufschub, bringen. Er setzte hinzu: «Ich schlafe manchmal *noch schlechter* als Sie, meine Herren.» Eigentümlich, wie er *uns* zu seinen Vertrauten macht. Eigentümlich, wie sich in ihm humanste Gesinnung und ziemlich skrupelloses Kriegsgeschäft vertragen. (Von dem ihm allerdings überaus viel weggesteuert wird – aber es muss doch manches hängenbleiben.) [...]

Nachmittag gegen achtzehn Uhr

Simon und Glaser absolviert, im Mantel unter Regen – eine grosse Anstrengung. Bei Simon wurde ich fertig (eine Wurzelbehandlung), er schwätzte wie immer, ohne Neues zu wissen. Bei Glasers friedliches Mittagbrot und die Zigarre, die ich eben jetzt, nach einer Weile Schlaf, rauche, ganz wie an den letzten Montagen. [...]

Ich sagte zu Konrad, der vielen Ärger als Obmann in sich hineinschlucken muss: «Sie sind hilflos, weil Ihrer Autorität jede angemessene Ordnungsstrafe fehlt. Wenn Sie ein Vergehen rügen, eine Insubordination melden wollten, so stünde auf alles und jedes gleich und einzig der Tod, denn jede Bagatelle führt in die Klauen der Gestapo und damit in den sicheren Tod.» (Ins Gefängnis und von da zum «Selbstmord» oder zum «Fluchtversuch» mit Erschiessung oder nach Auschwitz mit verschiedenen Todesursachen.) – Es wird übrigens behauptet – ich glaube es nicht, habe es mindestens neulich auf der Gestapo nicht bemerkt –, dass die Behörden – sogar die Gestapo! – neuerdings etwas glimpflicher mit den Juden umgingen: Die Subalternen begannen die vengeance en marche zu fürchten. Im Volk sei ein Stimmungsumschlag in dieser Hinsicht bereits deutlich zu spüren. Charakteristisch sei das Ver-

halten eines gewissen Leuschner, eines sehr judenfeindlichen Kaufmanns, der im Gemeindehaus wohnt, der bisher das brutalste Benehmen gehabt und einige Juden buchstäblich «auf dem Gewissen habe»; er spiele neuerdings den Judenfreund, «auch die Juden, habe er erklärt, seien für ihn Menschen» usw. Eisenmann sen., sonst sehr pessimistisch, erzählte es mir gestern Abend im Garten, dazu den Churchill-Helena-Witz und einige entsprechende Erlebnisse auf der Strassenbahn. (Er tritt versehentlich einem Herrn auf den Fuss und bittet um Entschuldigung, worauf ihm der Getretene wortlos auf die Schulter klopft. Eine Schaffnerin sagt: «Kommen Sie doch in diese Ecke, da zieht es weniger» ... Ein Arbeiter: «Müsst ihr immer noch den Lappen (sc. stellam) tragen?» Ein anderer: «Na, Kamerad, Mut! Der eine von den Hunden (sc. Duce) ist ja nun weg!» Ich: «Aber die Kinder auf der Strasse quälen mich mehr als früher.»)

Als Milderung wird auch begrüsst, dass dieser Tage die arischen Frauen nichtprivilegiertes Mischehen eine reguläre Haushaltkarte und damit Anrecht auch auf «Mangelware», wenigstens für ihre Person, erhielten. Als erstes Ergebnis wurde eine Sardinenbüchse sehr gefeiert. Übrigens steigt die Essnot. Die Kartoffelernte soll ungünstig ausfallen, eine strengere Rationierung der Kartoffeln bevorstehen.

[...]

25. August, Mittwoch Nachmittag

[...] Gestern erfuhr ich Neues und Günstiges über die Schlüterangelegenheit. Der Berliner Oberbonze hat entschieden, dass der Betrieb einen Abwicklungsaufschub von vorläufig zwei Monaten erhält bei Verringerung des Personals. Die Juden werden diese Zeit über – und wer wird jetzt weiter hinaus planen? In ausgeschlafenerem Zustand scheinen zwei Monate überhaupt zu genügen (enzyklopädisch gesprochen!) –, die Juden werden zum grössten Teil bleiben, entfernt werden höchstens die physisch oder psychisch «unerwünschten» (LTI der Anfangszeit: «Juden unerwünscht!») – also Levy, Joachimsthal, Witkowsky, vielleicht

Berghausen. Wir andern kommen nur noch in Misch- oder Schneidetätigkeit, d.h. wir erhalten für solche «Sc/iwrarbeit» ständig die «Langarbeiterkarte». Die Mehrzahl von uns wird freilich nach der weniger beliebten Mackensenstrasse versetzt, aber es ist sehr möglich, dass ich in der mir bequemer gelegenen und weniger überwachten Wormser Strasse bleibe. (In der Mackensenstrasse herrscht der gefürchtete Meister und Halbchef Hanschmann.) [...]

26. August, Donnerstag Nachmittag

[...]

Gestern die Nachricht, dass Himmler das Ministerium des Innern erhalten hat. Der Radikalste also, der berüchtigste Bluthund der Partei, der Polizeiführer, der Göringgegner, der Exponent der eigentlichen Blutrichtung! Wie muss es in Deutschland aussehen, wenn man den Henker (...) zum Minister des Innern macht! [...] Fetscher meinte, ja, es sei ein sicheres Omen, aber schnell werde das Ende nicht kommen. Er erzählte als neuesten Witz: «Wer zehn neue Leute für die Partei wirbt, darf aus der Partei austreten; wer ihr zwanzig neue Leute zuführt, erhält eine Bescheinigung, dass er ihr nie angehört hat.»

31. August, Dienstag Vormittag

[...]

Geht es dem Ende zu? Gestern die sichere Nachricht – deutscher Rundfunk – vom Fall Taganrogs: Ist das ein wichtiges Zurückweichen? Die verschwommene Nachricht, teils aus deutschen Zeitungen, teils aus Radebeul, über skandinavische Krise. Ich selber konnte nichts lesen oder im Radio hören. Es heisst supergiü: Aufruhr in Dänemark, König gefangen; schwedische Fischerboote von Deutschen versenkt. Was folgt aus alledem, wie ist es zu bewerten? Im Betrieb verlacht man meinen «Optimismus». D'altra parte: Frau Winde schickt mir dieser Tage ein Fahrrad, damit ich, falls es unruhig wird, rasch Dresden verlassen könne,

und Eva meint, die Abmachung mit Richter bestehe nach wie vor.

—

[...]

2. *September, Donnerstag Mittag*

Gestern seit Langem der ödeste Tag bei Schlüter. Erbarmungslos eintöniges, ununterbrochenes Teefüllen, 100 Gramm zu 100 Gramm in infinitum. Neben mir Feder an der Waage. Schleichende Uhr. Das Radio: Störung, Schwund, Gedudel. Ein halbes dutzendmal dieselben verlogenensten und verschwiegensten Heeresberichte wiederholt, einmal in tödlicher Langatmigkeit für die Front *diktirt*. Der vomächtliche Angriff auf Berlin bagatellisiert, im Osten zerschossene Panzer der Sowjets gezählt, italienische Berichte *comme si de rien n'était*. Man könnte verzweifeln und an ein volles fünftes Kriegsjahr glauben.

[...]

4. *September, Sonnabend*

[...]

Vor dem Gehen hörte ich gestern im Radio den Heeresbericht: Englische Truppen in SW-Calabrien gelandet; deutsche *und italienische* Truppen im Kampf. Ich konnte mich nicht so recht freuen; es geht alles allzu langsam. Wenn der Krieg allein entscheiden soll, kann er noch Jahre dauern. Zumal die russische Offensive nächstens Herbstpause machen muss. Sehr hässliches kaltes Regenwetter erinnert uns daran.

[...]

9. *September, Donnerstag Nachmittag*

Morgens beim Rasieren knickte ich im Stehen schlafend zusammen, fiel mit den Händen auf den Elektrotopf, verschüttete heisses Wasser auf die Filzdecke, es drang durch und ruinierte die Politur des Flügels. In der Nacht hatten wir beim Mischen über Italien

gerätselt, ich sagte, es *müsse* in nächster Zeit aufhören. Als ich das Frühstück vorbereitete, kam Frau Rasch: «Wissen Sie schon, Herr Professor, *der Italiener* hat kapituliert! (*sic*) Er soll schon am 3. September unterschrieben haben, es steht im ‚Freiheitskampf‘, Herr Milke hat ihn heraufgenommen.» [...] Ich lief nach oben, gab die Nachricht ins Badezimmer an Eva weiter. Ich fing Frau Rasch noch einmal im Garten ab: «Wissen Sie nichts Genaueres? Es ist so ungeheuer wichtig, die wichtigste Nachricht seit dem 3.9.39 (Kriegsbeginn Englands und Frankreichs, für das 3. Reich *der* Kriegsbeginn, denn am 1.9.39 machte Deutschland nur einen ‚Gegenangriff‘ auf Polen!) Wirklich der 3. September 43? Der gestrige Heeresbericht schreibt doch noch von den Kämpfen der deutschen und *italienischen Truppen* in Calabrien.» – « Ich kann nicht mehr sagen, Herr Professor, Herr Milke hat die Zeitung heraufgenommen. Sie sollen schon am 3. September unterschrieben haben.» Frau Eisenmann kam in den Keller, ich erzählte es ihr; sie schlug mir mit Tränen in den Augen die Hände auf die Schultern, sie sagte: «Ob Gott doch vielleicht...?» Ich log: «Es sieht beinahe so aus.» Während ich mich zu Bett legte, fuhr Eva in die Stadt auf Kundschaft. Ergebnis: Die Nachricht – Eva sah allerhand Zeitungen auf der Deutschen Bank – steht erst «in einem Teil» des «Freiheitskampfes» unter der Headline: «Feiger Verrat Marschall Badoglios und König Emanuels.» Der am 3. unterzeichnete Waffenstillstand sei auf Verlangen der Anglo-Amerikaner vorläufig geheimgehalten worden. Mehr ist im Augenblick noch nicht zu erfahren. Ich kann mich noch nicht freuen, es ist ja auch mehr als ungewiss, ob nun rasch Weiteres folgt, und ob dieses Weitere nicht zuerst einmal Pogrom heisst. [...]

13. September, Montag Vormittag

[...]

An diesem Donnerstag Abend war ich in meiner Zuversicht doch etwas erschüttert. Dass Deutschland so stark und so weit nach unten, mindestens bis inklusive Rom, sich behaupten würde, hätte ich nicht gedacht. Kamen die andern doch wieder zu spät?

ändern doch wieder zu spät? Am Freitag Abend hörte ich dann von Hitlers Rede (gesprochen am 10. 9., Freitag), las sie am Sonnabend, Eva kaufte das Blatt, was wir sonst nie wagen. (Eva: «Ich hatte nassen Quark in der Tasche. Hätte mich jemand zur Rede gestellt, so brauchte ich das Zeitungspapier, um den Quark zu retten.») Das Überdenken der gesamten Situation liess dann meine Hoffnung wieder steigen: Aus dem Alliierten ist der wütendste Feind geworden; die *ganze* Armee ist fraglos nicht entwaffnet, ein Teil dürfte bei den Engländern kämpfen. Die Entwaffneten müssen durch deutsche Truppen ersetzt werden. Der Vatikan (Pacelli!) wird sich als Gefangener betrachten. Dazu die Wirkung auf Deutschlands innerpolitische Lage. (Himmler!) Fraglos ist die deutsche Situation verzweifelt. Aber wie lange wird sich das Regime noch halten? Immer wieder versichert Hitler, bei uns wird es keinen 25. Juli, keinen 3. September – d.h. Sturz des Duce und Kapitulation – geben! Aber mit dem «Es wird nicht» ist schliesslich nichts getan, und mit dem Henker und Alba der Bewegung als Innenminister regiert man auch nicht auf die Dauer. Im gleichen Blatt, das die Rede bringt, werden zwei vollstreckte Todesurteile wegen Defätismus (*sic!*) und Verrat am Volke mitgeteilt. Wie viele sind vollstreckt worden? Wie lange schreckt man ab? [...]

14. September, Dienstag Vormittag

[...]

Unsere Gespräche bei Schlüter, besonders in der Nacht. Es geht einerseits oft in die Tiefe. Neulich hatte ich mit Feder einen noch gerade freundschaftlich verlaufenen Zusammenstoss. Ich warf ihm, wie schon manchmal, mit Recht Antisemitismus vor, er verallgemeinere seine üblen Chemnitzer Erfahrungen mit Ostjuden. Ich verstieg mich: «Was wäre Deutschland ohne die Juden geworden?» Er nannte das typisch jüdische Überheblichkeit. Wir sahen beizeiten unsere Überreiztheiten und Extremismen ein. Nachts darauf bei der grossen Esspause kam es zu einem allgemeinen Kollegehalten von mir. Gibt es *den* Deutschen, gibt es *den* Juden?

Er, Feder, Lamprechtschüler, verteidige meine Bücher, mein Lebenswerk gegen mich selber. [...]

Frau Winde hat wirklich das Rad ihres Sohnes hierhergebracht und mir einen Schlüssel dazu ausgeliefert. Das Rad soll hier sicherer stehen als bei ihnen (in Bahnhofsnähe) für den Fall eines Luftangriffs; und es soll mir zur Flucht dienen im Terrorfall. –

[...]

15. September, Mittwoch Morgen

LTI. Zwei Leute, wieder zwei!, hingerichtet wegen «Wehrkraftzersetzung».

[...]

Der Zeiger meiner Hoffnungsuhr rückte gestern vom 1.10.43 zum 1.4.44. So stark ist die militärische, so grandios die propagandistische Umbiegung der Italienkatastrophe in einen deutschen Sieg. Die Engländer und Amerikaner haben danach weniger als nichts erreicht, sie haben «einen grossen Aufwand schmähsch vertan», denn in Italien kommen sie nicht vorwärts, sie haben Zeit verloren, die *wir* gewinnen, denn nun werden sie eine grosse Atempause nötig haben, ehe sie an anderem Ort eine «weiche Stelle» im deutschen Ring um Europa anzugreifen vermögen. Das war gestern der Tenor einer Betrachtung des Generalleutnants Sowieso im «Zeitspiegel», er fasste zusammen, was den ganzen Tag durch das Radio lief und was die Presse breittritt. Im Übrigen hatten wir auf Sizilien, wo die Italiener überliefen, nur *eine* Division deutscher Truppen eingesetzt. Und eben jetzt siegen wir bei Salerno über zwei englisch-amerikanische Armeen, und die Befreiung des Duce ist ein allergrösster Sieg, «eine verlorene Schlacht» für den Gegner. – In alledem ist unendlich viel Lüge mit einem Körnchen Wahrheit vermischt, aber alles das festigt den inneren Widerstand, der «Erdrutsch» ist ausgeblieben (Presseschlagwort). – Abends brachte der Schneider Jacobowicz Nachricht vom ständigen Vordringen der Russen, aber das war geringer Trost. –

[...]

16. September, Donnerstag Vormittag

In den letzten etwa vierzehn Tagen wurden dem Schlüter dreimal vom Arbeitsamt grössere Quanten Arbeitskräfte einfach aus dem Betrieb geholt. Frauen unter fünfzig, Männer unter sechzig. Sie kommen in kriegswichtige Fabriken. Willkürlich entweder «vermittelt» oder «dienstverpflichtet». Die zweite Art wird für eigentliche Kriegsbetriebe angewandt, stellt wohl unter strengeres Gesetz, hat aber für den Arbeiter finanziellen Vorteil, denn wenn er vordem etwa 70 Pf Stundenlohn erhalten hat und am neuen Ort nur 60 bekommt, so zahlt ihm der Staat die Differenz als «Ausgleich». Dagegen fällt bei den «Vermittelten» der Ausgleich fort; eine Reihe der Schlüterfrauen kam in wesentlich ungünstigere Lohnverhältnisse. Zufall der jeweiligen Gruppenverwendung – Einwände bleiben unberücksichtigt. Für den Rest der Schlüter-Belegschaft, insbesondere auch pro judaeis, ist nun für heute vierzehn Uhr Generalappell in der Mackensenstrasse angesetzt zur «Neueinteilung der Arbeit». (Wovon bei wechselnden Gerüchten schon längst die Rede war. Ich sehe dem mit mehr Hoffnung als Furcht entgegen.) – Konrad, der gut informierte, erzählte: Schlüter gebe 85 Prozent seines Gewinns als Steuern ab, behalte aber als jährlichen Reingewinn immerhin mindestens 30'000 M.

[...]

Beachte sehr die gestern notierte «Wehrkraftzersetzung» als Basis eines Todesurteils! «Kraft» – nicht «Macht», also nicht etwa eine verhetzende Tätigkeit im Heer, sondern etwas ganz Allgemeines. Die kleinste «defätistische» Äusserung genügt. – [...]

17. September, Freitag Vormittag

Lugubre. Die Stimmung gestern wie heute, das Herbstwetter, die Kriegslage, die Neuordnung meiner Fabrikarbeit – alles so deprimierend und düster wie möglich. Fast auf den Tag (Beginn 19.4.) fünf Monate war ich in der Wormser Strasse, und sie war mir zum gewohnten Stall geworden. – Gestern beim «Appell» in der Ma-

ckensenstrasse wurde alles auseinandergerissen und damit einander so rasch entfremdet wie unter ähnlichen Umständen in Kasernen und Schulen. Schlüter, der Chef, sass an einem Tischchen im Arbeitsraum der Mackensenstrasse, die Arbeitsbücher vor sich, die Juden zu seiner Linken, die Arier zu seiner Rechten, und «teilte ein». Von den Juden kamen die krüppelhaftesten zum «Hofdienst» (Aufräumen, Kehren), die Schwächeren zum Mischen, die Starken zum gefürchteten, nimbus- und staubumgebenen Schneidedienst. Dorthin kam auch ich. Fremde, zum Teil unsympathische, zum Teil unheimliche Gesichter. Gegen vier waren wir, die alten «Wir», wieder in der Wormser Strasse, sollten noch füllen, und zwar *Kräuterbäder* in grosse Tüten zu 375 Gramm, brachten noch etwa zwei Dutzend davon zuwege, standen herum wie in einer Kaserne, wurden uns deutlich und zusehends fremder, langweilten uns bis nach neun Uhr, liessen das Radio ein letztes Mal laufen. – Ich nähme das alles nicht tragisch – Vor- und Nachteile des Neuen halten sich die Waage, das Herdengefühl kommt rasch wieder –, wäre nicht die erneute Zertrümmerung meiner Schlusshoffnung. Es scheint, als würden die Engländer bei Salerno ins Meer geworfen – Welch ein Triumph für Deutschland, welche Stärkung des Regimes, welche Verlängerung des Krieges! –

Heute um zwei Uhr das erstmal Schneidedienst. Jetzt in den Notizen zum Goebbels weiter.

27. September, Dienstag Nachmittag

Der von Strelzyn, dem Goldschmied, geliehene Wecker klingelt um halb vier – heute hätte er es nicht nötig gehabt, denn gleich darauf begann ein halbstündiger, wieder folgenloser Fliegeralarm, wahrscheinlich Rückkehrern von Berlin geltend. Um Viertel sechs bei Dunkelheit, die in erstes Dämmern übergeht, luna calante hoch am Himmel, zur Mackensenstrasse. Heute standen schwarze Menschenhäufchen an den Haltestellen: Nach dem Alarm stockte noch der Tramverkehr. Bei Schlüter Umkleidung in einem unwirtlichen Kellerraum mit Garderobenenge und einer unappetitlichen

Waschgelegenheit, einer langen gemeinsamen Rinne mit einer Reihe von Wasserhähnen darüber, einem Podium davor. Ich wasche mich dort nicht, wechsele aber das Hemd. Die Arbeit ist kaum schwerer oder unsauberer als in der Mischschicht der Wormser Strasse. Nur eben in allem fabrikmässiger. Das Stampfen der Schneidemaschinen (an einen Schnellzug erinnernd), das heulende Brausen der grossen Exhaustormotoren, die wie riesige Lampenglocken aussehen, das Klirren der Schwing- und Siebmaschine tönt zusammen und füllt den Raum; man muss schreien, um sich verständlich zu machen. Es ist staubig, der Staub wölkt, mein Augenschutz beschlägt, ich sehe die Gestalten und die elektrischen Lampen verschleiert: Eine gewisse Romantik, stärker als in der Nachtschicht der Schlüterstrasse, eine gewisse Maskerade der Fabrikarbeit, Maskerade für meine Person, wirkt tröstlich und zeitbeschleunigend; genauer: wirkte so, denn schon lässt der Zauber nach, und die Öde bleibt. Ich stehe an der Schwingmaschine. – Die Schneidemaschine neben ihr bestimmt das Tempo der Arbeit. Lläuft sie auf vollen Touren und einer der arischen Vorarbeiter bedient sie, dann kann ich nur mühsam mit und gerate in Schweiss – aber dann ist das Dasein auch am erträglichsten und die Zeit am beflügeltesten. Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen: Was die Schneidemaschine ausspuckt, schaufelt mir gegenüber Strelzyn in einen Trichter; durch drei übereinanderliegende Siebe geschüttelt, tanzt und fliesst es auf mich in drei gesonderten Strömen; zwei Gefässe fangen die groben und die ganz groben Rückstände auf, das dritte alles Feingeschnittene. Ich spanne einen Sack in ein Holzgestell, fülle ihn, etikettiere ihn, schnüre ihn zu, schleppe ihn ab; zwischendurch schaufle und schütte ich die Rückstände zum nochmaligen Schneiden auf den Holztisch neben der Schneidemaschine. Dort ist ein Mann ständig damit beschäftigt, mit Schaufel oder Kohlengabel die Kräuter auf den Tisch zu werfen; die mir von der Sommerwoche auf dem Hof bekannten Russen schleppen die riesigen Ballen vom Hofe oder dem gegenüberliegenden Lagerhaus heran. Der Schneidende schiebt das Kraut mit starkem Druck der einen Hand in der Rinne

bis an die Messerwalzen, mit der andern Hand zieht er das Kraut von Tisch und zupft und lockert es. Das erfordert Kraft, Geschicklichkeit und ständige Aufmerksamkeit, denn die schiebende Hand ist in Gefahr. Wie gesagt, wenn die Maschine voll arbeitet, komme ich fast ausser Atem. Aber sie läuft nur Minuten lang ihr höchstes Tempo. Etwas führt immer zur Unterbrechung. Sobald die Neuangelernten sie bedienen, Stern und Aris, gibt es Stockungen, und wenn der Meister sie bedient, stockt auch häufig etwas. Die Messer sind überempfindlich, ein bisschen Staub, eine nicht genügend gelockerte, dann wieder eine zu weiche Kräutersträhne – alles und jedes nehmen sie übel und wollen danach neu reguliert sein. Oder aber: ein Ballen ist beendet, eine neue Kräutersorte wird angesagt. Es gibt auf solche Weise nur anstrengende Arbeitsminuten. Dazwischen liegen Pausen, in denen man aufarbeiten kann, was in Rückstand geraten, dazwischen gibt es auch ein ständiges Ausfegen, ganz abgesehen von dem grossen Säubern, das regelmässig eine Stunde vor Arbeitsschluss beginnt. Eigentlich Pause, die man in einem anständigen Raum neben der Küche verbringt, gibt es in Gegensatz zur Wormser Strasse nur *eine*, die genau auf dreissig Minuten bemessen ist; man darf aber in der Früh- schicht (sechs bis zwei – Pause neun bis halb zehn) zum Mittagessen einzeln oder in kleinen Gruppen auf wenige Minuten verschwinden. Das Essen wird den meisten «von privat», wie man sagt, aus einer «böhmischen Küche» geliefert; am Morgen nimmt eine Kontoristin die Bestellungen auf. Ich selbst habe mich für Dauer auf das «Russenessen» festgelegt, das in Eimern vom «Volkswohl» geholt wird. Es ist ein ganz fettloser «Stamm», aber reichlich, und kostet nur 30 Pf – «von privat» kostet 50 Pf und mehr, dazu Marken –, ich will es in allen drei Schichten regelmässig nehmen, da wir zu Haus unter Kartoffelknappheit leiden. Die grössere Gemütlichkeit, aber auch die grössere Langeweile der Wormser Strasse ist hin. Im Maschinenlärm ist jede Unterhaltung unmöglich, auch sind ständig ein oder zwei arische Vorarbeiter im Raum, der noch jugendliche Noack, ein noch jüngerer Mann mit etwas rüdem Gesicht und Ton, aber nicht uneben, und

der merkwürdig überkandidelte, aus Hilfsbereitschaft, Märtyrertum und Eitelkeit gemischte Kretzschmar. Zweiundfünfzig Jahre, schwärmerische, eingesunkene blaue Augen im ausgemergelten Gesicht. Gelernter Feinmechaniker, Uhrmacher, Glockengiesser. (So sieht er auch aus.) Abends spielt er bei Wachendorf auf dem Weissen Hirsch. «Was spielen Sie?» – «Cello, Geige, Cello, Klavier ...» – «Wo gelernt?» – «Auf dem Dresdner Konservatorium.» Er trägt Tätowierung am Unterarm, er hat bei der Marine gedient und war in Brasilien. Er war verheiratet, ein Sohn ist Berufsboxer, «hat schon in der Zeitung gestanden». Die Frau ist tot? «Nein, sie hat zu sehr die Abwechslung geliebt; solange die Kinder klein waren, glaubte ich, ihnen die Mutter erhalten zu müssen; aber jetzt... Euch möchte ich helfen. Ich habe selber schon im Gefängnis gesessen, ich weiss, wie es euch geht...» Usw. usw., gleich am ersten Tage. Was mag an alledem wahr sein? Jedenfalls ist der Mann eine Bühnenfigur und als Vorarbeiter höchst human. – An der Schneidemaschine steht Stern, der von der väterlichen Fabrik und der Textilschule her einige Maschinenahnung hat, an der Siebmaschine arbeiten Strelzyn und ich; drüben an der kleinen Schneidemaschine – sie schneidet nur weiche Kräuter, die nicht erst gesiebt werden müssen, sondern gleich in Säcke gefüllt werden – Aris und Bergmann, der Apotheker, und Witkowsky; im anstossenden Raum mischen an grösseren Trommeln als in der Wormser Strasse Frank, Feder, Lazarus, Lewin, Jacobowicz: So bin ich, vielmehr: So war ich unter lauter Bekannten. Ich *war* es, denn heute Mittag wurde eine plötzliche Umschichtung vorgenommen, man kommandierte Aris, Strelzyn und mich in eine andere Schicht, eine berüchtigt andere. «Auswurf der Judenheit», sagt Bergmann, der dort gearbeitet hat; «ein bössartiger Meister, der nicht daran denkt, dass ihr alte und ungelernete Leute seid», sagt Kretzschmar. On verra – auf alle Fälle ändert sich die Lage für mich wieder, und das ist eine gewisse Abwechslung. Und der peinlichste Mann der andern Schicht, den ich nur einmal sah, aber oft nennen hörte, wechselt zu meiner jetzigen hinüber. Damit wäre auch dort für

mich alles anders geworden. Denn dieser quidam Müller, ein blonder Mensch mit falschen hellblauen Augen, ist Ju-de, Sternjude, war aber vor der Feststellung seiner Judenschaft SA-Mann, ist noch mit seinen Kameraden von damals befreundet, gilt als Denunziant, mindestens als gefährlich, soll die Gestapo-Erlaubnis haben, den Stern auf der Strasse zu verdecken.

[...]

Neumark als «Vertrauensmann der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland» – sie ist wiedererstanden, nachdem man das Vermögen der ersten eingezogen hat – gibt diese «Anordnung der Aufsichtsbehörde» bekannt: Jeder Jude habe eine Vertrauensperson zu benennen, die sein Ableben sofort an Neumark melden werde. Das sei deshalb anbefohlen, weil «das Vermögen von Juden nach dem Tode dem Staate verfällt». (Von einem «Ausgleich», der der arischen Ehefrau gewährt werden «kann», ist hier nicht mehr die Rede.) Ich gab als die geforderte «zuverlässige Person meiner Umgebung» Eva an, auch die andern Leute meiner Gruppe gaben ihre Frauen an.

Im «Curriculum vitae» wende ich mich einmal gegen die Glorifizierung der Kameradschaft zwischen Schülern und zwischen Soldaten. Sie bestehe aus Gruppeninteresse und höre fast immer mit der Gemeinsamkeit dieses Gruppeninteresses auf. Genau die gleiche Beobachtung machte ich und mache ich in diesen Tagen bei unserer Schlüter-Juden-Gefolgschaft.

24. September, Freitag Vormittag

Der neue Dienst strengt mich doch sehr viel mehr an als der in der Wormser Strasse. Schaufeln, schaufeln, schaufeln, mit Spaten und Gabel auf den Schneidetisch, oder das Gemahlene in Säcke. Knoch, der Vorarbeiter, hat nicht nur ein mörderisches Tempo, er hetzt auch oft, und dann will das Herz nicht mit. Dazu die Pausenlosigkeit von zwei bis sechs. Das soll jetzt anders werden: Statt von sechs bis gegen sieben soll zweimal je eine halbe Stunde pausiert werden. Der Vorarbeiter ist nicht bösartig, hat aber durchaus

Unteroffizierston. An der sehr diffizil zu reinigenden Maschine zeigt er mir eine Klappe, von deren Vorhandensein ich unmöglich etwas wissen kann. Begleitwort: «Ein bisschen Intelligenz muss ich von jedem verlangen.» Schlimmer fast als das Arbeitstempo bedrückt mich die Zusammenhanglosigkeit mit den jüdischen Leuten dieser Schicht. In der Pause sitzen sie still für sich oder spielen Skat. Dabei ist Gammann, ein Männchen von vierundsechzig Jahren, già Kaufmann, der dritte an unserer Maschine, ausnehmend freundlich und hilfreich zu mir. Und Aris, dem es beim Schneiden noch gar nicht klappt, beklagt mit mir gemeinsam die tempi passati. Auch freundete ich mich gestern Abend ein bisschen mit Steinberg an, dem Flüsternden, dem das KZ die Stimmbänder gelähmt hat. Wir gingen durch tiefe Dunkelheit zusammen nach Hause (über die Gerokstrasse). Trotzdem: Das Ganze, ich finde keinen andern Ausdruck, ist lugubre. Ich bin oft tief deprimiert, so gestern Vormittag. Später riss mich neue Kriegsnachricht wieder hoch. Der Heeresbericht ist katastrophal; das fadenscheinige Mäntelchen der Verschleierung schlimmer als nacktes Eingeständnis. «Absatzbewegung» wirkt bei dem immer weiteren Rückwärts (dicht vor Kiew) tragikomisch. Eva macht mich auf «das Gesetz des Handelns» aufmerksam, das natürlich in unserer Hand ist und jetzt in Artikeln und Berichten mehr als je florigrassiert. Auch die ständigen siegreichen und verlustlosen Rückzüge in Italien (von Messina, von Sardinien, von Calabrien) wirken peinlich. Ebenso die krampfhaft Darstellung, als seien wir in Italien Sieger und Ordnungsschaffer. Während doch Bürgerkrieg und Chaos herrscht. – Sicheres Zeichen einer Notlage: gestrige Headline der «Dresdener Zeitung» heisst: «Japans Kampfkraft wird weiter gesteigert». Das geht noch über Tonnagemeldungen. Überschrift des Heeresberichtes: «Planmässiger Verlauf der Absatzbewegung». Planmässig ist neuerdings sehr beliebt. –

[...]

27. September, Montag gegen Abend

Am Freitag hiess es, ich käme wieder in die Wormser Strasse. Am Samstag blieb ich doch in meiner Schneideschicht. Der Dienst an diesem Tage war leicht, auch heute wurde ich nicht überanstrengt, anzi, ich hielt Säcke, die mit Kräutern gefüllt wurden, noch dazu in der freien Luft des Hofes. Dennoch komme ich aus schwerer Erschöpfung nicht heraus. Das Herz leidet, die Stimmung leidet. Ich kenne jetzt schon die neuen Geräusche: Die Maschine stampft, ich muss immer rascher schaufeln, um den Tisch voll zu halten, ich fühle, wie das Herz sich quält, ich werde aufhören müssen. Da läuft die Maschine leichter im Ton, das Stampfen hat aufgehört: Ich weiss, der Schneidende hat den Hebel am Schwungrad herumgeworfen, es treibt nicht mehr das Zahnrad der Walze; eine sekundenlange Verzögerung hilft mir, der Mann muss den Streifen in der Rinne neu anlegen. Das Lärmen klingt ganz ab – Panne! Der Motor ist abgestellt, die Walze muss durch mühseliges Drehen hochgehoben, das Messer gereinigt und gerichtet werden – meine Pause beträgt etliche Minuten, ich kann erst einmal verschnaufen und dann in Ruhe Vorrat auf den Tisch werfen. Aber die Erschöpfung bleibt. – Und das Gefühl der Öde, der verlorenen Zeit wächst von Tag zu Tag. An Arbeit für mich ist kaum noch zu denken. [...]

28. September, Dienstag gegen Abend

Der Wecker ging erstmalig aus Versehen um drei, ich stellte ihn vorsichtshalber mit kurzer Umdrehung auf halb vier und dämmerte noch eine halbe Stunde. Am Morgen sagte mir Noack, der stellvertretende Obermeister: «Sie müssen heute in die Nachtschicht, es fehlt ein Mann, Sie können hier ein bisschen früher aufhören.» Ich arbeitete bis dreiviertel zwölf, zog mich um, schluckte mein Russenessen in der Küche, während im Essraum nebenan die Russen dinierten, war um ein Uhr zu Hause, machte mich an Abwasch und Vorbereitung der Teemahlzeit. Eva erschien, übermüdet und verbittert vom Stadt- und Bettelweg, beladen mit 15 Pfund Kartoffeln von Frau Winde. Dazu mit der Nach-

richt, dass heute das judenfreundliche Büdchen am Schillerplatz einen Zentner Kartoffeln für uns liegen habe. Ich ging gleich nach dem Essen (meine Einkaufszeit drei bis vier!) mit Raschs hochrädigem altem Kinderwagen aus. Man lud mir den schweren Sack höchst unselig auf das wacklige Vehikel und stopfte darunter, was ich sonst erhalten hatte: Äpfel und Tomaten. Der Wagen liess sich nur schwer in Balance halten, an der Prellerstrasse schlug er vornüber, Äpfel und Tomaten rollten, und der Sack lag auf der Strasse. Ich mühte mich sehr, es gelang mir nicht, ihn hochzubringen. Ein Mann war nirgends zu sehen. Da kam im Laufschrift eine schon angegraute Dame mit einem kleinen Jungen. «Ich helfe Ihnen.» Sie muss meinen Stern gesehen haben – es war eine Demonstration. Zusammen brachten wir den Sack wirklich hoch; ich dankte gerührt. Aber dann stellten sich schwer anginöse Schmerzen ein, nur für wenige Minuten, aber doch als deprimierendstes Memento. Zu Haus war mit dem Ausschütten des Sacks in Gefässe zu tun – der Zentner Kartoffeln: 4,90 M, der Sack 5 M Pfand! –, danach wieder mit Abwaschen. Ich bin erschöpft, und die Nachtarbeit liegt vor mir. Ich habe das peinliche Gefühl, meinen Lebensrest zu verkürzen.

[...] Lewinsky hat an Stelle der eingegangenen «Frankfurter» die «DAZ» abonniert und ein paar Exemplare davon mitgebracht. Sie enthält genau die gleichen Kommentare zur Lage wie die «Dresdener Zeitung», ein bisschen ausführlicher, ein bisschen dem Stil des Stammpublikums angepasst – etwa: potenzierte «Tägliche Rundschau», Adel, höhere Beamte, Superintendenten –, aber in allen Argumenten und Stich- und Schlagworten buchstäblich übereinstimmend. Ganz offenbar gibt täglich eine Zentralstelle den offiziellen Waschzettel heraus, den *alle* Journal-schreiber abzdrukken oder zu paraphrasieren haben. Ganz so wie Goebbels sich einmal von marschierender HJ mit Entzücken äusserte: Es sei überall dasselbe Gesicht. Das gehört auch zu der schon mehrmals betonten *Armut der LTI*.

29. September, Mittwoch Mittag

Wie beim Militär! Ich kam gestern Abend ins Werk; niemand wusste um mein Kommen, niemand brauchte mich, zumal inzwischen der Motor der kleinen Schneidemaschine defekt geworden war. Ich erregte Mitleid, da ich schon Frühschicht hinter mir hatte – «und in Ihrem Alter!» (Merkwürdig gehen in Knoches und Kretzschmars Anreden «Du», «Sie», und «Ihr» durcheinander; ich nahm «Ihr» erst als Kollektivum, es wird aber wirklich wie das französische «Vous» für die Einzelperson gebraucht, scheint mir küstenländisch und seemännisch ... Auch die Juden sagen dem arischen Arbeiter oft «Du».) Schliesslich hiess es: «Gehen Sie nach Hause und schlafen Sie sich aus. *Ich* bringe das schon in Ordnung. Wenn Sie jemand fragt, sind Sie hiergewesen, und ihr andern seid still, er *ist* hiergewesen!» Das war der gute Kretzschmar, der mir nun wohl für die ersparte Nacht 8,80 M auf der Lohnliste erfälschen muss. – Ich ging durch die milder gewordene Sternennacht zurück und traf Eva noch vor dem Schlafengehen. Wir waren sehr vergnügt zusammen. So habe ich einen Tag gewonnen und ein bisschen Schlaf.

[...]

Notierte ich, dass Schlüter endgiltig am 31.10. schliesst? Eine grosse Bedrohung für die jüdischen Arbeiter. Man wird sie in die berüchtigte Kartonagenfabrik von Schwarze stecken. Endloser Weg (Leipziger Strasse), schlechte Behandlung, keine Langarbeiterkarte, *zehn* Stunden Arbeitszeit. Ich weiss das von Lewinsky, der dort arbeitet, auch ist es communis opinio. [...]

Nun will ich endlich an Hitlers «Mein Kampf» gehen, der seit Wochen hier liegt. Die ersten Seiten las ich vor längerer Zeit auf Glasers Balkon.

30. September, Donnerstag Abend gegen sieben Uhr Nach dem Nachtdienst vier Stunden Tagschlaf, vorher Abwasch, nachher Abwasch und Kohlrabi geputzt, zwei Mahlzeiten – was bleibt für Tagebuch und Hitler? Ich bin wohl unbescheiden; ich sehe in der

Fabrik, wie Arbeit und Tagesinhalt für Millionen Menschen aus Schaufeln, Schleppen, Kehren besteht, selbst der gelernte Arbeiter ist hundertmal auf wenige Handgriffe beschränkt, und den Juden, die aus gehobenen Berufen kommen, ist dieses Proletarierdasein längst (seit mindestens drei, vier Jahren) Selbstverständlichkeit. Sie durchschlafen gemütsruhig den Tag, wenn sie nachts in der Fabrik gewesen, sie haben alle, alle geistigen Interessen aufgegeben.

[...] Kretzschmar, der famose Glockengiesser, als Schichtführer. Die Nacht ist kalt, die Kesselheizung versagt – wir fangen später an. Sonst sitzt man von zehn bis Viertel elf vor dem Anfang im Essraum neben der Küche. Wir (der Doktor Lang, der SA-Müller, Bergmann, der Apotheker, Jacobi, der Friedhofsverwalter, der alte Witkowsky und ich) sassen plaudernd bis halb zwölf. Dann wurde bis ein Uhr an der grossen Maschine Bohnenschale geschnitten – bulgarische Ware, in der sich immer Mengen von Bohnen finden lassen sollen; einer kauerte immer am Boden und suchte, Jacobi hatte schon eine ganze Teebüchse voll – danach bis gegen drei Uhr Kaffeepause gemacht (ich fand mein Volkswohl-essen vor und teilte es mit Bergmann). Mir als Neuling wurde eingeschärft: Wir haben um Viertel elf begonnen und nur von halb eins bis eins pausiert. Kretzschmar ist gut; kommt sein Verhalten heraus, so sind wir alle in Teufels Küche. Kretzschmars Verhalten: er erzählt: «Ich war sechs Jahre im KZ Dachau (Kommunist, Marine gedient, ebenso war Noack als Marinemann und Kommunist vier Jahre im KZ, aber Noack ist ein disziplinierterer, normaler Mensch, ein Prachtexemplar), hier, Narbe am Halsansatz, das ist ein Bajonettstich, hier im Gesicht, das ist ein Kolbenschlag, hier runzlige Haut am Unterarm, das ist eine Säureverbrennung. Um das Lager ist kein Zaun, nur ein weisser Strich gezogen, innen davor steht alle zehn Meter ein SS-Mann am MG, geht einer über den Strich, fegt ihn das MG weg. Der Posten haut einen, dass die Mütze über den Strich rollt. ‚Hol die Mütze zurück!‘ Schon klappt das MG, und der Mann ist ‚auf der Flucht‘ erschossen. – Die Juden sind mit den Ariern zusammen. Redeverbot im Schlafsaal,

nur bei der Arbeit darf geflüstert werden. Da kann man so schön von ‚Meuterei‘ reden. Eine ganze Reihe muss einen Graben ausheben, sich davorstellen – dann fegt das MG ... Die Arbeit: das Dachauer Moor kultivieren: mit Beil, Spaten, Säge täglich ein bestimmtes Stück 10 Meter mal 2,50 Meter, in die Tiefe 1,20 Meter. Wer das Pensum nicht schafft – Alter einerlei: Strafoxerzieren mit Sandsack und in schwere Tücher gewickelt. Und das Essen! Zugewogene ‚Ringkartoffeln‘ – nur ein Ring ist geschält; wer die übrige Schale nicht mitfrisst – Strafe. Seid froh, dass ihr eure Freiheit habt (Relativität: unsere Freiheit!), nehmt auch die schwerste Arbeit in Kauf, seid verschwiegen, hütet euch vor Knoch – wenn der einem was anhängen will – da kann man verschwinden ... Hier, das ist mein Entlassungsschein aus dem Zuchthaus Hameln. (Vor oder nach dem KZ? Es wurde mir nicht klar.) Ich hatte einem eine gelangt, der stand nicht wieder auf. Ich wog 204 Pfund, mein Sohn ist Boxer... (Dabei der gutmütigste und ruhigste Mensch). Ich weiss, wie es euch geht, ich will euch helfen, aber ihr müsst den Mund halten. *Dem* (er weist auf mich) hab ich gestern die ganze Nacht gutgeschrieben (auf der Lohnliste); Sonnabend, denke ich, könnt ihr um zehn fortmachen, und wenn keine Kontrolle kommt – wird ja nicht –, schreib ich zwölf. Aber still sein! – Nach Überwindung vieler Pannen schnitt er nach der Kaffeepause in gutem Tempo. Immerhin: Ein Quantum, das acht Arbeitsstunden auf *zwei* Maschinen entspricht, konnte natürlich nicht erreicht werden. Überall standen gefüllte Säcke früherer Schichten herum. Noack liess an eine Reihe davon neue Etiketts in der Handschrift Jacobis befestigen und schleifte sie zu *seinen* Säcken hinüber; auf diese Weise kam ein ordentliches Nachtresultat heraus. Dann wurde auch noch die kleine Maschine geöffnet, damit es aussähe, als sei auch sie in Aktion gewesen. Ich erhielt den Eindruck, als sei dies alles für Kretzschmars Schicht so und ähnlich eine Üblichkeit ...

Nächst ihm war mir Stephan SA-Müller der interessanteste Mann. Ich müsste mich sehr täuschen, wenn er wirklich ein Denunziant und Spitzel wäre. Er macht aus seiner Gesinnung gar

kein Hehl. Mit knapp siebzehn freiwillig bei den Fliegern im ersten Weltkrieg, später SA-Mann und beim Sudetendeutschen Freikorps, leidenschaftlich deutsch noch heute, längst getauft, erbitterter Gegner der Judenrasse-Theorie. Niemand kann ihm sein Deutschtum nehmen, und er will in Deutschland bleiben. «Übers Jahr haben Sie ihr Häuschen wieder, Herr Professor!» – «Das zählt zu den verbotenen politischen Gesprächen, Herr Müller!» – «Es wird doch kein so mieser Hund unter uns sein, der etwas anzeigt!» Die andern unterhalten sich ruhig mit ihm über Krieg und Politik. Alle Gespräche sind stark durchsetzt mit Hebraismen, Jargon und Unflätigkeit. *Mir* begegnet man durchweg mit vieler Freundlichkeit und einem bisschen Respekt. – Die Angst vor der Kartonagenfabrik beherrscht alle. – Der Obmann Dr. Lang, Mediziner, Jahrgang 94, ist stark proletarisiert.

1. Oktober, Freitag

[...]

Heute früh die längst erwartete und doch überraschende böse Nachricht von der angeordneten «Umsiedlung». Wir sollen mit Eisenmanns zusammen in die ehemalige Hirschelwohnung, Zeughausstrasse 3, gesteckt werden. Für sieben Personen eine unzulängliche Heringstonne von dreieinhalb Zimmern, auch sonst mit schweren Nachteilen behaftet. Eva will morgen mit Neumark, dem «Vertrauensmann» des Dresdener Judenrestes, konferieren. Dann mehr über diese Bedrücklichkeit.

3. Oktober, Sonntag Mittag

Leiden unter der feuchten Herbstkälte. Das erleichtert die Trennung. Die Umsiedlung scheint nicht ganz so schlimm zu werden, wie sie sich anliess. Jedenfalls steht Eva ihr gefasst gegenüber. Sie war bei Neumark, dann in der Zeughausstrasse. Zusammenpferchung mit Eisenmanns scheint aufgegeben, passabler Eigenraum gefunden. Noch ist alles im Fluss. [...]

7. Oktober, Donnerstag Vormittag [...]

Es ist seltsam, wie jede kleinste Gruppe ihre besondere Gruppeneigentümlichkeit und -sprache entwickelt und beibehält, auch wenn neue Glieder hinzukommen und alte gehen. Stern sagte mir neulich, er habe bei Zeiss-Ikon wenig Freude an dem rauhen Ton, dem vielen «Jude»!-Rufen SA-Müllers gehabt. Jetzt in der Mackensenstrasse hat *unsere* Schicht ihren Sonderton, der sich durchaus von der der anderen Gruppen unterscheidet. Dabei sind nur Dr. Lang, der Arzt und Obmann, und SA-Müller ursprüngliche Leute dieser Gruppe, Jacobi, Bergmann, Witkowsky, ich hinzugekommen. Sprachlich: Man brüllt sich unaufhörlich in Scherz und Neckerei, *auch* in Gegenwart arischer Leute, den *Juden* zu: «Alter Jude!» – «Jude Bergmann!» – «Waschjude!» (das geht auf die Benutzung oder Nichtbenutzung der wenig bequemen und appetitlichen Waschgelegenheit im Keller – ich und ein paar andere benutzen sie nicht) usw. usw. Das Brüllen kommt auf Rechnung des Maschinenlärms; aber die Gruppe Berger, Rieger, Steinberg etc. brüllt nicht, sondern schweigt. In der Esspause um sechs, wo die Bergergruppe ebenfalls schweigsam ist und Karten spielt, wird in unserer Schicht leidenschaftlich debattiert, und um ganz anderes, als man in der Wormser Strasse redete. Es geht nicht ums Essen, es geht auch sehr wenig um die Kriegslage; vielmehr immer prinzipiell um das Thema Deutschtum und Judentum. Müller ist erbittert deutsch, ohne deswegen Antisemit zu sein, freilich mit Aversion gegen die Ostjuden; er bestreitet das Vorhandensein der jüdischen *Rasse*, er bestreitet den durchgängigen Antisemitismus des deutschen Volkes, er bestreitet, dass Hitler und sein Regime dem Wesen des deutschen Volkes völlig entspreche. Dr. Lang ist ungemein verbittert; Antisemitismus ist ihm unausrottbar im deutschen Wesen enthalten, Hitlerei dem deutschen Wesen absolut gemäss. Jacobi, ein wirrer, kaum ganz normaler Kopf, der alte Witkowsky nehmen Mittelstellungen ein, ich gehe weit mit Müller zusammen. Gegen das viele «Jude»!-Schreien macht sich Opposition bemerkbar. «Wie hiessen doch die Leute in Holland, die

sich so ähnlich wie ‚Bettler‘ nannten», fragte mich Lang neulich. «Sie meinen die Geusen?» – «Richtig – und so halte ich es mit dem ‚Juden‘.» – Ich schlug vor, wenigstens in Gegenwart der Arier das Wort zu vermeiden.

Eine eigentümliche Stellung nimmt der seit einigen Tagen zu uns gestossene Edelmann ein, der riesige blonde, blauäugige Schwergewichtler aus Odessa, von Beruf Tabakmeister («Zuletzt hatte ich ein Monatsgehalt von 1'200 M»). Er verwünscht alle Rabbiner, die seit Jahrtausenden das Judentum als etwas Abgesondertes aufrethielten. «Ohne sie wären wir längst in andern Völkern auf gegangen und brauchten nicht immer wieder durch alle Jahrhunderte so grässlich zu leiden, so blutig verfolgt zu werden! Ja, wenn sie einen eigenen Staat hätten gründen können! Aber das ist ihnen nie geglückt.» – «Und wird ihnen nie glücken», höhnt Müller; «den Staat möcht' ich sehen, den sie aufrichten ...» Hier widerspreche ich ihm: Disraeli, Stahl, der kommende selbständige Bundesstaat innerhalb des Empire ...

[...]

9. Oktober, Sonnabend Vormittag

Seit dem 9.10. 34 sagte ich an jedem Geburtstag: «Nächstes Jahr sind wir frei!» Es stimmte nie. Diesmal sieht es so aus, als müsste das Ende nahe sein. Aber sie haben sich so oft, vom Röhmfall an, gegen alle Naturmöglichkeit gehalten; warum sollten sie nicht noch weitere zwei Jahre Krieg führen und morden? Ich habe keine Zuversicht mehr. Inzwischen werden wir nun ins dritte Judenhaus ziehen und diesmal den Kopf in die engste Schlinge stecken. In der Zeughausstrasse wird der zusammengepfropfte Judenrest in ein paar Minuten erledigt, wenn es der Gestapo passt. [...]

Seit dem letzten Abtransport der Juden ist die Kleiderkammer staatsverfallen und beschlagnahmt. Jetzt teilte Neumark, der Vertrauensmann, mit: «Der Herr Oberfinanzpräsident Dresden, der

die Bestände der hiesigen Kleiderkammer übernommen hat, hat sich bereit erklärt, einmalig vor ihrer Verwertung den keine Kleiderkarte besitzenden Juden zu dringend erforderlichen Anschaffungen Gelegenheit zu geben ...» Mein Antrag, den Bedingungen des Rundschreibens angepasst, lautet wörtlich: «Dem Rundschreiben vom 6.10.43 entsprechend bitte ich ergebenst um folgende Stücke aus der Kleiderkammer: 1) eine Arbeitshose (in meinem Besitz eine völlig zerschlissene, nicht mehr reparable). 2) ein Pullover (Besitz: ein gänzlich aufgebrauchtes durchlöcher-tes Stück). 3) vier Paar leichte Socken (Besitz: drei Paar wiederholt gestopfte, nicht mehr zu reparierende). 4) ein Hosenträger (Besitz: ein unvollständiger, mit Bindfaden ergänzter). Ich versichere die Wahrheit meiner Angaben, und dass ich keine Kleiderkarte besitze.»

11. Oktober, Montag gegen Abend

[...]

Heute meldete sich bei unserer Schicht, und wird nun zu den Packern in der Wormser Strasse gesteckt, ein blass, blond und sympathisch aussehender jüngerer Mann, Hirsch. Er ist vor sechs Monaten wegen angeblichen Sternverdeckens mit Leipziger und anderen zusammen verhaftet worden. Die anderen sind teils tot, teils in KZ-Lagern. Er ist der einzige, den man freigelassen hat. Er soll es seiner Frau zu danken haben, die zu irgendwelchen höheren Stellen in Berlin vordrang. Er sagt: An den Hunger habe er sich nach einiger Zeit gewöhnt, aber die Ungewissheit und die seelischen Qualen! Er ist die ganzen sechs Monate nicht aus der Zelle im PPD gekommen, Juden sind von dem täglichen Spaziergang im Gefängnishof ausgeschlossen. Er war beschäftigungslos und zehn Wochen in Einzelhaft, ehe man andere Leute zu ihm legte. Im Übrigen sei die Behandlung nicht unanständig gewesen. Ich dachte an meine acht Tage Einzelhaft – wie lange her! –, und es schüttelte mich. –

[...]

In der «DAZ» vom 20.9.43 eine Philologenplauderei aus Ber-

lin: «Redensarten.» Darin ist die Rede von dem erstaunlichen unerklärten Bedeutungswandel des Wortes «angeben». Zum Vergleich wird «blöde» herangezogen: Goethezeit = kurzsichtig, später = schüchtern – «tretet näher, blöde Mädchen» in den «Lustigen Weibern», heute = infantil. Der Vergleich stimmt nur halb. Weil angeben heute *beides* bedeuten kann: *denunzieren* und wichtigtun, aufbauschen, nörgelnd lärmern. Das neue *angeben* sei unerklärter Herkunft. *Ich* kann es wenigstens ein Stück zurückversetzen und halbwegs erklären. Es kommt wohl nicht von angeben = denunzieren (das ja seine Bedeutung gar nicht geändert hat), sondern von angeben im Sinn von eine noch unbewiesene, eine fragwürdige Aussage machen – cf. das Adverb angeblich. Danach wäre die neue Grundbedeutung von angeben: fingieren. Und in der Bedeutung des scheinhaften Wichtigtuns war angeben ein Jargonwort, ehe es in die Berliner Sprache drang. Meine Kinder-Erinnerung «Der Alte gibt heute wieder mal an!» Davor musste ich mich im Hochdeutschen hüten, wie vor einem hebräischen Wort. Oft von Eva zitierte Erinnerung: Marta schrieb uns, wohl um 1920, Walter habe viel «angegeben». «Was hat er angegeben?» fragte Eva und glaubte, Marta habe in gewohnter Fahrigkeit das Objekt vergessen. Schriftdeutsch begegnete mir «angeben» mit den Substantiven Angeber und Angabe erst in einem Goebbelsartikel. Damals notierte ich die Sache hier. Mit alledem bleibt dunkel, wann, wo und wie die jüdische Bedeutung entstanden ist.

14. Oktober, Donnerstag Vormittag und später

Seit Sonntag kämpfte Eva mit Erkrankung, lag viel. [...] Ich informierte die sehr verständige Portierfrau – wie gut, dass Hildegard Rasch Evas Schülerin! –, sie war gleich im Bild. Ich darf für Eva keinen jüdischen Arzt haben, ein arischer wird mich Bestennten kaum vorlassen, vielleicht die Behandlung Evas ablehnen, überlastet sind alle Ärzte, Fetscher wohnt ja weit entfernt, nach Möglichkeit möchte ich keinen Nazi... Frau Rasch ging telefonieren.

Resultat: Dr.Poetzsch werde kommen, er habe schon «Herrn Alexander» (Jacoby, einen verstorbenen Sohn der Hausbesitzerin) behandelt. Er kam gegen zwölf, ein biederer, gemütlicher alter Sachse und typischer Onkel Doktor alten Stils. [...]

Wir werden also am 30. 10. nach der Zeughausstrasse 1 übersiedeln. Eva hat die Zimmer gesehen, die Verhandlungen geführt. Ich friere hier bei unbetätigter Dampfheizung über alle Massen; auf dem eisigen Frühweg sah ich heute Reif unter starkem silbernem Vollmond und silbernem Nebel. (Auf dem Rückweg in der Emser Allee, wo ich immer einige Kastanien für die Eisenmann-Kinder auflese, fand ich 26 Kastanien.) Unsere Zimmer in der Zeughausstrasse sollen sonnig nach Süden liegen und Ofenheizung haben; hier sitzen wir in Nordlöchern bei stillgelegter Zentralheizung. Aber ich fürchte den Klatsch der zusammengepferchten Judenschaft; ich habe den Vorgeschmack davon bei Schlüter. Jeder misstraut dem andern, verketzert ihn hinter seinem Rücken. [...]

16. Oktober, Sonnabend, abends zehn Uhr

Vor etwa fünf Stunden habe ich Eva verlassen; der Krankenwagen fuhr in das Stadtkrankenhaus Fürstenstrasse ein, das ich nicht betreten durfte. Sie war relativ frisch und derb heiter, aber ich kann den furchtbaren Gedanken nicht loswerden, sie vielleicht zum letztenmal gesehen zu haben. Es sitzt als Druck in mir, darüber Hunger, Langeweile, egoistisches Ausmalen meiner Deportation, wenn die arische Ehefrau stirbt, Gewissheit, zum Selbstmord zu feige zu sein, Überlegungen, was ich *dann* anfangen – ich habe sie gefragt, wo sie meine Manuskripte aufbewahrt (in der «Schule der Fingerfertigkeit») – Gefühl absoluter Leere, und immer unter alledem, beim Essen, Lesen, bei jeder Beschäftigung der rein körperliche Druck. Ich bin nichts ohne Eva, und ich werde doch aus purer unsinniger Todesangst ein sinnloses Leben weiterschleppen, wenn ich sie verliere. [...]

Gestern Abend sagte Frau Eisenmann, so gehe es nicht weiter,

ich müsste mich noch einmal mit Dr. Poetzsch in Verbindung setzen. Heute früh wieder 39,7 Grad, ich liess ihn durch Frau Rasch anrufen, gleich darauf stieg das Fieber auf 40,2. Mittags kam er. [...] «Ich rate dringend zum Krankenhaus, ich schicke Ihnen einen Krankenwagen.» [...]

Die Grausamkeit im 3. Reich: Gestern fuhr Eisenmann sen. zu einer Darmoperation nach Berlin ins jüdische Krankenhaus. Die Nazis schädigen sich lieber, als dass sie auf Grausamkeit verzichten. Eisenmann konnte sehr wohl hier, in x Krankenhäusern, operiert werden. Nein – ein Jude muss ins jüdische Krankenhaus nach Berlin, muss die Bahn belasten. Einen Sitzplatz freilich bekommt er nicht. Er muss stehen oder sich auf seinen Koffer setzen. Er darf im Allgemeinen auch nur Personenzüge benutzen. Hier von wurde Eisenmann nach langem Hin und Her (Neumark – Gestapo) dispensiert. Vergleiche den Fall Jacobi; der Mann wurde hier operiert, aber gleich danach in bösem Zustand nach Haus geschickt. [...]

18. Oktober, Montag gegen Abend

Ich schickte Frau Rasch mit den von Eva gewünschten Sachen (Seife, Zahnpulver) zum Krankenhaus. Sie hat Eva nicht sprechen können, aber von der Schwester günstige Nachricht erhalten. Trotzdem bin ich unruhig. [...] Ich ging vormittags zuerst zur Mackensenstrasse, mich für die Nacht anzumelden und meine Verpflegung zu sichern. Man wird mir je zwei Portionen Russenessen täglich reservieren: Eine Mahlzeit nehme ich dort, und eine trage ich im Topf nach Hause; so bin ich versorgt, the rest is coffee. Dann in die Stadt zu Schrapel. Die Sekretärin, das wusste ich ja schon von Eva, ist auf unserer Seite, ihr Mann ist bei Stalingrad gefangen worden. Sie empfing mich geradezu freundschaftlich, nahm gerührten Anteil. Sie will mir Brotmarken schicken. Sie spricht verzweifelt von Tyrannei und vielen Hinrichtungen. Richter, vom Gericht freigegeben, ist noch immer «in den Händen der Gestapo». Er sitzt im Polizeipräsidium – immerhin darf ihn seine

Frau besuchen und mit Essen versorgen –, er soll in ein Sanatorium überführt werden. Leider scheint es, als werde man ihm die Verwaltung unseres Hauses nehmen. Ich bekam die letzten 60 M ausgehändigt. Sehr müde um ein Uhr zurück; unterwegs war es fast übermässig warm, aber im Haus, insbesondere in unsern Nordzimmern, unerträglich kalt. [...] Dabei fällt mir die ungeklärte Umzugsfrage aufs Herz. Soll ich Eva als Rekonvaleszentin in diese Eislöcher nehmen? Soll ich den Umzug ohne Eva machen und ein Chaos hervorrufen? [...] Ich werde Mittwoch mit Neumark sprechen.

[...]

20. Oktober, Mittwoch Nachmittag

Ich erwarte Nachricht durch Frau Rasch. Heute ist Besuchszeit. Danach werde ich wegen des aufzuschiebenden Umzugs mit Neumark verhandeln; er hat um dreiviertel sechs im Gemeindehaus Sprechstunde als «Vertrauensmann». Die weiten Fusswege fressen all meine Freizeit, und das ist gut so: «Man» bleibt betäubt und stumpf, «man» könnte sich ja doch nicht auf Arbeit oder Hingabe an Eva konzentrieren. [...]

Abends, 20.45 Uhr, Küche

Eben Luftalarm; vor seinem Ende darf ich nicht aus dem Haus. Vor einer Stunde sah ich noch das Spielen der übenden Scheinwerfer und in ihnen eingefangen silbern das Flugzeug. Ich bin überzeugt, dass auch jetzt wieder Dresden verschont bleibt.

Evas Nachrichten im Ganzen sehr gut, fast komisch gut. Sie schreibt mir Auszug aus ihrem Krankenblatt. Seit gestern fieberfrei. Hunger, noch nichts zu essen. [...] Ich ging dann zur Gemeinde, sprach erst mit Neumark allein, wartete dann das Erscheinen des Gestapobevollmächtigten Köhler ab. Ein dicker, gleichgültig brutal aussehender Klotz mittleren Alters, ein Pascha, der genau weiss, dass von ihm buchstäblich das Leben der Anwesenden abhängt. Alles steht und stirbt, wenn er grusslos eintritt. Neumark berichtet mit halber Stimme devotest dem am Schreibtisch

Sitzenden. Blick auf mich: «Was will *der!*» Neumark trägt vor. Gnadenvolle Entscheidung: Ihm, Köhler, sei es gleichgültig; wenn wir es nicht für besser hielten, die Frau aus dem Krankenhaus heraus in schon «geordnete Verhältnisse» kommen zu lassen ... Neumark plädiert. Ich werde gefragt, wovon ich lebe. Neumark flüstert mir zu, ich könne gehen, der Umzug bis in den Dezember hinein verschoben ... Ich kam sehr ermüdet zurück, schlief, wieder bei sicherndem Wecker, eine kleine halbe Stunde auf dem Sofa. – Unten fand ich 100 Gramm Wurst vor, die «ein Herr» für mich abgegeben hatte. Wahrscheinlich Liebesgabe von Stern. –

[...]

31. Oktober, Sonntag Abend

Am Sonnabend, 24. 10., hat sich Eva «gegen Revers auf eigene Verantwortung ungeheilt» entlassen und im Krankenwagen zurückschaffen lassen. Sie kam hier gegen sechs an, ich war im Betrieb (Dienstzeit 18 bis 24 Uhr), unsere Wohnung abgeschlossen. Eva wurde zu Eisenmanns gebettet, und Herr Rasch holte mich von Schlüter, als wir noch vor Beginn der Arbeit im Essraum saßen. Eva, auf einem Stuhl heraufgetragen, war sehr schwach, sehr weich, sehr selig, dem Krankenhaus entkommen zu sein. [...]

Die ganze Woche über Schlüters Kampf, an Agonie grenzend, gestern, Sonnabend, die fulminante Abschiedsrede an die Arier – «die Jüdischen Mitkameraden – das darf ich wohl sagen, wir sind alle Menschen! – bleiben noch ein bis zwei Monate.» Freude und Beruhigung. Heute Mittag erscheint hier Strelzyn: Befehl des Arbeitsamtes über die Gemeinde: Schlüter ganz stillgelegt, die jüdische Gruppe verstreut, ich morgen zu Bauer, Neue Gasse. Ich war also bei Schlüter vom 19.4. bis 30.10.43. Sehr deprimiert.

[...]

14. November, Sonntag Mittag und später

Evas langwierige Rekonvaleszenz. Sie kann für halbe Stunden aufstehen, aber noch nicht in die Kellerküche. Ich bin völlig in Anspruch genommen; unmöglich, eine Seite zu schreiben. Chaos auf dem Schreibtisch, in der Schublade alles «obenauf gelegt». Für das Tagebuch wenige Zettelnotizen, kaum entzifferbar. Übrigens grosse Einförmigkeit des Lebens, Wiederholung der Begebennisse, Stimmungen, Gedanken. Endlosigkeit des Krieges, russische Siege; aber nicht durchgreifende; «Schnecken-tempo» – neuestes Schlagwort, ich glaube, von Hitler gebraucht, Schnecken-tempo der Engländer in Italien, Hinrichtungen und Angst im Innern bei beginnendem Hunger (Kartoffelnot). Communis opinio, arisch und jüdisch: Es kann noch ein Jahr dauern. Ich bin umso bedrückter dadurch, als 1) die neue Tätigkeit noch tödlicher für mich als die Schlütereier, 2) seit dem 1. November keine Pensionszahlung mehr erfolgt. (Ich erfuhr das erst gerüchtweise durch Feder am 10., dann authentisch auf der Bank am 11. November. Ich nehme es philosophisch: Unsere Reserven als Ergänzung des Fabriklohnes werden etwa drei Vierteljahre reichen – wer wird auf länger hinaus sorgen? Aber es lastet natürlich schwer.)

Seit Montag, 1.11., in Lohn als «Hilfsarbeiter» bei der Firma Adolf Bauer, Neue Gasse, Kartonagen (Apothekerschachteln und -beutel, besonders imprägnierte Pappdosen für Fette und Salben), von ihr ausgeliehen (s.u.) an Thiemig & Möbius, Jagdweg 10, Papierverarbeitung.

Mein Tageslauf in diesem halben Monat:

Halb vier Wecker. Abwasch, Frühstück, meines meist geschlungen, kurz vor sechs Evas erste Mahlzeit nach oben. [...] 6.15 Uhr, bei Dunkelheit, steige ich in die 18. Fahrtgenehmigung, ein Danaergeschenk. Morgens ist es nur kalt auf dem Vorderperron, aber die Dunkelheit schützt mich. Aber mittags, im Gedränge des übermässigen Verkehrs, schutzloser als ein Hund. Einmal zupfte mich ein SS-Offizier im Aufsteigen am Ärmel: «Ihr looft!» Ich musste Zurückbleiben. Das war schlimm. Scheusslicher neulich am 11., dem dies ater der Gehaltseinstellung, mittags in der Mar-

schallstrasse, der Perron ziemlich leer. Ein Unteroffizier steigt auf, fixiert mich. (Ich habe die blonde Visage bestimmt schon gesehen. Mir fällt ein: der Gestapobeamte, der mich beschimpfte und in die Seite stiess, als ich wegen der Möbel auf dem Bismarckplatz war.) Nach einer kleinen Weile: «Steig ab!» – «Ich habe Fahrtausweis.» – «Steig ab!» Ich stieg ab, fuhr, ein neues Billett lösend, mit der nächsten Bahn weiter. Seitdem ist die Mittagsfahrt eine Tortur für mich. Von Haltestelle zu Haltestelle erwarte ich ein neues Unheil. – Um sieben beginnt der Dienst am Jagdweg. Arbeitszeit 7-16.15 Uhr. Für die ersten drei Wochen habe ich auf ärztliches Zeugnis über Evas Zustand nur bis 12 Uhr Dienst. Anfangs und in den allerletzten Tagen Handlangerei (Papiere glätten, Kuverts abzählen und einschachteln), dazwischen die längste Zeit an einer Kuvertmaschine. Frühstückspause, genau 15 Minuten, 9-9.15 Uhr, Mittagspause 11.45-12.45 Uhr.

Der Vormittag geht ziemlich rasch hin; die Öde des langen Nachmittags steht mir bevor. Ständiger Alldruck: Wenn das noch ein Jahr dauert! Ich bin jetzt schon so abgestumpft, dass ich die Zeit fast schmerzlos verdämmere.

Nach dem Essen, das uns markenfrei geliefert wird – nur sonnenabends nicht-, die quälerische Rückfahrt. Inzwischen hat Frau Rasch, die sich aufs Treueste unserer annimmt, Eva mit einer Tasse Kaffee um neun und mit Bratkartoffeln um zwölf versorgt. Ich beginne ein wenig vorzulesen, sehr rasch wird ein Stammeln vor äusserster Ermüdung daraus. Dann ist mit Wirtschaften (Abwaschen, Kochen, Herauf- und Heruntertragen) zu tun; die Einkäufe besorgt Frau Rasch. Dann kommt regelmässig Besuch, viel Besuch und nahrhafter. Am meisten ist Frau Winde zu rühmen, die sich nicht genug tun kann im Helfen und Heranschaffen. Ein Topf mit fertigem Essen, ein Topf mit Kartoffelsalat, Tomaten, Gemüse, Kartoffeln, Brot, Kuchen ... Einen Brotaufstrich kocht sie in unserer Küche fertig. Frau Steinitz bringt Kuchen. Frau Gaehde, Frau Kreisler haben sogar jede eine Flasche Wein aufgetrieben. (Eine ungeheure Gabe. Ich hatte Kretzschmar vergeblich beauftragt. Für Geld sei es nicht zu haben; nur im Tausch gegen

einen Damenmantel oder ein Paar Schuhe.) Frau Ahrens, Stern ...
Kein Tag ohne Besuch und Gaben. Dann ist das Abendbrot zu
richten, dann stottere ich noch ein paar Zeilen. Nach Möglichkeit
vor halb elf im Bett und um Viertel vier der Wecker. –

[...]

21. *November, Sonntag Mittag* [...]

Aus Schlüters Schneiderraum muss ich noch das stille Männchen nachtragen, das wir morgens schon antrafen und das den ganzen Tag messerschleifend in seinem Winkel bei der Tür stand; immer stoben hier Funkensäulen auf. Schlüters düsterer Fabrikraum in der Mackensenstrasse war klein, dürftig und unordentlich im Vergleich mit dem Maschinensaal der neuen Firma. In «meinem» Stockwerk stehen dicht bei dicht Dutzende von Maschinen, verschiedener Grösse und Bauart, aber durchweg verwandt und durchweg auf ähnliche Weise zu bedienen: Man legt ein gestanztes Blätterbündel ein, ein Sauger zieht Blatt um Blatt ab, es wird an einem Gummierer vorbeigeschleift, von einer Platte nach unten geschlagen und geknickt, von Seitenplatten weiter geknickt und als fertiges Kuvert oder fertiger Beutel ausgespieen. Der Bediende, meist Frauen, hat das Einlegen zu besorgen, hat die fertigen Kuverts herauszunehmen, in Bündeln zu 50 oder 100 zurechtzulegen, in Kartons zu verpacken; er hat einzuschreiten, wenn die Maschine «fitzt» (was bei dem schlechten Papier immer wieder vorkommt), er hat den Gummierer nachzufüllen ... Es sind immer die gleichen Handgriffe, die den Arbeiterinnen unendlich leicht und rasch von der Hand gehen. Mir fallen sie noch schwer, und meine Bündel und Kartons erreichen nie die akkurate Glätte der «Gelernten». –

[...]

5. Dezember, Sonntag mittags

[...]

Was ist *geistige Arbeit*, wo ist ihre Grenze? Ich sprach mit Feder darüber, denke oft daran. Die Arbeit an der Maschine ist völlig mechanisch. Und doch erfordert sie konzentrierte Aufmerksamkeit. Eine Arbeiterin wäre mit Recht empört, wenn man den geistigen Teil ihrer Arbeit anzweifelte. – Wir schätzen die Leistung des Arbeiters nicht genug. Namenlose Aufmerksamkeit, Exaktheit, Übersicht, Geschicklichkeit. Jede Arbeiterin, die so ein Kuvertbündel fertigmacht – Einlegen in die Maschine, Herausholen, Pressen, Falzen, in den Karton tun –, ist ein Stückchen Rastelli. Und während sie am Packtisch steht, achtet sie auf die Maschine. Nun fehlt es an Gummi – zwei verschiedene Behälter sind nachzufüllen (wieder eine Überlegung und eine Kunst!) – nun wird die Einlegestelle leer. *Ich* bin vor der Maschine immer gehetzt – der Meister brüllt: «Sie darf nicht leer laufen, Himmeldonnerwetter», ich komme nicht nach, die ausgeworfenen Stücke trocknen falsch, verziehen sich. Freilich können die Arbeiterinnen nicht Kolleg halten. Ich will mich nicht zu Unterschätzung der geistigen Arbeit drängen lassen. – Als Erfahrung ist das alles ganz hübsch – aber für acht Tage, nicht für endlose Zeit, nicht als Sterilisierung meines Lebensrestes.

Ich habe erst ein paar Stunden an der Gummiermaschine Papier «gezogen», dann mit Feder getauscht und an der Kuvertmaschine 49 gearbeitet, kleines Format. Meine Lehrmeisterin die gute Frieda, bucklig, dreissig Jahre im Betrieb – ein Obmann kam: «Privatgespräche verboten!» –, sie legte mir eine Birne und einen Apfel auf die Maschine: «Für Ihre Frau!» (Und: «Wie geht es der Mutti?»), danach an Gottfelds Maschine Quartkuverts gezählt und gepackt. Jetzt, seit etwa drei Wochen, bin ich selbständig an der einfachen Maschine 14. Ich mache Aktenkuverts für die Wehrmacht, Beschaffungsamt Erfurt. 25'000 in besserem Papier sind fertig, von 45'000 in dünnerem Stoff 20'000 geschafft. Eine Weile half Feder beim Zählen und Einpacken. Wenig Zeit zur Unterhaltung mit ihm. Der «Arbeitszettel», der den Auftrag enthält,

Eingang, Arbeit in der Druckerei und Stanzerie, Ablieferungen der Eintrag ins Maschinenbuch, die Morgenkontrolle durch den Meister, die Beratung mit dem Arbeiter an der Kartonmaschine, das Gummifass, die beiden Mischungen je nach der Dicke der zu verklebenden Lagen, es ist alles nicht uninteressant – und doch in unendlicher Wiederholung trostlos.

Wieviel Ingenium steckt in einem Fensterkuvert, wie es die Banken gebrauchen! Die dazu nötige Maschine ist eine förmliche Maschinenstadt. Und die lange Gummiermaschine mit den weitgespannten Trockenbahnen!

Der «Gefolgschaftssaal», in dem wir Juden hausen. «Juden» an der Tür, «Juden» im Klosett. Neulich mussten wir eine Viertelstunde früher gehen; es gab dort Gefolgschaftsversammlung. Das Podium erhielt eine rote Hakenkreuzschürze, davor war ein Hakenkreuzbanner aufgehängt. Sicher kam auch das grosse Hitlerbild wieder an die Längswand, wo es an unserm ersten Morgen hing. Und wahrscheinlich predigte ein Parteimann: «Der Sieg wird unser sein.» Und Hass gegen die «Terrorbomber». (Cf. den Ausspruch der Arbeiterin über die Luftangriffe.) Aber die Menge der Arbeiter und Arbeiterinnen ist bestimmt nicht judenfeindlich. *Anzi!*

11. Dezember, Sonnabend Vormittag

Umzugsurlaub heute, Montag und Dienstag. Ich hätte mehr haben können, aber das Geld und das Kantinenessen! Hoffentlich heute ein paar Stunden für Tagebuch zu erübrigen. Eva viel unterwegs und in Arbeit, dabei noch geschwächt. Sehr besorgt macht mich ihr Schnupfen, der *immer* in Husten übergeht. I can't help, diese absolute Machtlosigkeit ist mein einziger Trost.

Seit dem letzten Alarm (4. 12.), der einen schweren Überfall auf Leipzig brachte – man sagt: Die Nachtjäger seien auf Berlin abgelenkt worden, die Stadt sei schutzlos gewesen, schwerste Menschenverluste, der Augustusplatz «ein Schlachtfeld», die Universität zerstört ... man sagt, alles Gerüchte, Wahrheit gibt es nirgends mehr –, seitdem ist die hiesige Angst ins Unermessliche gestiegen,

beginnt jetzt, auch uns zu erfassen. Seit drei Tagen nimmt die Morgentram 18 ihren Anhänger nicht mehr im Depot Pfothenhauerstrasse, sondern an der Fürstenstrasse. Der Fahrer erzählt einem Soldaten: «Die Depothalle ist aus Holz, da wäre der ganze Wagenpark beim Einschlag einer Bombe verloren. Wir verteilen die Wagen für die Nacht auf die Fürstenstrasse, wir fuhrwerken bis drei herum, die Krankenhäuser dort beklagen sich ... aber was soll man tun?» – Gestern wurde mir von mehreren Seiten übereinstimmend berichtet: Die Kinder erhalten von der Schule Briefe an die Eltern mit, sie sollten so bald als möglich aus Dresden entfernt werden. Man will sichere Nachricht haben, dass für die allernächste Zeit ein Angriff bevorstehe ... Die Arbeiterin an der Fensterkuvert-Maschine: «Man möchte seine besten Kleider anziehen und einen Koffer mit Sachen mitnehmen, wenn man morgens in die Fabrik geht.» – Steinitze laden uns auf einer Karte zu einem Weihnachtsnachmittag ein «(notabene wenn wir es erleben)». – Frau Ahrens bietet uns einen von Neumanns hinterlassenen Rucksack für Luftnotgepäck an, und wir akzeptieren.

[...]

Am Montag, 1. November, trat ich bei Bauer an. Ein altes, unscheinbares Haus in der Neuen Gasse, aber mit Seiten- und Hinterbauten. Ein elegantes Chef- oder Versammlungszimmer. Herr Bauer erschien, ein Mann von etwa fünfunddreissig Jahren, begleitet von unserem Obmann, dem Nationalökonom Dr. Werner Lang. Ich hörte nachher, dass die beiden von früher befreundet sind, demselben Sportclub angehörten. Bauer sagte: «Es hat Mühe gekostet, Sie hierher zu bekommen, denn wir haben genug Männer, sollen Frauen einstellen. Wir haben den Ausweg gefunden, Sie an die Firma Möbius auszuleihen. Ihre Lohnzahlung geht durch uns, bei uns sind Sie offiziell angestellt, es sollen keine weiteren Firmen als die bisher zugelassenen Nichtarier beschäftigen. Mein Freund Möbius gehört auch zur ff, Sie brauchen deshalb aber nichts zu befürchten, er denkt in diesen Dingen noch radikaler als ich. Nur bitte ich Sie dringend, nicht zu sagen, dass Sie es gut bei uns haben. Im Gegenteil, Sie müssen über schlechte Be-

handlung klagen; sonst bekommen wir Scherereien, und Sie haben erst recht den Nachteil davon. Schlüter ist im Wesentlichen daran gescheitert, dass man ihm Judenfreundlichkeit nachsagte ...» Wir gingen zum Jagdweg, nach einer Weile kam auch Bauer dorthin; wir wurden in unsern Gefolgssaal geführt, nach einer Weile erschienen Möbius und Dr. Lang. Auch Möbius ein Mann in den Dreissigern. Er sprach noch freundlicher als Bauer, er reichte jedem von uns die Hand, fragte jeden nach seinem Beruf; bei mir sagte er mit einer kleinen Verbeugung, er wisse schon ... – Wir bekommen nun in aller Heimlichkeit das Essen umsonst, in aller Heimlichkeit Kartoffeln, die Möbius selber vom Land hereingeholt hat. Wir bekommen 68 Pf Stundenlohn, obwohl die etlichen 50 des Frauentarifs gezahlt werden können und sollen. (Hier hat mir Bauer noch besser gefallen als Schlüter. Schlüter sagte: «Ich will nicht, dass es meinen Arbeitern schlecht geht, ich habe Sie hoch bezahlt.» Bauer sagte offener: «Wir würden Ihnen gern noch mehr geben, vielleicht lässt sich später eine Leistungszulage ermöglichen. Wir sind durch den Preisstop behindert. Sonst – die hohen Löhne schädigen uns nicht! Im Gegenteil, dabei fahren die Unternehmer besser, weil sie die Unkosten von den Steuern absetzen können.» Ich erinnerte mich an die Vortragshonorare, die mir Arthur Sussmann 1916 zahlte.)

Die Ärzte. Am Sonntag, 24. Oktober, suchte ich Katz auf. Er redete viel von seinen Misshelligkeiten. In der Tram beleidigt, hat er aufgetrumpft: «Wollen Sie einen ehemaligen Offizier kränken?» Die Sache war an die Gestapo gekommen. Der Kommissar sagte ihm: «Du weisst, du hast bei uns einen Stein im Brett; aber aufsässig darfst du nicht werden.» Seitdem gehe er bei Tage nur noch im äussersten Notfall aus. Ein zweites Klagethema war der Fall Eisenmann. Er hatte Eisenmann als lebensgefährdet an das jüdische Krankenhaus in Berlin überwiesen, hatte das mühseligst bei der Gestapo durchgesetzt, und nun zögerte man dort mit der Operation – aus Unkollegialität? oder weil kein Chirurg mehr dort war? – und er, Katz, und die kranken Juden hier würden die Fol-

gen spüren: Denn die Gestapo würde überhaupt keine Überweisung mehr zulassen. Aber er ging doch auf meine Not ein und versprach «freundschaftlichen Besuch». Mich als Privatpatienten statt Evas anzusetzen lehnte er ab. Er kam dann am gleichen Abend mit einer vollen Handtasche (Blutdruckmesser, Medikamente etc.), untersuchte ungeheuer gründlich und lange, fand einen Herzfehler, später Eiweiss usw. Er war in wiederholten Besuchen ebenso genau. Das völlige Gegenteil dazu bildete der Dr. Poetzsch. Katz riet, ihn offiziell heranzuholen, weil durch ihn Krankenkost zu erreichen sei. (Die dann aus einem Viertel Liter Vollmilch für den Tag auf sechs Wochen und 3 Pfund Haferflocken bestand.) Der gute Dr. Poetzsch blieb im Untersuchen und Diagnostizieren so rasch und oberflächlich wie von Anfang an. Ein bisschen das Ohr angelegt e bene, das Herz war gesund, die Nieren waren gesund – «ich würde nun anfangen, mich an das Aufstehen und an die frische Luft zu gewöhnen.» Immerhin: Der Mann gab mir für die Fabrik eine Bescheinigung, dass meine Frau noch nicht wirtschaften könne; damit bekam ich Erleichterung bei Schlüter und bei Möbius drei Wochen Halbtagsdienst, und er beantragte wirklich Rekonvaleszentenkost für Eva. – Hat Katz aus reinem Altruismus gehandelt? Einmal sagte er: Es wundere ihn, dass Poetzsch so eilig und oberflächlich verfare. «So etwas tut man doch schon aus Prestigegründen nicht bei der Frau eines Professors!» Ein andermal sprachen wir von unsern Aussichten im 4. Reich. Er weiss, dass ich im Senat gesessen habe. Er würde so gern Hochschularzt, Sportarzt sein, sagt er. – Er erzählte: Er entband eine Jüdin, der Vater des Kindes Arier. Acht Tage danach wurde er zu dem Säugling gerufen. Er fragte die Gestapo an. Verbot: Das Kind sei Mischling und dürfe also nicht von ihm behandelt werden. (Im Curriculum sollte ich vielleicht zu Katz und Poetzsch als weitere Typen stellen: Magnus, den ganz Entgeistigten, und Lang, den verbittert Höhnischen, der sich «Abtreiber» nennt und «Mein Kampf» so zitiert, als wenn er von sich aus spreche.)

Wir hatten während der gesamten Krankheit und Rekonvaleszenz Evas regelmässig jede Woche Besuch mit Liebesgaben, in

erster Linie von Frau Winde, die noch immer mit reichlichem Essen kommt (aber nach der Zeughausstrasse wird sie sich nicht trauen), dann von Frau Kreisler, Frau Ahrens, Frau Gaehde, Frau Steinitz. Das hat nun im Wesentlichen aufgehört, und unsere Essnot ist sehr gross, besonders an den Tagen, an denen ich kein Fabrikmittagbrot bekomme. Eine der Damen, ich glaube Frau Winde [...], berichtete als verbürgt diese zwei Spitzelfälle, und schon dass sie als verbürgt erzählt werden, gibt ihnen Dokumentenwert: 1) Im Eisenbahncoupé ein Offizier und eine lesende Dame. Zwei Damen steigen ein und beginnen heftig auf die Regierung zu schimpfen. Als das immer wilder wird, sagt der Offizier, nun sei es genug, sie sollten endlich aufhören. Die Frauen zeigen ihr Gestapoabzeichen: «Schlimm genug, dass Sie als Offizier so lange schweigend zugehört haben. Und die Dame da hat überhaupt nicht protestiert. Sie werden beide angezeigt.» 2) Ein Sternjude wird auf der Strasse insultiert, es gibt einen kleinen Auflauf, einige nehmen für den Juden Partei. Nach einer Weile zeigt der Jude seine Gestapomarkie auf der Innenseite der Rockklappe, und seine Parteiläufer werden notiert.

Plakat: Ein karikiertes Judengesicht zwischen Fahnen der Alliierten vorlugend: «Der ist schuld am Kriege!» – Seit mindestens zwei Monaten habe ich Kleidungsstücke und Stiefel beantragt, da aus der beschlagnahmten jüdischen Kleiderkammer einmalige Belieferung zugesagt wurde. Mir sind vom Antrag zwei Paar Socken gestrichen worden, sonst hat sich noch nichts gerührt. Das Oberleder meiner Schnürstiefel ist durchgewetzt und durchlöchert. Hosenträger – die meinen hielten nur noch durch Bindfaden – hat mir Frau Winde geschenkt.

[...]

Häufiges Gesprächs- und Zwiststhema beim Essen in der Fabrik: dass die Privilegierten sich ängstlich von den Besten absondern. *Ich* kann es ihnen nicht verdenken.

Habe ich den Fall Gammann notiert? Seine arische Frau brach auf der Strasse zusammen und starb im Krankenhaus. Er hatte Mühe, Erlaubnis zu bekommen, dass er bei der Beerdigung den

Friedhof betreten durfte. Er ist jetzt nach Theresienstadt abgeschoben worden. Jacobi erzählte streng geheim, dass dieser Tage ein grosser Judensammeltransport nach Theresienstadt hier durchkam. Eine sechsendachtzigjährige Frau starb unterwegs. Die Leiche wurde Jacobi übergeben. [...]

12. Dezember, Sonntag Nachmittag

[...]

Chaos des Umzugs. Eva arbeitet viel und allzuviel. *Ich* habe bisher meine Bücher gepackt und die Küche gescheuert. Sehr müde und sehr deprimiert. Wir hätten hier herausgemusst auch ohne den Zwang des Judenpapstes Köhler: Die Kohlen für das leere Haus sind zu Ende, und wir frieren übermässig. Aber nach der Zeughausstrasse ziehe ich in verzweifelter Stimmung. Das Haus, in dem wir einmal zu einem Schweineschlachtfest bei Fleischmanns waren, ist jetzt ein Teil des Gemeindehauses (Zeughausstrasse 3 und 1). Nun sind wir ganz in der Hand der Gestapo, ganz eingekerkert. Und nun sind wir auch, wenn der erwartete Luftangriff kommt, genau in Zentrum und City. So beginnt also morgen die dritte Phase unseres Passionsweges durch das 3. Reich. Zeughausstrasse 1 und 3 sind sozusagen potenziert Judenhäuser, Quintessenzen eines Judenhauses.

13. Dezember, Montag Morgen, acht Uhr

Chaos des Umzugs. Seit vier Uhr auf, Eva auch, auf der neunundneunzigeneinhalb Prozent der Riesenarbeit lastet. Ich reinigte die Brettchen meines feu Aktenschranke für eigene Drucksachen. Wie stolz war ich in den Jahren 1905-1912, als er sich füllte. Ich glaubte, diese Aufsätze enthielten meine Dauer. Makulatur! Mir selbst entfallen. Ist es anders mit den Büchern, die ich danach schrieb? Der «berühmte» Romanist ist jetzt Fabrikarbeiter, nein «Hilfsarbeiter» auf der Steuerkarte. – In meinem Exemplar von Vosslers «Lafontaine» steht: «zum 13.12. 1919. Tag meiner Beru-

fung nach Dresden.» Am 13.12.1943 werde ich ins jüdische Gemeindehaus «umgesiedelt».

Drittes Judenhaus: Zeughausstrasse I^{III}

14. Dezember, Dienstag Mittag

[...]

Das Schlimmste hier die *Promiskuität*. An eine Diele stossen die Türen dreier Ménages: Cohns, Stühlers, wir. Badezimmer und Klo gemeinsam. Küche gemeinsam mit Stühlers, nur halb getrennt – *eine* Wasserstelle für alle drei –, ein kleiner anstossender Küchenraum für Cohns. Zwischen Cohns und Stühlers starke Spannung, Cohns warnten mich vor Frau Stühler, ich sollte nur gleich und schroff meine Rechte beanspruchen und abgrenzen. Es scheint aber nicht so schlimm zu sein, Stühlers bemühen sich freundlich um uns, ich musste eine Weile in ihr Zimmer. Ein bayrisches Ehepaar, noch jung, ein Sohn von vierzehn Jahren. Cohns geben sich als alte Freunde; *er* liegt zur Zeit an Grippe, *sie* hilft mit allem aus, machte uns Tee, gab uns einen Kohlenanzünder, lieh uns ein Brot, überliess uns ihre Kochstelle, bis unsere eingerichtet.

Trotzdem: die Promoskuität. Es ist schon halb ein Barackenleben, man stolpert übereinander, durcheinander. Und die ganze Judenheit auf einem Haufen; natürlich kommunizieren Zeughausstrasse 1 und 3. Zu Stühlers kam der Fleischer und starke Mann Sommer herein, der mich neulich nach der Weissigfahrt bei Bauer vom hohen «Laster» hob. Als ich im Keller beim Verwalter Waldmann die Schlüssel holte, fanden sich dort ein der Schusterfriseur Frischmann und seine Frau, Strelzyn junior, der bei Bauer den Polier spielt, und che so io. – Die Öffentlichkeit und Promiskuität dieses Lebens scheint mir das Schlimmste. – Unser Schlafzimmer, grabeskalt und noch unbenutzbar, ist vom Vorderzimmer getrennt durch Diele, Küche und kleinen Abstellraum. Auch das ergibt Durcheinanderwusseln.

Dann die kleinen tragikomischen Unseligkeiten. Ich brauche einen Klempner, um den Gasanschluss an Cohns Gasuhr zu öffnen.

Dazu ist Neumarks Erlaubnis nötig. Ich brauche für den Kachelofen eine Kohlenschaufel. Dazu Antrag ans Wirtschaftsamt nötig gewesen, hätte mir nicht Neumark, der jetzt von der Kreuzkirche in Zeughausstrasse 3, das eigentliche Gemeindehaus, gezogen ist, eine alte eigene geliehen – geliehen, denn verschenken darf er nichts von seinem Eigentum.

Berger, mit dem ich im Schlüterschen Schneiderraum zusammen gearbeitet, kam herauf und bot seine Hilfe an. Er hat uns gestern eine Deckenlampe angebracht, soll heute das zweite Pendel aufhängen und beim Zusammensetzen von Schränken etc. helfen.

Trotzdem immer wieder: die Promiskuität! Viele der Leute, mit denen wir gern im Frieden lebten, sind untereinander verfeindet, verketzern sich. Cohn schimpft auf Stühlers – «es sind eben Bayern!», Konrad und Berger toben gegeneinander.

17. Dezember, Freitag gegen Abend

Eva hat schweren Bronchialkatarrh und hustet sehr, ist auch mit den Nerven völlig herunter. – Thamm hat uns im Stich gelassen, der Flügel ist noch nicht hergebracht, Leute zum Zusammensetzen der Schränke etc. sind nicht erschienen. Gestern Abend, als Stimmung und Unwirtlichkeit den tiefsten Punkt erreicht hatten, kamen Berger und Waldmann (der als Hausmeister fungiert) und brachten Teppich, Schreibtisch, Spiegel, Kleiderschrank in Ordnung. Nun kann morgen eingeräumt werden. Ich wollte auf Langs Rat unter Krankheitsvorspiegelung mich dazu freimachen und auf solche Weise die offizielle Erlaubnis des Judenpapstes Köhler umgehen. Ich fühlte mich heute wirklich so elend – Magenverstimmung –, dass ich gar nicht zu lügen brauchte. Ich meldete mich schon um zwei Uhr krank, zumal mein Meister wieder gemeckert hatte, dass ich zu wenig schaffte, und ging zu Simon. Von dort zu Bauer in der Neuen Gasse. Ich möchte gern dorthin übernommen werden: Der Morgenweg zu Möbius macht mir peinlich

anginöse Beschwerden. Werner Lang wünscht, dass ich mit Katz spreche, und so werde ich ihn morgen aufsuchen. – An sich ist der Weg durch die Innenstadt (Grosse Brüdergasse) in Morgenfinsternis und -nebel hübsch genug. Aber zu weit, und immer schmerzen Schlund, Brust und linker Arm. «*Pseudo-Angina*» sagt Simon, «sonst müssten Sie blaue Lippen haben.» Aber die hatte Felix auch nicht. –

[...]

Wir hören schauerliche Einzelheiten über Leipzig. In sechsundzwanzig Minuten war die Stadt zum grossen Teil zerstört, Universität, Museum, Neues Theater, Hochhaus hin, die neuen Kliniken am Völkerschlachtdenkmal fort. Irgendwo in Schutthaufen sollen Pfähle mit Tafeln stecken. Inschriften wie: Die Gefolgschaft der Fabrik Schulze sammelt sich bei x.

[...]

Ein neuer Mann bei Möbius aufgetaucht: Coën – Schauspielername Klaus. In meinem Alter, wesentlich jünger aussehend. War Operettensänger, Buffotenor, Tänzer. Gab den Teewirt in der «Geisha». Natürlich Wiener. Dort werden seine Angehörigen als Mischlinge anerkannt. Er hier wird es nicht. Hat wegen Fortlassung des Namens Israel monatelang gegessen. U.a. Münchner Platz in der Nähe der Guillotine. Er hörte das Messer fallen «und jedesmal das Gebimmel des Totenglöckchens hinterher. Etwa sechzehnmal in der Woche – damals; heute ist mehr Arbeit für das Beil da.» [...]

18. Dezember, Sonnabend Vormittag

Von Katz zurück. Eine Art Todesurteil mit kleinem Aufschub. «Echte *angina pectoris*.» Er will mich Montag noch durchleuchten. Blutdruck unter normal (140): Herzmuskelschwäche. «Viel Wärme, wenig laufen, nicht schwer heben.» Lauter Dinge, die ich mir nicht verschaffen kann. Ich bin völlig erschöpft, schlafe ständig im Sitzen ein, friere ständig. Da Eva im gleichen Elendszustand, sind Reibungen unvermeidlich. Das Chaos und die Promis-

kuität verschärfen alles. – Ich kann auch noch den Montag der Fabrik fembleiben, aber ich tue es mit schlechtem Gewissen – wir brauchen ja den Tageslohn!

[...]

20. *Dezember, Montag Abend* [...]

Stühlers, die bayrischen Zimmernachbarn, haben einen netten Jungen von noch nicht vierzehn Jahren. Der Vater hat den 1930 Geborenen bei der Jüdischen Gemeinde eintragen lassen; so muss er jetzt trotz der katholisch-arischen Mutter den Stern tragen. Er hat in der Schule der Jüdischen Gemeinde Volksschulbildung erhalten, auch die nicht ganz, nur in den Elementen, denn die Schule wurde geschlossen. Er hat dann Privatunterricht gehabt: Anfänge des Französischen, Englischen und Spanischen; sein Lehrer kam ins KZ und starb dort. Er arbeitet jetzt, um beschäftigt zu sein, täglich von acht bis zwölf bei Bauer, als «Arbeiter», denn Lehrling *darf er* nicht sein. Ich will dem frischen und vergnügten Jungen ein bisschen französischen Unterricht geben.

Ich will immer weiter notieren, obwohl es nun sehr unwahrscheinlich geworden, dass ich meine Notizen noch einmal werde ausnutzen können.

22. *Dezember, Mittwoch gegen Abend*

Zum erstenmal seit dem 21. Juli ist E. in P. – Codein! –, es dürfte aber nach einer hier verspätet eingegangenen Karte Annemaries auf eine Verpassung hinauslaufen. –

[...]

Seit gestern wieder bei Möbius, die Versetzung zu Bauer scheint nicht zu kommen. Stumpfsinnigste und schwierigste (für mich schwierigste) Arbeit des Papierziehens an der Gummiermaschine. Unter der Gummierung werfen sich die Blätter; sie müssen, da nur erst die Zulebeseite des künftigen Kuverts gummiert ist, für die Behandlung auf der nächsten Maschine zurechtgezogen und sorgfältig übereinander geordnet werden. Ich bin ungeschickt

und dem Tempo der rasend spuckenden Maschine nicht entfernt gewachsen. Gebrüll des Meisters; weitaus peinlichere Situation als einstmals auf dem Kasernenhof. – Auch mein Arbeitskollege, homo novus Klaus Coën, hält nicht Schritt. Dieser ehemalige Operettensänger ist erbittert, dass ihm einige in unserer Gruppe den amtlichen Bühnennamen und sogar das Trema auf dem jüdischen Namenteil vorenthalten und ihn Cohn nennen. Auch habe man ihm sein Ordensbändchen heimlich aus dem Knopfloch entfernt: Der Hass und Neid der Bestennten gegen die Privilegierten zeige sich hierin. Er selber sei von Geburt an Katholik und besitze vom Weltkrieg her sieben Tapferkeitsmedaillen als österreichischer Soldat... Eine Liste der «jüdischen Charaktere im 3. Reich» als besonderes La Bruyère-Kapitel aufstellen!

Unser Flügel steht noch immer am Lothringer Weg. Thamm sagt, er könne nichts versprechen, es sei unmöglich, irgendwelche Verbindlichkeiten einzugehen.

Eben geht ein Aufruf Neumarks um, die Judenhäuser der Zeughausstrasse sollen ein Ausweichlager an Essvorräten anlegen, da im Fall eines Luftangriffs Juden von der Notverpflegung ausgeschlossen seien. Aber wo sollen wir die geforderten Reserven hernehmen?

25. *Dezember, Sonnabend Vormittag, Weihnachten* Gestern, am 24.12., um halb vier früh, zwei Minuten vor meinem Wecker: Fliegeralarm. In den Keller. *Unser* Luftgepäck besteht wieder nur aus Eva Notenmanuskripten. Ich fügte dies einzige Notizblatt hinzu, das wir im Hause hatten. Im Übrigen muss man wohl schicksalsgläubig sein. Der Alarm dauerte fast zwei Stunden, wieder ohne dass irgendetwas erfolgte. Aber die Angst wächst ständig. [...]

Am späten Nachmittag kam Frau Winde als rührender Weihnachtsmann. Esswaren, zwei Zigarillos, die ich schwersten Herzens Berger schenkte – ich fürchte mich vor dem Rauchen, entbehre es und halte die Entbehrung für sinnlos –, ein paar mir wunderbar passende Skistiefel ihrer Söhne – das Schuhzeug, das ich

neulich von der Gemeinde erhielt, ist ebenso dünn und oben durchgescheuert wie das in meinem Besitz befindliche. –

Stühler sagte mir vorgestern fast wörtlich: «Der Krieg dauert noch sehr lange. Die militärischen Reserven der Nazis mögen erschöpft sein, die propagandistischen sind es noch lange nicht. Ich habe Hitler schon 1922 in München reden hören, er tut eine ungeheure Wirkung. Wenn hier in Dresden 90 Prozent gegen ihn wären und er käme heute her und spräche hier, dann wären morgen die ganzen 90 Prozent wieder in seiner Hand!»

[...]

27. Dezember, Montag Abend

Jüdische Legende um Leipzig, Gegenstück zu der vor Jahren notierten katholischen: «Mein Kind soll nicht als Erstes den Judenjungen sehen.» – «Ihr Kind kann das Bild des Erlösers nicht sehen; es kam blind zur Welt.» Jacobowicz erzählt *gläubig*: «Um 4.15 Uhr wurden 1938 die Juden in Leipzig aus den Betten geholt und ins KZ gebracht; um 4.15 Uhr haben neulich die Engländer angegriffen, alle elektrischen Uhren standen nachher auf 4.15 Uhr.» – Leipzig beherrschte gestern das Gespräch bei Steinitz. Eine Schwester der Frau dort verheiratet. Das Ehepaar lief beim Alarm in den Keller, schon krachten die Bomben, und ihr Haus stürzte zum grossen Teil ein. Sie wurden gerettet, aber ohne Wäsche, Kleidung, ganz nackt und bloss. Sie erhielten vorderhand 500 M. Frau Steinitz erzählte noch von einem getroffenen riesigen Kühlhaus. Ein Strom zersprungener Abertausender Eier floss heraus, ein ebensolcher Strom geschmolzener Butter und Margarine. Die beim Löschen tätigen gefangenen Russen hätten sich das Fett mit beiden Händen in die Mäuler geschmiert, bis ihnen übel wurde. Löschende Soldaten hätten sich über Wein hergemacht, den Flaschen an der nächsten Mauer die Hälse abgeschlagen und gesoffen ...Ganze Strassenzüge sollen umgelegt sein. Die neulich einmal mit 28'000, einmal mit 18'000 angegebene Zahl der Toten war hier auf «nur» 1'200 abgesunken. Frau Steinitz sprach mit namen-

loser Angst von der Möglich- oder gar Wahrscheinlichkeit eines Angriffs auf Dresden. –

[...]

31. Dezember, Freitagneunzehn Uhr

[...]

Vorgestern Abend, 29.12., kurzer Alarm 20.00-20.45 Uhr. Wir sassen beinahe gemütlich in dem inzwischen ausgebauten Keller. Stützende Stempel sind eingefügt wie in einem Bergwerk, es ist geheizt, eine Apotheke und eine Bahre hängen an der Wand, ein Tisch ist aufgestellt. Aber im Plaudern erzählte mir Frau Eisenmann: Ihr Mann liege im Berliner Krankenhaus mit einem Professor Heinemann aus Leipzig zusammen, der mich kenne. (Die Feder gleitet immer wieder ab, ich bin am Einschlafen.) Er ist in Leipzig mitgetroffen worden, das jüdische Bein musste in Berlin amputiert werden. Und während unseres friedlichen Alarms wurde Berlin wieder schwer getroffen. In Dresden herrscht überall namenlose Angst. Es gibt sicher heute keinen Menschen hier, der sich nicht mit einem Fuss im Grabe fühlt. Dabei wird Dresdens Verschontbleiben immer rätselhafter. Eben wird wieder Voralarm gemeldet. Vormittags schon soll Voralarm 15 (15 Flugminuten Distanz) gewesen sein. Im «Reich» aber erklärt Goebbels (12. 12.), der englische «Bombenterror» festige nur immer mehr die deutsche Einheit und den deutschen Hass und Kriegswillen. – Eben ein Luftschutz-Umlauf: Verteilung der Kellerinsassen auf die Ausstiegfenster, Aufstellung der Helfer etc. Alles ist auf den «Katastrophenfall» gerüstet. – Eva hat sich als «Laienhelferin» gemeldet, Katz wird einen Kurs abhalten.

In Katz' Sprechzimmer hängt eine Photographie: Stabsarzt-Uniform und EK I. Die meisten Menschen zehren von *einem* Erlebnis, *einer* Phase ihres Lebens (so Hans Meyerhof von der Rätereublik, Stern von seinen zwei oder drei Jugendjahren in Südafrika, Katz Willy, feu Katz Richard vom Weltkrieg). Mein Leben ist unendlich viel reicher. Aber es geht ja nun wohl zur Neige.

Resumé 43: Seit April Fabrikarbeit, immer völligeres Stocken der eigenen Arbeit; seit 1. November – Wechsel von Schlüter zu Möbius – Aufhören aller Studien und Lektüre. Im Oktober Evas Erkrankung, am 13. Dezember Umzug in die Zeughausstrasse. Vor wenigen Tagen Todesurteil: Katz bestätigt mir «echte Angina».

Wir sind beide völlig abgekämpft. Die Fabrik schloss um drei. Danach scheuerte ich hier noch die Treppe. Und Eva kam zerschlagen von Einkauf und Fechtwegen zurück. Ich mache uns bloss noch ein paar Pellkartoffeln. Wir haben eben erst Kaffee getrunken und wollen baldmöglich zu Bett. Silvester 43!

1944

1. Januar, Sonnabend Vormittag

Trostlosigkeit der Stimmung. Zwei Momente wird künftige Historie den Nationalsozialisten nachrühmen: ihre Zähigkeit im «Nehmen» und ihre Skrupellosigkeit im Volksverdunkeln. Sie behaupten mit kalter Stirn im Abendblatt das Gegenteil dessen, was sie im Morgenblatt behauptet haben, und das Volk frisst beides. Sie haben Röhm und Hess und Stalingrad und Achsenbruch überstanden. Am Tage der Nachricht von Mussolinis Sturz sagte einer bei Schlüter: «Nun brauchten wir eigentlich morgen erst gar nicht mehr anzutreten.» (Der Ausspruch wurde Lazarus zugeschoben.) Unsere übliche Diskussion ging darum, ob «er» noch vier oder sechs Wochen dauern würde. Der vorsichtige Feder meinte: «bis etwa Ende Oktober» ... Heute bin ich durchaus nicht sicher, dass «er» in diesem Jahr erledigt wird: Resistenz, Tyrannei, Dummheit sind alle drei grenzenlos.

[...]

4. Januar, Dienstag früh gegen sechs Uhr

[...]

Von Sonntag Abend ist noch ein Antrittsbesuch unseres Hausgenossen Stephan Müller zu buchen. Müller arbeitet jetzt in einer Gummifabrik. Er war wieder voll von Auslandsnachrichten: Die Russen bei Shitomir durchgebrochen – unsere Gegenoffensive auf Kiew also endgültig gescheitert – England, USA im Begriff, in Frankreich und an der *deutschen* Küste zu landen, die Drohung mit der deutschen «Vergeltung» ein Bluff, die Türkei im Begriff, gegen Deutschland zu marschieren, Militärstreich gegen Hitler im

Kommen ... Ich habe ihn so und ähnlich so oft sprechen hören. Trotzdem: Für ein Weilchen war ich aufgepulvert.

Bei Möbius habe ich, für ein Weilchen wenigstens, Zählpause: Klaus und ich sind (wie schon vor Wochen einmal) zum Pappeschneiden in einen Saal des dritten Stockwerks beordert. Eine Brotmaschine grossen Ausmasses, ou petite guillotine. Der eine hackt, der andere hält die vom Ballen rollende Pappe, man wechselt einander ab. Es ist sehr langweilig, aber nicht ganz so tödlich wie das ewige Zählen. In diesem Saal, dessen Tische für mindestens sieben Frauen ausreichen, arbeiten tütenklebend noch *sieben*. Die andern durch Dienstverpflichtung weggeholt.

Gestern Abend unterrichtete ich zum dritten Mal Bernhard Stühler im Französischen. Mehr schlecht als recht. Ich bekomme Kuchen dafür – Bernhard hat am 1.1. seinen vierzehnten Geburtstag gefeiert –, Brot und Brotmarken. Bernhard sagte gestern: «Sprechen Sie leise, Cohns dürfen nichts hören.» (Eine Anzeige wäre für mich der Tod im KZ, für Stühlers mindestens Gefängnis.) – «Mir tun Cohns nichts.» «Aber uns.» Es herrscht Feindschaft zwischen beiden Parteien, sie scheint geradezu tödlich. Cohn ist Obmann bei Enterlein in Niedersedlitz, wo Stühler arbeitet. Es hat dort dieser Tage eine Szene gegeben – Stühler lehnte Unterschrift eines belanglosen Umlaufs ab, wohl aus momentanem Zeitmangel. Cohn soll zum Betriebsleiter gestürzt sein: «Lassen Sie Stühler verhaften, er stört den Arbeitsfrieden!» Die Sache macht in der Judenschaft beträchtliches Aufsehen. Cohn hat sehr schlechte Presse, Klaus Coën verketzert ihn sehr, sagt, es spreche niemand von seiner Gefolgschaft mit ihm. D'altra parte sagte mir Frau Cohn: sie und Stühlers kannten sich seit zwanzig Jahren, seien längst miteinander verfeindet und nun gezwungen, Zimmer an Zimmer zu hausen. «Vielleicht hat sich mein Mann im Ton vergriffen – er war vier Jahre im Felde –, aber er hat schon so schwere Kränkungen erlitten, und er ist so herzkrank. Man hat behauptet, er habe die Leute denunziert, die bei Enterlein verhaftet wurden.» (Eine Verhaftungswelle, die im vorigen Jahr mehrere das Leben kostete.) [...]

5. *Januar, Mittwoch früh nach sechs Uhr*

Ich versuche morgens, ein paar Zeilen zu fixieren; nachmittags bin ich müde zum Einschlafen und von Wirtschaft in Anspruch genommen. – Die Zeit in der Fabrik geht gar nicht so quälerisch langsam; aber mich kränkt der Stumpfsinn, die unwiederbringlich vergeudete letzte Spanne, das Stumpfgewordensein. Ob ich Pappe hacke oder Briefbogen zähle – semper idem. Es gibt im jüdischen Betrieb zwei Aristokratien: die der Privilegierten und die der Maschinenführer. *Ich* bin weder das eine noch das andere, ich stehe in besonders schlechter Schätzung bei den Meistern, ich bin wirklich der «letzte Mann».

Gegen Abend

Voriges Jahr gab es keine Abreisskalender, aber wenigstens Papptafel-Kalender. Diesmal scheint im Wesentlichen auch das zu fehlen. In den Zeitungen, die in Friedenszeiten Kalendertafeln mit schönen Bildern brachten, soll diesmal auf dünnem Zeitungspapier zum Ausschneiden und eventuellen Aufpappen die Datenfolge des Jahres erschienen sein. Den sieben Frauen im Saal des dritten Stockwerks wurde solch eine Zeitung, wohl von der DAF, übergeben. Ich sprach ihnen von meiner Kalendemot, und sie schnitten mir ein Exemplar aus und zogen es sorgfältig auf Pappe. Ich war wirklich gerührt, auch ein bisschen gehoben: Ich nahm es als neuen Beweis für die geringe Verbreitung des Antisemitismus im Volk. – Das war gestern.

Heute beim Mittagessen explodierte ich leider. Leider, denn so etwas greift mir das Herz an, und ich empfinde es fünf Minuten später als beschämend und unwürdig. Ich bin der unentwegteste Esser der Gruppe. Die meisten sind wählerisch und verwöhnt; besonders Kohlrüben, aber auch mancherlei anderes bleibt stehen und wird ins Klosett geschüttet. Heute gab es eine durchaus gute Zwiebelsuppe und dazu eine Handvoll Pellkartoffeln. Es war schon oft darüber geredet worden, dass ich ein besonders bescheidener Esser sei, was in diesen Mündern kein Lob bedeutet. (Es fällt auch auf, dass ich mein Brot trocken und die Kartoffeln mit der Schale esse, und dass ich den allgemeinen Beschwerden immer

entgegenhalte, man solle sich noch glücklich schätzen und der Firma dankbar sein.) Heute, während ich die zweite Portion der von vielen verschmähten Zwiebelsuppe ass, erklärte Rieger, er würde so schlecht gekochte Kartoffeln nicht seinen Schweinen vorwerfen und er würde seiner Frau den Kochdeckel an den Kopf werfen, wenn sie ihm solchen Frass vorsetzte. Darauf ich: Wer so etwas noch einmal von Sachen sagte, die ich ässe, dem würd' ich «in die Fresse schlagen, so dass Simon Arbeit bekäme ...» Nachher tat es mir peinlich leid. Tragisch brauche ich's nicht zu nehmen; irgendwelche Explosionen und Schimpfereien gibt es jeden Tag, und die nächste verdrängt die vorige. –

[...]

8. Januar, Sonnabend Morgen

LTI. Neujahrsbotschaften der Führenden. *Hitler*. «Jüdische Welt-diktatur» – «Ausrottung des Judentums in Europa» – «Mit dem gesunden und fanatischen Hass einer Rasse, die weiss, dass sie um ihr Dasein kämpft, und die sich wenigstens in diesem Fall zu dem alten biblischen Spruch bekennt: ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn‘» – «Der offen *getätigte* Verrat an dem Duce» – «Mit dem äussersten Fanatismus und bis zur letzten Konsequenz.» – Ein viertel Dutzend «einmalig». Neu am Inhalt: a) die Bauernschläue: Die Ausgebombten müssen mit uns durchhalten, denn nur nach dem Sieg können wir entschädigen, b) Karl wird fromm. Eine lange Gebetskette macht den Schluss. «Unser einziges Gebet an den Herrgott soll nicht sein, dass er uns den Sieg schenkt, sondern dass er uns gerecht abwägen möge... Seine Gerechtigkeit wird uns so lange prüfen, bis er sein Urteil sprechen kann. Unsere Pflicht ist es, dafür zu sorgen, dass wir vor seinen Augen als nicht zu leicht erscheinen, sondern gnädigen Richterspruch erfahren, der Sieg heisst und damit das Leben bedeutet.» (In der *Annäherung an den kirchlichen Stil liegt das Neue.*) – «Von einer bolschewistischen Wirtschaft kann ... nur gesprochen werden im Sinne einer organisierten Sklavenarbeit für das jüdische Generaldirektorium in Moskau.» –

Goebbels: Wir müssen fast allein «mit wenigen, aber tapferen Bundesgenossen ... den Schutz eines Erdteils auf uns nehmen, der das zum grössten Teil gar nicht verdient.» – «Unsere Voraussetzungen zum Siege sind mehr als günstig.»

[...]

Gegen Abend

[...]

Jacobowicz empfahl mir einen Artikel zur militärischen Lage im «Freiheitskampf». Zufälligerweise erwischte ich das Blatt abends von Stühlers. Nacktestes Eingeständnis der schweren Niederlage. –

Die Freude hielt nicht lange an. Heute früh nach acht gingen verdächtige Männer mit Aktentaschen durch den Maschinensaal. Klaus von meiner Seite, Steinberg und Jacobowicz aus meiner nächsten Nachbarschaft wurden beinahe lautlos «geholt». Der Meister Bergmann kam danach zu mir heran: «Wissen Sie, was die ausgefressen haben? Sie werden was gebabbelt haben. Sie müssen doch wissen, dass man dafür an die Wand gestellt wird.» Ähnlich äusserten sich noch ein paar Arbeiter. Weder gehässig noch erschüttert. Das sei nun einmal so. Es stellte sich dann heraus, dass eine bestimmte allgemeine Aktion im Gange ist: gegen solche Privilegierte, die verwitwet (Jacobowicz, Klaus) oder geschieden sind (Steinberg) und deren Kinder auswärts leben oder majorenn sind. Die Affäre erschüttert mich. Noch eben war ich mit diesen drei Leuten in ständiger Berührung, und jetzt sind sie begraben. Und morgen kann ich das gleiche Schicksal haben.

Wenn ich Bernhard Stühler unterrichte, fällt mir immer wieder auf, dass ihm die selbstverständlichsten Kenntnisse fehlen. (Er hatte zum Beispiel den Ausdruck «Superlativ» nie gehört.) Dies ist eine der ruchlosesten Taten der NSDAP, dass sie den Judenkindern *allen* Unterricht gesperrt hat.

Ich muss mir jede Zeile abquälen, so übermüdet bin ich. Jetzt ist die Abendkohlrübe zu schnitzeln.

10. *Januar, Montag Morgen vor sechs Uhr*

Am Sonnabend Nachmittag klingelte Witkowsky hier an, sagte strahlend: «Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen, es ist allgemeine Aktion gegen Privilegierte, die ...» etc. Am Sonntag Vormittag – Frischmann, der Behelfsschuster und -friseur, ursprünglich Kaufmann, schnitt wie allsonntäglich in der Diele des ersten Stocks jüdische Haare (Evas arische hat er neulich im geheimen bei uns oben geschnitten), ich musste ihm auch an die wenig geschickte Schere – in der vielbesuchten Friseurdiele also konnte ich die Stimmung der Verschonten beobachten: Von den Opfern der neuen Aktion (27, darunter die Witwe des Leipziger Juristen Wach) sprach man gleichmütig wie von längst Verstorbenen, und überall herrschte Zufriedenheit, dass man nicht im angstvollen Dunkel über die Gründe der Wegholung zu tasten brauchte und sich für diesmal verschont wusste. Ich dachte wieder an Chéniers Verse: Die Gefängnistür tut sich hinter dir zu, und du bist wie das Vieh im Schlachthaus, abgetrennt von der Herde. – Am Sonntag Nachmittag war nach langer Pause Lewinsky bei uns, schwebte nach wie vor im Literarischen, war noch immer überzeugt von der noch mehrjährigen Dauer des Krieges, entsetzte sich, als er von der neuen Aktion hörte, tröstete sich so rasch wie wir andern alle, als er sich ausser Gefahr wusste.

[...]

12. *Januar, Mittwoch früh vor sechs Uhr*

Fahrerlaubnis erhalten ohne weitere Untersuchung durch Vertrauensarzt. Wie tödlich dürfte Katz' Zeugnis sein! Ich will nur bei allerschlechtestem Wetter fahren. [...]

15. *Januar, Sonnabend Nachmittag*

[...]

Gestern Abend, Viertel acht, ich begann gerade den kleinen Stühler zu unterrichten, *Alarm*. Und zwar Heulsirene. Es war aber bekanntkanntgegeben worden, dass künftig Voralarm durch kurze

Töne angezeigt werde, Heulsirene nur für unmittelbare Gefahr in Frage komme. Zum erstenmal nahmen wir ausser den Noten- und Tagebuchmanuskripten einen vorbereiteten Rucksack mit Wäsche und eine Decke mit. Die allgemeine Angst steckt uns allmählich eben doch an. Man sass eine Stunde gelangweilt – es blieb wieder ruhig. Der Rundfunk soll heute mitgeteilt haben, dass es sich um erfolglosen Angriff auf Berlin und Leipzig gehandelt hat. – Die Presse betont jetzt sehr die wachsende Stärke der deutschen Fliegerabwehr. Vorgestern hiess es: «139 Flugzeuge, meist Bomber, über Mitteldeutschland abgeschossen, zwei eigene Jäger verloren, sieben vermisst; der Angriff kam nicht zur vollen Entfaltung.» Eva hörte die Unterhaltung zweier Soldaten darüber: «...dann müssen die doch mit mindestens 1'500 Flugzeugen dagewesen sein!» Immer wieder die gleiche Frage: Welches ist die wahre communis opinio, welches die wahre vox populi, die wahre, entscheidende Stimmung bei Volk und Heer? Niemand weiss es. Entscheidung kommt von irgendeinem Anstoss, irgendeiner Gruppe, irgendeiner um sich greifenden Stimmung, Entscheidung kommt von dem, was man Gott, Zufall, Schicksal, x nennen mag – nicht von bewusst lenkenden Menschen.

Die Zeitung brachte vor zwei und drei Tagen «gross aufgezogen» das italienische Blutgericht. Ciano, De Bono und einige andere erschossen, dreizehn, darunter Grandi, Federzoni, in absentia zum Tode verurteilt wegen Verrats am Fascismus, am Duce, an Italien ... Ich halte es für sicher, dass die Gerichtsverhandlung Farce, dass die Erschiessung deutsches Werk war, dass Mussolini mit alledem kaum noch etwas zu tun hatte – er ist jetzt ganz unsichtbar, ist der Schatten einer Puppe –, vor allem, dass man mit dieser ganzen Affäre in erster Linie abschreckend auf deutsche interne Gegner (Paulus, Seydlitz) wirken will.

[...]

17. *Januar Montag früh vor sechs Uhr*

Die Luftschutzübung war kurz. Wir kletterten durch die uns angewiesenen Fenster ins Freie. Dies «Freie» ist der Hofraum vor den Russenbaracken, die im Ernstfall wie eine Fackel brennen werden. Es war auch eine, *eine* Gasmaske da, von der niemand wusste, wie sie aufzusetzen sei. Vor dem Aussteigen hatten die jüngeren Leute wenige Minuten lang eine Eimerkette bilden geübt. Mir kommt das alles wie unzulänglichste Spielerei vor, und ich stehe dem Ernst völlig fatalistisch gegenüber. Aber die allgemeine Sorge steckt uns doch allmählich an, man hört zuviel Grausiges aus Berlin und Leipzig. Jetzt hat sich Eva noch einen besonderen Rucksack aus Vorhangstoff gemacht, so dass wir gestern mit zwei Rucksäcken antraten.

Bei Steinitzens wie immer freundliche Aufnahme und Bewirtung.

Frau Steinitz hat masslose Angst vor Luftangriff (ihre Schwester zählt zu den Leipziger Ausgebombten). *Ich* fürchte nur die Gestapo. Steinitzens gaben mir das «Reich» vom 9.1. Goebbels' Leitartikel «Probleme des Luftkriegs» variiert, tritt pedantisch breit, hämmert ein, was in Hitlers Neujahrsaufruf gestanden hat: Dass die Ausgebombten weiterkämpfen und siegen müssen, wenn sie entschädigt sein wollen. – Dass die Zerstörungen nur Hass säen und die Kriegsmoral *stärken*, statt sie zu zermürben. (Ob das wahr ist? Und wie weit wahr? Immer die gleiche Frage.) – Dass es sich um typisch englische Kriegführung und Grausamkeit handle – der gutmütige Deutsche täte so etwas nicht. (Und die Angriffe auf London? Und die Morde in Kiew? Und, und, und...) [...]

22. *Januar, Sonnabend vor sechs Uhr früh*

Von halb vier bis zehn, halb elf völlig leere Ausfüllung, Fabrik und Wirtschaft – keine Lektüre, kein Tagebuch, dabei ständige schwere Müdigkeit. In der Fabrik das Qualvollste: abzählen; ich beginne das gleiche Päckchen ein dutzendmal.

Das Neueste: der kleine Alarm. Drei kurze Entwarntöne; Be-

deutung: Halte dich bereit, *ohne* in den Keller zu gehen. Er kam am Donnerstag um acht Uhr abends – Katz wollte uns gerade einen Besuch machen und suchte nun schnell nach Haus zu kommen. Entwarnung nach einer halben Stunde. [...]

23. *Januar, Sonntag Vormittag gegen elf Uhr*

Der gestrige «freie» Nachmittag durch Bekohlung zerstört. [...] Ich lieh mir zum Kohlenkauf einen Handwagen im «Wagenverleih» und Holzverkauf am Hasenberg neben den Russenbaracken. Von da zu Hesse in der Salzgasse, von Hesse wieder zu uns ist nicht weit, aber der Wagen ist schwer, es gibt ein paar kleine Steigungen, und mein Herz rebelliert. Es gelang mir mit meinen drei Zentnern nicht, die Steigung zur Toreinfahrt zu nehmen. Da stürzte lachend und schreiend ein junger Kerl von den kriegsgefangenen Russen hinzu, öffnete mit einem Ruck den zweiten Torflügel, stemmte mit Leichtigkeit und immer lachend den Wagen in den Hof und machte sich davon. (Verkehr verboten! – Allgemeine Gutmütigkeit oder Wissen um den Judenstern? – Die Russen da unten sind immer vergnügt.) Der Händler hatte meine Briketts und den Zentner markenfreien (Flöz) aus den Säcken in den Wagen geschüttet. Ich trug das Zeug nun in Eimern in den tiefen Keller. Ein sehr vollbusiges und sehr junges Mädchen erschien, besternt, liess sich nicht abweisen und half tragen. Ich fragte nach ihrem Namen. Ilse Frischmann. (Mischling. Ursprünglich aus dem Protektorat. Seit der Ermordung Heydrichs besternt.) Auch Waldmann erschien, schalt, dass ich die Kohlen säckelos gebracht. Das nächstmal wolle er mir die Säcke in den Keller tragen. So fehlt es hier nicht an freundlicher Hilfe – trotzdem bin ich sehr erschöpft, zumal auch nach den vielen Eimern abwärts zwei hinaufzuschleppen waren. –

Die vorige Woche begann mit einer törichten Erregung und Streitigkeit. Mittagsgespräch: Unsere arischen Frauen (die wir alle haben). Einer rühmte ihre Opferwilligkeit. Rieger, dessen rohe Art mir schon bei Schlüter unsympathisch war, widersprach

in stärksten Ausdrücken. Erkenne so viele üble Fälle, diese Frauen hielten nicht Stich – «der Schlag soll sie alle treffen, omein» (omein). Ich verbat mir die Verallgemeinerungen. Er blieb dabei. Mich packte eine plötzliche Wut. «Ich möchte Sie in die Fresse hauen, das verdienen Sie – ich mag mit einem solchen Menschen nicht zusammensitzen!» Ich lief heraus, ging in den Maschinensaal. Nach der Pause sagte mir Lang, mit dem ich gerade Pappe ablud: «Sie sollten sich nicht so aufregen, wir haben das alle nicht auf *unsere* Frauen bezogen, Rieger meinte die Fälle, die ihm geläufig sind.» Am nächsten Tag wurde ich mit Rieger zusammen zum Räumen einiger Bodenregale befohlen. Grosse Schmutzarbeit. Auf Befehl der Luftschutzkontrolle wurden alte Geschäftspapiere und -bücher fortgeschafft. [...] Ich sagte zu Rieger: «Warum haben Sie mich gestern so gekränkt?» Er: «Ich habe Sie nicht gemeint. Ich sprach nur von ‚alten‘ Fällen, die ich kenne; ich dachte besonders an Steinbergs Frau.» Daraufhin reichten wir uns die Hand. Aber sympathisch ist der Mann nicht. [...]

Von Sussmann endlich ein Brief. Der erste seit Oktober. Einer verlorengegangen. Seine Tochter Käte hat einen amerikanischen Buchhalter geheiratet. Georg lebt noch. All seine Söhne haben Kinder, die in USA alle von amerikanischen Frauen. Mir ging unser Familienschicksal und das Schicksal unseres Blutes durch den Kopf. Vater stammt aus dem Prager Ghetto. Seine Söhne waren bedeutende Leute in Deutschland. Seine Enkel sitzen in England, Amerika, Schweden. Seine Urenkel haben schwedisches und amerikanisches Blut und werden nichts von ihm wissen. –

Ich werde die Korrespondenz mit Sussmann nicht weiterführen können. Seit dem 15.1. sind neue Postbestimmungen heraus. Zur Auslandskorrespondenz ist eine polizeiliche Kontrollkarte nötig, die an Juden nicht ausgegeben wird. Eva vorzuschicken ist mir zu gefährlich. Ich will mich an Änny Klemperer wenden. Aber ich weiss ihre Adresse nicht mehr, so lange sind wir auseinander. Und ob sie noch lebt? Ob ihr Haus, ihre Strasse – in der Nähe des An-

halter Bahnhofs! – noch steht? Eva wird ein Berliner Adressbuch aufstöbern.

Die verschärfte Zensur hängt offenbar mit einer Reichsaktion gegen Spionage zusammen. Es sollen Razzien und viele Verhaftungen stattgefunden haben. (Bei der Unzahl der ausländischen Arbeiter wird man die Spionage nie unterdrücken können.) Seit einer reichlichen Woche an allen Schaufenstern, an den Scheiben der Trambahnen, in den Ecken der Zeitungen schwarz aufschabloniert die Gestalt des massigen Mannes mit Schlapphut, von hinten gesehen. Er ist links seitlich geneigt, der linke Arm mit halboffener Hand hängt herunter, er schleicht oder lauert. Darunter ein weisses Fragezeichen. Irgendetwas Unheimliches, Dämonisches geht von der Gestalt aus. Ästhetische Frage: wieso? Ich kann sie nicht lösen. Bloss die Schwärze und die Massigkeit tun es nicht. Bei Thiernig & Möbius hängt das Bild als Plakat. Da trägt es schon die Unterschrift: «Feind hört mit!» (Mit dieser Unterschrift gab es schon vorher Plakate. Z.B. ein Mann im Kaffeehaus, hinter der Zeitung plaudernde Soldaten belauschend.) [...]

Heroische Köpenickiade. Unter den vielen Todesanzeigen der Gefallenen (Hakenkreuz im EK zur Seite), «Dresdener Zeitung», 19.1.44: «Vom Schicksal bestimmt, wurde mir mein einziger lieber Sohn, cand. ehern. Obgfr. Horst-Siegfried Weigmann, Kriegsfreiw., Inh. d. EK II, Teilnehmer am Polen- und Frankreichfeldzug, im schönsten Alter von 24 Jahren mitten im Studium plötzlich und unerwartet aus dem Leben gerissen. In tiefer Trauer Bruno Weigmann, Kammervirtuos, München.» – Paul Lang, der Arzt, und Dr. Katz haben den Toten persönlich gekannt, sein Schicksal, das ich erst für Legende hielt, wird verbürgt von mehreren Seiten übereinstimmend berichtet. Seine Mutter, vom Vater geschieden, war Jüdin und wurde neulich bei der letzten *Aktion* (LTI-Wort!) mit verhaftet. Der Sohn (wie Erich Meyerhofs Söhne im Anfang Soldat) ging ins Polizeipräsidium, er sei Kommissar der Gestapo, wolle die Häftlingin sprechen und irgendwohin bringen. Er kam tatsächlich mit ihr bis an den Ausgang des Präsidiums; einmal draussen, hätte er sie in Sicherheit gebracht. (Es sol-

len sich, besonders in Berlin, viele Juden versteckt halten; auch Eva Büttner dürfte noch leben.) Dort lief er einem Gestapobeamten in die Arme, der ihn kannte. Die Mutter ist jetzt in Theresienstadt, der Sohn hat sich in der Zelle erhängt. «Sich erhängt» – wieweit war es Selbstmord? – Und dazu die Todesanzeige mit dem Feldzugskreuz! Aber der ist wirklich auf dem Felde der Ehre gefallen und hat mehr Tapferkeit bewiesen als irgendein Soldat in der Schlacht. Er wird fraglos in die Literaturgeschichte eingehen, als Held von Dramen und Romanen. Katz sagte: «Ich kannte ihn und seine Verhältnisse, ich könnte in vierzehn Tagen ein Drehbuch seines Falles schreiben.»

Katz besuchte uns dieser Tage zweimal hintereinander. Er hat einen Patienten hier, den armen Teufel Hirsch, der so lange im Gefängnis gesessen hat und den ich in den letzten Schlüttertagen als wandelnden Leichnam kennenlernte. Der Mann liegt bei versagendem Herzen auf den Tod an Grippe. (Die hier wüten soll.) Katz war deprimierter als je; er rechnet mit Trennung der Mischen. [...]

24. *Januar, Montag morgens vor sechs Uhr*

Eva ist recht leidend. Oft grosse Mattigkeit. Abends regelmässig Herzbeschwerden. Soll wieder zu Fetscher. Gestriger Vormittag bedrückt durch Evas Zustand, ausgefüllt durch Tagebuch. Nachmittag Steinitze bei uns. Ein paar echte Bohnen im Kaffee (von Evas fünfzig Weihnachtsgramm), dazu die Freundschaftlichkeit der Leute wirkten auf uns beide anregend. [...]

Während wir beisammen sassen, erschien Frischmann mit Sammelliste. Hirsch war in der Nacht gestorben, seine Witwe soll mittellos sein. Alles im Haus hatte 5 M gezeichnet, ich konnte mich nicht ausschliessen. Wir haben ja noch für ein paar Monate zu leben.

[...]

27. *Januar, Donnerstag Abend*

In der ständigen Lebensgefahr als Jude und nun auch ohne Möglichkeit der Schonung der konstatierten Angina ausgeliefert, habe ich geglaubt, über alle Eitelkeiten hinaus zu sein. Und ich war geradezu erstaunt, wie sehr mich eine Notiz der «Dresdener Zeitung» heute Morgen erschütterte. Neubert, diese vollkommenste Mittelmässigkeit unter den Romanisten meiner Generation, ein Schulmeister ohne eigene Gedanken, ist auf das Berliner Ordinariat für romanische Literatur berufen worden. Wie gut muss seine nazistische Gesinnung sein, wieviel besser und wieviel öfter erwiesen als seine literarhistorische Leistung. Es ist ein geradezu mittelalterlicher Kontrast zwischen seiner Höhe und meiner Erniedrigung. Und diese Erniedrigung wurde mir gerade heute besonders deutlich: Der Meister Hartwig beschimpfte mich schlimmer, als es die Unteroffiziere auf dem Kasernenhof vor dreissig Jahren taten. Ein Schulmädchen leiste an der Maschine mehr als ich (womit er nicht Unrecht hatte). Irgendeine Erwiderung durfte ich mir nicht leisten. Der Obmann Lang hätte mir zu Hilfe kommen und dem Chef das ungehörige Betragen des Meisters melden müssen. Stattdessen sagte er mir heimtückisch, ich sollte morgens länger schlafen, um nicht in der Fabrik einzuschlafen. Ich isolierte mich ganz. – Als ich nach Dresden berufen wurde, wusste sich Neubert vor Anerkennung meines Ingeniums nicht zu lassen. Als er nach Breslau kam, kühlte sich seine Freundschaft ab, und zuletzt, 1932 oder 33, las ich von ihm in einer Breslauer Zeitung eine böseartig feindselige Kritik meiner Literaturgeschichte. Er war in sein Ordinariat und wohl auch in *die* neue zukunftsichere «Weltanschauung» hineingewachsen. Arme Berliner Fakultät: Baeumler ihr Philosoph, Neubert ihr Romanist.

Ich kam körperlich und seelisch zerschlagen nach Haus und wischte die Diele auf. Jetzt total erledigt.

[...]

29. *Januar, Sonnabend, neunzehn Uhr*

Aus Überdross und Erschöpfung meldete ich mich gestern Nachmittag krank (zwei Tage darf man ohne Arztzeugnis «krank machen»). Der Meister Hartwig peinigt mich. Er ist nicht unguntmütig, er kam am Nachmittag des Schimpftages zu mir, redete mir gut zu, entschuldigte sich halbwegs, richtete an meiner Maschine herum. Aber der Friede kann nicht anhalten, eine endgiltige Explosion steht sicher bevor. Denn der Mann verlangt von mir, was ich nicht leisten kann; ich kann nicht wie eine geübte Arbeiterin abzählen und einkasteln, während die Maschine läuft, ich kann die Maschine nicht ununterbrochen «loofen lassen», ich kann nicht ohne Packerhilfe 10'000 «Aktentaschen» täglich fertigmachen. Hartwig rechnet mir immer wieder vor, dass ich meinen Stundenlohn nicht verdiene, er begreift einfach nicht, dass ich kein gelernter Fabrikarbeiter bin. «Es ist doch so einfach!» ... Und ebenso gehn mir die Arbeitskollegen auf die Nerven. Ich nehme jetzt keinen Essentopf mehr mit nach Haus, ich will mir nicht mehr in mein Privatleben einsehen und dreinreden lassen. Lang gab mir darauf die nicht ganz unzutreffende Antwort: «Die Juden haben kein Privatleben mehr.» – Ich entschuldigte mich also für heute und stellte den Wecker nicht. Aber genau um die übliche Weckerstunde, pünktlich um halb vier, ging die Sirene. Kleiner Alarm. Wir mussten aufstehen. Um halb fünf kam Entwarnung, so dass wir wenigstens vom Kellermarsch verschont blieben. Ich schlief bis acht Uhr. Das ist hier noch nie der Fall gewesen, ich bin hier noch nie bei entdunkelten Fenstern aufgestanden – der Morgenblick auf die Elbe überraschte mich. Ein langes Frühstück mit Eva, die Treppe gescheuert, ein Besuch bei Stephan Müller, der die Grippe gehabt hat – Zimmer im 1. Stock, wo die «Junggesellen» wohnen, d.h. solche Juden, deren arische Frauen die eigene Wohnung behaupten, und wo auf der Diele Frischmann Haare schneidet, danach Lektüre eines inhaltlich schwachen, miserabel übersetzten französischen Romans, den uns Lewinsky geliehen hat und den ich durchaus in diesen zwei freien Tagen bewältigen will. Joseph Kessel: «Die Gefangenen». Beim Lesen habe ich im-

mer wieder mit tödlicher Müdigkeit und Schlafsucht zu kämpfen. Mach Ende, Herr, mach Ende!

Stephan Müller sagt (wie Frau Winde), es könne nicht mehr lange dauern, nicht aussen, wo die Russen die schwere deutsche Artillerie vor Leningrad erobert, wo die Engländer und Amerikaner invasionsbereit seien, nicht innen, wo die Stimmung schlecht sei und die Seydlitz-Organisation um sich greife. Aber wie lange hört man das alles schon. [...]

Für morgen, 30. Januar, den Tag der «Machtübernahme», sind Versammlungen angekündigt unter der Parole: «Dem deutschen Sieg entgegen!» Das ist nun wirklich ein starkes Stück. Aber wer sagt mir, ob es nicht wirklich von siebzig, achtzig, vielleicht neunzig Prozent der Bevölkerung geglaubt wird? Wer sagt mir die wahre Stimmung des Volkes? Der Schlosser Liebscher, ein braver, gar nicht nazistischer, gar nicht idiotischer Dreissigjähriger, wegen eines Magenleidens militärfrei, sagte mir neulich in der Fabrik, der Krieg würde bestimmt bald ein Ende haben; denn die andern hätten ihn auch satt, und bei ihnen sei doch nicht alles so «prima organisiert», so fest geleitet wie bei uns. – D'altra parte: Frau Stühler hat heute das erstmal in einer Frauenschlange laut sagen hören, mit den Juden sei man doch zu arg umgesprungen, sie seien doch «auch Menschen», und die Angriffe auf Berlin und die Zerstörung Leipzigs seien die Vergeltung dafür...

30. Januar, Sonntag gegen Abend

Morgens zogen Pimpf- und HJ-Züge mit Donnern und Musik über die Carolabrücke; ein Aufzug, wie ich ihn bisher nur aus Filmen kannte. Meine Gedanken dabei: Wenn sie doch zum letzten Mal den 30. Januar gefeiert hätten! Und: Wie lange wird es dauern, bis man aus diesen Kinderköpfen den nationalsozialistischen Unrat entfernt haben wird?

[...]

6. *Februar, Sonntag Vormittag [...]*

Ich habe *drei* ganz verschiedene geistige Atmosphären kennengelernt. 1) *die Wilhelminische*. Mir ging auf, dass sie ungemeine Ähnlichkeit mit der Epoche der Aufklärung besass. Offiziell herrschte noch absolutistische und moralische Strenge, es gab gelegentliche Prozesse wegen Majestätsbeleidigung und Unmoral; der wahre Herrscher aber war der «Simplicissimus». Fulda erhielt für den «Talisman» auf kaiserlichen Einspruch *nicht* den Schillerpreis, aber Drama, Presse, Witzblatt leisteten sich hundertmal schärfere Ankratzungen als der zahme «Talisman». 2) Die republikanische Atmosphäre. Man war nicht unpatriotisch, aber man suchte sein Deutschtum im Kulturellen und in der freien Hingabe an die Welt, man nahm die Welt mit Entzücken in sich auf (mit dem doppelten Entzücken des durch vier Jahre von ihr Abgeschlossenenen). 3) *LTI*. – Warum ist es so ungeheuer schwer (und für mich gar nicht verlockend), eine Sprachgeschichte der beiden ersten Epochen zu schreiben? Weil hier in einer sich ruhig entwickelnden allgemeinen Sprache die einzelnen Individuen sich frei bewegen. Es gibt die allgemeinen Phasen Naturalismus, Neuromantik, Neuklassik und innerhalb ihrer vollkommen freie individuelle Sprachstile. Jeder schafft aus sich heraus oder lehnt sich nach seinem Belieben an ein literarisches Vorbild: an Goethe, an George, an Hofmannsthal, an Rilke usw. – Im Nationalsozialismus dagegen herrscht die uniformierte Armut der Sklaverei. Mit den Schlagwörtern und «Ausrichtungen» Hitlers und Goebbels' arbeiten alle. Wer eine andere Sprache reden will, wird mindestens mundtot gemacht. Derselbe Jargon auf allen Gebieten. Bernhard Stühler lieh mir ein schön illustriertes Werbebuch, «München, die Hauptstadt der Bewegung». Die Feldhermhalle, SA-Bilder etc. dominierten, und im Stil wimmeln die Schlagworte «Ausrichtung», «einmalig» usw. Ich schlage den Roman von Ludwig Finckh auf – er ist 1940 geschrieben, und ich habe nach den ersten Zeilen Verdacht auf nationalsozialistischen Stil, trotzdem es sich doch um einen unbescholtenen älteren Lyriker han-

delt. – Ich ärgere mich über das Nachplappern der LTI-Wörter durch die Juden und sündige doch selbst: «Herr Stühler, wegen Benutzung des Badezimmers – haben Sie diesen Sonntag Arbeitseinsätze!» –

[...]

7. Februar, Montag Nachmittag

Mir wurde wiederholt geraten (von Stühler, von Cohn etc.): «Lassen Sie sich für eine Weile arbeitsunfähig schreiben, schlafen Sie sich aus!» Gestern Abend traf ich auf der Diele Dr. Magnus, der seinen Freund Cohn besucht hatte. Er flüsterte mir zu: «Bei Ihrem Leiden ist es doch so leicht! Niemand kann Ihnen nachweisen, dass Sie *keine* Anfälle haben!» Das Hetzen des Meisters Hartwig hatte mich müde gemacht, akute Notwendigkeit des Verdienens ist nicht vorhanden – also ... Ich ging heute zu Katz. Peinliche Szene. Er wand sich wie ein Aal. Er wolle meine Freundschaft nicht verlieren ... [...] Katz schrieb mich dann nach nochmaligem Untersuchen (200 Blutdruck diesmal) arbeitsunfähig und schickte mich de rigueur sofort zum Vertrauensarzt. Verhaltensmassregel: Ich möge meine Beschwerden nicht zu bescheiden schildern. Am Sternplatz – imposantes Institut! – mindestens fünfundsiebzig bis hundert Menschen im Warteraum vor den Arztzimmern im dritten Stock. Nach fünf Viertelstunden wurde ich aufgerufen. Im Sprechzimmer gar keine erneute Untersuchung. Durchaus liebenswürdiger Ton eines Arztes in mittleren Jahren. «62 Jahre ... Sie waren früher Professor ... neun Stunden an der Maschine ... es ist natürlich, dass der Körper diese Umstellung nicht mitmacht ... Ruhen Sie erst einmal acht Tage aus, wir sehen dann weiter, Sie erhalten schriftliche Aufforderung.» Damit war ich entlassen. – Also ein paar Ferientage vor mir. [...]

Voces populi: Auf dem Weg zu Katz, ein älterer Mann im Vorbeigehen: «Judas!» Auf dem Korridor der Krankenkasse. Ich pendle als einziger Sternträger vor einer besetzten Bank auf und ab. Ich höre einen Arbeiter sprechen: «Eine Spritze sollte man ih-

nen geben. Dann wären sie weg!» Meint er mich? Die Besternten? Ein paar Minuten später wird der Mann aufgerufen Ich setze mich auf seinen Platz, Eine ältere Frau neben mir, flüsternd: «Das war gemeene! Vielleicht geht es ihm mal so, wie er's Ihnen wünscht. Man kann nicht wissen. Gott wird richten!»

Notierte ich zur LTI schon: a) den Wortwitz: zu den Himmlerschen Heerscharen einberufen (von Hingerichteten), b) den schnoddrigen Berliner Wunsch (mir von mehreren Seiten berichtet): «Bleiben Sie übrig!»?

Ich will versuchen, in dieser Ferienwoche in «Mein Kampf» hineinzukommen. Aber ich bin skeptisch, ob es mir gelingt. Zuerst das Finckhsche Buch. – Zu allererst, jetzt um sieben, Unterricht für Bernhard Stühler.

10. Februar, Donnerstag Abend

Ich hole aus der Ferienwoche einige Arbeitsergebnisse heraus, aber mühselig, gegen Schlagsucht und Hoffnungslosigkeit kämpfend, und freudlos. Das Hindösen an der Kuvertmaschine ist eigentlich leichter. Ich habe mich wirklich in «Mein Kampf» eingelesen (die ersten 250 von 800 Seiten), es ist ebenso interessant wie grässlich und deprimierend – dies Buch lag vor, und man machte diesen Menschen zum Führer und liess ihn bis jetzt elf Jahre führen! Das ist der deutschen Oberschicht niemals zu verzeihen. Als eine Art Gegengift – wenigstens anständiges Deutsch! – versuche ich mich an «Emanuel Quint», den Eva bei Paulig auftrieb. [...]

12. Februar, Sonnabend gegen Abend

[...]

Gestern Nachmittag war Frau Winde bei uns, zuversichtlich und mich mit ihrer Zuversicht für ein paar Stunden aufrichtend, aber in der Tasche trug sie eine Flasche Sekt, die ihr Mann verloren hatte; er hatte gewettet, am 10.2.44 werde es keine «Partei» mehr geben, und es gibt sie noch immer. – Aber zehn bei Dnjepopetrowsk eingeschlossene deutsche Divisionen, an zweihundert-

tausend Mann, sollen verloren sein, und den Finnen und Ungarn habe England ein Ultimatum gestellt, aus dem Krieg auszuschneiden, andernfalls ihre Hauptstädte zugerichtet würden wie Hamburg und Berlin, usw. usw. – englische Meldungen. Wie gesagt: Es hielt bei mir ein paar Stunden vor. Auch Steinitz war da und lud uns zum Sonntagskaffee ein; es ist schon recht bedrücklich, dass wir überall ohne Revanche abgefüttert werden.

Am Abend liess sich Katz schon wieder sehen, rein aus Freundschaft und zum Plaudern; ich musste ihm den deutschen Heeresbericht aus einer (natürlich Hitlerischen) französischen Zeitung übersetzen, er hat sehnsüchtiges Interesse für das Französische. Er erzählte, dass er seinen Sohn, jetzt dreiundzwanzig und in England verheiratet und in Gott weiss welchem Beruf, nachdem er an der hiesigen TH ein Semester studiert hatte, dass er ihn in der Reformgemeinde in Berlin habe konfirmieren lassen, ausdrücklich dazu mit ihm hinübergefahren sei, um ihn beim Judentum und beim Deutschtum zu halten. – Mit Katz, wie eine Stunde zuvor mit Neumark, besprach ich ergebnislos, wie ich von der neunstündigen zur Halbtagsarbeit kommen könnte. Der Kassenarzt wird sicher dafür sein, aber der Antrag müsste dann durch die Gemeinde, eben via Katz und Neumark, an Gestapo und Arbeitsamt gehen, die sich solche Anträge von Juden verbeten haben. Ich glaubte, ich könnte einfach den Kassen- und Vertrauensarzt vorschieben, der sicher, schon im Interesse seiner Kasse, dafür zu haben wäre. Aber dann müsste ich ihm von den jüdischen Spezial-schwierigkeiten sprechen, und das halten Neumark und Katz, beide, für gefährlich. (Sozusagen Greuelpropaganda).

Heute Mittag besuchte mich Konrad, der schon lange bei Bauer arbeitet und den ich bei Möbius sehr vermisse, eine der sympathischsten Erscheinungen unter den Juden hier. (Ich habe ihn wohl in der Schlüterzeit öfters beschrieben.) Er brachte mir ein paar Zwiebäcke und ein bisschen Marmelade mit, es war sehr nett von ihm. Er ging, ehe Eva nach Hause kam. «Meine Frau ist in Angst, wenn ich zu spät komme.» Es ist dem Mann nicht anzusehen, dass

er ein Jahr älter ist als ich – niemand würde ihm mehr als fünfzig geben. – Am Nachmittag ging ich in die 3 zu Eisenmanns hinüber: Der Mann ist eben nach fast vier Monaten aus dem Berliner jüdischen Krankenhaus entlassen, als gebessert, nicht als geheilt; er ist im Gesicht und am Körper tödlich abgemagert, hält sich gebeugt, spricht gebrochen und deprimiert: die schlechte Ernährung (er muss Diät halten) – alles Mehr gehe auf Kosten seiner Kinder, im Krankenhaus aber sei das Hungern nicht mehr erträglich gewesen. Ich fragte nach den Luftangriffen. Er sagte wortkarg, Berlin sei so riesig, dass man in einem Stadtteil nichts von den Nöten des anderen wisse. Immerhin, die Nachbarschaft der AEG sei dem Krankenhaus (Iranische Strasse im Norden, dort starb Grete) sehr peinlich. Sie hätten etliche Brandbomben abbekommen, einmal, als ein Haus ihnen gegenüber «rasiert» wurde, sei bei ihnen eine Mauer eingestürzt. –

Trotz all dieser Abhaltungen habe ich heute Mittag den ersten Hitlerband zu Ende gelesen. –

[...]

15. Februar, Dienstag Morgen

Zu irgendwelcher Arbeit für mich kam ich gestern nicht mehr. Am Nachmittag erschien zuerst Neumark, der Anwalt und «Vertrauensmann». Halb ein längst geplanter freundschaftlicher Besuch, halb das guaio meiner zu verkürzenden Arbeitszeit. Ein solcher Antrag muss über Neumark an die Gestapo gehen und wird von ihr abgelehnt. Nun soll ich den mir wohlwollenden Kassenarzt vorspannen, soll aber die Gestapo beileibe nicht erwähnen – denn das könnte als Greuelpropaganda oder unerlaubtes Erzählen oder Kritik aufgefasst werden und – wie jede kleinste Bagatelle – tödliche Folgen haben, in erster Linie für mich, in zweiter für Neumark, für Katz, für alle Juden in den Klauen der Gestapo. Ich soll also «diplomatisch» sein. Ma come? – Neumarks Posten ist auch nicht zu beneiden. [...]

18. Februar, Freitag gegen Abend

Katz fand mich am Dienstag Vormittag normaler; ich möge Kasenaufforderung abwarten, er gedenke mich für kommenden Montag arbeitsfähig zu schreiben. Die Bestellung zum Vertrauensarzt kam am Mittwoch für Donnerstag, vierzehn Uhr, ein Befund des behandelnden Arztes war mitzubringen. Also wieder zu Katz durch Frost und Schnee. Es fiel mir schwer, ich sagte es Katz und bat ihn, mir noch ein paar Tage herauszuschinden. Er muss es in seinem Bescheid getan haben. Ich gab das verschlossene Blatt um halb zwei am Sternplatz ab – Warten und Aufrufe waren mir schon bekannt, ich hatte den «Emanuel Quint» mit, kämpfte mich ein Dutzend Seiten darin weiter. Gegen dreiviertel drei kam ich an die Reihe, leider diesmal zu einem andern, sehr kurz angebundenen, eiligen (übrigens nicht böswilligen) Herm. «Ziehen Sie sich in der Kabine aus.» – Kurzes Abhören – «Sie fühlen sich besser-» – «Ja, nur die rauhe Luft...» – «Erholen Sie sich noch acht Tage.» Ich war entlassen, auf dem Krankenschein stand: «Arbeitsfähig vom 24.2. ab.» Ich muss zufrieden sein: Ferien vom 7. bis 24.2., ein bisschen erholt, und den Hitler werde ich bis dahin gründlich fertig und notiert haben. [...]

In Katz' düsterem Wartezimmer hängt unter Glas eine kleine Flechtarbeit, die ich mir nie erklären konnte; am letzten Dienstag leuchtete er sie an und kommentierte sie. Es ist der Durchschnitt eines Unterstandes mit richtiger Fliegerdeckung, wie ich sie tagelang in Flandern sammeln musste. Man sieht im Innern eine Photographie: den Stabsarzt Katz und seinen gräflichen Regimentskommandeur. Klein und heimlich ist am Dach des Baus ein schwarzweissrotes Fähnchen angebracht. In einer andern Ecke des Wartezimmers, im vollsten Licht, das der fensterlose Raum zu vergeben hat, hängt im ovalen Goldrahmen das Bild des Stabsarztes Katz mit dem EK I und dem Verwundetenabzeichen, in der dritten Ecke das Bild eines schönen Schimmels, den ein Offizier in Stahlhelm und Lederhandschuhen streichelt – ich weiss nicht, ob das Katz selber ist. Als ich ihn noch nicht kannte, hörte ich schon die Juden erbittert über das Bild mit dem EK I sprechen,

unter dem gerahmtes schwärmerisches Wort Ernst Moritz Arndts über das Vaterland hänge. –

Vor mir war Kornblum bei Katz gewesen, der halb gelähmte ehemalige Husar, mit dem ich im Frühjahr bei Schlüter zusammenarbeitete. Siehe daselbst die Geschichte seines Erkrankens und Fortbleibens. Er soll jetzt wieder in Arbeit kommen. Man hat ihn verklatscht, er trage seine Kohlen aus dem Keller herauf – also könne er auch arbeiten! Die Juden unter sich!

19. Februar, Sonnabend Abend

Die Phasen dieser Zeit: Mir fiel heute ein, wie lange ich nicht mehr an den «enzyklopädischen Stil» gedacht habe, der anfangs eine so grosse Rolle spielte. Er existiert nicht mehr, er ist nach zwei Seiten überholt. Einerseits – schriftlich, und wohl auch in den meisten Fällen überhaupt, wagt selbst er sich nicht mehr hervor, erstickt von der Angst vor der Guillotine; und andererseits genügt er nicht mehr, und die verzweifelte Erbitterung spricht offen. – [...]

21. Februar, Montag Morgen

[...]

Am Nachmittag war Lewinsky bei uns, brachte wieder allerhand Lektüre («DAZ» und ein Bändchen des mir noch ganz unbekanntes Turnier), klagte über die Tyrannei und Verfolgungswut Schwarzes. Dieser Schwarze, Chef einer Kartonagenfabrik in der Leipziger Strasse, ist der berühmteste und gefürchtetste Judenfronvogt; bei ihm arbeitet u.a. Herbert Eisenmann.

[...]

In der «DAZ» ein Nachruf auf Jean Giraudoux. Von ihm besitze ich mit seiner eigenen Signatur «Sigfrid le Limousin», habe ihn aber nie gelesen. Dann schnitt ich, 7.3.26, aus den «Dresdener NN» einen Artikel aus über «Bella», und jetzt will ich den Nachruf dazulegen. (Der Artikel befindet sich in der Manuskriptmappe, die wohl irrtümlicherweise nicht zu Thamm auf den Spei-

cher kam und in der ich jetzt meine Tagebuchblätter kaschiere, ehe sie in «Die Kunst der Fingerfertigkeit» und von dort nach Pirna kommen.) Als ich gestern Abend von Giraudoux sprach, sagte Eva: «Merkwürdig, ich habe gerade heute an ihn gedacht. *Im ‚Sigfrid‘ wundert er sich über die Objektivität der Deutschen, die ein Franzose nicht begreife*» Ich: «Du weißt gar nicht, wie ungeheuer interessant mir das ist. Hitler rast immer wieder gegen den deutschen ‚Objektivitätsfimmel« – Eva hört mich sehr ungern von Hitler sprechen, ich selber befasse mich so intensiv mit ihm, wie sich ein Krebsforscher mit dem Krebs befasst. [...]

Abend

Morgens hörten wir, wie schon manchmal, diesmal aber besonders deutlich, marschierende Russen singen. Das Marschlied eintönig und melodios, die Stimmen weich, ein paar Töne vom kräftigen Vorsänger allein, der Rest vom Chor gesungen, Anklänge an Kirchenmusik. Das sind Ukrainer in deutschen Uniformen, russische Vendéer. Der Krieg der «Weltanschauung», nicht nur, vielleicht nicht in erster Linie der Staaten. Aber wieweit ist dieser Aspekt von der nationalsozialistischen Propaganda künstlich zustande gebracht, mit Propaganda und Gewalt? Wieweit sind die «europäischen» Legionen, die französische, flämische, spanische etc. «aufgezogen»? Und – dies ist keine Frage mehr, sondern ein überzeugter Ausruf – wie sehr würden die Staaten um ihre Freiheit betrogen sein, die sich ihre «völkische» Freiheit unter Deutschlands Führung erkämpften! –

LTI. Ich schrieb erst vor zwei oder drei Tagen, es gebe keinen enzyklopädischen Stil mehr. Lewinsky zeigte mir gestern eine Karte aus Theresienstadt. Ein ihm befreundetes Fleischerehepaar, dem er «Päckchen» schickte – man jammert dort um Essen, dankt tausendmal für jedes Brotpaket –, von diesem Ehepaar also schreibt der Mann ein paar nichtssagende neutrale Zeilen und unterzeichnet «Witwer Wisch». – Man darf keine Personalnachrichten, keinen Todesfall neu melden, und diese Unterschrift meldet ihn doch.

[...]

24. *Februar, Donnerstag Abend*

Als ich vor zweieinhalb Wochen das letztmal zu Möbius ging, tastete ich noch durch Dunkelheit. Heute um 6.20 Uhr war es Tag, dazu starker, stiller Frost (elf Grad, aber mittags taute es energisch), der mir geringere Herzbeschwerden verursachte als Wind bei höherer Temperatur.

Bei Möbius ging alles friedlich zu, ich war «eins heruntergekommen»: Die Arbeiterin, die mir am letzten Samstag mit Packen und Zählen half, stand jetzt an der Maschine – «das Mädel macht elftausend», sagte mir Hartwig vorwurfsvoll, sie macht damit dreimal soviel wie ich –, und ich wurde ihr Helfer. Aber ich habe keinen Ehrgeiz in dieser Branche und bin froh, nun nicht mehr vom Meister getrieben zu werden. Übrigens ist die Frau nur aus-hilfsweise und provisorisch in dieser Abteilung. Es war natürlich ungeheuer stumpfsinnig und ermüdend, den ganzen Tag Kuverts zu zählen; aber seltsamerweise rann der Tag in seiner völligen Leere eilig aus. So blieb mir wenigstens das Gefühl der schleichenden Zeit erspart, der Mord an ihr geschah sozusagen in Nar-kose.

[...]

28. *Februar, Montag früh vor sechs Uhr und nach dem Frühstück*

Vor der anfangs mürrischen und schweigsamen Arbeiterin an meiner Maschine wurde ich gewarnt: «Rischuskopp!» Sie erwies sich bald als höflich, ja um mich besorgt. Sie tastete sich heran. Was ich für Lebensmittel hätte. Wirklich *so* wenig Marken? Gar kein Fleisch? ... Ich gab behutsam Antwort. Was mit «den anderen» wäre, die früher hier waren ... «Fortgekommen.» – «Was heisst das?» – «Ich darf es Ihnen wirklich nicht sagen. Nehmen Sie es nicht als Misstrauen, aber ich spiele mit meinem Leben, und ich habe eine Frau ...» Usw. Eine Stunde Schweigen. Dann ich: «Haben Sie Angehörige an der Front?» Nach zehn Minuten sie: «Einen Bruder.» Dann abrückend: «Der Obmann kommt – seien Sie vorsichtig!» Der Obmann ist gefürchtet. Ich notierte wohl ganz im Anfang die Szene mit «Frieda», meiner ersten An-

lernerin. – Frau Loewe, Mitte der Vierzig, wohnt in Nausslitz; sie kennt unser Holzhaus. – Offenbar ist sie genauso angstvoll und so antinazistisch wie ich. Aber immer wieder packt mich das Misstrauen, sie könnte spitzeln. Oder aus Torheit etwas weitererzählen.

Der Apotheker Bergmann, der verwachsene Mischer bei Schlüter, dem ich meine spanische Grammatik lieh – auf Nimmerwiedersehen also wie mein – ererbter – Giono bei Steinberg –, der privilegierte und sehr judenfeindliche Bergmann ist seit mehreren Tagen verhaftet. Grund unbekannt. Seit ich es weiss, bin ich im Punkt Loewe besonders ängstlich. –

Im Haus hier wohnt ein riesiger und gutmütiger Mann Heim, mit dem ich gelegentlich im Luftschutzkeller ein paar Worte wechselte. Ein Gastwirt. Seine Frau habe ich nie zu Gesicht bekommen, sie war schon krank, als wir einzogen. Der Mann selber ist sehr herzleidend. Gestern Nachmittag ist die arische Frau (Krebs) gestorben. Der Mann muss nun gleich (ut aiunt) «sein Köfferchen packen»: Er wird bestimmt in kürzester Zeit abgeschoben, mindestens nach Theresienstadt (Wiederholung des Falles Gammann).

Gestern besuchte uns, schon recht erholt, gegen Mittag Eisenmann. Er war früher ein starker Pessimist. Er war jetzt sehr zuversichtlich, machte Zukunftspläne, wie er sich von seinem früheren Chef aus USA Vollmacht kabeln lassen und die enteignete Kohlenfirma in Aussig sofort zurückfordern und in Schwung bringen werde. Es war mir nicht möglich, seine Zuversicht zu teilen. Aus Berlin erzählte er noch, man sehe dort keinen Judenstern auf der Strasse. Er würde verdeckt getragen oder überhaupt nicht. Er selber habe mit verdecktem Stern die Tram und Untergrund benutzt – es liesse sich in Berlin gar nicht anders machen, auch sei in dieser Menschenflut nichts gewagt, die Gestapo könne unmöglich die einzelnen erkennen, wie das hier im «Dorf Dresden» der Fall sei. (Ich möchte fast eher annehmen, dass die Berliner Gestapo ein Auge zudrückt, um keine Beunruhigung auf der Strasse zu schaffen.)

[...]

4. März, Sonnabend früh gegen sechs Uhr

Keine Möglichkeit der Lektüre, des Tagebuchs, der Selbstbesinnung, Sklaverei in Fabrik und Hauswirtschaft, Schlafmangel, tödliche Müdigkeit. Zeitungen und Bücher angefangen oder nicht angefangen auf dem Schreibtisch.

Gestern kehrte meine gute Frau Loewe zu ihrem wieder gesunden Meister in die Druckerei zurück, und ich wurde wieder selbständiger Maschinist. Mit ihr «brachte» ich 14'000, sie allein brachte 11'000, ich allein bringe kaum 4'000 Aktentaschen (die beim jüngsten Auftrag – 100'000: Wie lange werde ich daran werken? – den Aufdruck «Brieffelegramme» etc. tragen und von der Reichsbahn bestellt sind). Ich höre schon die heutige Anrede meines Meisters Hartwig beim Kontrollieren des Arbeitsheftes. – [...]

Kriegshandlung stagniert blutig. Aber die Zerstörung deutscher Städte bei Tag und Nacht nimmt ihren Fortgang, und Dresden ist noch immer verschont. In der Zeitung wird alles vertuscht oder nur mit kurzen, umfassenden stereotypen Wendungen erwähnt. Etwa: «... in einigen Orten Mitteldeutschlands entstanden Schäden.» Unter der Hand aber hört man Schauerliches. Frau Stühlers Vater schreibt z.B., Augsburg sei zu achtzig Prozent zerstört. Augsburg cioè Messerschmitt.

[...]

Gegen Abend

Bei Möbius war es friedlich. Der Meister, mein Kontrollheft sehend, sagte spöttisch: «Nun sind wir wieder bei 4'000», hielt aber keine längere Rede. Nachher erschien für ein paar Stunden Frau Loewe, und ich konnte eine kleine Reserve bedrucken. Ich liess mich hinreissen, ihr zu sagen: «Wenn ich den Krieg überlebe und mein Haus wiederbekomme, was freilich beides ganz unwahrscheinlich, dann sollen Sie einmal bei uns den schönsten echten Kaffee trinken.» Wenn Frau Loewe diesen Satz auch nur andeutungsweise weitergibt, bin ich ein toter Mann. Denn wie viele Todsünden sub specie tertii imperii enthält er! Greuelpropaganda, Zweifel am Sieg, Verführung zur Rassenschande!-

Notierte ich die grosse Spruchaufschrift über der Teil Schokola-

denfabrik in der Freiburger Strasse? Sie muss aus dem ersten Kriegsjahr stammen, sie wirkt jetzt mehr als fatal: «In diesem Krieg siegt endlich einmal das Recht und nicht das Glück!» –

Ein altes Mittelstück zwischen Herr und Mann redete mich auf dem Zeughausplatz an: «Guten Tag, Herr Professor, wie geht es Ihnen?» «Verzeihen Sie mir, wenn ...» Ich bin so gar nicht mehr gewohnt, von jemandem angesprochen zu werden. «Ich bin doch Dehne (oder so ähnlich) von der Landesbibliothek, wir denken oft an Sie!» Und dann ein Händedruck. «Wir verstehen uns, nicht wahr?» Und im Weggehen hob er die Hand ein bisschen, wie er es offenbar im Dienst tun muss. Ich glaube, der Mann gehört zur Kategorie der mittleren Ausgabebeamten, nicht gerade Bibliothekar der wissenschaftlichen Laufbahn, aber auch nicht Diener.

Zur *LTL* In der Zeughausstrasse 3 ist dieses Türschild wertvoll: Baruch Strelzyn – Horst Israel Strelzyn. Der Vater Goldschmied hat einen derart jüdischen Vornamen, dass ihm der Zusatz Israel erlassen ist; der Sohn, etwa 1920 geboren, von arischer Mutter, bekommt den damals grassierenden germanischsten Namen: Horst. – Horst ist nach dem Kriege das, was in der Generation vorher Siegfried war. –

[...]

10. März, Freitag gegen Abend

Die neue Hoffnung heisst Finnland. Seit zwei Tagen bestätigt die deutsche Presse ziemlich unverhüllt, was durch den englischen Rundfunk seit mindestens einer Woche bekannt ist: dass die Finnen mit Russland verhandeln. Aber eine Hoffnung auf rasches Ende ist das noch längst nicht. Gewiss, es richtete mich auf, dass Fetscher Eva (die er für ziemlich wiederhergestellt erklärte) mit den Worten empfing: «Es geht zu Ende!» Aber es geht eben nur langsam zu Ende. Erst muss noch Rumänien abfallen und Ungarn, erst muss noch die Türkei in den Krieg eintreten, erst müssen die Russen in Königsberg und in Lemberg sein, erst muss eine eng-

lisch-amerikanische Invasionsarmee von ihrem «Landekopf» (LTI?) bei Hamburg oder Wilhelmshaven auf Berlin marschieren, ehe das Ende da ist. –

12. März, Sonntag Vormittag

[...] In der Fabrik gab es für mich in den letzten Tagen dramatische Stunden. Meine Maschine «fitzte» und versagte immer wieder, der Meister reparierte, nahm auseinander, liess mich alles reinigen (auch dies eine Anstrengung fürs Herz, denn ich muss heisses Wasser im Eimer zwei Treppen herauf vom Maschinenhaus holen). Aber es gab bei alledem diesmal keine heftige Kasernenhofszene. Meister Hartwig, ein Mann Ende der Sechzig, schwer abgemagert, leidend, wurde zutunlich, als ich ihm beim Etikettieren half. (Die gleiche Zeremonie jeden Morgen. Der Meister hat die auf den Tischen gestapelte Produktion des Vortags in die Expedition abzuliefern. Er stellt die einzelnen Kommissionen nach den Auftragszetteln fest, holt die entsprechenden Etiketten, pinselt sie aus einem Kleistertopf an und lässt sie meist durch ein Mädchen auf die Kartons kleben. Es herrscht ungeheure Knappheit an Arbeitskräften, ich leiste wenig an der Maschine, also mache zur Zeit ich das Klebemädel. Übrigens ist weder das Anpinseln noch das Aufkleben ganz einfach.) Hartwig also fragte nach meinem früheren Beruf. Darauf er: «Die Juden mögen ja an manchem schuld sein, aber *das* ist nicht recht ... Für uns alte Leute wird nichts Gutes mehr kommen...» – «Meister, ich darf dazu nichts sagen, ich darf Ihnen nichts klagen, es kostet mich den Kopf.» – «Ich weiss ... ich darf ja auch nicht mit Ihnen sprechen – aber was soll uns der Krieg noch Gutes bringen? Mein Kleiner ist in Italien, erst war er in Afrika, mein Grosser im höchsten Norden ...» – «Waren Sie im ersten Weltkrieg, Meister?» – Darauf erzählten wir uns von Läusen, Ratten, Lazarettzug usw. Seitdem war er väterlich, seufzte nur, knurrte nur, verzweifelte. Nun soll von Montag ab, wenigstens für den Vormittag, wieder eine Frau an die Maschine. Da werde ich geruhiger und nutzbringender zählen, bandagieren und packen können.

Am Freitag, wie schon einmal vierzehn Tage zuvor, bekam jeder von uns durch die Firma ein Stück Pferdeherz oder -leber geschenkt, d.h. einen Anteil an den regelmässigen Sondergaben für die arische «Gefolgschaft». Diese Zuwendung geschieht ganz geheim, denn sie ist durch die Gestapo verboten. Wir sind beglückt, aber es ist doch ein bisschen der Beglücktheit der Hauptmannschen Weber über den Hundebraten vergleichbar.

Vor einigen Tagen ist der Gastwirt Heim, dessen Frau vor etwa zwei Wochen starb, bereits «abgeholt» worden. Theresienstadt. Vorgestern Nacht hatte die leidende Frau Cohn einen Erstickenfallsanfall. Der erste Gedanke: Wenn sie stirbt – inzwischen ist sie übrigens wieder auf den Beinen, ein Arzt war nicht zu haben, Fettscher beriet Cohn telefonisch –, wenn *sie* stirbt, muss er fort und als noch nicht ganz Sechzigjähriger nicht bloss nach Theresienstadt. Ich nenne das nationalsozialistische Witwerverbrennung. (Wiederaufnahme indisch-arabischer Sitte!)

[...]

Eben war Frau Winde hier: eine kleine Tüte Kartoffeln – an denen allgemeine grosse Not herrscht –, ein Päckchen Trockengemüse, eine Dose Tomaten. Sie fragte besorgt, wie schon oft, ob ich nicht wüsste, wo mich verstecken, wenn es soweit wäre. Auch ihr Mann – «er hat so viele Feinde, weil wir wieder hochgekommen sind!» – wolle in den kritischen Tagen unsichtbar sein. Ich: Ich wüsste niemanden, sei auch zum Fliehen ungeeignet, überliesse mich meinem Schicksal. Eva: Ich sollte nach Kipsdorf, mich ein, zwei Nächte im Walde aufhalten, mit arischen Marken in Restaurants essen. Frau Winde: «Das kann er nicht. Er darf nicht unter Menschen, er fiele sofort auf. Es tut immer so weh. Ich habe zu meinem Mann gesagt: ‚Durch die vielen Jahre der Verfolgung sieht der Herr Professor aus wie ein verprügelter Hund’». Sie wiederholte das zweimal, und es war mir grässlich. Ich habe nie viel Haltung gehabt, jetzt aber gehe ich gebückt, meine Hände zittern, und der Atem versagt bei der geringsten Erregung. Ich merkte es erst gestern wieder. –

[...]

15. März, Mittwoch Abend

Die Tage verrinnen so gleichförmig in ihrer Leere und Überfülltheit, ihrer Nichtigkeit und Angestrengtheit, von halb vier früh (spätestens vier) bis halb elf abends, dass ich heute wahrhaftig nicht wusste, ob wir Dienstag oder schon Mittwoch hätten.

In der Fabrik ist es jetzt so, dass eine junge Frau, die mich anfangs in die Maschine einwies, jetzt am Vormittag gegen 8'000 Aktentaschen dreht, die ich zähle und zu 50 banderoliere. Am Nachmittag bin ich dann allein, erledige, was noch zu zählen, zu kleben, zu verpacken ist, und lasse dann die Maschine von mir aus eine Weile laufen. Unterbrechung des Maschinenvormittags bildet das Etikettieren der Kommissionen, die der Meister Hartwig expeditiousfertig macht. Immer die gleichen Geschäftskuverts und Drogentüten – «Tüte» scheint so abgekommen wie «Pralinés», man sagt durchweg «Beutel» – zu Hunderttausenden, immer wieder kleine Sonderquanten für eine Reihe von Apotheken.

Manchmal ist der Meister gnädig, väterlich, beinahe respektvoll, manchmal «bläkt» er (wie sie hier sagen) fürchterlich. Heute: «Sie werden immer dämlicher; das Etikett sitzt so schief – ich würde mich schämen, solchen Scheissdreck zu arbeiten!» Ich rufe mir immer wieder die Komik der Situation ins Bewusstsein, aber die Erniedrigung quält mich doch sehr. Und inzwischen ist Neubert Ordinarius in Berlin. Meine Frau Rudolph ist ein harmloses Geschöpf; ihr Vater fiel im August 14 vor ihrer Geburt, ihr Mann ist als Kupferschmied im Rüstungsbetrieb reklamiert. – Wie unsinnig ist das: Überall arbeiten wir Sternträger mit den Ariern zusammen, und persönliche Gespräche kommen trotz aller Angst und Verbote immer wieder in Gang. Und nun – das kam gestern heraus – sollen wir Juden im Luftschutz mit «eingesetzt» werden, weil es gar zu sehr an Leuten mangelt; da muss die Firma eine besondere Tür und eine besondere Waschgelegenheit arbeiten lassen. Aber im Ernstfall wird es natürlich keine Isolierung geben. Das Genauere über diesen neuesten «Einsatz» steht noch nicht fest; nur dass es sich um einen Sonntag Vormittag alle vierzehn Tage und eine Nacht jede Woche handelt. [...]

19. März, Sonntag Vormittag halb zehn

Lange kein Alarm, trotzdem steht die Fliegeraffäre zentral. Heute um halb elf Übung «mit voller Ausrüstung». Gestern Nachmittag meine erste Werkwache, anschliessend an den Sonnabenddienst von 13.30 Uhr bis 19 Uhr, so dass ich volle zwölf Stunden in der Fabrik war. Einerseits ist diese Wache ein Kinderspiel, andererseits doch sehr anstrengend. Ich hatte nach der üblichen Fabrikarbeit einen sehr schlechten Kopf und Bedürfnis nach Luft und Ausspannung und musste nun noch sechs Stunden absitzen. Unter deprimierenden Umständen. Im Parterre des Vorderhauses sind grosse Kontor- und Expeditionsräume. Dort hat man der arischen Wache, Männern und Frauen, ein Gemeinschaftszimmer mit Bodenheizung und Radio eingerichtet. Wir Sternträger (Witkowsky und ich) hatten nebenan in einem auskühlenden Kontorraum zu sitzen, das Lachen, Plaudern, Essen der Leute nebenan, Radiomusik und -wortbrocken drangen herüber – wir waren die Gemiedenen. Einzelne Leute, Männer und Frauen, nahmen sich wie immer freundlich unserer an. Aber wie immer und überall gibt es ein paar gefürchtete Aufpasser und Stützen der Partei. Vor ein paar Tagen hat eine Gefolgschaftssitzung stattgefunden, da sollen die «Hundertprozentigen» gegen die Juden gehetzt und speziell gegen uns Luftingesetzte scharf gemacht haben.

Ich kam gut über die Zeit weg, indem ich die Erzählung von Franz Tumler, «Der erste Tag», fast ganz auslas – mit Abneigung, aber nicht ohne LTI-Ergebnis, dazwischen ein paar Worte mit dem recht leidenden Witkowski wechselte, ein paar Radiomelodien aufschnappte, darunter noch immer dasselbe Kabarett-schmalz derselben Kastratenstimme, die ich bei Schlüter im vergangenen Sommer hörte. Inzwischen sind Hunderttausende gefallen, und das singt noch immer «Ein kleines Fräulein hat mein Herz gestohlen ...» Ich kam nach dreizehnstündiger Abwesenheit sehr zerschlagen nach Hause. Morgen habe ich eine Nachtwache; da kann ich um fünf zu Hause sein, und muss dann um halb sieben wieder fort, und komme erst Dienstag um fünf Uhr Nachmittag zurück. Man hat uns Strohsackbetten in den «Gefolgschaftssaal»

gestellt, in dem wir sonst essen. Ich werde mit dem Arzt Lang zusammen die Nachtwache halten. Man darf schlafen, aber sich nicht auskleiden. Für die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag, 25.-26.3., stehe ich dann wieder mit Lang auf dem Wachezettel. Was wir zu tun haben, ist uns nicht gesagt, irgendeine Ausbildung ist uns nicht gegeben worden. Wir haben uns nur für irgendwelche Hilfeleistungen im Ernstfall bereitzuhalten – in striktester Isolierung von den Ariern. Der Meister Hartwig holt mich jetzt täglich eine Stunde zum Etikettieren der Kommissionen; er pinselt die Etiketten, und ich klebe sie an. Dabei ist er wie ein grosses Kind, bald brüllend, bald strahlend zutunlich. Vorgestern kam er ins Erzählen. Seit 44 Jahren bei Thiemig & Mö-bius, vorher auf Wanderschaft als Maschinenschlosser durch Deutschland und Schweiz bis nach Genf. Wir sprachen von Genf, er schwärmte. «Der schöne Tiroler Wein, den mischen sie mit Wasser – ich habe gesagt, das Wasser kann ich auch nachher trinken ... Und der Sonnenaufgang vom Sallewe aus (Saleve!) und die Rousseauinsel!...» Darüber liess er mich falsche Etiketten an einen Stapel kleben und jammerte: «Das kommt vom Quatschen!» Eine Weile Stillschweigen. Dann: «Kennen Sie Hamburg?» Der Hafen – und jetzt... Und nun: «Die Menschen sind Bestien. Schlimmer als die Raubtiere. Und warum das alles? Nur um Gold ... Was geht die Amerikaner Europa an? Will Europa sie angreifen? Nur weil ein paar Milliarden verdienen wollen ...» Ich liess das Gespräch einschlafen. Hinter den paar Milliarden hörte ich die «paar Juden» und fühlte die geglaubte nationalsozialistische Propaganda. Bestimmt glaubt dieser Mann, der fraglos kein Nazi ist, dass Deutschland in Notwehr und in aufgedrungenem Krieg und in vollem Recht sei, bestimmt glaubt er mindestens zum grössten Teil an die Schuld des «Weltjudentums» usw. usw. In der Kriegführung mögen sich die Nationalsozialisten verrechnet haben, in der Propaganda bestimmt nicht. Ich muss mir immer wieder Hitlers Worte ins Gedächtnis rufen, er rede nicht für Professoren.

[...]

21. März, Dienstag Abend

Die erste Nachtbereitschaft überstanden. Das Schlimmste der Hinweg gestern. Ich war sehr ermüdet um fünf heimgekommen, musste noch einmal auf Brotkauf fort, ass viel und hastig, wurde nervös, als ich unten nicht gleich eine Bahn fand, und bekam auf dem kurzen Weg zur Grunaer Strasse schlimmere Herzschmerzen, als ich noch je gehabt habe. Das ging vorüber, sobald ich Stillstand, aber es war ein sehr trauriges Memento. Um sieben bei Möbius öffnete mir als Wachhabender der wegen seiner nationalsozialistischen Strammheit gefürchtete Obmann Eysold, benahm sich aber lächelnd liebenswürdig. Lang und ich sassen in demselben Raum in der gleichen Isoliertheit wie neulich Witkowsky und ich. Einmal kam eine der Arbeiterinnen und fragte, ob wir Bier haben wollten. Aber die Scheidewand blieb doch in aller Strenge aufgerichtet. [...]

25. März, Sonnabend Nachmittag

Zwischen den Diensten: Um dreiviertel eins endete die Fabrikarbeit, um sieben beginnt die Wache. Es wird eine böse Nacht werden, denn das Wetter ist heute ausnehmend rau und winterlich. Die allgemeine ständige Angst. Lang sagte allen Ernstes zu mir: «Bringen Sie keine Schreibarbeit mit. Es macht nur Aufsehen und schädigt uns alle. Der Jude schreibt doch nur Zersetzendes.» Ich kam nach dem Nachalarm erst um Mitternacht ins Bett und stand vor vier Uhr auf. Ich schlief jetzt im Schreiben ein. –

[...]

2. April, Sonntag Nachmittag

Freitag früh, ein Uhr fünf (also Nacht vom Donnerstag zum Freitag), kleiner, gleich darauf grosser Alarm. Aufstehen und Keller bekamen Eva wieder schlecht, und mir raubten sie eine Stunde von dem eh schon kärglichen Schlaf. Freitag Vormittag wieder Alarm – es blieb beim kleinen –, Freitag Mittag keine Sirenen, aber doch (Voralarm) Heimschicken der Schulkinder. Den ganzen

Tag sollen die Amerikaner in Mitteldeutschland gewütet haben. Das wenigste davon kommt in die Zeitungen. An der südrussischen Front, nun schon in Galizien und Rumänien, scheint es katastrophal zu stehen. – Mutschmann in einer Rede, worin wieder die Juden an allem schuld sind: «Wir müssen siegen, weil wir sonst sterben müssen.»

Gestern Nachmittagswache anschliessend an den Weekend-Dienst bis sieben Uhr. Ich hatte meinen Esstopf zu Haus vergessen. Eva brachte ihn mir. Ich zeigte ihr im Maschinensaal meine Maschine Nr. 14. Wir waren allein, nur der gefürchtete Meister und Luftschutzoberster Bergmann arbeitete noch im Halbdunkel herum. Er kam heran, reichte Eva die Hand, sprach ein paar freundliche Worte – was man auf seine alten Tage noch alles lerne! Aber als er unten im Kontor an meinem isolierten Tisch irgendetwas suchte, sagte er kein Wort. Ich notierte Tumler und Ludwig Finckh. Bisweilen erschien einer oder eine von der plaudernden arischen Wache nebenan: «Langweilen Sie sich sehr?» – «So allein ist es wohl sehr langweilig?» ... und ging eilig weiter. Liebscher, der junge Schlosser, beim Verdunkeln erklärend, halb entschuldigend: «Es ist uns streng verboten, mit Juden zu sprechen.» – Wo sie zusammen sind, haben sie Angst, und mit Recht: *Ein* Beauftragter der P_g ist überall vorhanden. Allein gehen sie aus sich heraus Neulich beim Etikettieren der Meister Hartwig: Was aus den Leuten geworden, die von der Gestapo abgeholt wurden ... Es sei wohl schlimm, des Sterns halber auf der Strasse angestarrt zu werden. («Meister, ich gehe nur zur Fabrik, sonst nicht auf die Strasse: Es bleibt nicht beim Anstarren!»)

Sonnabend vor acht Tagen wurde mir eine junge Arbeiterin beigegeben, deren Maschine streikte. Sie war sofort zutraulich, suchte Anschluss. «Es ist noch nicht aller Tage Abend.» Da ich nicht reagierte, mehrfach wiederholt. Dann: Ihr Mann sei bei Orel gefallen, es sei ein guter Mann gewesen, Maurer, und später hätten sie sich ein eigenes Haus bauen wollen, in Dölzchen; sie selber habe schon einmal politisch gesessen, unser Schicksal «zerreise ihr das Herz» ... Wenn sie ins Kino gehe, vermeide sie die Wochenschau – «jeder Tote ist mein Mann». Beim Fortgehen

drückte sie mir die Hand, in der Fabrik eine ganz ungewöhnliche Sache unter den Arbeitern, uns gegenüber beinahe Rassenschande. Seitdem sehe ich die Frau nur noch manchmal an ihrem entfernten Arbeitsplatz. Dann nicken wir uns heimlich zu. Mit der Frau Loewe, die im ersten Stock in der Druckerei arbeitet, war es ja ganz ähnlich. Einzelnen genommen sind fraglos neunundneunzig Prozent der männlichen und weiblichen Belegschaft in mehr oder minder hohem Mass antinazistisch, jüdenfreundlich, kriegsfeindlich, tyranneimüde ..., aber die Angst vor dem einen Prozent Regierungstreuer, vor Gefängnis, Beil und Kugel bindet sie.

LTI. Im Sommer riefen mir einmal Jungen nach: «Den hängen wir auf.» – «Ne, 'n Genickschuss...» Dem Genickschuss begegne ich jetzt häufig. Es ist in der LTI das Schreckenssymbol, das Symbol des Sowjetregimes, wie die Knute das des Zarismus war. [...]

3. April, Montag Abend

Zur *LTI.* Während der Luftwache sitze ich an einem Kontorschreibtisch ziemlich weitab von dem Gang, der durch diesen Raum zum arischen Wachzimmer führt. Ich höre das «Guten Tag» oder «Guten Abend» der Kommenden, weiss nicht, ob es ihren Kameraden oder mir gilt, und bin oder scheine in mein Buch vertieft, um nicht am falschen Ort meinen Gegengruss anzubringen oder zu unterlassen. Neulich hörte ich so ein hier ganz exceptionelles «Heil Hitler!» Ich dachte: Ein Aufpasser, ein Hundertprozentiger sei eben immer dazwischengesetzt. – Heute kommt die gute Frieda Dittrich, meine erste Anlernerin, die Eva Äpfel schick-te, an meinen Arbeitsplatz. Mit entschuldigender Stimme: «Ich habe Sie Sonnabend nicht erkannt, ich glaubte, der Chef sitze da. Ich dachte, da musst du ‚Heil Hitler!‘ sagen.» – Wenn ich bedenke, wie es um das SS-tum dieses Chefs steht, wird die Geschichte noch charakteristischer, als sie an sich ist. Auch Möbius denkt: Da musst du «Heil Hitler!» sagen – und lässt sich deshalb nicht in dem verjudeten Betrieb sehen. – [...]

4. April, Dienstag Abend

LTI. Der *Genickschuss* floriert. Heute sah ich im Vorübergehen die Schlagzeile: «Genickschuss für die polnischen Flüchtlinge in London.» – Das «Gesetz des Handelns» ist nicht totzumachen. In dem verzweiflungsvoll offenerzigen Artikel, den uns Stühler vor zwei oder drei Tagen vorlas, heisst es, wir würden keine Truppen von Westen abziehen, auch wenn wir unsere «Absatzbewegungen» weiter durchführten, wir liessen uns eben nicht das «Gesetz des Handelns» vorschreiben.

[...]

Propaganda: Englische Romane sind natürlich verboten; aber in jedem Schaufenster stehen Bücher von Cronin: Er ist Schotte und deckt Mängel der sozialen Einrichtungen in England auf. – Die meisten Leihbibliotheken (Eva probt es aus) nehmen keine neuen Kunden mehr an: Sie können zerlesene Bücher nicht mehr ersetzen.

7. April, Karfreitag Nachmittag

Im ersten Stock bei Möbius haben die Frauen ihren besonderen Schlafraum für die Nachtwache. Früher führte unser Aufgang dort vorbei, jetzt ist uns diese Treppe verschlossen und eine andere angewiesen – immer weitere Verschärfung des Absonderns. Nun ist neulich im Frauenschlafraum eine eingeschleppte Wanze aufgetaucht, man hat ihn ausgegast und für die Dauer der Operation den Frauen vier Betten in unserem «Gefolgschaftssaal» aufgestellt. Damit hängt zweifelsohne zusammen, dass wir Juden die ganze Osterwoche wachtfrei geblieben sind. So hat sich also die Vorsehung einer Wanze bedient, um mich vier volle Tage zur Ruhe kommen zu lassen.

[...]

Die Frau Rudolph, mit der ich in den letzten Wochen zusammen arbeitete, hat vierzehn Tage Urlaub vom Arbeitsamt erhalten, um der Mutter beizustehen: Ihr Bruder ist gefallen. Die Frau Scholz, mit der ich jetzt zusammen arbeite, hat einen Sohn im Osten verloren, die neulich erwähnte Arbeiterin ihren Mann. Drei Frauen in

einem Maschinensaal betroffen, alle gegen dies Regime, und alle ducken sich, wo eine Gruppe beisammen. – Frau Stühler ist heute Morgen aus Bayern zurück; sie sagt, dort werde öffentlich mit Wut geschimpft.

[...]

8. April, Sonnabend gegen Abend

[...]

Gestern Abend Stephan Müller hier, heute Nachmittag Frau Winde, Frau Kreisler. Man ist ziemlich zuversichtlich: Die Rumänen und Ungarn sollen überlaufen, der russische Vormarsch sei momentan gestoppt durch deutsche Truppen, die aus dem Westen hinübergeworfen werden – «Wir lassen uns das Gesetz des Handelns nicht vorschreiben, wir ziehen keine Truppen vom Westen ab!» hiess es vor wenigen Tagen –, die englisch-amerikanische Invasion stehe an mehreren Punkten gleichzeitig bevor. –

[...] Gespräch mit Stühler senior: «Ich will Zeugnis ablegen.» – «Was Sie schreiben, ist alles bekannt, und die grossen Sachen, Kiew, Minsk etc., kennen Sie nicht.» – «Es kommt nicht auf die grossen Sachen an, sondern auf den Alltag der Tyrannei, der vergessen wird. Tausend Mückenstiche sind schlimmer als ein Schlag auf den Kopf. Ich beobachte, notiere die Mückenstiche ...» Stühler, eine Weile später: «Ich habe mal gelesen, die Angst vor einer Sache ist immer schlimmer als das Ereignis selber. Wie sehr graute mir vor der Haussuchung. Und als die Gestapo kam, war ich ganz kalt und trotzig. Und wie uns das Essen hinterher geschmeckt hat! All die guten Sachen, die wir versteckt und die sie nicht gefunden hatten.» – «Sehen Sie, das notiere ich!»

Frau Winde war sehr bedrückt: Morgen geht ihr Sohn vom Urlaub zur Front zurück.

[...]

12. *April, Mittwoch Morgen [...]*

Nach der Arbeit, gegen fünf, beim Optiker Hahn, Wilsdruffer Strasse, wo mich Eva angemeldet. Ein älterer Mann mit Parteknopf, ein voller Laden. Ich wurde im Nebenzimmer gründlichst untersucht, geradezu liebevoll. Ich bekomme *zwei* Brillen – «die teurere pelzen wir der Kasse auf!» –, sie sind bereits in *einer* Woche fertig. (Drei Monate gelten als üblich.) «Haben Sie etwas von dem Juwelier Arndt in Theresienstadt gehört?» Wir kamen ins Gespräch. «Die Hunde! ... Aber es kann nicht mehr lange dauern!» Der Pg! Ich zum Schluss: «Aber erzählen Sie nichts weiter; sonst brauchen Sie die Brillen nicht erst zu machen, denn es kostet mich den Kopf.» Bei alledem quälen mich die Augen wie noch nie im Leben. Immerfort Sehstörungen. Der Optiker sagte: «Links nur noch acht Zehntel Sehschärfe, rechts normal.»

[...]

13. *April, Donnerstag früh sechs Uhr*

Der mich neulich so freundlich im Brillenladen bediente, war der Chef Hahn selber. Sein Sohn ist gefallen, wie mir Witkowsky erzählte. Hine sympathia. Es scheint kein besseres Werbemittel gegen Hitler zu geben als den Heldentod der Söhne. So war es auch bei dem Freund des Maklers Richter, in dessen Wehlener Villa ich verborgen werden sollte, wenn es im August 43 losginge. Nichts ist losgegangen, und Hitler regiert, und Richter sitzt.

Witkowsky, der krebssranke Moriturus, hat «Entpflichtung» (LTI) abgelehnt und arbeitet täglich sechs Stunden. Weil er sich ans Leben klammert, und weil er sich zu Hause tödlich langweilt. Er hat einen Sitzplatz dicht neben mir, und während ich unsere grössten Aktenkuverts packe, fortschleppe, dem Meister auf den Handwagen zureiche, während ich das Papier dafür herankarre, zählt Witkowsky immerfort, immerfort die allerwinzigsten Zellophantüten für ein Nervenpulver zu Abertausenden ab. Es ist ein tödliches Augengift, es ist tödlich monoton – aber ihn füllt es aus,

er ist zufrieden: Er arbeitet, verdient noch, Menschen und Maschinen lärmten um ihn, er lebt. – [...]

14. April, Freitag Abend

Vormittags war wieder kleiner Alarm, etwa dreiviertel elf bis halb zwölf, ich hörte im Maschinenlärm nur die Entwarnung [...] Meine gute Frau Scholf schenkte mir heute zwei Pfund Brotmarken, sie könne sie entbehren, sie habe in den Feiertagen bei der Schwiegertochter in Pulsnitz gegessen. Einzelnen ist die überwiegende Mehrzahl der Arbeiterinnen und Arbeiter so. Aber überall die Angst. «Zeigen Sie's niemandem, sagen Sie's niemandem!» Ebenso meinerseits. Frau Scholz: «Am besten war's, als wir den Kaiser und den König hatten, da war Ruhe, und es gab satt zu essen.» Ich: «Frau Scholz, ich habe gar kein Misstrauen gegen Sie, aber wenn's der Teufel will, kostet mich ein politisches Gespräch mit Ihnen den Kopf.» [...]

29. April, Sonnabend Morgen

Am Mittwoch rief mir ein weissbärtiger Mann in der Frauengasse laut zu: «Judenhund!»

Abends

Wie Lang und Rieger drücke ich mich jetzt durch das Bordellsträsschen Kanalasse an den grossen Verkehrsadern vorbei. Hilft auch nichts. Siehe oben den «Judenhund». Und gestern randalierte gar Lang und Rieger gegenüber ein Soldat, er wolle und müsse beide erschiessen. Das Publikum hütete sich einzugreifen. Eine begleitende Frau beruhigte den Kerl. «Dann aber bestimmt beim nächsten Krach!» Während der Donnerstagwache las mir Rieger aus der Zeitung vor, dass in Ungarn 300'000 Juden enteignet und interniert worden seien. Er war wie immer furchtbar pessimistisch: Wir würden bestimmt erschossen oder vergast. (Unser Verhältnis hat sich ein klein wenig gebessert.) Bei alledem und bei furchtbarer Erschöpfung und elendem physischem Zustand bin ich nicht mehr ganz so verzweifelt wie in der letzten Zeit. Die

Deutschen hatten bestimmt damit gerechnet und wiederholt davon geschrieben, dass im Augenblick die russische Offensive sich totgelaufen habe, und dass nun im Osten eine Gefechtspause von mehreren Wochen eintrete. Und nun hat die Pause keine drei Tage gedauert, und schon ist die Offensive wieder in vollem Gang. Als erste brachte uns Frau Winde diese Nachricht; sie behauptete auch wieder steif und fest, dass die englischamerikanische Invasion unmittelbar bevorstehe. Frau Winde kam, als ich gerade Bernhard Stühler unterrichten wollte. Kaum war sie fort, erschien mit einem Brot unter dem Arm Paul Lang: Ich solle im Tausch seine Nachtwache vom Sonntag, 7.5., zum Montag, 8.5., übernehmen: Geburtstag seiner Frau. Ich nahm an, mit dem Erfolg, dass gestern auch Rieger um einen Tausch bat: Er will den 1. Mai frei sein: eigener Geburtstag. Ich musste das anständigerweise auch akzeptieren – diesmal ohne Brot. Auf dem Werkplan stand ich für Mittwoch und Sonnabend, dafür übernahm ich also die beiden Feiertage mit dem Sechs-Uhr-Beginn. –

[...]

Es gab heute um halb zwölf kleinen, gleich darauf grossen Alarm mit Schiessen. Ein Lautsprecher meldete dumpf in den Keller: «Die Masse der Feindflugzeuge befindet sich in Südbrandenburg, vereinzelt Maschinen wurden hier beschossen.» Um Viertel eins kleine, um halb eins grosse Entwarnung. Eva befand sich inzwischen im Keller der Frau Winde. Ich dachte wiederholt an unsere Manuskripte, die Noten und das Tagebuch. Alles in Schicksals Hand.

An einem dieser letzten Tage durften und mussten wir Sternjuden schon um vier Uhr verschwinden; unsere Mäntel etc. hatten sorgfältig aus dem «Gefolgschaftsraum» entfernt zu werden, dafür tauchte ein Wandbild Hitlers auf, mit dem Hakenkreuzbanner dekoriert, und auch das kleine Katheder wurde mit Fahnentuch umwunden. Nähe des 1. Mai, Propaganda-Versammlung, ein Parteiredner sprach.

In der Zeitung erschien, geradezu gespenstisch aus dem Hades tauchend, eine Zusammenkunft des Führers mit dem Duce, von dem es so lange totenstill war. Die alten Schlagworte von Achse

und Endsieg, wie Anno dazumal. Der Duce besichtigte neu aufgestellte italienische «Divisionen», die für die «fascistische Republik», die Achse und Deutschland kämpfen werden. Anderntag erläuternd breittretende Artikel: Der Plan der Feinde sei gescheitert, der grösste Teil Italiens sei fascistisch und Deutschlands Verbündeter. Es hätten nur nicht gleichzeitig Bilder des Duce erscheinen sollen. Der Mann, früher fest, feist, selbstgewiss caesarisch, ist jetzt hohlwangig und gebrochen, ein demütiger, schlecht genährter, kranker Diener und Sklave der Deutschen. Das Ganze ist eine, wie gesagt, gespenstische Reklamefarce und selbst für die Nationalsozialisten ein starkes, allzu starkes Stück.

LTI. In der «Dresdener Zeitung» vom 26.4.44 geschwollenes Referat über die «Fortsetzung der Vortragsreihe des Sprachamtes Sachsen». (Dem Sprachamt und seinen Publikationen nachgehen! Ebenso der «Sprachphilosophie» von Günther Ibsen, der nach dem Weltkrieg «die Sprache als ein Ganzes, als den Ausdruck der Lebenstotalität der Volkheit» sah, statt sie nach Art des neunzehnten Jahrhunderts als ein «Gebrauchsmittel» zu betrachten und sie «vom Grammatischen aus lebensleer und blutlos» zu machen.) Entscheidender Satz: «Im nationalsozialistischen Staate gilt die Sprache nicht mehr als ein Mechanismus, sondern sie wird erkannt und gewertet als Gestalt von eigenem Wesen, als Ausprägung des Seelentums der biologisch-geistigen Gemeinschaft Volk und Mensch.» Sieht man von dem Phrasenschwall ab, so will die neue Sprachphilosophie nichts anderes, als die «idealistische» Philologie, als Vossler, Spitzer, ich wollen. Nur: Sie *will* unwissenschaftlich sein. Sie will der Politik dienen. (Der Artikel, bzw. der Vortrag, beginnt mit einem Zitat aus Arndt, der «politische Morgenröte» im Wort, in der Sprache anstrebt.) Es handelt sich bei den Nationalsozialisten um bewusste Verdrängung und Versklavung der Wissenschaft. –

Auf dem Hof, beim Kohlenschippen, liess sich wieder der italienische Soldat sehen, der inzwischen bei einer anderen Firma gearbeitet hatte. Frau Belka rief spontan, so dass es sich offenbar

um eine unter den Arbeiterinnen übliche Bezeichnung handelt: «Da ist ja wieder der *Badoglio*!»
[...]

30. April, Sonntag Vormittag

Morgens Singen, Trommeln, Marschieren, Geschrei: Anmarsch und Aufstellung und Appell von Pimpfen, HJ- und BDM-Kolonnen auf der Carolabrücke. Irgendeine Feierlichkeit im Stallhof. Ich habe einen Abscheu vor dieser Entindividualisierung und Massenzurichtung. Aber offenbar ist sie *Gesamtzeichen* der Epoche. Im fascistischen Rom, in Sowjetrussland, beim già Reichsbanner, auch in den Demokratien, in USA, teilweise in Grossbritannien – überall das gleiche. Es gab auch vor dem ersten Weltkrieg schon solches Kollektivieren: die Volksschule, die allgemeine Wehrpflicht, die Sportvereine, die studentischen Verbindungen – aber es gab auch private, individuelle, familiäre Gegengewichte; und ausserdem hielten sich die verschiedenen und gegensätzlichen Gruppen montesquieuartige Balance. Jetzt dagegen...

1. Mai, Montag, halb zwei

Um fünf hat meine freie Zeit wieder ein Ende, denn um sechs beginnt die Nachtwache. Die qualvolle Sehstörung hat mir alles beeinträchtigt. An Arbeit, das heisst, Lektüre, schaffte ich den Goebels, aber noch ohne Notiz. Wenn sich die Augen nicht wiederherstellen, muss ich alles aufgeben, und in diesem Fall könnte ich mich buchstäblich begraben lassen. –

Gestern Nachmittag Lewinsky bei uns, ein inhaltloser, langweiliger Nachmittag. Heute Vormittag, während ich Bernhard Stühler unterrichtete, kam Steinitz und stellte uns seine leibliche (halbarische) Nichte vor, die auf Weekendausflug aus Berlin gekommen. Ein junges, derbes, etwas proletarisch, sehr blond und germanisch aussehendes, lippengeschminktes Mädchen, nicht unsympathisch in ihrem frischen Wesen. Was sie von Berlin berich-

tete, erschütterte mich, denn es *bestätigte*, was Goebbels immer wieder betont: Die Berliner sind an die Angriffe – am Sonnabend, während wir bei Möbius im Keller sassen, hatten sie wieder einen schweren – durchaus gewöhnt. In jeder Strasse schwere Zerstörungen, überall Menschenverluste, aber die Stimmung der Leute ist im Allgemeinen gut, humorvoll, auf Durchhalten gestellt. Sonderzuteilungen und Angst helfen nach, gemeckert wird da und dort, aber im Ganzen, wie gesagt, hält man sich mit witziger selbstbewusster Berliner Schnoddrigkeit. Mit naher Niederlage rechnet niemand; die einen sagen, der Krieg dauere noch zwei Jahre, die andern, die entscheidende *deutsche* «Vergeltung» stehe bevor. (Von der «Vergeltung» wurde monatelang offiziell geredet, dann wurde sie im Publikum verhöhnt, dann wurde es still von ihr. Und nun taucht sie in diesem Bericht wieder auf.) Das Mädels arbeitet in irgendeinem Berliner Betrieb, hört also dies und jenes. Von einem inneren Zusammenbruch oder Aufruhr hat also das Regime nichts zu befürchten. Und in diesem Punkt hat Goebbels fraglos recht: Die Luftoffensive ist als Druck auf die Stimmung ein Fehlschlag.

Stühlers sagen dazu: Es sei unmöglich, heute Stimmung zu beurteilen. Alle haben es satt, und jeder zittert und heuchelt. Von innen komme diesmal nichts.

Die Steinitz-Nichte erzählte noch etwas, was schon Eisenmann bei seiner Rückkehr aus dem Krankenhaus ähnlich angab. Man sehe in Berlin keinen Sternjuden. Die Gestapo sei damit einverstanden, drücke mindestens beide Augen zu. Der Stern wird nicht getragen oder verdeckt. (So ist auch Eisenmann, die Aktentasche ans Herz gedrückt, in der Tram durch Berlin gefahren.) Sei die Gestapo durch eine Denunziation zum Einschreiten gezwungen, dann erhalte der Angezeigte zuerst eine Verwarnung, danach eine Geldstrafe ... Bei uns dagegen kostet der verdeckte Stern unweigerlich via KZ das Leben. –

2. *Mai, Dienstag Abend zwanzig Uhr*

Als ich um Viertel sechs das Haus verliess, kam mir gestern unten Fräulein Rieger entgegen, Riegers Tochter, Katz' Sprechstundenhilfe, und brachte mir von den Eltern ein Trost-, Dank- und Fresspaket, belegte Brote und Kuchen. Das war nett – aber am Neumarkt überfielen mich, stärker und anhaltender als je zuvor, Anginaschmerzen. Eine Nitroglyzerinkapsel half gar nicht – der Rest meiner Schachtel kullerte auf die Strasse, ohne dass ich ihm nachtrauerte –, und ich musste Schritt für Schritt mit Pausen mühsam schleichen. Erst tief in der Freiburger Strasse wurde mir besser, und sobald ich angelangt war, hörte alle Beschwerde auf. Aber das Memento blieb. Meine Uhr ist am Ablaufen, ma vue baisse, und der Krieg stagniert. Trotzdem benutzte ich (diesmal als einziger jüdischer Wachmann ganz ungestört) die Zeit von halb sieben bis gegen zehn, Esspause abgerechnet, zu intensiver Arbeit. Ich ging den Goebbels mit der Feder in der Hand durch, disponierte, schrieb die wesentlichen Ziffern in das Dispositionsschema. Nun brauche ich ein paar Stunden zur eigentlichen Notiz. Wann finde ich Zeit dazu? Danach las ich mit Abscheu und Interesse Moritz Jahn, «Die Geschichte von den Leuten an der Aussenfohrde». Diese novellistische Studie zur praehistorischen nordischen Sippenpsychologie erhält exemplarischen Charakter durch die Art ihres Erscheinens. Geschrieben 1929, gewidmet einem im September 14 gefallenen Freund, Sonderausgabe der Kleinen Bücherei von Albert Langen und Georg Müller, 1943, die offenbar als Soldatengeschenk bestimmt ist (üppiger Druck, feste Decke, 55. Tausend, Preis 80 Pf). Also von der NSDAP propagiert, denn nur ihr Gefälliges darf in grösseren Auflagen erscheinen, man kann wohl sagen: nur das, was irgend propagandistisch ist.

[...]

3. *Mai, Mittwoch Abend*

[...]

LTI. Mir fällt in Artikel-Überschriften als nazistisch die Häufig-

keit des Wortes *total* (cf. 4.5.) auf. «Totale Erziehung» – «Totale Abschnürung des Feindes». – Die Wirkung der Propaganda: Frau Belka fragte mich schon wiederholt: «Haben Sie eine *deutsche* Frau?» – «Hat Jacobi eine *deutsche* Frau?» usw. Mich erschüttert das mehr als das Fremdwort «arisch». Es zeigt, wie sehr die «totale Abschnürung» der Juden im Volksbewusstsein geglättet ist. –

Frau Rudolph, mit der ich früher ganz freundschaftlich zusammengearbeitet, deren Bruder gefallen, und die infolgedessen Urlaub hatte, um der Mutter beizustehen, ist wieder da. Ich kondolierte ihr. Sie sagte auffallend kalt, schroff und kurz «Ja» und ging eilig von mir weg. Angst? Oder glaubt sie wirklich, ihr Bruder sei ein Opfer der Juden? Eins so abscheulich wie das andere.

Eva war gestern zum Kaffee bei Ella Kreidl. Sie erzählt, die Frau werde immer bedrückter und verweinter und trostloser. Der Verlust des Mannes, der Mord an ihrem Mann – es kommt mit der Zeit bei ihr in seiner Grässlichkeit durch. Anfangs schien sie nicht ganz fest auf Seiten der Unterdrückten zu stehen. Kreidl ist jetzt schon zwei Jahre tot.

In der Fabrik wird die Affäre Witkowsky-Lang immer peinlicher. Der todkranke und offenbar geistig nicht mehr normale Witkowsky nimmt jedes harmlose Wort als Beleidigung, hat Wutanfälle, schwört Rache, und könnte einmal die ganze Gruppe ins Verderben reissen, so wie wahrscheinlich feu Leipziger einige Juden mit sich gerissen hat.

[...]

4. Mai, Donnerstag Abend

LTI Heute früh im Vorbeigehen (Kampf mit dem Wind, Herznot) in einem Schaufenster der Amalienstrasse ein Brettspiel angezeigt als «Das totale Spiel» (cf. 3.5.)

6. Mai, Sonnabend früh

Gestern ein aufschubloseres und grausameres Todesurteil als bei der Angina-Diagnose. Ein Augenmuskel, der obliquus inferior

des linken Auges, ist gelähmt. Das Auge wird durch ein mattiertes Glas ausgeschaltet, zu reparieren ist es nicht. «Bei der Lesebrille können Sie Seidenpapier über das linke Glas kleben.» Wieviel Arbeit werde ich mit *einem* Auge leisten können? Und wieviel Zeit bleibt mir? Ursache wahrscheinlich Zucker – daher der qualvolle Durst der letzten Zeit. Hergang: ein minimaler, aber doch ein erster Schlaganfall. Ich habe gehofft, an der Angina auf anständige Weise zu sterben. Was macht der zweite Schlaganfall aus mir? Einen Haufen Blödsinn im beschissenen Bett wie aus Grete, wie aus Vater? Soll sich Eva vor mir ekelnd und mit mir plagen? Aber ich habe kein Veronal, ich habe keinen Mut, und ich muss ja das 3. Reich zu überleben suchen, damit Evas Witwenpension sichergestellt wird. –

Die Arbeit von reichlichen zehn Jahren ist umsonst: das 18^{ième}, das Curriculum, die LTI – nichts wird fertig, nichts wird erscheinen. Vanitatum vanitas, aber doch sehr bitter. Vielleicht taugt auch schon nichts mehr von alledem – was kann ein Verkalkter produzieren, was beurteilen?

Ich will aber, um einen Halt zu haben, genauso Weiterarbeiten wie bisher. Vielleicht geschieht ein Wunder. Und wenn nicht – irgendwie muss ich doch über den Rest der Zeit wegkommen.

Ein graubärtiger freundlicher Mann mit schwäbelnden Diphthongen, Dr. Waldemar Lothar Meyer, già Obermedizinalrat, in der Weintraubenstrasse. Das Hinwandern gestern Vormittag machte mir schwere Herzbeschwerden. Viele kleine und nazistische Klientel (Hakenkreuz, Heil Hitler ...). Der Arzt selber und seine Hilfe nahmen von meinem Stern keine Notiz, aber es war scheusslich. Sehr lange, sehr gründliche Untersuchung.

8. Mai, Montag gegen Abend

[...]

Um Mittag machte uns Konrad eine Antrittsvisite. Er brachte einen modernen Ghettoroman, den ich vorzulesen begonnen habe. (Vorzulesen! Nach Monaten wieder einmal!) Er kolportierte die

beiden neuesten Zeitwitze. (Was ist feige? Wenn sich einer von Berlin weg an die Ostfront meldet. Und: Die Regierung hat eine Röntgenaufnahme des gesamten Volkes angeordnet. Man will sehen, wer Hitler im Herzen und wer ihn im Magen hat. [...])

9. *Mai, Dienstag gegen Abend [...]*

Neumark erzählte: 1) Jon Neumann † in Theresienstadt. Wohl nicht auf das Mordkonto zu setzen – unvermutete Herzschwäche nach einer Bruchoperation –, aber doch sehr traurig. Ich hätte ihn gern wiedergesehen. Die Menge der Toten wird immer grösser. 2) Er, Neumark, glaube nicht an die Invasion. Sie sei vielleicht als letzte Siegeschance von der deutschen Seite erwünscht. Die andern aber könnten warten und Blut sparen. Deutschland sei am Ende: In der Ernährung griffe man die allerletzten Reserven an (Reis und Schlachtungen, eingezogen würden Krüppel (à la lettre, Fall eines Einarmigen). Vielleicht noch bis Ende des Jahres, länger gehe es nicht. (Ergänzend brachte Eva aus der Markthalle von einer judenfreundlichen Händlerin, der Frau Schibilschak: Invasion sei unnötig, es gehe zu Ende und bald – «wenn ich auspacken könnte, ich könnte erzählen!») 3) Neue Witze: Der Führer hat recht gehabt, als er verkündete, man werde Berlin in zehn Jahren nicht wiedererkennen. – Caesar, Friedrich der Grosse und Napoleon im olympischen Gespräch; Caesar: Wenn ich die Tanks gehabt hätte, ganz Germanien hätte ich erobert! Fridericus: Wenn ich die Flieger gehabt hätte, ganz Europa hätte ich erobert! Napoleon: Wenn ich Goebbels gehabt hätte, man wüsste heute noch nicht, dass ich die Schlacht bei Leipzig verloren habe! 4) Klage über Stühlers Unbotmässigkeit. Er hat einen schweren Zusammenstoss mit Katz gehabt und sich über einen, wie er sagt, ungeordneten Sonntagseinsatz beschwert. Von dieser Sache wurde schon in bittersten Worten hier von Stühlers und in der Borsbergstrasse von Katz gesprochen. Katz und Neumark der Gestapo verantwortlich und versklavt, haben den schwersten Stand, machen

es keinem recht, und die Juden sind alle masslos überreizt und verbittert. Ich suche immer ausgleichend zu wirken. In diesem Fall ist mir der Zwist besonders peinlich, weil ich es sowohl gefühlsmässig als auch aus nacktem Egoismus mit beiden Parteien halte. (Stühler sagt, Katz habe ihn ausdrücklich für arbeitsunfähig erklärt und ihn dann trotzdem, um der Gestapo gefällig zu sein, zum schwersten Sonntags-Kohlenschippen verwenden lassen. Katz bestreitet, dass er Stühler für arbeitsunfähig erklärt habe, und beklagt sich über heftigste Grobheiten des ménage Stühler. Solche Fälle sind hier das Übliche.

[...]

12. Mai, Freitag Nachmittag

[...]

Katz hat meine Nervenreflexe untersucht, auch eine Wassermannprobe gemacht (eigentümlich, wenn sich das Röhrchen mit dem eigenen Blut füllt). Ich soll nun von Montag an eine Woche etwa wieder in der Fabrik arbeiten, mit romantischer Binde um das kranke Auge, da die mir verschriebene Brille nicht so bald beschaffbar, danach mich wieder krank melden. Dann wird das Interesse der Krankenkasse ins Spiel gebracht, mein guter Wille, meine Augenlähmung betont und die Dienstentpflichtung beantragt werden. Inzwischen geht ein demütiges Bittgesuch an Herrn Mutschmann, mir einen Teil meines Ruhegehalts zu bewilligen, da sowohl ich als meine *arische* Ehefrau erwerbsunfähig seien. «Wir müssen auf Mutschmanns primitive Mentalität Rücksicht nehmen,» sagte Neumark. Nichts fordern, nur demütig um *einen Teil* bitten! Wir schrieben nur «Prof, der Technischen Hochschule». Keineswegs «Kulturwissenschaftliche Abteilung». Das würde ihn reizen – ein Jude und die deutsche Kultur! – So sehen unsere Erwägungen aus. Neumark schlug vor: «... *wenigstens* einen Teil des Ruhegehaltes zu zahlen.» – Ich: «wenigstens» werde reizen. Also strichen wir «wenigstens». Auch das gehört wohl zur LTI. – [...]

Gestern früh kam Waldmann: Er oder man (*nescio*) habe im Funk gehört, deutlich gehört: Landung englisch-amerikanischer Truppen. Das Wo aber sei in Störung untergegangen. Heute Mittag auf dem Friedhof wusste Frau Jacobi schon von Waldmann, ein Posten habe erzählt, in Frankreich sei «etwas Grosses losgegangen». *Sic crescit fama*. Latrine oder ein Gran Wahrheit?

[...]

Unten die Baracken. Gerade vor, genauer: hinter unserem Haus geht es friedlich vergnügt zu. Eine Gruppe russischer Schuster, die Heimarbeit und offenbar ziemliche Freiheit haben, obwohl sie Kriegsgefangene sind. Sie tragen anständige grüne Uniformen, sie spielen auf dem Hof Ball, sie sind immer vergnügt; sie hocken in Gruppen, einer zupft die Balalaika, singt, einer schneidet einem Kameraden die Haare. Vergnügte Gutmütigkeit untereinander, Freundschaft mit den Wachtposten. Einmal ist mir einer dieser Jungen entgegengelaufen und hat mir den Kohlenhandwagen lachend und spielend in den Hof geschoben. – Dagegen die Baracken im Hof der Zeughausstrasse 1: düster geschlossen, nur ganz hoch oben abgeblendete Fensterschlitze, ständig ein Posten mit Gewehr im leeren Hof – die Leute sieht man nur im geschlossenen Zug von der Arbeit kommen oder Essen holen oder Wagen schieben. Es sind Zivilgefangene, da ist eine slawische *Dépendance* des PPD.

[...]

19. Mai, Freitag Nachmittag

Seit gestern wieder «krank geschrieben», (Gehört wohl auch zur LTI. Alle Welt hat mit der Krankenkasse und dem *Vertrauensarzt* zu tun.)

[...] Mit Katz war verabredet, ich solle «zehn bis zwölf Tage» arbeiten, dann mich wieder krank melden, er werde darauf meine «Entpflichtung» einleiten. [...] Ich ging also am Donnerstag Morgen zu Katz; er war seiner Sache ganz sicher und gab mir einen verschlossenen Brief an den Vertrauensarzt mit. «Seien Sie ganz

unbesorgt, überlassen Sie es mir, Ihre Entpflichtung rollt.» Da auch die englische Offensive in Italien «rollte» und da der deutsche Heeresbericht von bevorstehender Invasion im Westen sprach, so glaubte ich – wie gesagt –, das Kapitel Fabrikarbeit liege endgiltig hinter mir. – Am Sternplatz – üblicher Wartezustand – geriet ich an einen mir neuen, fetten Vierziger, er schien Facharzt für Brillenverschreibung, es hing eine Zahlentafel an der Tür. Der Mann las Katz' Brief, schüttelte den Kopf, machte eine wegwerfende Handbewegung und sagte – uno tenore fast wörtlich so: «Davon kann ja gar keine Rede sein. Entpflichtung! Wir sind im Krieg, Sie sind erst 62 Jahre, es arbeiten selbst Blinde ... Entpflichtung? Keine Rede ... Im Sinn der Reichsversicherung ist das überhaupt keine Krankheit – Sie werden sich daran gewöhnen, selbst Blinde arbeiten. Ruhen Sie sich acht Tage aus, ich schreibe Sie vom nächsten Donnerstag an wieder arbeitsfähig. Heil Hitler!» Er sagte wahrhaftig am Schluss seiner Rede «Heil Hitler!» Von einer Untersuchung, auch nur der Spur einer Untersuchung, war bei alledem nun wirklich gar keine Rede. – Ich berichtete die Affäre heute Morgen Katz. Da sei nichts zu machen, ich müsste eben am 25. Mai die Arbeit wieder aufnehmen, mich nach einiger Zeit wieder krank melden, und dann würden wir's mit dem Herzen, statt wie diesmal mit den Augen, versuchen. – So ist also an meiner Lage nichts geändert, an meinem Auge nichts gebessert. (Eva hat mir eine Augenklappe besorgt, die mich aber schwer irritiert.) Die Entpflichtung «rollt» – sie rollt so schnell wie die englische Offensive. Aber ich will die neuen Ferientage ausnutzen. –

Abends gegen acht Uhr

Eva ist eben von Frau Kreisler-Weidlich zurück, mit der sie musiziert. Herr Weidlich kam mit der Nachricht, im *deutschen* Radio sei wirr, aber deutlich um fünf Uhr bekanntgegeben worden, dass «Landungen» (Plural) an der Westküste erfolgt seien. Wir, ebenso Stühlers, sind ungeheuer gespannt. Und skeptisch. Es hat schon allzu viele Enttäuschungen gegeben. –

Den 16. Mai verlebten wir recht wehmütig, beinahe ohne Hoffnung. Eva schenkte mir zwei Nachthemden, die sie aus altem Vor-

hangstoff gearbeitet hat. Ich hatte für sie *ein* Zigarillo, das mir neulich Glasers zugedacht hatten. Sie musste es sich aber von dort holen, denn Glaser hatte nicht gewagt, es mir mitzugeben. Es konnte doch bei mir gefunden, seine Herkunft eruiert werden. – Mir selber war der Tag doppelt verdüstert: durch das Auge und durch die tags zuvor eingetroffene Nachricht von Sussmanns Tod.

Martin Sussmann † 8.4.44 in Stockholm an Magen- und Leberkrebs. Ich hatte die Nachricht erwartet, und sie traf mich doch hart. Ganz egoistisch: Sussmann war meine letzte Verbindung mit der Aussenwelt, auch hätte ich gar zu gern nach dem Krieg Erlebnisse mit ihm getauscht. Aber auch wirkliche Zuneigung hatte ich für ihn. Er hat mir immer Freundschaft und Treue erwiesen, und in unserer ärgsten Bedrängnis nahm er sich Evas an, als wir noch ganz illegitim waren. – [...]

20. Mai, Sonnabend Vormittag

[...]

Eva war im Bureau unseres Hausverwalters Richter. Er ist nicht mehr im Polizeipräsidium. Aber er ist in kein Sanatorium gebracht worden, sondern ins KZ Buchenwald. Die Sekretärin, Frau Strelker, führt das Geschäft weiter, die Ehefrau mit dem nachgeborenen Kind ist in ein kleines Häuschen übersiedelt, der ältere Junge besucht hier die Schule. –

Ich fragte neulich Steinitz, warum Jacobis Tochter eigentlich den Judenstern trage. Das Kind wurde nach der Nürnberger Gesetzgebung geboren, die Mutter ist protestantisch, der Vater auf seinen Vorteil bedacht. Ein «deutsch erzogenes» Kind hätte ihn privilegiert. Steinitz gab mir die positive Antwort, Jacobi habe damals bestimmt gehofft, nach USA auswandern zu können; die dortigen Komitees hätten ihn wärmer, hätten ihn wahrscheinlich *nur* dann protegirt, wenn er im Kind sein Judentum betonte. – Die Juden sind bestimmt im Unglück und im Recht; aber durchweg sympathisch? Nein danke. [...]

21. Mai, Sonntag Vormittag

Die Nachricht von den «Landungen» im Westen stimmte wieder nicht. Tiefste Enttäuschung, durch unser beider schlechtes Befinden noch vertieft. Die Augen lassen mich immer mehr im Stich.

[...]

23. Mai, Dienstag Vormittag

[...]

Ich beneide Steinitz, der jetzt häufig bei uns ist. Er ist nach Staroperation halbblind, er arbeitet den ganzen Tag auf dem Friedhof, er beschäftigt sich ebenso intensiv wie unproduktiv mit dem Englischen und ist bei alledem absolut zufrieden, offenbar gewiss, dass er noch zwanzig ausgefüllte Jahre vor sich hat – auf das Grab seiner Grossmutter, das er pflegt, ist er besonders stolz, sie ist hundertvier Jahre alt geworden und noch mit hundert in die Oper gefahren –, offenbar aber auch vollkommen gleichmütig gefasst dem Todesgedanken gegenüber, obschon er in diesem Jahr siebzig wird.

Ich beneide auch Lewinsky, er spielt so schön Komödie vor sich selber. «Ich muss in der Fabrik ein Buch bei mir, vor mir haben, ich komme nicht zum Lesen, aber ich muss es sehen, es streicheln...» – «Ich sagte zum Vertrauensarzt: ‚Herr Doktor, ich simuliere Gesundheit.‘» Er simuliert auch ein ständiges Schweben in Goetheschen Regionen. [...]

24. Mai, Mittwoch Vormittag

Die Augenbehinderung immer schlimmer. Beim Durchgehen aufgestapelter Nummern des «Reichs» noch gequälter, als wenn ich mich an einer einzelnen Buch- oder Schreibseite festhalte. Das Zusammen von Brille und Augenklappe ist eine Tortur. Dazu das zerstreut blendende Licht des Regenhimmels. Goebbels' Leitartikel wiederholen ihre wenigen Gedanken in ständigen Übersteigerungen. «Wir sind doch das Elitevolk der Erde, ob die anderen

das zugeben wollen oder nicht.» Und wir schützen Europa. Denn sonst bleibt allein Russland Sieger. «... Ein Boxer pflegt nach Erri-
ngung der Weltmeisterschaft, auch wenn sein Gegner ihm dabei
das Nasenbein eingeschlagen hat, nicht schwächer zu sein als vor-
dem.» – «Die Völker Europas müssten uns auf den Knien danken
...» («Unser Volk», 23.4.44) – «Unser Sozialismus», 30.4.44: Wir
haben die besten Sozialmassnahmen, nur wir. Wir haben den ei-
gentlichen Sozialismus, alles geschieht für das Volk. Wir haben
saubere Hände. «Warum sind Millionen ausländischer Arbeiter
ins Reich gekommen» und benehmen sich hier bei Terrorangriffen
etc., «als verteidigten sie dabei ihr Eigentum? Weil sie von unse-
rem Recht überzeugt sind ... Sie leben vielfach in Deutschland im
Kriege besser, als sie zu Hause im Frieden gelebt haben.» D'altra
parte: «Das Judentum ist die Inkarnation des Kapitalismus. Es
pflegt ihn je nach der Lage und den Gegebenheiten auf plutokra-
tische oder auf bolschewistische Weise. Der Effekt ist in beiden
Fällen der gleiche ...» Wir dagegen: «Die Führer der Partei dienen
ausschliesslich dem Wohle des Volkes ...» Welche Unsumme von
Lüge auf ein klein, klein bisschen Wahrheit. Toll: die «gekomm-
nen» Arbeiter. Sie sind als Sklaven hergeschleppt und gehalten. –
«Die Entscheidung auf Leben und Tod», 20.2.44: Sowjets werden
Europa zerstören. Zur Zeit bluffen sie: «Statt Komintern sagt man
jetzt sowjetisches Imperium. Die Internationale wird abgeschafft
und durch eine russische Staatshymne ersetzt. Man wirft den
Atheismus über Bord und inthronisiert in Moskau einen neuen
Metropoliten. Der blutbefleckte Klassendiktator Stalin verwan-
delt sich in einen sauber und adrett aussehenden Marschall der So-
wjetunion ... Am Ende des grossen Betrugs steht der Genick-
schuss...» «Die unsicheren Faktoren», 7.5.44: Noch schwanke das
Kriegsglück. Eine missglückte Invasion wäre für den Gegner die
endgültige Niederlage. (Wieso???) Und er wird kein Glück haben!
«Im deutschen Volk hat man eher Sorge, dass die Invasion nicht
kommt, als dass sie kommt ...» Wir sind überlegen vorbereitet.
«Sollte der Feind ... tatsächlich die Absicht haben, mit einem so

bodenlosen Leichtsinn ein Unternehmen zu starten, von dem alles abhängt, dann gute Nacht!» Und dann: Bei uns kämpfen Soldaten für Heimat und «Weltanschauung», drüben: Söldner für «internationale Plutokratie». –

«Reich», 7.5.44, «Tausend Worte Sowjetisch»: Badoglio hat Russisch als Schulfach eingeführt: Die Italiener lernen ja gar kein echtes Russisch, gar nicht die Sprache Gogols, Dostojewskis, Turgenjews, Tolstojs. «Die Bolschewiken haben die russische Sprache unter der Flut misstönender Abkürzungs- und Kunstwörter begraben: Die süditalienischen Schüler lernen einen Slang.» Kurzer Artikel, «fr.» signiert.

Frankreich. Am 30. April im «Reich» Artikel: «Armee des Verbrechens. Der Terrorismus im Westen» von SS-Kriegsbericht Georg Wilhelm Pfeiffer. Hier wird der *maquis* erklärt als «die dommenreichen Heckenverstecke Südfrankreichs». Mir neue Worte: *armée secrète* sagt die «verstockt gaullistische Bourgeoisie» vom gesamten Terrorismus. Man spricht auch von «Befreiungsarmee». Aber die nationalen Milizen sagen *armée du crime*. Ihr Ausgangspunkt die MOI (Mouvement d'ouvriers immigrés), das «trojanische Pferd» der Sowjets. Dazu Rotspanier, italienische Kommunisten, Polen und, überwiegend, Juden, Juden, Juden – ganz verschwindend wenige Franzosen. Gliederung in *détachements*, in camps, comités interregionaux, comité national. Oberherr De Gaulle, via De Gaulle: Moskau. Regelrechte Kämpfe, Razzien. Französische Polizei, auch deutsche Truppen. Morde, Überfälle, Bank- und Viehraub. In den Prozessen immer wieder *Juden, Juden*. – Am 23.4. Artikel über Marcel Déat, «ar» gezeichnet. Normalien, Gymnasiallehrer, Frontkämpfer, 1926 Député der SP. Schrieb im «Œuvre» gegen Kriegsteilnahme. 1939: «Mourir pour Danzik?» 1933 gründete er neusozialistische Partei, ist dann einer der ersten *Munichois*. Seine täglichen Leitartikel im «Œuvre» warnen die *Vichyssois*. Jetzt Arbeitsminister im Ministerium Laval. Hat sich von Léon Blum getrennt wie Darnand, von der Action française herkommend, von Maurras. Dritter im Bunde, vorher auf der äussersten Rechten, ist Henriot. Déat ist ein «guter

Franzose, guter Sozialist, guter Europäer», er ist auch «der erste französische Minister, der fließend deutsch spricht.» (Wann werde ich einmal vom «anderen Frankreich» hören?) –

[...]

Abends

[...]

Meine Ferienwoche ist zu Ende. Geistiges Ergebnis: einen Johst gelesen, zwei Johste, den Stresemann und ein bisschen aus dem «Reich» notiert. Meine armen Papiersoldaten des Dritten Reichs!

–

Der deutsche Heeresbericht soll «tiefe Einbrüche» in die Stutunofront melden. Wenn wir nur begreifen könnten, welchen Sinn *diese* Bemühungen der Engländer haben. *Hier* wird doch nichts entschieden.

26. Mai, Freitag früh, sechs Uhr

Maschine 49 genau so, wie ich sie vor acht Tagen verließ. Nur die Kuverts haben anderen Firmenaufdruck. Die Nachbarin hilft beim Papierziehen, ich kam auf 23'000 Stück, ich kam leidlich über den Tag, nur ist der Tag eine absolute Leere, vom Tod kaum unterschieden. Inzwischen ist Jacobi als Transportarbeiter zu Bauer hinüber. Wir sind nur noch vier, und Witkowsky klafft nach wie vor peinlich und gefährlich gegen Lang, und nichts, gar nichts hat sich am Wesentlichen, am Nichts eben, geändert. Der Fortfall des gelieferten Mittagessens freilich bedeutet Erschwerung, und die Doppelbilder und die vielen Augen- und Kopfschmerzen bedeuten erst recht Erschwerung.

Vorgestern Abend brachte die Nachricht von einigen englischen Erfolgen in Italien einen gewissen allgemeinen Aufschwung im Judenhaus (der natürlich nicht vorhielt). Waldmann brachte die Lebensmittelkarten für die einzelnen Haushalte herauf. Er klopfte bei Stühlers: «Ist es gestattet einzutreten?» – Seit wann er so höflich sei, fragte Stühler. «Ich bereite mich darauf vor, wieder einmal mit meiner Kundschaft umzugehen!» Er war wohlhabender Pelzhändler. Er schleppt jetzt als Hauswart Kohlen,

er macht Möbeltransporte für das Finanzamt und bekommt dafür Trinkgelder. «Gestern hat mir ein Oberregierungsrat zwanzig Mark gegeben. Ich habe mir zwanzig Zigaretten dafür gekauft.»

Abends

Heute, nach langer Pause, wurde ich von Meister Hartwig wieder mal furchtbar angebrüllt. Es geht mir sehr auf die Nerven. «Der letzte Mann» – ich denke an den Janningsfilm von dem zum Abortdiener degradierten grossen Hotelconcierge. Und ich denke in solchen Momenten der Erniedrigung daran, dass Neubert Ordinarium in Berlin ist. Hinterher, ich kenne das schon, bereut Hartwig und sucht mir väterlich zärtlich zu zeigen, wie einfach das Verlangte ist. «So einfach!» Zwei lockere Handgriffe, und die Kuvverts liegen glatt im Karton. «Ich begreife nicht, dass Sie das nicht lernen!» Aber meine Finger geben es nicht her. –

Meine Augen quälen täglich mehr, und ich habe gar keine Hoffnung auf Besserung.

29. Mai, Pfingstmontag Vormittag und später

Am Sonnabend war Eva das erstmal seit Weihnachten in Pirna und fand dort alles unverändert. Annemarie bleibt uns ein psychologisches Rätsel. Treu und untreu, herzlich und kalt in einem, gleichgültig dem Leben und dem Krieg gegenüber. Von der Kriegslage wusste übrigens selbst Stephan Müller, der am Samstag Abend zu uns kam, nichts zu sagen. Er behauptete nur, dass eine Invasion ganz bestimmt in den nächsten Wochen komme, es stünden acht Millionen Amerikaner, Engländer etc. bereit. Aber wo, und ob der Krieg noch Monate oder Jahre dauere, davon konnte auch er sich kein Bild machen. Ich selber warte immer trostloser, je mehr mich die Augen quälen und die Fabrik mich anwidert. Die nächste Woche liegt besonders langgedehnt vor mir: zwei Nachtwachen.

Am Sonnabend hatte ich mit Rieger zusammen Nachmittagswache. Ich las, tant bien que mal, in den «Fischmanns», die ich dann gestern beendete. – Des Weiteren brachte gestern, Pfingstsonntag also, um Viertel drei, als wir gerade die Teemahlzeit be-

gannen, kleinen, gleich darauf grossen Alarm. Ein Privilegierter mit Radio brachte die Nachricht: «Die Feindflugzeuge erreichen den Nordrand Dresdens» (also etwa Klotzsche). Ein paar Minuten lang hörte man starkes Propellersurren und heftiges Flakschiessen. Einen Augenblick war mir doch beklommen zumut. Aber wieder ging alles vorüber. – Dresden blieb rätselhaft tabu. Wirklich Benesch versprochen? Der neueste Witz: Hier liege Churchills Grossmutter begraben – andere Fassung: Hier wohne Churchills Tante. – Dabei verschärft sich der Terrorismus immer mehr. Das Publikum erfährt nur: Die Engländer und Amerikaner schiessen im Tiefflug auf Passanten, auf Züge, auf Feldarbeiter. Der englische Rundfunk klagt an: Die Deutschen haben gefangene Flieger erschossen als Geiseln für Entflozene. Jetzt (am Sonnabend wohl) ein überall verbreiteter offizieller Artikel von Goebbels, die Regierung werde keine militärische Hilfe mehr aufbieten, um abgesprungene englische Piloten vor der gerechten Wut und Vergeltung des Publikums zu schützen, das viel «radikaler» sei als sie, die gerechte und milde Regierung. Das heisst also: Wir überlassen die gefangenen Flieger der kochenden Volksseele. (Was es mit der «kochenden Volksseele» auf sich hat, daran werden wir in der Zeughausstrasse jeden Tag erinnert: Wo jetzt die Russenbaracken stehen, stand die Synagoge.) Was wird die englische Antwort sein auf Goebbels' Mordankündigung?

Am Sonntag Nachmittag bei Steinitz: der ersehnte Kuchen und süsse Kaffee. Mitgast war wieder einmal die etwas hysterische, stark antinazistische Frau Dr. Richter, Witwe eines Arztes, von Geburt baltische Adlige, eine Baronin Maydel. Sie sagte, sie habe über Dwingers Charakter von einem, der ihn persönlich kenne, sehr absprechend urteilen hören («Ein Hundsfott»). –

Abends bei schönem, fast schon zu warmem Wetter ein idyllisches Bild: Die Sowjetgefallenen unten in ihrem Barackenhof musizierend (Trompete, Gitarre, Balalaika, Mandoline), noch schöner singend, russische Lieder, Vorsänger, Chor. Im Hintergrund das vollste Grün der Anlagen, ein riesiger blühender Kastanienbaum. Wo ist bei diesen jungen, kräftigen, vergnügten, gutmüti-

gen Menschen die sowjetische Vertiertheit, Verelendung usw.? Freilich scheint es diese Gruppe der Heimschuster besonders gut zu haben.

Ich trage jetzt täglich eine Krawatte, die von Ernst Kreidl, dem Erschossenen, geerbt ist. Die Krawatte, der Barackenplatz – alles und jedes erinnert, bedroht. Aber die eigentliche Verzweiflung geht von meinen Augen aus. –

[...]

Abend

Heute von elf bis zwölf unterrichtete ich Bernhard Stühler. kaum waren wir fertig, kam kleiner und sofort grosser Alarm. Eva war zu Tisch und sass im Keller von «Aldresden» am Neumarkt. Ich eine volle Stunde in der Zeughausstrasse 3. Es blieb ganz ruhig. Aus dem Rundfunk aber wurde berichtet: «Grosse Schwärme seit früh sieben Uhr über Braunschweig, Magdeburg, Brandenburg, Nordwestsachsen.» Also wahrscheinlich in Berlin und Leipzig. –

[...]

31. Mai, Mittwoch früh nach sechs Uhr

Seit gestern schwere Hitze. Seit Viertel vier auf, «abgeklatscht». Übermüdet, Magenverstimmung. Im Werk zur üblichen Öde: Ärger. Der Meister brüllt wieder einmal herum, ein junges Ding von sechzehn Jahren an der Maschine neben mir kommandiert sehr respektlos (hilft mir, aber tut es auf peinliche Weise). Dazu der Kummer um die Augen. Auch Evas Befinden schlecht. Heute liegt Nachtwache vor mir.

Gestern Viertel zwölf sofort grosser Alarm, nach zwanzig Minuten schon Entwarnung. Durch das Radio: «Nordwestsachsen», ciö Leipzig. Das geht jetzt seit dem Pfingstsonntag – Tag und Nacht über Deutschland. Aber in Italien langsamstes Vordringen, und anderwärts rührt sich nichts. Mir ist hoffnungslos zumute.

3. *Juni, Sonnabend Nachmittag*

Am Montag Morgen nach beendeter Nachtwache – so ist es schon mit Lang verabredet – melde ich mich krank. Erneuter Vorstoss auf die Entpflichtung hin; missglückt er wieder, wie anzunehmen, so bringt er wenigstens ein paar Tage des Aufatmens. Die Öde drückt mich immer mehr. Seit Mittwoch habe ich wenig zu tun, bin aber umso gepeinigter von dem langsamen Sterben dieser neuneinviertel Stunden. [...] Das Zurechtstossen (Fachausdruck) der Papiere, d.h. das Einordnen in glatte Lagen, habe ich noch immer nicht gelernt und werde ich auch nie lernen. Aber jetzt schiebe ich alles auf meine Augen, und nach dem ersten Gebrüll des Meisters nahm sich die dicke Maschinenmeisterin Frau Hippe meiner an, und in wenigen Pausenninuten arbeitet sie nun nach und um, was ich nicht oder nur sehr unvollkommen geschafft habe. Es ist sehr rührend und sehr deprimierend und hilft nicht die Stunden verkürzen. [...]

4. *Juni, Sonntag Mittag*

Windes waren über Pfingsten bei ihren Marine-Zwillingen in Swinemünde. Frau Winde erzählte: «Es» käme wie 18 von der Marine her. Offiziere, die missliebig, seien verprügelt, einer während eines Gefechts mit Fliegern erledigt worden, die Mannschaft eines eben heimgekehrten und sofort wieder hinausbeordneten U-Bootes habe sich mitsamt dem Kommandanten, einem Ritterkreuzler, geweigert; der Offizier, zum Gemeinen degradiert, karre jetzt in einer Strafabteilung in Norwegen ... Die Küsten- und Hafenverneblungen bei Fliegerangriffen brächten alle betroffenen Bäume zum Absterben ... Es würden jetzt Notschlachtungen in grösstem Umfang vorgenommen, die Winterernährung sei nicht mehr gesichert, die Regierung spiele va banque.

[...]

Affäre Frischmann. Frischmann ist Haarschneider, Schuster, Markenhändler, Allerweltsmann im Hause. Seine Tochter, Anfang zwanzig, vollbusig, frisch, jüdisch erzogener Mischling und

also Sternträgerin, kam mir einmal beim Kohlentragen zu Hilfe. Vor zwei Tagen sind Mutter und Tochter verhaftet worden: Briefwechsel der Ilse Frischmann mit einem der vergnügten Russengefangenen entdeckt. Der Russe ist gleich in die Baracken nebenan gebracht worden; die beiden Frauen, mindestens die Tochter, rettungslos verloren. Auf dem Barackenhof ist es still, kein Blasen und Klimpern mehr, kein Ballspiel, kein Turnen.

Das Misstrauen der Juden untereinander: Wir beide erfuhren die Affäre erst lange post festum, alles war geheim im Flüsterklatsch fortgepflanzt worden, nicht nur unser Haus, sondern auch der Friedhof wusste es schon seit sechsunddreissig Stunden.

[...]

In der Fabrik ist vieles scheinhaft wie beim Militär. Das Sonnabend-Reinemachen. Uneingesehene Winkel können dreckig bleiben. Du musst, auch wenn nichts mehr zu tun, bis zum Glockenzeichen am Arbeitsplatz bleiben. Du musst, auch wenn gar nichts zu tun, vor dem Meister beschäftigt sein. Meine gute Hippe hundertmal: «Stellen Sie sich hier neben mich, *dort* sieht Sie der Meister... Nehmen Sie eine Lage Papier in die Hand ...» Gestern schlepte sie ein paar riesige Stösse ungummierter Blätter von einem andern Ende des Vorratstisches heran und baute sie vor mir auf: «Da haben Sie eine Mauer, so sieht man Sie nicht.»

5. Juni, Montag Abend

[...]

Heute Morgen [...] nach dem Frühstück die nun schon übliche Tour Katz-Sternplatz. Diesmal klappte es: Ich wurde unbefristet krank geschrieben. Dann, wie mit Katz verabredet, war ich bei Neumark, und jetzt läuft das Gesuch auf Dienstentpflichtung. Mit welchem Erfolg und ob zu meinem Heil, weiss Gott allein. –

Heute ist die Räumung Roms gemeldet, und gleichzeitig erscheint ein Aufruf Hitlers, die Invasion werde die endgiltige Niederlage der Feinde bringen. –

6. Juni, Dienstag Vormittag

Vielleicht also wird Sonnabend, der 3. Juni 44, das absolute Enddatum meiner Fabrikzeit bedeuten. Aber immerfort peinigen mich Zweifel, ob ich mit dem Entpflichtungs-Antrag das Rechte getroffen habe, und ich war heute schon wiederholt drauf und dran, zu Neumark hinüberzulaufen und mein Gesuch zu sistieren. [...]

Gegen Abend

Während ich Bernhard Stühler unterrichtete, brachte Eva die Nachricht, dass die Invasion heute Nacht (vom 5. zum 6. Juni) bei Cherbourg begonnen habe. Eva war sehr erregt, ihr zitterten die Knie. Ich selbst blieb ganz kalt, ich vermag nicht mehr oder noch nicht zu hoffen.

8. Juni, Donnerstag gegen Abend

Nun halten sich die Engländer schon drei Tage und stehen bei oder in Caën und Bayeux; die eigentliche Landung also ist geglückt. Aber wird es weitergehen und in welchem Tempo? Ich kann nichts mehr hoffen, es ist mir fast unvorstellbar, das Ende dieser Tortur, dieser Sklavenjahre zu erleben. –

Die Macht des Realen. Bis zum Dienstag hiess es: Wahrscheinlich landen sie nicht, sie haben Zeit, sie haben dies Opfer nicht nötig. Oder wenn sie kommen, dann wohl nicht gerade am Atlantikwall. Viel wahrscheinlicher in Dänemark, in Spanien, in Südfrankreich, auf dem Balkan ... Seit Dienstag beweist man, dass sie kommen *mussten*, und dass sie gerade am Atlantikwall kommen mussten. Immer findet man hinterher die triftigsten Gründe für die Verwirklichung der verwirklichten Möglichkeit. Aber wäre eine andere Möglichkeit verwirklicht worden, hätte man genauso triftige Gründe gefunden.

Gestern bei Katz. Er untersuchte mich offiziell für den Entpflichtungsantrag und fand, im ungeeigneten Moment, mein Herz etwas besser. Er will nun fordern, dass ich entweder eine Schreibarbeit bekomme (die mit *einem* Auge zu bewältigen ist) oder entpflichtet werde. Allgemeine Bestimmung: Niemand darf vor 65

Jahren entpflichtet werden, auf Leiden wird keine Rücksicht genommen. Sonderbestimmung: Juden dürfen nicht in Büros, nicht mit Schreibearbeiten beschäftigt werden. Welche Ausnahme wird der Gestapo leichter fallen, Verstoss gegen Punkt 1 oder 2? Ich fürchte sehr, dass dieser Antrag böse für mich ausgeht. – [...]

Der «Konsulent» Neumark teilt in Guillemets mit, «dass ‚der Herr Reichsstatthalter die Zahlung eines Teiles des Ruhegehaltes an Victor Israel Klemperer abgelehnt hat’».

[...]

10. Juni, Sonnabend Vormittag

[...]

Ich fürchte, bei abgelehntem Entpflichtungsgesuch vom Regen in die Traufe, von Möbius zu Schwarze zu kommen, einer Kartonagenfirma, in der man zehn Stunden bei schlechtestem Lohn und schändlichster Behandlung arbeitet. Ich war deshalb vorsorglich bei Neumark. Er empfing mich etwas verprellt. Warum ich anderen Leuten von meiner Entpflichtung gesprochen hätte; alles Behördliche sei geheim ... Was hier noch an Judenheit existiert, besteht aus Klatsch und Moire zu gleichen Teilen. –

Das fröhliche Lagerleben der russischen Schuster unten hat ein Ende, die Musik schweigt. Ist der Fall Frischmann daran schuld oder die Invasion? Jedenfalls werden sie strenger gehalten; Frau Cohn berichtete gestern entsetzt, sie habe vom Treppenfenster aus die brutale Verprügelung eines Russen durch den Wachtposten mit angesehen und -gehört.

Die Invasion scheint vorzuschreiten. Gestriger Bericht: Vordringen in der Normandie. Aber ich kann noch nicht hoffen. Immer wieder war von «Vergeltung», von «neuer Waffe» die Rede. Goebbels schrieb, er fürchte mehr das Ausbleiben der Invasion als ihr Eintreten; Hitler einen Tag vor der Landung: Man werde ihr an entscheidendster Stelle die vernichtendste Niederlage beibringen. Es wäre selbst für LTI ein allzustarkes Stück, wenn dies alles nur Bluff wäre. Ist eine List im Spiel, will man den Feind vollzäh-

lig in eine Falle locken? Gas etwa? Andererseits: Die Engländer sind vorsichtig und bestunterrichtet und der unüberwindliche Atlantikwall ist offenbar durchstossen. Wir rätseln, und ich kann nicht hoffen. Das heisst: Der deutschen Niederlage bin ich gewiss, seit dem 1. 9. 39 gewiss – aber wann? Auch die Vernichtung der «Invasoren» würde nicht zum Sieg Deutschlands führen, nur zu Verlängerung des Krieges. – [...]

13. Juni, Dienstag gegen Abend

[...]

Gestern Abend brachte Riegers Tochter, die Laborantin des Dr. Katz, dessen Gutachten für die Krankenkasse. Da mich die Augen so sehr im Stich lassen, ist es mir eigentlich ziemlich gleichgültig geworden, ob ich nun entpflichtet oder wieder in die Fabrik gesteckt werde. Übrigens wird sich wohl morgen noch nichts entscheiden. – Filia Rieger, ein intelligentes Mädchen, das nach dem Krieg, d.h. im vierten Reich, Medizin studieren möchte (Mischling mit Stern), war auf Grund englischer Meldungen sehr zuversichtlich: Rouen sei seit Tagen in englischem Besitz, Churchill, der gar nicht Prahlerische und sehr Wägende, habe erklärt, man denke in drei, vier Monaten fertig zu werden. – Der heutige Heeresbericht, den Eva im Rundfunk hörte, schweigt sich nichtssagend aus. – [...]

Eva, zur Zeit etwas besser mit Rauchzeug versehen, hat von Frau Winde eine Tüte mit aufgesammelten (wahrscheinlich gegen Blattläuse aufgesammelten) Zigarrenstummeln bekommen. Davon gönne ich mir täglich einen in der Pfeife. Mehr nicht, denn Eva macht sich daraus Mischzigaretten (Tabak + Brombeerblätter). Es ist mir Früherinnerung aus Berlin, wie arme Leute mit Stockspitzen weggeworfene Stummel von der Strasse aufspiesten. Ich fand das jämmerlich und abstossend. Als Eva vor einigen Monaten ein paar Zigarettenstummel aus dem Restaurant mitbrachte, war ich entsetzt. Und jetzt rauche ich das Zeug selber mit Genuss und schlechtem Gewissen gegen Eva. –

16. Juni, Freitag Vormittag

Das Treppenscheuem, das uns alle drei Wochen trifft (verschärft durch Fensterputzen im Treppenhaus). Nicht nur dreckige Arbeit, sondern doppeltes zeitcharakteristisches Martyrium.

Denn 1) scheue ich mich, das ganz zerfetzte Scheuertuch gegen das bessere einzutauschen, weil seit Monaten kein Ersatz mehr zu schaffen; und 2) ist da die Qual und Angst des Beobachtet-, Verklatscht-, Denunziertwerdens. Man darf nicht arbeiten, wenn man Patient oder dienstentpflichtet ist. Meine Angst hat die realsten Gründe. Ich hörte vor einigen Monaten zufällig bei Katz mit an, wie er den halbgelähmten Kornblum – cf. Anfänge der Schlüterzeit – vor der Gestapo in Schutz nahm; der Mann habe Kohlen aus dem Keller geholt, weil er ein bisschen unter dem Pantoffel der Frau stünde. Die Verteidigung half nichts; Kornblum, seit Langem dienstentpflichtet, musste wieder in Arbeit. Begründung: «Wenn er Kohlen schleppen kann ...» Er bekam «leichte» Arbeit, d.h. *zehn* Stunden Sklaverei bei Schwarze. Als er das nicht aushielt, bekam er Arbeitsverkürzung, das hiess und heisst noch immer für ihn: achteinhalb Stunden bei Schwarze.

[...]

17. Juni, Sonnabend Mittag

Bis jetzt an Bab notiert; dabei gestern den ganzen Tag zu Haus. Freilich Bernard Stühler unterrichtet. – Sehr beunruhigt durch den gestrigen Heeresbericht, den Eva im Radio hörte: Ein Keil in die englischen Stellungen getrieben; mit neuartigen Waffen englische Küste bombardiert. Wenn die Invasion fehlschlägt, geht der Krieg jahrelang weiter. Ich will zur Nachrichtenzentrale Jüdischer Friedhof; zugleich ein mir auferlegter Spaziergang. (Es bedarf immer eines Zwanges, mich – mit dem Stern – auf die Strasse zu treiben. Ich wage längst nicht mehr, vor einem Schaufenster, nun gar einem Zeitungsaushang stehenzubleiben.)

18. Juni, Sonntag Vormittag

Mein Spaziergang gestern war kurz; ich begegnete der heimkehrenden Judenbelegschaft des Friedhofs in der Gegend des Sachsenplatzes. Man war teils mehr, teils weniger besorgt der «neuen Waffe» halber, wusste nichts Genaueres. Inzwischen (Radio von Eva gehört) scheint es sich mehr um ein Beruhigungsmittel für Deutschland als um etwas wahrhaft Kriegsentscheidendes zu handeln. Raketengeschosse, Fernwirkung nach London, so wie der «lange Max» im ersten Weltkrieg nach Paris schoss. Und die Schlacht in der Normandie scheint zu stehen.

[...] Grosser Aufsatz im «Reich» vom 14.5.44: «Europas Vorfrage» von Hermann Raschhofer. Die «Vorfrage» ist der Schutz Europas vor dem Schicksal, «zum Fremdenverkehrsgebiet für Amerikaner zu werden, sofern sie im Besitz eines sowjetischen Einreisevisums sind». Nur Deutschland vermag das, die Kleinstaaten müssen sich ein- und unterordnen [...]

«Dresdener Zeitung» bringt am 11. Juni einen informierenden Jubiläumsartikel, «Das Hoheitsrecht im Schrifttum». Seit zehn Jahren gibt es die parteiamtliche Prüfungskommission, sie hat ihr eigenes Blatt, die «Nationalsozialistische Bibliographie», ihr souverän entscheidender Vorsitzender, zugleich «Chef der Kanzlei des Führers», ist Philipp Bouhler, dessen Hauptwerk (*lesen!*) Napoleonmonographie. Aufgabe: die Reinhaltung der nationalsozialistischen Lehre, so wie sie in der Kampfzeit entstanden ist. Was dagegen verstösst, wird nicht zugelassen. Also ganz der päpstlichen Zensur entsprechend. Das Organ scheint ein umgekehrter, positiver Index: Dies hier, nur *dies* hier ist erlaubt. Hierbei, heisst es in dem nicht signierten Artikel, werden «alle sachlich notwendigen Gesichtspunkte vom Fachlichen bis zum Ästhetischen» berücksichtigt. «Gerade dies aber wird in den Demokratien nicht beachtet, so dass häufig ein unzulänglich ausgebildeter Schriftsteller, zumeist ein Jude, wenn er in einem weit verbreiteten Organ schreibt, sich als Präzeptor des nationalen Geisteslebens aufspielen kann.» – Während wir eben die Möglichkeit haben, «durch amtliche Entscheidungen den sich anbahnenden Schäden entge-

genzutreten und das Schrifttum im nationalsozialistischen Sinn zu lenken.» (Beachte besonders *«meist ein Jude»*.)

19. Juni, Montag gegen Abend

[...]

Die neue Waffe taucht als «neuartiger Sprengkörper schwersten Kalibers» im Heeresbericht vom 16. Juni auf. An diesem und dem folgenden Tag wimmelt die Zeitung von geheimnisvollen Berichten, von Reklame für das neue Kampfmittel. «Schockwirkung und Massenflucht aus London», «Schonungsloser Gegenschlag» etc. Aber schon mischen sich Dämpfungen hinein. Man dürfe nicht zuviel erwarten, die Engländer, um ihre Sportsprache zu reden (als ob das Goebbels nicht ständig täte!), seien «hart im Nehmen», wir würden auch noch weitere neue Waffen verwenden, dies sei nur der Anfang der Überraschung und Vergeltung ... Ob nicht das Ganze in der Hauptsache zur Ablenkung und Beruhigung des deutschen Publikums «aufgezogen» ist, und dabei unsicherer aufgezogen, als es früher üblich war? Oder sehe ich das zu rosig? – Die Schlacht in der Normandie schwankt, in Italien kommt England rasch vorwärts, in Südrussland ist es noch immer still, in Finnland gewinnen die Russen Boden – welches Fazit soll man ziehen? Ich urteile je nach Stimmung, alle paar Stunden anders. –

[...]

Am Nachmittag war ich ein paar Minuten bei Neumark. Zu meiner Verwunderung sagte er mir, meine Entpflichtungsangelegenheit stehe günstig. Nur ist es fraglich, ob sie bis Donnerstag perfekt wird. Ich werde also wohl noch einige Tage Fabrikdienst tun müssen, aber doch mit der Hoffnung auf baldiges Freiwerden. – [...]

21. Juni, Mittwoch Mittag

Seit Pfingsten der erste Alarm, zugleich wohl der längste. Begann nach halb zehn, wir mussten bald in den Keller, waren erst um

halb zwölf wieder hier, und eine halbe Stunde später gab es noch einmal kleinen Alarm. Man muss die nahe Umgebung ernsthaft angegriffen haben – Dresden blieb wieder verschont, ich bin jetzt fast überzeugt, dass ein Versprechen an Benesch vorliegt. Im Keller nur ein Häufchen Menschen, darunter ganz wenige Männer. Cohn, Eisenmann senior und Neumark plauderten zusammen. Natürlich von eigenen Kriegserlebnissen 14-18. Groteskes Gespräch eigentlich im Juden Keller. Aber mit der gleichen Selbstverständlichkeit und der gleichen Leidenschaft hängt jeder von uns am deutschen Heer des ersten Weltkrieges und an dessen Gegnern in diesem zweiten Weltkrieg. Wir plauderten seelenruhig; von Zeit zu Zeit nur erinnerte man sich daran, wie es inzwischen wohl in Nachbarstädten aussehen möge.

Morgen beginnt wieder der Fabrikdienst. Angst vor dem grauenvollen Zeitmord. Gewiss, die Länge des Tages zu Hause wird mir oft schwer, da ich ja gar keine Ablenkung habe und vor jedem Weg zurückscheue – gestern zwang ich mich förmlich zu einem Spaziergang zum jüdischen Friedhof, wo in dem Gärtnerschuppen mit dem Kleeblatt die ewigen Dasselbigkeiten geplaudert wurden –, ich schlafe auch wiederholt ein, aber bei alledem hat der Tag doch einen geistigen Inhalt, wird er doch gelebt, fehlt ihm das entsetzliche Gefühl des Zeitmordes, das ich mir wirklich nicht mehr leisten kann.

Neumark hatte mir am Sonnabend gesagt: Besuchen Sie mich am Mittwoch, bis dahin habe ich das Arbeitsamt in Ihrer Sache angerufen. Gestern liess er mich herüberholen: Er habe es sich überlegt, ein Anruf des Arbeitsamtes könnte mich vielleicht schädigen. «Denn wenn der primitive Inspektor drüben hört, dass Sie inzwischen von der Kasse gesund geschrieben sind ... Arbeiten Sie lieber ein paar Tage, das Gesuch (nachdem es die Gestapo passiert hat) wird ja sicher ohne nochmalige Untersuchung durchgehen. Das Arbeitsamt benachrichtigt dann Ihre Firma unmittelbar von Ihrer Dienstentpflichtung ...» Nach einer Weile dann: «Das Arbeitsamt ist manchmal so bummelig; wenn bis Sonnabend nichts erfolgt ist, rufe ich es an.» Und dann: «Aber sagen Sie von dem

allen gar nichts zu Katz. Er wollte, dass *alles* vor Ihnen geheim bleibe. Wir dürfen doch über Behördliches nicht reden.» Katz und Neumark: Einer versteckt sich hinter dem anderen, nennt den andern Cunctator und Angsthasen, schiebt dem andern die Verantwortung und Entscheidung zu. Im Grunde darf man es beiden nicht übelnehmen, denn beide sind machtlos und zittern vor der Gestapo, die sie in jedem Augenblick und unter jedem Vorwand vernichten kann.

Ich habe nun siebzehn Tage menschlicher gelebt, ich habe die leise Hoffnung gehabt, der Fabriksklaverei endlich entkommen zu sein. Ich weiss nur, dass sie mich morgen wieder fasst, und nicht, wann sie mich loslässt.

LTI. «Dresdener Zeitung» vom Montag, 19.6.44, Artikel «Frauen am Scheinwerfer». «... Es sind die ‚Flak-Waffenhelferinnen‘, die wir hier im Dienst und in ihrer Freiheit gesehen haben. Sie sind nicht ‚Wehrmachtangehörige‘, sondern ‚Wehrmachtgefolgschaftsmitglieder‘... Es entspricht einer grundsätzlichen Anweisung des Führers, dass deutsche Frauen nicht zum Gebrauch der schießenden Waffe ausgebildet werden sollen, wie es z.B. in England und in der Sowjetunion schon seit Langem geschieht ... Welch ein Jesuitismus. So haben geistliche Inquisitionsgerichte kein Todesurteil vollzogen, wie hier Frauen nicht der «schießenden Waffe», der Batterie unmittelbar dienen. Auch steht solch eine Frau am Scheinwerfer unmittelbar im Feuer und in jeder angegriffenen Stadt buchstäblich an der Front – denn sie darf ja nicht in den Luftschutzkeller. Fällt sie, dann ist sie aber nicht im Kampf gefallen, sondern von «Luftgangstern» ermordet worden. –

22. Juni, Donnerstag Abend

Als wenn ich keinen Tag gefehlt hätte. In diesen zweieinhalb Wochen ist die Weltgeschichte weiterschritten, aber bei Thiemig & Möbius und seinen Juden hat sich absolut nichts geändert. Noch immer reizt Paul Lang den Witkowsky aufs Blut, und Witkowsky

rast gegen die Diffamierung» der Juden durch Paul Lang; noch immer dehnen sich die neun Stunden ins Unendliche und zermürben mich, noch immer quält mich der Zeitmord. – Ich zählte und packte 14'800 grosse Aktentaschen, das war mein Tagewerk. Morgen Nachtwache. Ob und wann die Entpflichtung kommt, weiss Gott allein. – Alle Lektüre, alles Studium hat natürlich wieder ein Ende.

24. Juni, Sonnabend gegen Abend

Historisches Datum meines Lebens: Gestern, am 23.6.44, bin ich endlich und wirklich «dienstentpflichtet» worden. Den Nachtdienst brauchte ich schon nicht mehr zu leisten. Nun hat die Fabrikarbeit, die ich über vierzehn Monate leisten musste und die mich ein Stück Gesundheit und soviel vergeudete Zeit gekostet hat, wirklich ein Ende. Noch bin ich zu müde, um mich wirklich zu freuen. – Die Nachricht erreichte mich schon am Vormittag. Hätte Herr Möbius wirklichen Anteil an mir genommen, so hätte ich schon am Vormittag nach Haus gekonnt. Er kümmerte sich aber um nichts. Witkowsky kam zu mir: «Möbius traf mich eben auf der Treppe und sagte: ‚Für Sie, Herr Professor, habe ich eine frohe Nachricht – Sie sind dienstentpflichtet!‘ Ich erwiderte, leider sei ich nicht der Professor.» Ich wartete nun Stunde für Stunde, dass Möbius mich rufen lasse – nada. Mittags sagte mir Herr Hartwig: «Sie wollen fort? Ich werde mich erkundigen, wann.» Danach: Er wisse nicht Bescheid, die Firma Bauer bestimme.

Lang, der Obmann, der wenig zum Obmann taugt, meinte, ich solle die Woche zu Ende Dienst machen. Ich erklärte, ich würde mich mit Neumark in Verbindung setzen. Ich suchte ihn um fünf auf; er telefonierte mit Bauer – ich war frei.

In diesen letzten zwei Tagen stand an der Aktenkuvert-Maschine, für die ich zählte und packte, Frau Wittich, eine dicke, resolute, zurückhaltende, aber gutmütig anständige Person, seit vielen Jahren im Betrieb, in dem auch ihr Vater arbeitet. Als sie hörte, dass ich ginge, wurde sie ein bisschen zutunlicher. «Der Krieg

möchte (sächsische Form!) nun endlich mal zu Ende sein.» Das einzige Kind, ein achtzehnjähriger Sohn, U-Boot-Matrose – die viele Arbeit in der Fabrik und abends kommt der Mann auch aus der Fabrik und kann das Essen gar nicht erwarten ... «*Sie* werden sich nun erholen können und etwas vom Sommer haben!» Ich sagte ihr, mit dem Stern würden Spaziergänge besser vermieden. Darauf sie ganz harmlos und unwissend: «*Dann würd' ich ihn doch draussen nicht tragen!*» Sie war verwundert und ungläubig, als ich ihr sagte, dass das buchstäblich das Leben koste. –

Eine Zeitlang hatte ich mir sehr gewünscht, zu Bauer hinüberzukommen. Jetzt kann ich froh sein, dass dieser Wunsch nicht erfüllt wurde, denn bei Bauer ist es in den letzten Wochen peinlicher zugegangen als bei Möbius. Dr. Werner Lang, der Obmann und persönliche Freund Bauers, scheint – man sieht nicht klar – ein allzu herrisches Wesen allmählich auch den Ariern gegenüber betätigt zu haben. Jedenfalls wurde er entthront, ist nicht mehr Obmann, nicht mehr über den Wassern schwebender Stellvertreter des Chefs, sondern einfacher Arbeiter. Ob nun diese Degradation zu den verschärften Massnahmen gegen die jüdische Belegschaft geführt hat, oder ob sie selber im Zuge der anderweit ausgelösten Massnahmen erfolgt ist, bleibt dunkel. Jedenfalls hat sich Bauer auf seine Zugehörigkeit zur SS und auf die Gefahr der Judenbegünstigung besonnen – zwei Verhaftungen in seinem Betrieb, die durch Gestapo vorgenommen wurden, dürften erschreckend gewirkt haben (eine mir unbekannte Frau und Neufels, der kleine Goebbels) – und jedenfalls geht es der Belegschaft drüben seit etlichen Wochen schlecht und schlechter. Kein Essen mehr, Isolierung von den Ariern, allerhand Kontrollen, Verbote, Strafandrohungen – ich bin froh, dem allen, das sich ja auf Thiemig & Möbius auswirken muss, entronnen zu sein. Vor allem aber ist mir der Stein der grässlichen oder der endlosen achteinhalb Stunden von der Seele. – Ob mich Katz wirklich für einen Todeskandidaten hält, oder ob er wirkliche Freundschaft und besondere Verehrung für mich hegt? – Wenn ich freilich gegen weiteren Sklaven-

dienst die Gesundheit meiner Augen eintauschen könnte, ich würde diesen Tausch sofort machen. –

[...]

28. *Juni, Mittwoch mittags*

Besonders am Vormittag schlafe ich immer wieder ein, bald auf dem Sofa, bald sitzend im Lesen. Die beiden Brillen übereinander, die Erschöpfung, die immer schlechtere Beköstigung, die Verkalkung ... ehe so io? Trotzdem, im Laufe des Tages raffte ich mich, und etwas wird immer geschafft. Was wird geschafft? – Papier-soldaten, Dänen, Russen, Indianer, alles durcheinander, wie es der Zufall ergibt. Und doch mag einmal etwas daraus werden – ich bin ja immer von dem einen Gedanken besessen und finde in allem Bezug auf ihn. Cohns – sie versorgen uns mit Zeitung, bisweilen mit Lektüre, sie hauen uns dafür in der gemeinsamen Gasrechnung schwer übers Ohr –, Cohns brachten ein dickes Buch, das ich oft nennen gehört und immer – ich weiss nicht weshalb – für eine reine Unterhaltungsware gehalten habe: «Das Wunschkind» von Ina Seidel. [...]

Zur LTI. Die Dynamitmeteore heissen jetzt, seit Montag, VI-Sprengkörper; es wird des Langen und Breiten erklärt: Vergeltung Nummer 1, die 1 lasse mit Sicherheit ein V 2 usw. erwarten. Mit alledem sucht man den raschen Fall Cherbourgs und die Niederlagen in Russland und Italien zu übertäuben. Wann aber wird aus diesen Niederlagen ein wirkliches Debakel, *die* Katastrophe werden? Es kann lange dauern.

29. *Juni, Donnerstag gegen Abend*

Vierzig Jahre! Unausdenkbare Zeit. Und doch kann ich mich nicht mit dem Gedanken abfinden, dass es zur Neige geht. – Nichts als banale Gedanken den ganzen Tag über, aber alle sind quälerisch. Das einzige Novum dieses Hochzeitstages: von Viertel zehn bis Viertel elf Alarm, gleich grosser Alarm, im Keller abgessen. Einmal kam die Nachricht – irgendein Soldat hatte es draussen vom Radio – «Anflug auf Dresden, mit Tiefangriff muss gerech-

net werden.» Ein paar Augenblicke ängstlicher Spannung. Aber alles blieb vollkommen ruhig. Dresden scheint tabu. –

Jede Art des Feierns ist uns unmöglich gemacht. Tag schleppt sich hin. – «Wunschkind».

1. Juli, Sonnabend Vormittag

Jeden Tag ein wenig an die Luft zu gehen – trotz des Sterns – ist das Schwierigste. Einmal am Ludendorffufer bis zum Sachsenplatz, einmal auf dem Friedhof, der Nachrichtenzentrale mit ihrem ewigen Einerlei, einmal bei Steinitz mit bald erfüllter, bald unerfüllter Hoffnung auf eine Tasse gesüßten Kaffee, ein Stück Kuchen ... Zu Haus Lektüre, Einschlafen, Lektüre, Einschlafen. Am Abend aber war der Tag nie so ganz leer wie zu Zeiten der Fabrik. [...]

Vor etwa einem Monat notierte ich: Ilse Frischmann und Mutter «geholt», weil das Mädchen trotz wiederholter Warnung Liebesaffäre mit einem russischen Gefangenen hatte. Vor einer Woche kehrte die Mutter aus dem Gefängnis zurück. Es sei ihr nicht schlecht ergangen, und auch für die Tochter bestehe Hoffnung: Der Russe, ein Ingenieur, wolle sie heiraten, und sie selber als Mischling und halbe Tschechin, Protektoratsangehörige, würde nicht als Deutsche, vielmehr als Ausländerin angesehen. – Vorgehern der Umschwung: Man verhaftete jetzt das Ehepaar Frischmann und gleichzeitig aus unserem Haus Ruth Spanier und Edelmann. Die Spanier als Freundin des Mädchens, den Edelmann – ich arbeitete bei Schlüter mit ihm zusammen: Tabakmeister, riesiger russischer Jude, ich glaube aus Odessa –, weil er bei Frischmanns verkehrte, und weil er sich mit den Russen in russischer Sprache unterhalten habe. So wird es wenigstens auf dem Friedhof erzählt und begründet, und dort weiss man alles, immer alles und zuerst und auf rätselhafte Weise. Jedenfalls scheint die Angelegenheit nun ins Politische gewendet, und damit ist ihrer weiteren Ausdehnung und ihrer Tödlichkeit jede Grenze genommen.

[...]

2. Juli, Sonntag mittags

Während ich Bernhard Stühler unterrichtete, stürmisches Klingeln, lebhaftes, nicht feindseliges Sprechen draussen. Ein kleiner Feldweibel, mehr russisch als deutsch aussehend, Khaki: «Bitte, öffnen Sie die Schränke, nehmen Sie die Kleider auseinander ... Danke.» (Hinterher Eva: «Hat er die Decke hinter dem Schreibtisch entfernt? Nein?! In der Nische dort – es geht zu Cohns Zimmer hinüber – hätten drei Russen Platz.») Zwei von den Schuhrussen, den Kriegsgefangenen, sind entflohen. In Verbindung mit der Frischmann-Affäre kann das für alle Judenbewohner des Hauses katastrophal werden. *Alle* müssen wir mit Verhör und Verhaftung rechnen. [...]

Frischmann wird sehr vermisst, weil heute Haarschneidetag ist. Auch als Schuster ist er unentbehrlich und für uns Besternte wahrhaft «einmalig». Bei Stühlers, auf dem Friedhof und gestern bei Steinitzens wurde darüber gesprochen.

[...]

Eva traf – nach einer Pause von sehr vielen Monaten – wieder einmal den Zimmermann Lange, den zweifelhaften, der als technischer Arbeiter viel herumkommt. Er sagte, Ende November sei Schluss; er hatte ein gutes Wort: Wir hätten jetzt nicht drei, sondern fünf Fronten: Russland, Frankreich, Italien, dazu die *Heimatfront* der Bombenangriffe und die *Bandenfront*.

5. Juli, Mittwoch Nachmittag

LTI. «Wehrmachtsbericht» vom 2.7.: «Bei mehreren Säuberungsunternehmen im französischen Raum wurden 80 Terroristen *liquidiert*.» Vom 3.7.: «In Südfrankreich wurden mehrere Terroristengruppen zum Kampf gestellt und *nieder gemacht*.» Beachte die «Terroristen»; sonst heisst es für Franc tireurs: «Banden». Beachte das Verächtlichmachen, das Zur-Sache-Herabdrücken, das Ausser-Militärspielregel-Stellen der Verben. Insbesondere das Fremdwort *liquidieren*. –

[...]

Ich sah aufgespeicherte Zeitungen der letzten Wochen durch, «DAZ» und «Reich». Diese Lektüre langweilt mich, ich finde nichts Neues mehr, alles ist abgelatscht. Sehr wenige Gedanken, sehr wenige stilistische Wendungen. Immer bis zum Überdruß dasselbe. Amerikaner und Engländer verbluten sich auf jüdischen Befehl für Moskau; Deutschland muss furchtbare Anstrengungen machen und vieles erdulden, aber der «Endsieg» ist ihm sicher – für Europa.

[...]

7. Juli, Freitag gegen Abend, bei sehr grosser Hitze

Ich arbeitete gestern den grössten Teil des Tages an der Beendigung der obigen Notiz, unterrichtete um fünf Bernhard Stühler und ging dann auf eine Weile zu Steinitz. Beide Steinitzens in gehobener Stimmung, die mich ansteckte – doch wurde ich aufs Angstvollste beschworen, nichts weiterzuerzählen. Überall die tödliche Angst! Steinitzens wussten aus «guter Quelle», aus Berichten von Eisenbahnern, die immer gut informiert seien, dass es in Russland sehr schlecht, katastrophal schlecht stehe. Die Deutschen gingen fluchtartig unter Materialaufgabe zurück, Wilna und Dünaburg dürften in zwei, drei Tagen fallen, in vierzehn Tagen sei der Feind in Deutschland, im September sei «Schluss». Da der deutsche Heeresbericht selber sehr düster klingt, war ich – wie gesagt – sehr gläubig und zuversichtlich. Das hielt bis heute Nachmittag vor. Ich las im «Reich», ich las im «Pojaz».

Vormittags, ich scheuerte gerade die Treppe, kam Alarm, von Viertel zehn bis Viertel elf die übliche Zusammenkunft im Keller, dem vormittags schwach besetzten. Wir sind schon alle ganz überzeugt davon, dass Dresden verschont bleibt, und empfinden den Kellerweg als peinliche und unnötige Störung. Als zeitraubende Spielerei. So wie vor unsern Fenstern alle paar Tage Feuerwehr gespielt wird. Man hat in den Anlagen am Zeughausplatz ein riesiges Wasserbassin ausgeschachtet und gefüllt; alle paar Tage, wie gesagt, erscheinen Uniformierte mit endlosen Schläuchen und

blanken Anschlussstücken, legen unter grossem Kommandogeschrei Leitungen in verschiedene Häuser, legen auch wohl eine Leitung von der Elbe her und ziehen nach kurzer Zeit ihre Schläuche wieder ein. – [...]

8. Juli, Sonnabend Vormittag

Rundschreiben Neumarks an die Betriebsobmänner: Haarschneiden wird in Zukunft von dem Friedhofsgärtner Bär, Schustern von dem mir unbekanntem Sasslawski ausgeführt. Damit ist der gefangene Friseur-Schuster in Personalunion Frischmann ersetzt und kann vergessen werden. Wie oft kommen mir André Chéniers Verse in den Sinn von dem Schlachtvieh, das nicht mehr zur Herde gerechnet wird. Wie viele Rundschreiben Ver- und Gebote gab es früher! Jetzt nur noch ganz selten – es ist ja schon alles verboten, und es gibt ja kaum noch Juden hier. Auch die Phase der Haussuchungen liegt nun schon zwei Jahre und mehr zurück. (Aber die Gefahr besteht täglich.) Alles und jedes lenkt mein Denken immer wieder auf die endlose Länge unserer Sklaverei, auf die überlange Reihe der Verschwundenen, der Toten, die alle auf Überleben hofften. Und immer wieder sage ich mir, auch ich werde nicht überleben, im allertiefsten bin ich auch stumpf hoffnungslos, kann ich mir eine Rückverwandlung zum freien Menschen nicht mehr vorstellen. –

Nachmittags

Eva ist in Pirna. Propter pecuniam nigram. Sie muss auch um Brotmarken flehen, wir sind in sehr grosser Not. Sie sagte schon gestern, wir lebten nur noch von Erbetteltem, sie klagte heute: Wenn nur die Bettelwege einmal ein Ende hätten! Es bedrückt mich sehr. –

[...]

10. Juli, Montag Nachmittag

LTI. Im Sonntagsblatt der «Dresdener Zeitung» wird zu seinem fünfzigsten Geburtstag in einem überschwenglichsten Artikel ein mir völlig unbekannter «Dichter und Philosoph» Werner Deubel

von einem quidam Dr. Doering-Manteuffel glorifiziert. In jedem Satz (buchstäblich) kommen die Epitheta deutsch, heroisch und tragisch vor. Ich erfahre, dass der Gefeierte 1921-31 «als Leiter des Kulturteils der ‚Frankfurter Nachrichten‘ auf heissestem Boden in streng völkischem Sinne mutig und kämpferisch gewirkt hat». Dass er Dramen («Die letzte Festung», ein Gneisenaustück, 1942) und Studien verfasst hat («Der deutsche Weg zur Tragödie» u.a.). Auch Romane. Dass er das eigentliche Wesen, das deutsche, das antichristliche, antihumanistische, antiromanische Goethes und Schillers entdeckt hat. Dass uns die allereigentlichsste deutsche Tragödie noch immer fehle. «Dazu bedarf es eines neuen, heroisch tragischen Weltgefühls und einer daraus erwachsenden tragischen Kultur, die der heute noch unserem Leben das Gepräge gebenden europagültigen romanischen, von Humanismus, Christentum und philosophischem Idealismus geformten Kultur entgegengesetzt, aber die Voraussetzung ist für ein von allen wesensfremden Fesseln befreites germanisch deutsches Reich. Es ist Deubels Glaube, dass aus den qualvollen Wehen unserer Weltenswende dieses heroisch-tragische Weltgefühl geboren wird.» Vorher heisst es von der Romantik, zu der Deubl gehöre: «Sehr treffend ist diese unsere arteigenste Geistesbewegung, die die tiefsten Quellen deutschen Wesens wieder aufdeckte, einmal als ‚Germantik‘ bezeichnet worden.» Deubel sei «Germantiker». (Der Stil! Das Wort Germantik von wem? Die Linie Chamberlain-Rosenberg)

[...]

11. Juli, Dienstag gegen Abend

Nachts, genauer früh halb zwei kam Alarm, sehr bald grosser Alarm. Es war die erste nächtliche Kellerwanderung seit Monaten. Kaum sassen wir ein Weilchen, so wurde auch schon entwarnt. Wahrscheinlich ist ein Gros wieder in Berlin gewesen und hier nur ein versprengtes Partikelchen herumgeschwirrt.

Goebbels' Leitartikel im «Reich» vom 2. Juli: «Führen wir ei-

nen totalen Krieg?» Klingt desparat. Jeder einzelne müsse sich in Lebensgefahr fühlen, da der Feind die Deutschen buchstäblich ausrotten wolle. Deshalb müsse jeder einzelne auch alles hergeben, auch auf alles verzichten, so «primitiv» leben, wie es die Ausgebombten täten. Wir dürfen uns in keiner Beziehung «falsche Schonung angeeignet lassen» ... «Das sei bolschewistisch? Wieso?» ... «Man muss sich den Methoden eines robusten Gegners anbequemen» ... Auch der feinste Herr wird schliesslich seinen Rock ausziehen und die Ärmel hochkrepeln müssen, wenn er auf der Strasse von drei ordinären Flegeln angefallen wird, die nicht nach Komment, sondern nach Erfolg boxen.»

(Also Gas? V 2 und 3 etc.?)... «Wir sind unseren Feinden gegenüber auf Grund unserer besseren *Volksrasse* sehr im Vorteil.»

Aber sie sind an Zahl und Material stärker. «Es darf nicht dahin kommen, dass unsere rassistische Überlegenheit der numerischen Überlegenheit unserer Feinde gegenüber nicht mehr den Ausschlag geben kann.» Ergo: «Unser Potential an Menschen und Material noch rationeller *ausschöpfen* ... als bisher.» (Beachte: wie hier der Begriff der Rasse schwankt! Beachte *rassistisch* und *Potential ausschöpfen*. Beachte das heuchlerische Gleiten des Gedankens. Worin sollen wir uns «primitiv» zeigen? In unserm Lebensstandard? Im «Boxen»??) – In der gleichen «Reich»-Nummer ein sehr schönes Bild: rechts und links der Narva die deutsche Ordensburg und die slawische Feste Iwangorod. Der Text dazu betont wieder das Rassische: die überlegene Gotik des Germanenbaus, hochstrebend, und das auf der Erde lastende slawische Bauwerk «ohne den Genius nordischen Schöpfertums». Heute verteidigt «die germanische Schutzstaffel», d.h. «Freiwillige der verschiedensten germanischen Stämme Europas», «zu einer Kampfgemeinschaft verschworen», «das germanische Abendland» gegen den «slawischen Osten», und «Wie zur Zeit der Residenz der Ordenskomtur tönen heute wieder um die Burg die Laute verschiedener Sprachen europäisch-germanischer Stämme.» (Auch hier das Gleiten des Rassebegriffs.)

Am Nachmittag holte ich mir von Katz ein neues Jodrezept. Er

scheint nun auch mit rascherem Ende zu rechnen. Caën und Wilna ... Von Wilna aus sind es noch 180 km zur deutschen Grenze. Katz mass die Distanz mit dem Zirkel ab. Er glaubt nicht recht an die «Unglücksfälle», die so rasch hintereinander Dietl und noch zwei andere Generale getötet haben, er legt auch dem Rücktritt des Feldmarschalls Rundstedt Bedeutung bei. – Aber feste Zuversicht hat er sowenig wie ich.

12. Juli, Mittwoch Abend

Evas Geburtstag. Meine Hände wieder ganz leer, nicht einmal eine Blume. [...] Am Nachmittag Gäste (d.h. 360 Gramm Weissbrotmarken): Glaser, Frau Winde, Frau Kreisler. Frau Winde war nun doch gekommen: «aber nur für kurze Zeit, und nur noch selten. Mein Mann ist ängstlich, er bezieht ja doch Pension und hofft auf neue Anstellung ... und dann die Söhne! [...]

Frau Winde erzählte: 1) «Das Reich» erscheint regelmässig sonnabends mit dem Datum des Sonntags; Goebbels' Leitartikel wird am Freitag Abend im Rundfunk von Fritzsche vorgelesen (bei Schlüter hörte ich das wiederholt). Der englische Rundfunk nun hat schon zweimal diesen Leitartikel bereits am Donnerstag vorher gebracht. So dass also mitten im nationalsozialistischen innersten Kreise ein Spion oder Verräter sitzen muss. 2) Polnische Arbeiterinnen (Zwangsarbeiterinnen) sind wiederholt heimgeschickt worden, wenn sie in anderen Umständen waren. Viele wollten heim, und so wurden viele schwanger. Jetzt habe man fünfhundert Schwangeren das Kind genommen: weil man sie als Arbeitskräfte braucht und keinen polnischen Bevölkerungszuwachs mag. Ich nehme an, es mag sich nur um fünfzig Fälle handeln. Aber selbst wenn es nur fünf wären – Welch unerhörte Tyrannei!

LTI. Im heutigen «Freiheitskampf» (ebenfalls eine Windgabe) unter der Überschrift «Front gegen den Schwulst» Auszug aus einem Aufsatz über Stil und Sprache, den Borries von Münchhausen «in ‚Wille und Macht‘, dem Führerorgan der HJ, veröffentlicht». Er verspottet darin sehr witzig und treffend die Grosskund-

gebung, die *Grosskantine*, «die Aufdonnerei jedes Dinges zu ‚Erlebnis‘», den «,einmaligen’ Segelflug-Modell-Wettbewerb», die «Garanten» etc. – Weiss Münchhausen nicht, und weiss es der «Freiheitskampf» nicht, dass damit die LTI, ihre Grundlage, ihre Gesinnung, nicht irgendeine Mode, sondern gerade der Wesenskern der LTI verhöhnt wird? Es heisst in dem Artikel weiter – ich weiss nicht, ob gar schon bei Münchhausen selber oder nur im «Freiheitskampf»: «Natürlich hat unser Reich auch auf diesem Gebiet schon durchgegriffen.» Als Beleg wird ein Berliner Landgerichtsurteil angeführt, worin einem Schneiderbetrieb die Bezeichnung «Modellhaus» verboten wurde. Der Schneider hätte sich auf alle stilistischen Grössen des 3. Reichs berufen können.

Ist Münchhausen senil oder will er nicht wissen, wie die Dinge liegen? Der Mann des Zionismus, der Vorträge in jüdischen Vereinen lässt sich von den Nazis feiern, schreibt im «Führerorgan der HJ» und schreibt darin als guter Nazi antinazistische Stilistik.

–

[...]

17. Juli, Montag gegen Abend

Eintönigkeit des Tages; gegen Abend – wie beinahe üblich – eine halbe Stunde pflichtmässiger Spaziertrott, elbaufwärts, ein paar Schritte über den Sachsenplatz hinaus.

Verzweiflungsvolle Lektüre im Rosenzweig.

Liest man den Heeresbericht, so steht es beinahe letal schlecht um Deutschland, im Osten immer weiter zurück (heute Grodno geräumt, 60 km von der deutschen Grenze entfernt), im Westen schwere Kämpfe, anglo-amerikanische «Säugpumpe» (Beumelburg), in Italien immer weiter rückwärts (Arezzo), überall «Banden» und «Terroristen» ... Liest man die Zeitungsartikel – ich durchblättere eine ganze «DAZ»-Reihe, die Lewinsky gestern mitbrachte; er war am Nachmittag, Steinitz am Vormittag bei uns –, so geht es uns sehr gut: Die Feinde verbluten in der Normandie, leiden furchtbar unter V 1 (das ich zu neun Zehntel für B 1 = Bluff 1 halte), richten weder in Italien noch im Osten etwas Entschei-

dendes aus. Eva ist jedesmal vom Heeresbericht, den sie am Pirnaer Platz um fünf Uhr hört, stark erhoben; *ich* kann nicht mehr recht hoffen, kann an den kleinen Erfolgen nicht mehr Genüge finden, warte auf die Katastrophe. Sie wird nicht ausbleiben, aber ob sie morgen kommt oder übers Jahr, weiss Gott allein. Und im Hintergrund immer die Angst: Was wird *nachher* aus mir? Kann ich noch produzieren? Usw.

19. Juli, Mittwoch Vormittag

Aus dem Rosenzweig-See des Unverständlichen fische ich immer wieder Wichtiges, und so komme ich nicht los. Gestern fand ich kaum Zeit zum Angeln: vormittags kam Katz zu langem Plauderbesuch; nachmittags trieben mich heftige Schmerzen zu Simon: eitrige Wurzelentzündung, längere Behandlung.

Das trifft mich finanziell: Nachdem Weiterversicherung *auch für Juden* sowohl Neumark als auch mir als bestehend erklärt worden und mir ein Antragsformular übergeben worden war, erfolgte heute Ablehnung des Antrages auf Postkarte, «da Sie Nichtarier sind.»

Katz war gestern zugleich gehoben und verängstigt. Er *wusste*, dass die Russen Kowno genommen haben – eine Stunde später kam Eva von «Gertrud Schmidt» mit der bestimmten Meldung, Kowno sei seit Sonntag in russischen Händen, und russische Truppen hätten bereits die osteuropäische Grenze erreicht –, er rechnete mit baldigem Debakel, zugleich aber mit der Möglich-, wenn nicht Wahrscheinlichkeit, dass man uns bei Räumungen abschlachten werde. Er malte das in Form einer militärischen und Parteistellenberatung aus. [...]

Je desaströser die Lage wird, umso unverschämter wird die Superlativität der nationalsozialistischen Sprache. Der «Wochenanspruch der NSDAP» und seine Kommentierung schliesst in der «Dresdener Zeitung» am 17. Juli so: Heute sei «unser Glaube zur felsenfesten Gewissheit des Sieges erhärtet. Nun kann ihn uns keine Macht der Welt und kein Teufel aus der tiefsten Hölle mehr

entreissen, denn wir sind ein eisernes Geschlecht geworden.» Der Spruch selber, von Goebbels, lautet: «Nur ein eisernes Geschlecht wird sich im Sturme unserer Zeit behaupten können. Es muss Eingeweide aus Eisen und ein Herz aus Stahl besitzen.» (Kapitel: Superlativ und Fluch des Superlativs.) Im Heeresbericht noch kein Wort von Kowno.

Abends

Noch immer kein deutsches Wort von Kowno. Englische Falschmeldung? Aber der deutsche Heeresbericht von heute ist bei aller Verschleierung katastrophal genug. An allen drei Fronten-»Grossangriffe« und an allen drei Fronten irgendwo Geländeverlust.

Zur LTI. Modewort der letzten Wochen: *Krise*, gewöhnlich *gemeisterte Krise*. – Steinitz (nachmittags ein paar Minuten bei ihm) erzählte als Witz der englischen Rundfunkwendung: V 1 bedeute nicht «Vergeltungs-», sondern «Verzweiflungswaffe».

20. Juli, Donnerstag Vormittag

LTI. Leitartikel der «Dresdener Zeitung» vom 18.7. «Juden in der Normandie». Noch werde gekämpft, da erschienen schon die «ewig Gierigen», die «Krummnasigen», um Besitz zu ergreifen. Es sei ja «ihr» Krieg, «Alljudas» Krieg. Man erwartet ein Faktum zur Begründung des Artikels. Es besteht einzig in De Gaulles Dekret, die Judengesetze seien aufgehoben. Hinzugenommen wird noch, dass in Rom schon wieder ein Oberrabbiner fungiere ... Wichtig an alldem ist *mir* dies: 1) Erstes Dekret der Alliierten ist überall Aufhebung der Judengesetze. 2) Die Judenhetze, das Zusammenziehen aller Feinde in *den* Feind namens Jude wird deutscherseits immer grotesker. 3) Mein Schluss aus 1) und 2) und alledem: Sosehr ich mich dagegen gesträubt habe, *der Jude* ist in jeder Hinsicht Zentralpunkt der LTI, der ganzen Epochen-Betrachtung. – Beachte in diesem Artikel auch: «*Die Horden Eisenhowers*».

Jüdische Psychose. Gespräch zwischen Cohn und mir. «Ich habe gute Nachrichten.» – «Ich will nichts wissen!» Angstvolles Sichumdrehen. «Es könnte jemand draussen sein, durch den Brief-

spalt hören ... Es könnte durchs Fenster, das offensteht, unten gehört werden...» Seine Frau klagt, so sei er jetzt immer, die Angst, verfolgt zu sein, lasse ihn keinen Augenblick los.

Abends

Um elf kam kleiner Alarm. Eva wollte gerade zu Windes. Ich riet ihr, trotzdem zu gehen; sie kann in jeden Keller, und die Chancen sind überall die gleichen. Ehe sie eine Tram erwischte, war grosser Alarm da, und so sassen wir doch gemeinsam eine Stunde im schwach besuchten Judenkeller. Zwei-, dreimal hörte man das starke Brummen der feindlichen Flieger, einmal auch Flakschüsse. Ich bekam doch Herzklopfen, trotz Philosophie und trotz Glauben an Dresdens Benesch-Schutz, denn wir hatten gerade Grausiges von den letzten schweren Angriffen auf Leipzig und München gehört. Es ging aber wieder alles friedlich vorbei. –

[...]

21. Juli, Freitag gegen Abend

Ich sass bei der Disposition meiner Rosenzweig-Notizen – mühseligste Arbeit, noch immer und längst nicht fertig –, da kam wie tags zuvor um halb zwölf Alarm, erst kleiner, dann grosser. Der Kelleraufenthalt war diesmal ein bisschen kürzer und ganz ohne Sensation, d.h. er war ganz ausgefüllt von anderer Sensation, vom Attentat auf Hitler. Vielleicht wird mir das in wenigen Jahren so fernliegen, eine so verschwommene Sache sein, wie mir heute die Bürgerbräu-Affäre von 39 femliegt. Was war es damit, wer war der Täter, was war die Absicht etc. etc.?? Weder Eva noch ich können uns darauf besinnen, weil eben die Sache folgenlos blieb und so vom Nachfolgenden übermalt, verdrängt wurde. Vielleicht geht es mit diesem Anschlag ebenso, vielleicht aber ist er Wendepunkt. Der Miterlebende weiss nichts. Ich halte fest: Auf der Treppe sagte uns Frau Witkowsky: Es sei eben bekannt geworden, dass ein Attentat auf den Führer verübt worden, im Hauptquartier durch *namentlich aufgeführte, bereits erschossene deutsche Offi-*

ziere. Ich wandte mich mit dieser Nachricht, als einer absoluten Neuigkeit, im Keller an Neumark. Darauf er: Das stehe schon im «Freiheitskampf», sei gestern geschehen, der Führer habe heute Nacht im Rundfunk gesprochen. Er gab uns die Zeitung. Da stand das Attentat, die Namen der anwesenden und der verletzten Offiziere – aber nichts von den Tätern, nur die Vermutung, der Secret Service sei der Schuldige. Neumark fügte hinzu, von deutschen Offizieren munkte man (aber die Juden hätten besondere Vorsicht zu wahren, denn sie würden bestimmt beobachtet); die Frau Witkowsky sagte: Es seien aber eben «Extrablätter» mit den Namen der Erschossenen herausgekommen. Mehr und Authentischeres habe ich bis jetzt, sieben Uhr abends, im Judenhaus nicht erfahren können. Auch Stühlers rätseln. Er sagte: Vielleicht sei alles Lüge, weil ER sich in den Ruf der heiligen Unverletzbarkeit setzen wolle. Ich: Es wäre Selbstmord anzugeben, dass sich die Armee gegen den Führer gewandt habe, das sei ja nicht einmal im November 18 geschehen. Stühler: Vielleicht ist die Nachricht, deutsche Offiziere seien die Täter, falsch. Wie sollten sie, mitten im Hauptquartier? Und wie sollte der deutsche Rundfunk das zugeben? – So wenig wissen wir im Judenhaus, was vorgeht. – Eva ist bei der Kreislerin, vielleicht bringt sie von da Neuigkeiten mit. Und hoffentlich solche, die uns über den krassen Hunger der letzten Tage trösten und hinweghelfen. – Eben Musik vorbeimarschierender Soldaten; Stühlers berichten, es sei durch Maueranschlag Grosskundgebung für Hitler angesagt. –

Nach acht Uhr

Hier – beim Semikolon oben – kam erst Katz, der einen Patienten im Haus hat und uns bei dieser Gelegenheit öfters besucht, danach Eva. Bis jetzt wissen wir: Hitler sagte heute Nacht (steht in der Zeitung), eine «kleine Clique dummer Offiziere» habe ihn beseitigen wollen, sei aber schon unschädlich gemacht, ihn selber habe «die Vorsehung» bewahrt. Und dann im Widerspruch zum Unschädlichmachen: Er befehle dem Heer, keinerlei Weisung von den *Usurpatoren* anzunehmen. Der Ausdruck *Usurpatoren* wie-

derholt. (Ich schlug im Lexikon nach = usu raperes). Ferner, er übertrage den Oberbefehl des Heimatheeres an Himmler. Soviel also Tatsache. Dazu Gerücht: Es seien irgendwo – Ort unbekannt – Unruhen, Flieger gegen Aufständische eingesetzt. Englischer Funk: Es herrsche «Bürgerkrieg» in Deutschland. Witz Professor Windes (Eigenfabrikat?): Ganz Deutschland stehe trauernd an Hitlers leerer Bahre. – Katz erzählte: Der sehr nervöse Neumark und etliche andere Juden hätten heute Nacht schon den Koffer gepackt gehabt. Dazu sagte ich, und Katz schloss sich dem an: wozu Koffer packen? Wenn sie uns jetzt holen, geht es nicht nach Theresienstadt, sondern an die Wand oder an den Galgen. Weiter sagte Katz noch, Kowno solle wirklich in russischer Hand sein und deutsches Grenzgebiet unter Artilleriebeschuss liegen. –

Ich will bis zum letzten Augenblick weiter beobachten, notieren, studieren. Angst hilft nichts, und alles ist Schicksal. (Aber natürlich packt mich trotz aller Philosophie doch von Zeit zu Zeit die Angst. So gestern im Keller, als die Amerikaner brummen.)

[...]

22. Juli, Sonnabend Nachmittag

Noch gestern Abend gegen zehn brachte mir Cohn – Eva schlief schon – die Zeitung mit der Ansprache Hitlers, den Aufrufen Görings und des Flottenchefs, etc. Auch jetzt ist noch nicht zu ersehen, ob dies wirklich der Anfang vom Ende – wie viele solche Anfänge haben wir schon gehabt, wo es dann doch beim Anfang blieb! – Sprachlich sind wieder alle Charakteristika der LTI vorhanden: das bedeutende Fremdwort Usurpatoren, das würdelose Schimpfen, die bemühte Vorsehung, die Enge, mit der sich alles an Vokabular, Stil, Darstellung der Vorbilder hält. Die allzuleicht übersehbare, die armselige LTI! Nur aus der Betäubung des ersten Augenblicks ist dieser Widerspruch zu erklären: Eine kleine OffiziersZigwe, weggejagte Leute, ist bereits *liquidiert* oder *niedergemacht* (beachte diese zwei Verben des Presseschmus, die jetzt

in den Maquis-Deskriptionen spuken und die von da in den neuen Pressestoff kommen), und andererseits wird befohlen, von keiner Dienststelle Befehle entgegenzunehmen – ergo müssen doch die Liquidierten und Weggejagten noch irgendetwas usurpiert halten. – Im ganzen eine schlimmere Niederlage als der Verlust einer Schlacht et même einer Provinz. –

Die *masslose Judenangst*. Ich war bei Simon (langwierige Behandlung) und hinterher bei Glaser. Glaser war so verstört von Angst, so jämmerlich haltlos – bat mich, ihm nie wieder etwas von ausländischen Berichten zu erzählen –, man könnte durch Folter zu Aussagen gezwungen werden, vestigia terrent, er wolle nichts Verbotenes wissen ... Ich sagte ihm, wir stünden sowieso mit anderthalb Füßen im Grabe, wir müssten uns als alte Leute dem Schicksal überlassen ... – Alles umsonst, er bleibt ein unschönes Espenlaub. [...]

In der «Dresdener Zeitung» vom 20. Juli war ein Aufruf des Frankfurter Hochstifts abgedruckt: Beiträge zum Wiederaufbau des Goethehauses, man werde den erhaltenen Grundstein einfügen, den der Knabe Goethe selber gelegt habe ... usw. Übelster Fetischismus, eine Rohheit sondergleichen in dieser Blutzzeit, viel schlimmer noch als der Reliquienkult der Kirche. –

Im «Reich» vom 9. Juli ein schon üblicher, aber besonders lamentierender Artikel Goebbels': Engländer, verbündet euch mit uns, denn *auch euch* überwältigt Russland! Darin ist mir sprachlich interessant: a) Das gelegentliche Wiederauftauchen von schon veralteten, aus der Mode gekommenen, verstummten LTI-Wörtern: Als die Niederlagen begannen, waren wir im Besitz weitesten Raumes, ganz unbesiegbar, nur an der Peripherie «anfällig»: Davon wurde es dann still. Jetzt heisst es: «Nach so vielen Rückzügen und Rückschlägen» seien wir kriegstüchtiger als zur Zeit unserer grossen Siege; «damals waren wir selbst kleinen Missgeschicken gegenüber reizbar und *anfällig*». Es ist auch wieder von der Zukunft der «abendländischen Menschheit» die Rede und von der Gefahr der «Vermassung». Wie ein Kleid, das nicht mehr modern, sondern Kostümkleid ist. b) Selbst im Pathos des

Verzweifeln kann er die Sportsprache nicht lassen. Schlusssatz, Mahnung des Aushaltens: «Wer auch nur um Haupteslänge vor den anderen durchs Zielband geht, der wird den Sieg davontragen.» – Natürlich fehlen nicht die üblichen mots savants: das *Kriegspotential*, *Substanzverluste*. – Wie lange noch erscheint das «Reich»?

Abends

Den ganzen Tag (inmitten rauschender Weltgeschichte) ohne jede Nachricht. Kein Heeresbericht, nichts über die innere Lage aufgeschnappt, keine Abendzeitung gesehen – absolut nichts. Und ich glaube, es wird auch nichts Wesentliches geschehen sein. Sie sind hart im Nehmen, auch der 20.7. wird Zwischendatum bleiben, weitab vom eigentlichen Beginn der Katastrophe. Ich finde mich ins Notizenordnen zum Rosenzweig zurück. Er vaut nicht die aufgewandte peine und Zeit.

23. Juli, Sonntag Vormittag

Keine Nachricht. Da aber in Dresden alles ruhig, so ist anzunehmen, dass die NSDAP auch diesmal siegreich geblieben ist. Wir wären also wieder dem Ende ein Stückchen näher, aber nur ein Stückchen dem entfernten Ende.

Wie sehr jeder, aber auch jeder von der militärischen Überlegenheit Deutschlands durchdrungen ist: gestern im Gespräch mit Waldmann, ich: Die Russen seien jetzt offenbar besser geführt als früher; er: Ja, es sei wohl *deutsche* Führung, es seien ja deutsche Generale übergelaufen. –

Simon erzählte, seine Frau sage, Hitler dürfe nicht sterben, man müsse noch Geld mit ihm verdienen, indem man ihn im Käfig durch die Welt führe – Eintritt ein Dollar, Anspucken zwei, Indie-Fresse-Hauen drei Dollar. –

Jetzt hat mich Glasers Angst doch angesteckt. Mir fiel ein: Windes sind unvorsichtig mit dem Radio. – Annemaries Bruder steht sicher den Konspiratoren mindestens gesinnungsmässig nahe. Annemarie selbst ist politisch unbeliebt. Bei Windes verkehrt Eva, bei Annemarie liegen meine Manuskripte. Fatalist sein!

[...]

Gegen Abend

[...] Vormittags war Steinitz lange bei uns. Auch er wusste nichts. Nur Gerüchte. Danach sollten fünftausend Offiziere etc. verhaftet und erschossen worden, es sollten auch – und das wäre ungeheuer wichtig – zahlreiche Berliner *Arbeiter* verhaftet sein. – Eben brachte Cohn die Sonntagszeitung: Danach ist binnen «sechs Stunden» der letzte Verschwörer beseitigt worden, und nun fühle sich das jubelnde Volk doppelt stark und zuversichtlich – und mehr also wird man nicht erfahren bis zum «Endsieg» oder zum nächstenmal. (Wann also?) Am Pimaschen Platz hörte Eva den Heeresbericht: kleine Fortschritte der Anglo-Amerikaner in der Normandie, grosse der Russen im Osten, Stille in Italien, unveränderte Tonart des deutschen Berichtes: «aufgefangen» ... «abgeriegelt» usw., *expedens apud collum*. – Ich bin doch sehr deprimiert. Gewiss, es braucht nicht ganz zu stimmen mit der völlig beseitigten Gefahr, und wenn auch, so sind doch die Metastasen im Körper der Armee sicher geblieben; aber trotzdem: Sie haben nach wie vor die Presse und die Macht *y todo*, sie haben wieder jedem Naturgesetz zuwider ihre Gefeitheit bewahrt, sie haben wieder – «Vorsehung!», «in sechs Stunden», *spontan* (ist auch wiederauferstanden!) jauchzendes Volk – propagandistisch ein Stimulans, eine Siegstimmung, einen Sieg aus der schwersten Niederlage herausgeholt, es werden wieder Millionen an den Endsieg glauben. Und inzwischen hat irgendein Gauleiter oder sonstiger Bonze irgendwo eine Rede gehalten, wir stünden dicht vor der gänzlichen Umbewaffnung des Heeres und würden mit dieser neuen Waffe als Sieger «die letzte Runde» bestehen; und, Goebels soll im jüngsten «Reich» schreiben, ihm graue, wenn er an das über London verhängte Schicksal denke; und so ist eine neue Hoffnung für Millionen von «Volksgenossen» gegeben, und die Amerikaner mögen ruhig über dem sechsmal bombardierten München Zettel ab werfen: «Für VI!» und über dem zerstörten Budapest: Antwort auf die Judenverfolgung! – man nimmt das deutscherseits hin (teils aufgepulvert, teils eingeschüchtert), und das Hakenkreuz herrscht weiter. – [...]

26. *Juli, Mittwoch, gegen Abend*

Gestern war Katz eine Weile bei uns (er hat einen Patienten im Haus). Er erzählte: Es seien viele Erschiessungen, auch in Dresden, vorgekommen, das ganze Heer dürfe nur noch den Parteigruss anwenden (er habe gesehen, wie ein Offizier sich irrte und dann korrigierend mit der Hand von der Mütze in die Weite fuhr), das ganze Heer sei neu (zum zweitenmal also!) auf Hitler vereidigt worden. Diese zweite Vereidigung hielten wir alle drei für einen unheimlichen Wahnsinn. (Überhaupt der Fahneid! Äusserlich ist er unnötig, da bindet das Gesetz, der Zwang. Er hat also Sondersinn nur dem Gewissen gegenüber, und das kann sich durch erpressten Eid nicht belastet fühlen.) Katz schloss aus allem, dass diese Affäre nicht vorüber sei, dass sie vielmehr im Anfang stehe. – [...]

28. *Juli, Freitag gegen Abend*

[...]

LTI: Im Heeresbericht vom 26. Juli von den Kämpfen in der Normandie: «Unsere fanatisch kämpfenden Truppen ...» Zum erstenmal steht «fanatisch» in einem Wehrmachtsbericht! Nach der Einführung des deutschen Grusses ist nun dieses Wort in die offizielle Heeressprache übernommen! Bisher nur in Parteikundgebungen oder doch nur in einzelnen Pronunziamentos nationalsozialistischer Generale, aber nie im Wehrmachtsbericht. Wie gesagt, ich stelle das neben den Gruss und die zweite Vereidigung.
[...]

2. *August, Mittwoch Vormittag*

Seit gestern von dem Gefühl beherrscht: vor dreissig Jahren! Daran schliesst sich zuerst immerfort die Betrachtung des Altseins, Am-Ende-Stehens, Keinen-Anspruch-mehr-Habens. Aber es fehlt mir doch so ganz, was ich mir immer als Reife des Alters vorgestellt habe, ich bin weder satt, noch müde, noch irgendwie dem Letzten gegenüber ruhig.

Nur absolut skeptisch. – Den Krieg anlangend, so scheint es mir eine grausame Ironie des Schicksals, dass die Russen Ostpreußen gegenüber genau da stehen, wo sie am 1.8.14 standen. Wer soll ihnen heute noch ein Tannenberg bereiten? Sieht man nur auf die Heeresberichte der allerletzten Tage: Normandie, Augustowo, Warschau, dazu seit gestern Beskidenpass und Schwanken der Türkei – so muss man sich sagen, dass der Krieg nur noch Wochen dauern kann. Liest man dann die Zeitungsartikel, Reden, Erlasse, so ist auf Jahre hinaus vorgesorgt, die Tyrannei unerschüttert und unerschütterlich, der «Endsieg» trotz aller momentanen «Krisen» – Krise ist das aktuelle Beschönigungswort für «Niederlage» – absolut sicher. Und da diese eiserne Stirn und dies einhämmemde Wiederholen selbst mich beeinflusst, wie sollte es die Masse des Volkes unbeeinflusst lassen? Ich sage mir immer wieder: Sie haben sich so lange gegen alle Natur und Berechnung gehalten, warum nicht noch ein Jahr länger? –

[...]

Abends

Heute Stockungen an allen Fronten, nicht sonderliche, aber sie zeigen doch, dass das deutsche Heer Widerstand leistet, dass es noch keineswegs demoralisiert und in Auflösung ist. Und irgendwann werden die Russen auch wieder eine Pause einlegen müssen. Schon sehe ich den sechsten Kriegswinter vor mir. Und da inzwischen der Krieg und die Rüstung und der Arbeitseinsatz noch weiter «totalisiert» sind, und da heute ein neuer Fragebogen zum Arbeitseinsatz kam, so rechne ich mit Nachuntersuchung und sehe mich wieder in der Fabrik. Und da mich seit Tagen eine Magen- und Darmstörung quält, wie sie jetzt sehr verbreitet scheint, und da auch Eva wieder viele Herzbeschwerden hat, so ist alles recht düster.

4. August, Freitag gegen Abend

Ich bin gelangweilt vor Abspannung und Mutlosigkeit. Kein Ende abzusehen. Die Stockung im Osten akzentuiert sich; es sollen ständig Truppen durch Dresden rollen, die von Italien nach Russ-

land geworfen werden. Und in Italien geht es englischerseits auch nur sehr piano, piano – man steht seit mindestens vierzehn Tagen dicht vor Florenz und nimmt es nicht. Andererseits: Der famose «Landekopf» – gehört er nicht auch ins Superlativkapitel der LTI? – dehnt sich jetzt von der Normandie der Bretagne zu und greift in die Tiefe in Richtung Rennes. Und ebenso andererseits: Die Türkei hat ihre Beziehungen zu Deutschland abgebrochen. Bedeutet das nichts, oder bedeutet es nur ein Symptom (die Ratten verlassen ...), oder bedeutet es vielleicht als vierte Front, als Aufrollung des Balkans die Entscheidung? Man kann im Augenblick über die Bedeutung des türkischen Faktors ebensowenig sagen wie über die Bedeutung des Offiziersputsches. Gestern und das gehört nun bestimmt zur LTI – kurze Zeitungsnotiz. Der Oberbürgermeister Goerdeler (OB von Leipzig, Preiskommissar, beides a. D., aber noch gar nicht sehr lange) seit 20. Juli flüchtig, Teilnehmer am Komplott. *Eine Million Belohnung*. Ins LTI gehört hier die Zahl. Fluch des Superlativs, die Form erzwingt in diesem Fall den Inhalt: Wer alles in Riesen Zahlen ausdrückt, muss auch den Kopfpfeil mit den nötigen Nullen versehen. Dabei schädigt man sich doch selbst, denn das Publikum wird sich sagen: Wie gefährlich muss ein Gesuchter sein, wenn man sich ihn eine Million kosten lässt. Ganz toll ist dabei auch wieder die seelenruhige Kurzbeinigkeit: Gestern hat es sich nur um wenige Offiziere, *nur* um Offiziere gehandelt, und alle waren «liquidiert», und heute sucht man einen Oberbürgermeister. –

[...]

7. August, Montag Vormittag

Am Sonnabend Nachmittag unvermutet der für den nächsten Tag erwartete Lewinsky aufgetaucht. Voller Erbitterung: Er müsse Sonntagsdienst tun («Sonntagseinsatz»), beim Güterausladen auf dem Bahnhof helfen. Das ist eine Folge der neuen Übertotalisierung: Sonntagseinsatz mit erhöhter Altersgrenze, von sechzig auf fünfundsiebzig, zehnstündiger Arbeitszeit in allen Betrieben,

auch bei Bauer also und Thiemig & Möbius. Ich habe also, sollte es zur Nachuntersuchung kommen, Böses zu befürchten. – Am Sonntag Vormittag war Steinitz bei uns; später, um dreiviertel zwölf, kam der übliche Sonntagsalarm, blieb aber «klein» und dauerte nur dreissig Minuten. Am Nachmittag besuchte ich Vater Eisenmann, und als ich von ihm zurückkam, fand ich bei uns Berger vor. Natürlich wurde mit Steinitz, mit Eisenmann, mit Berger immer und immer wieder «Lage besprochen». Steinitz gegenüber war ich der Aktive, machte ihm und mir Mut, indem ich alles zusammenstellte, was für den Zusammenbruch spricht. Die neue Drohung der türkischen Front besonders und das Immerweitergreifen der Komplott-Affäre. Dieses neue Bulletin; die Liste der «ausgestossenen Offiziere» («Die Armee reinigt sich selber!» Auf ihren Wunsch, den Hitler erfüllt, werden dem «Volksgerichtshof» übergeben ... folgt die Liste. Dem Blutgericht also, das neulich im «Reich» verteidigt wurde, es fälle nicht *nur* Todesurteile, es habe auch schon einmal freigesprochen, freilich befasse es sich ja nur mit Hochverrat, also ...) – Von Eisenmann und Berger dagegen liess ich mich belehren. Eisenmann sagte, er habe bisher geglaubt, die Entscheidung falle im Osten, er sei jetzt anderer Meinung und begründe das derart: Die Armee wisse, dass der Krieg verloren sei, dass Deutschland besiegt werde. Da sei es den Soldaten lieber, die Anglo-Amerikaner kämen ins Land als die Russen, und deshalb – Beweis der rasche Feinderfolg in der Bretagne! – laufe man so schnell als möglich, damit die Anglo-Amerikaner *vor* den Russen nach Deutschland hereinkämen! Er dozierte das allen Ernstes und mit tiefer Überzeugung. Er war überzeugt, dass schon in den aller-nächsten Wochen der vollkommene und endgiltige deutsche Zusammenbruch erfolge. [...]

Voces populi. Eva hörte im Restaurant, wie ein Herr zwei Frauen die Liste der «Ausgestossenen» vorlas. Die eine Frau: «Und das sollen deutsche Offiziere sein?!» Die andere, Postbeamtin: «Nu, sie werden eben genug gehabt haben!»

LTI. 1) Eva machte mich auf «Aktion» aufmerksam. Ich glaube,

ich habe das nie notiert, obwohl es doch eines der allerältesten Schlagworte ist. Jede Performanz, von allem Anfang an, gegen Rotfront, gegen Juden, gegen Parteien etc. ist Aktion. Cf. bei Goebbels-HIB-Aktion.

2) Grosser Presseaufwand zum 85. Geburtstag Knut Hamsuns. Er hat ein deutsches U-Boot besucht und die Hoffnung ausgesprochen, dass Deutschland über Bolschewismus und Judentum für Europa siegen werde. Ich habe nie etwas von Hamsun gelesen; aber nach den paar Notizen, die ich bei R.M. Meyer und Stammler finde, und nach dem, was mir Eva sagt, sehe ich absolut keinen Anhaltspunkt, wie dieser Naturalist und Psychologe zum Nationalsozialismus kommt, *jetzt* dazu kommt oder dabei bleibt, wo doch sein Land unterjocht, wo alles Verbrechen der Nationalsozialisten ganz offenbar ist. Das Rätsel interessiert mich umso mehr, als Hamsun nicht nur ein gnädiges Goebbelsschreiben, sondern auch eine sicher in vielen Blättern abgedruckte Dwinger-Huldigung erntet (Erich Dwinger, «An Knut Hamsun», «Dresdener Zeitung», 4.8.44). Dwinger berichtet autobiographisch. Er habe nach der Rückkehr aus Sibirien im Allgäu als Bauer gelebt. Da liest er den «Pan». Ungeheurer Eindruck. Schreibt «seinen» Pan, den Korsakoff. Verlagsenerfolg wider Erwarten. Eine Kritik rühmt, dies sei «der deutsche Hamsun». Dann liest er «Victoria» und «Segen der Erde». Nach dem ersten Buch Zerknirschung. Er ist Nachahmer, er wird sein Vorbild nie erreichen ... Selbstmordgedanken! Dann gibt ihm «Segen der Erde» Ruhe, er lebt als Bauer, bis er sein eigenes Können findet ... Den Beschluss macht Dank an den «einzigem» Dichter, der uns treugeblieben, der uns nicht hasst, der zu uns steht «wie ein Wikinger im Sturm» ... Wie ist das möglich? Möglich bei Dwinger («Hundsfott?»), möglich bei Hamsun (senile Sklerose?). Ich muss dem nachgehen.

[...]

8. August, Dienstag gegen Abend

Gestern Abend, Eva lag schon, Stephan Müller hier. Er bestätigte aus Schweizer Rundfunk, was tags zuvor Berger berichtet, fügte

hinzu, die Amerikaner seien mit Ostwendung von Laval aus im Vormarsch auf Paris. Er erzählte, unter den Erschossenen des Komplotts befänden sich Schacht und Neurath, ein gewisser «Direktor Nebe», der nach Zeitungsnotiz geistesverwirrt umherirrt, und sein Finder erhalte fünfzigtausend Mark Belohnung. Dieser Nebe sei der flüchtige Chef der Berliner Kriminalpolizei. Das Komplott fresse weiter, der Stahlhelm trage es, das augenblickliche Misslingen sei die Schuld einiger vorwitziger *Ehrgeizlinge* – *LTI*: Das Wort hat Goebbels gleich nach dem 20. Juli gebraucht, nun ist es im aktuellen Sprachgebrauch.

[...]

9. August, Mittwoch Vormittag

Der Heeresbericht verschleiert, versteckt, verschweigt weiter. Aber in den Zeitungsberichten, -betrachtungen etc. wird man jetzt deutlicher. (Ich bekomme Zeitungen spät und unregelmässig zu Gesicht – mal von Cohns, mal von Stühlers, wobei jeder Angst vor dem andern hat; und im Rundfunk auf dem Pirnaschen Platz, den Eva um siebzehn Uhr hört, ist häufig Störung und Undeutlichkeit; sucht sie ein Blatt zu kaufen, ist es meist ausverkauft; bisweilen gibt ihr Frau Winde ein Exemplar mit...) In der «Dresdener Zeitung» vom Montag, 7.8., steht: 1) Empfang der Reichs- und Gauleiter im Hauptquartier des Führers. Himmler spricht vom «heiligen Volkskrieg». Hitler nennt sich vom Schicksal bewahrt, weil «die Nation ... einen Mann braucht, der unter keinen Umständen kapituliert, sondern unentwegt die Fahne des Glaubens und der Zuversicht hochhält, und weil ich glaube, dass das kein anderer besser machen würde, als ich es tue. Was immer für Schicksalsschläge kommen mögen, immer werde ich als Träger der Fahne geradestehen!» (Stil! Kleinbürgerlich abgelatschte Phrase. – Aber in welche Sphäre gehört «geradestehen»?) 2) Artikel: «Ostpreußen gibt ein Beispiel höchster Einsatzbereitschaft. (Einzigartige Gemeinschaftsleistung zum Schutz der Grenze – Fanal deutscher Bereitschaft)» Das Geklammerte als Untertitel. «In dem

leidenschaftlichen Willen, den bolschewistischen Todfeind an der Schändung deutschen Bodens zu hindern», ... arbeiten «Hunderttausende von Ostpreußen» am Aufwerfen von Wällen. (Wir hören, dass auch sehr viel HJ zum Schippen nach Ostpreußen geschickt ist.) So also wird Propaganda-Kapital aus der Meldung über den russischen Einmarsch geschlagen. Der Artikel stammt aus der «Nationalsozialistischen Parteikorrespondenz»; steht also fraglos in allen Blättern.

[...]

10. August, Donnerstag gegen Abend

[...]

Eva traf gestern in der Stadt Natscheff, sie begrüßten sich spontan. Er hat ein ganzes Jahr im Gefängnis gesessen. Er sei von bürgerlicher Seite denunziert worden, nannte das eine Ausnahme, die meisten Denunziationen gingen von kleinen Leuten aus. Er sei unverändert im Aussehen, sagte aber, seine Nerven hätten schwer gelitten. Er dürfe nach dem Urteil fünf Jahre kein Geschäft aufmachen – er denke aber, «in zwei bis drei Monaten» soweit zu sein. Bulgarien verhandle. –

[...]

13. August, Sonntag Mittag

Aus dem Betrieb Schwarze sind vier Juden verhaftet worden, eine Frau soll «gequatscht», drei Leute sollen «zugehört» haben. Das genügt. Ich kenne von den vieren nur einen, und auch den nur flüchtig: den Sänger und Obmann Kosciollek, ich sprach einmal mit ihm beim Friseur. Stühler erzählte mir gestern entsetzt und erschüttert die Sache. «Lassen Sie uns nur ganz still sein – jetzt, fünf Minuten vor zwölf, will man doch nicht den Kopf verlieren.» – Dabei fiel mir ein: Vor vollen zehn Jahren sagte Grete Blumenfeld zu mir: «Walter ist entlassen worden, es ist so bitter-jetzt noch, fünf Minuten vor zwölf!» Ich habe Stunden, in denen ich

annehme, die «letzten fünf Minuten» könnten sich noch einmal furchtbar strecken. Im Osten scheint jedenfalls Stockung.

Abends

Stagnation in Russland und Italien; es wird auch in diesem Jahr kein Ende werden. Enorme Innenmassnahmen in Deutschland, Neuaufstellung von Truppen, Neueinstellungen in den Arbeitsdienst, Schliessung von Theatern, Postaustragung nur an sechs Tagen und an diesen sechs Tagen nur einmal täglich, etc.

[...]

14. August, Montag Abend

LTI. Die neuen Bestimmungen für die Post werden mitgeteilt unter der Überschrift «Sofortmassnahmen». Unter ihnen befindet sich auch der Fortfall der «Päckchen». Päckchen sagt man schon seit Jahren für «Muster ohne Wert». Päckchen spielen eine grosse Rolle im Verkehr mit Theresienstadt. Die Juden dort sollen ungleich mehr hungern, als hier gehungert wird, und wer irgend kann, schickt ihnen Päckchen, meist Brot, Zwieback. Das fällt nun fort. Es ist nie ganz klar geworden, *wer* von den Theresienstädtern mit *wem* korrespondieren darf. Von Trude Scherk haben wir in all den Jahren kein Wort gehört. Von Hirschels und anderen sind oft Nachrichten an den und jenen gelangt, den Tod des Jon Neumann und dass es Frau Ida Kreidl gut gehe, haben wir erfahren. Jetzt heisst es, eine grosse Anzahl von Theresienstädtern sei fortgeschafft worden, vielleicht nach Auschwitz, vielleicht in den Tod.

[...]

16. August, Mittwoch Morgen

Gestern zwei Demütigungen, die mir das Fürchterliche meiner Lage wieder mal unter die Nase rieben. – In der immer vollen Amalienapotheke bedient ein glotzügiges Geschöpf hinter dicker Brille, das ich längst im Verdacht der Judenfeindschaft hatte. Sie liess mich schon oft warten, bediente später Gekommene zuerst

oder plauderte endlos mit einem Kunden vor mir. Ich traute mir selber nicht, hielt mich für überempfindlich. Gestern weist ein älterer Mann freundlich auf mich: «War vor mir da.» – «Ja, und Sie wünschen?», bedient ihn zuerst. Es ist lächerlich, wie sehr solche Winzigkeit erbittert. Und statt abzustumpfen, werde ich immer wunder. – Abends dann, gegen zehn, Cohns und Stühlers, auch Eva, lagen schon, die übliche Polizeikontrolle und, wie ebenfalls ziemlich üblich, im ersten Stockwerk. Unüblich war bloss, dass Waldmann, statt einmal und normal zu klingeln, wiederholt Sturm und Alarm läutete. Ich dachte: Gestapo! und hatte einen kleinen Herzschock. – Zwischen diese beiden Demütigungen aber drängte sich eine neue Hoffnung: anglo-amerikanische Landung in Südfrankreich. Es herrscht in mir eine psychologische Umkehrung: Der Verstand hofft, aber das Herz vermag nicht mehr zu glauben.

Die häufigen LTI-Beobachtungen über «sonnige» etc. Todesanzeigen werden nun wohl ein Ende haben. Seit Montag bringt die «Dresdener Zeitung» nur noch sozusagen Massengräber oder Ehrentafeln. D.h. innerhalb eines schwarz umrandeten Feldes, eines grossen allgemeinen Feldes, stehen die einzelnen Anzeigen in der Raumknappheit der «kleinen Annoncen», nur dürftigste Angaben, und auch diese mit Abkürzungen, so dass alles schmückende Beiwerk fortfällt und nicht viel mehr als die Notiz früherer Gefallenen-Listen bleibt.

17. August, Donnerstag gegen Abend

Über Mittag war ich beunruhigt, halb besorgt – Verhaftung? Erkrankung? – halb erbittert, dass Eva so lange ausblieb, statt, wie erwartet, gegen zwei gegen halb vier erschien. Grund: Frau Windes Katze bekam gerade die Jungen, von denen wir seit Wochen sprechen: Zwei davon, nachdem sie drei Monate bei der Mutter geblieben, sollen zu uns – *wenn* wir sie bis dahin aufnehmen können. *Wenn* also bis zum 17. November 1944 ... Wird das der Fall sein? Aus der Quelle Winde, Simon hören, aber auch aus dem deutschen Heeresbericht, und nicht *nur* zwischen seinen Zeilen,

entnehmen wir, dass es in Frankreich überaus = schlecht steht. Aber ist ein wirkliches, ist *das* Debakel, ist *die* Entscheidung schon gegeben? Katz, der Patient im Hause hat und häufig bei uns ist – so gestern Abend, so heute Mittag –, sagt halbwegs, es sei soweit, Paris müsse im Lauf der nächsten Tage geräumt werden, die «Kleine Zange» bei Falaise trenne den Südflügel der deutschen Atlantikarmee ab, die in 160 km Breite von Nizza bis Marseille gelandeten Amerikaner stiessen auf geringen Widerstand und würden rhöneaufwärts nach Deutschland jagen – Wetterumkehr: Der Verstand glaubt es, und das Herz glaubt es nicht. –

Gestern Vormittag hatten wir ganze anderthalb Stunden von halb elf bis gegen zwölf die meiste Zeit grossen Alarm; die Amerikaner waren wieder in x Orten und haben Dresden wieder ungeschoren gelassen.

[...]

18. August, Freitag Morgen

[...] Wir hatten uns karikaturistisch ausgemalt, was die Zeitung zur neuen französischen Situation schreiben würde, und buchstäblich so und allen Ernstes steht es nun auch im Lagebericht: Eisenhower hat seine Grossangriffe in der Normandie und Bretagne gehetzt von V 1 und aus Furcht vor V 2 und V 3 etc. unternommen, und die Landung in Südfrankreich aus Verzweiflung über den ausbleibenden Erfolg in der Normandie und den Stillstand in Italien, und der eigentliche und erhoffte Erfolg aller französischen Unternehmungen ist bis jetzt trotz ungeheurer Menschen- und Materialopfer und kleiner Raumgewinne gänzlich ausgeblieben ... Glaubte das die Masse der Leser wirklich, und wie lange noch glaubt sie's? Aber glaube ich nicht selber ein klein wenig von alledem, wenn es mir so kaltstirnig und -schnäuzig vorgebetet wird? – Immerhin: Plötzlich steht der Feind im Raume Chartres-Dreux, wo er noch eben (nach *deutschem* Bericht und im Widerspruch zu anderen Berichten) hilflos weit davon entfernt war. – [...]

19. August, Sonnabend Nachmittag

[...]

LTI. In der «Dresdener Zeitung» vom 17.8.: Das Minenräumboot «Minenklaue». Unter dem Bild: «Kohlenklaue zur See? – Nein! ,Minenklaue’!» Das wirkungsvollste aller Plakate, Eva hörte neu-lich wieder einmal, wie eine Mutter drohte: «Wenn du unartig bist, steck dich der Kohlenklaue in den Sack!» (statt: «der schwarze Mann»). – Ein geschwoiner Artikel zur guerre totalissime: «Ab-sage an Friedensgewohnheiten; der grosse Aufmarsch der Kraft-reserven der Nation». Hierin a) Vom *Luftterror* schwer mitge-nommene Städte seien «mit gutem Recht als *Frontstädte* bezeich-net» worden, b) Es sei jetzt «unnachgiebige Forderung der Stunde», «aus einer mehr bürgerlichen Lebensart von gestern zu einem revolutionären und soldatischen Lebensstil von heute zu gelangen». (Hier ist «revolutionär» der heilige Stempel.) –

Im gleichen Blatt Verbot, sich nach alten, kriegüberholten Hausordnungen zu richten: Man dürfe Haustreppen privat wie in Geschäft und Fabrik nur einmal wöchentlich nass wischen – Scheuertücher müssten gespart werden.

Zwei Judengerichte: In Polen habe es bei Rückzügen Massen-morde gegeben. Aus Ungarn dagegen seien nach ungarischer Ver-einbarung mit USA Juden herausgelassen worden. Punkt 1 halten wir für sehr wahrscheinlich; Punkt 2 kann nur stimmen, wenn Un-garn sich von Deutschland losgemacht hat. Did it? Wir tasten ganz und gar im Dunkeln. –

20. August, Sonntag Nachmittag

[...] Ich hatte mich aus hygienischen Gründen zu längerem Spa-ziergang gezwungen nach der stundenlangen Notizarbeit am Stre-semann. Am Sonnabend Nachmittag trifft man auf dem Friedhof nur die Familie Jacobi, das arbeitende Trifolium hat Weekend. Ich sass mit den Jacobis auf der Bank vor ihrer Wohnung, da erschien Werner Lang, mit dem ich nachher zusammen nach Hause ging. Man sprach natürlich über die Lage: In Frankreich scheint es kata-

strophal zu stehen. Aber es stand vor vier Wochen in Russland ähnlich katastrophal, und plötzlich waren die Russen gebremst. Ich erfuhr: Vor einiger Zeit seien viele ältere Juden (dreihundert? dreitausend?) aus Theresienstadt fortgeschafft worden, und danach habe der englische Sender die Vergasung dieses Transports gemeldet. Wahrheit? Forse ehe sf, forse ehe no. – Auf dem Heimweg erzählte Werner Lang: Ein Soldat habe ihn auf dem Tramperon angesprochen: «Sie sind noch hier, wieso das?» (im unaggressiven Ton) – «Weil ich in Mischehe lebe.» – «Das ist ja anständig; aber in Polen habe ich so grässliche Sachen gesehen, so grässliche! Das muss sich rächen!» Dies ganz laut, während andere Leute zuhörten. Der Mann riskierte seinen Kopf. – Und heute Vormittag erzählte Steinitz bei uns, seine Frau sei getröstet von der ADCA gekommen. Sie habe Formulare für Anträge bei der Devisenstelle verlangt. «Nehmen Sie sich beliebig viel (die Beamtin schob ihr einen Haufen zu), die werden ja doch bald nicht mehr gebraucht. Passen Sie auf, in vierzehn Tagen!» Von solchen Redereien und *vocibus populi* nähren sich unsere Hoffnungen stundenweise, von der Frontlage ein bisschen länger – aber sehr lange und gleichmässig dauernd auch nicht. An den Redereien ist nur eines erstaunlich: Der Mut oder die Unvorsichtigkeit der Leute, denn die Zeitungen sind voll von Zuchthaus- und Todesurteilen für jede Art von «Defätismus». – [...]

21. August, Montag Mittag

Erschöpfend heisse und schwüle Tage, eigentlich das erstmal in diesem Sommer. Statt meinem Pflichtspaziergang blieb ich gestern Abend in der Kellerwohnung bei Waldmann hängen. Berger war da. Natürlich: die Lage. Dazu der Klatsch über die einzelnen Juden und das tiefe Misstrauen des einen gegenüber dem anderen und die entsetzliche Angst, noch im letzten Augenblick verraten zu werden. Alle sind sie demoralisiert und entnervt, jeder warnt vor jedem, rät zu Schweigen und Vorsicht und ist selber unvorsichtig. Ich selber vertrete immer den Standpunkt des absoluten

furcht- (*nicht* angst-)losen Fatalismus. Berger zitierte, was schon alt sein soll, mir aber neu war: «Wir sind durchs Rote Meer gekommen, wir werden auch durch die braune Scheisse kommen!» Zu diesem LTI-Ausspruch füge ich noch, was am Sonntag Steinitz kolportierte: V 1 = Versager 1. – Die Zeitungsartikel über den Krieg suchen übrigens seit Tagen immer wieder die Siege der Alliierten durch V 1-Betonung zu paralysieren.

[...]

Es gibt unter den Juden nicht mehr die Idee des Bucheigentums. Zu vieles fährt herrenlos herum, zu vieles ist geraubt worden, zurückgeblieben, von Hand zu Hand gewandert, nichts ist als Judenbesitz sicher. Ich borgte vor Monaten zwei Bücher an Berger aus, die ich selber irgenwo vorgefunden oder geerbt hatte. Eine Sammlung von Kriminalberichten hatte ich bestimmt in den unaufgeräumten Zimmern am Lothringer Weg als Hinterlassenschaft gefunden; wo die «Singermanns» herstammten, weiss ich nicht mehr. Als ich dann Berger bat, mir die Sachen zurückzugeben, war er in Verlegenheit, offenbar hatte er sie längst weiterverliehen. Bücher sind herrenlos, Judenbücher. Eine Woche später kam er, er wolle das Entliehene zurückstellen und brachte die famose «Natascha». Ich sah sofort, dass Verwechslung vorlag, machte mich aber nichts wissend.

Ich bin jetzt in Sorge um meine Lexika. In der Zeitung ein Aufruf: Bücher, insbesondere auch Wörterbücher aus Privatbesitz, herzugeben, da viele öffentliche Bibliotheken durch Luftterror zerstört seien. Was man den Ariern *abbittet*, pflegt man den Juden abzunehmen. Andererseits meint Steinitz: Nach all den Raubzügen vermute man bei uns nichts mehr, wir seien ja auch von der neuesten Spinnstoffsammlung verschont geblieben. Ich schwanke, ob wir die Lexika zu Gertrud Schmidt schaffen oder hinterlassen. Sie wären für Eva ein schweres Geschleppe und würden mir sehr fehlen. –

Mich verfolgt der Wortwitz: Hakenkreuzotter. O Polgar!

[...]

24. *August, Donnerstag Vormittag*

[...]

Gestern Nachmittag kam auf dem Bahnübergang vor unserm Hause ein wildaussehender Arbeiter dicht an mir vorbei und sagte laut: «Kopf hoch! Die Lumpen sind bald zu Ende!» – Stühler hatte ein ähnliches Erlebnis. Aber solche Erlebnisse haben wir seit Jahren alle paar Tage, und ebenso haben wir seit Jahren alle paar Tage höchst entgegengesetzte Erlebnisse. Nichts lässt sich hieraus schliessen, und nichts aus der Kriegslage, so verzweifelt sie auch im Westen und Osten für Deutschland sei.

25. *August, Freitag Vormittag*

Gestern Nachmittag Frau Stühler: Kunden hätten aus dem deutschen Rundfunk Abfall Rumäniens berichtet. Abends sagte mir Stephan Müller (bei der Luftschutzübung), es stünde schon in der Zeitung. Heute hat Cohn einen ausgehängten «Freiheitskampf» gesehen; danach sei es eine Analogie zur Badoglio-Affäre. Natürlich sei schon eine nationale Partei mit Aufruf hervorgetreten und Bürgerkrieg im Gang. – Ich war einen Augenblick sehr gehoben – aber doch auch vom ersten Augenblick an gedämpft und skeptisch. Eigentlich müsste Deutschland jetzt zusammenbrechen; aber «eigentlich» hätte es das ja schon im Juli 43 bei Italiens Abfall tun müssen. – Bei den Juden herrscht Angst und Skepsis. Stühler tadelte seine Frau, davon erzählt zu haben. «Ich habe Angst, ich mag nicht fünf vor zwölf ... wenn Sie die Leute gesehen hätten, die neulich von der Gestapo nach Verhör zurückkamen, so hätten Sie auch Angst.» Angst ist das vorherrschende Gefühl, daneben Stumpfheit. Man kann sich ein Ende nicht mehr vorstellen. Und doch scheint die ganze Balkanfront einzubrechen: Bulgarien, Türkei, Rumänien, und aus Rumänien kommen fünfzig bis sechzig Prozent unseres Öls. Aber «sie» werden noch in Berlin Widerstand leisten. Gestern während des grossen Alarms sind einige Bomben auf Freital gefallen; Eva, die im Keller des Alberttheaters sass, nachher zu Glaser fuhr, sah Rauchwolken der Brände. Fahr-

gäste machten einander darauf aufmerksam; aber *nur* durch Blicke, *zu sprechen wagte niemand*. – [...]

Gestern Abend auf dem Hof von halb acht bis halb zehn, d.h. bis in tiefe Dunkelheit hinein: Luftschutzübung. Eine fingierte Phosphorbombe (Konservenbüchse) und angekreidete Phosphorspritzer wurden mit fiktivem Sand und fiktivem Wasser beseitigt. Vorher und nachher endlos die nun schon bekannten Belehrungen, Mahnungen, Drohungen. Dabei stellte sich diesmal sehr deutlich heraus, was schon längst deutlich genug: Die Juden sind von sich aus wenig bei der Sache, ja ein bisschen passiv renitent, weil sie sich nicht gut ausgebildet und nicht gut geschützt wissen. Es fehlt an Gasmasken; es fehlt an Sanitäterinnen, weil Katz keine Arierinnen ausbilden darf und weil arische Ehefrauen von Juden an keinem allgemeinen Schulungskurs teilnehmen dürfen. Einer, Waldmann sogar, der ja eine leitende Rolle im Haus spielt, stellte die Frage: «Wenn unser Judenkeller einstürzt – holt man uns heraus?» Der biedere Kautzsch antwortete halb entrüstet, halb unsicher: «Solange *ich* hier Gruppenführer bin, bestimmt!» Aber er hatte doch vorher, als über die fehlenden «Laienhelferinnen» gesprochen wurde, sehr wehmütig gesagt: «Ich möchte Ihnen gerne helfen, aber Sie wissen ja, mir sind die Hände gebunden.» Es ist tragikomisch und schlägt unmittelbar in die LTI, wie der Mann mit Güte und Drohung uns in den allgemeinen «Einsatz» einzufügen sucht, wie er mit Notwendigkeit dabei in den eingelernten, wie ein Hohn auf uns passenden Phrasenschatz verfällt: Ein vierteldutzendmal bekamen wir gestern zu hören, dass wir zum eigenen und zum allgemeinen Schutz mitwirken müssten, einsatzbereit als eine «verschworene Gemeinschaft». Hübsch zu hören, wenn man den Stern trägt und «Staatsfeind» ist. [...]

26. August, Sonnabend Nachmittag

Die sehr erschöpfende Hitze dauert nun wohl schon eine Woche an. Unser Wohnzimmer liegt den grösseren Teil des Tages unter Sonne. –

Ich musste meine elenden Schuhe wieder mal zurechnähen lassen. Ich war beim dritten jüdischen Schuster. Der erste, ein riesiger russischer Jude, der seine Werkstatt in der Sporgasse hatte, hat sich im Gefängnis erhängt. Der zweite, Frischmann, sitzt seit Wochen – seine Affäre habe ich notiert. Der dritte, Saslawaki, hat sich sein Atelier neben Waldmann eingerichtet; ich lernte ihn gestern kennen, sah und hörte ihm bei der Arbeit zu. Ein magerer schwarzer Mann von einundfünfzig Jahren, Ostjude, die Sprache östlich gefärbt – so dürfte ein galizischer Handwerker aussehen und reden. Er hat vordem geschlossert, er ist im Friedensberuf «alles» gewesen, wie er sagt, Film[?] und Geschäftsreisender. Er hat die Mutter in Theresienstadt, einen Sohn in Australien interniert (Schuster), eine Tochter gelernte Krankenschwester in England. Er behandelte mich mit Zärtlichkeit und Respekt, den Professor, den «sie von seinem Lehrstuhl gejagt haben» (sic), er war nicht zu bewegen, Geld für seine Näherei zu nehmen. Was ich vom «Jüdischen» wüsste? Ich sagte, leider hätte ich keine hebräischen Kenntnisse. – «Aber doch Worte wie eine Broche, eine Mitzwa?» Ich bestand zur Genüge. Übrigens ist natürlich auch dieser Mann Mischehemann. Und dann: Er hat beim Sprechen und Arbeiten furchtbare Zuckungen des ganzen Kopfes und halben Oberkörpers, als Folge einer Verschüttung im ersten Weltkrieg, cf. 27.8! [...]

27. August, Sonntag Mittag

Gestern Nachmittag war Steinitz hier. Er sagte, der Schuster Saslawski sei nicht deutscher Feldsoldat gewesen und nicht verschüttet worden, sein Zittern rühre vom KZ des Dritten Reiches her. –

Der Bombenabwurf über Freital-Dölzchen-Birkigt soll größeren Schaden verursacht haben, als erst angenommen wurde; unter einem Bunker begraben liegen nach optimistischem Gerücht vierundsechzig, nach schwärzerem zweihundert bis vierhundert Leichen. Da nie Genaues veröffentlicht wird, gehen natürlich die

schlimmsten Gerüchte um. Ich bin aus meiner Ruhe um Dresden ein bisschen aufgescheucht. Ich fürchte nun auch für unser Häuschen. Eines der Angriffsziele, wenn nicht *das* Ziel, war die Bahnstrecke im Plauenschen Grund.

Steinitz brachte mir gestern aus der «DAZ» vom 25.8. Jubiläumsartikel von einem quidam Erich Schneider: «Herder heute» (zum zweihundertsten Geburtstag)... «Er legt die Wurzeln *arteigenen* Wesens frei...» – «Der Rassenfrage ist er *noch* ausgewichen, weil ihm die damaligen Erkenntnisse nicht einleuchtend genug erscheinen. Sein Grunderlebnis sind die Völker ...» – «Trotz der religiösen und menschlichen Toleranz, die durchaus dem Geist seiner Zeit entspricht, sieht Herder die Judenfrage als eine politische Frage an. Sein volkspolitisches Denken führt ihn zu einer klaren Beurteilung ...» In den «Ideen» heisse es: «Wieviele von diesem fremden Volk dürfen ihr Geschäft ohne Nachteil der Eingeborenen betreiben? ... Denn dass eine unbestimmte Menge derselben einen europäischen, zumal übel organisierten Staat verderbe, davon liefert die Geschichte leider traurige Beweise ...» – «Für die slawischen Völker des Ostens ist Herder ‚ein Mann des Schicksals‘ nach einem Ausspruch Josef Nadlers ...» Durch seine «Volksidee gewinnen die Ostvölker ein völkisches Eigenbewusstsein und bluthaftes Einheitsempfinden ... Die Erkenntnis des Eigenwesens bei den Slawenvölkern schafft den Willen zu Gestaltung des politischen Daseins. Das politisch ohnmächtige deutsche Volk zur Zeit Herders konnte dem Osten keine politische Gestalt geben, erst das Deutschland der Gegenwart vermag diese deutsche Sendung zu erfüllen ...» Schlusssatz: «Für das deutsche Volk ist die Volksidee Herders durch den Nationalsozialismus politische Wirklichkeit geworden.»

[...]

28. August, Montag Abend

[...]

Heute Morgen sollte Waldmann – das geht schon lange – ein Rouleau bei uns reparieren. (Umständliche Affäre, die dazu nötige

Schnur zu beschaffen: Bescheinigung des Hauswirts nötig.) Im letzten Augenblick: unmöglich, er müsse eine Leiche abholen. (Das ist sein Amt zusammen mit Jacobi.) Sogleich war das angstvolle Gerücht da, es werde einer im PPD zu Tode gekommen sein. Es handelte sich dann aber um die jüdische Frau eines Ariers in Niedersedlitz. Die Leiche wurde im Handwagen hereingebracht – einen richtigen Leichentransportwagen für Juden gibt es nicht.

In der Zeitung am Sonnabend stand eine Notiz – «die Beisetzung» (nichts als dies!) finde in Freital um siebzehn Uhr statt, Abordnungen mit Fahnen hätten etc. ... Es soll eine «Völkerwanderung» da hinaus gegeben haben, aber niemand darf darüber sprechen. Es sollen noch viele Tote in einem zerstörten Bunker liegen. All das wird totgeschwiegen, im Heeresbericht gibt man sich mit solchen Bagatellen längst nicht mehr ab. Darin heisst es schon seit Wochen: starke Verbände über Mitteldeutschland (p. e.), besonders über ..., und dann kommen die Namen zweier Städte, bei denen die Verluste offenbar allzugross zum gänzlichen Verschweigen sind. Wie viele solcher Freitalts mit Dutzenden, vielleicht mit zweihundert Toten mag es täglich in Deutschland geben?

In der Zeitung wird mit grossem Aufwand die organisatorische Tat des Gauleiters für Ostpreußen gefeiert, in vierundzwanzig Stunden Hunderttausende zur Erdarbeit mobilisiert zu haben. Die ganze Affäre ist schon wieder ein nationalsozialistischer Triumph, eine Niederlage der Russen, die nicht nach Ostpreußen eindringen können und können werden. So wird alles zu deutschem Sieg umgebogen. Wie lange wird das noch halten? Alle Massnahmen werden mit Stirn und Betonung derart getroffen, als müsste der Krieg noch Jahre dauern. Immer wieder wird betont, dass durch die neuen Massnahmen – Einschränkung der Kultur zur Rettung der Kultur! – eine neue Feldarmee frei würde. (Habe ich notiert, dass alle «schöngeistigen» und «verwandten» Bücher vom 1.9. an nicht mehr gedruckt werden dürfen? Nur Naturwissenschaft und Technik! Dass man Handelsschulen etc. schliesst?) – [...]

30. August, Mittwoch Vormittag

[...]

Immer steigende Schwierigkeit der Buchbeschaffung. Leihbibliotheken nehmen keine neuen Kunden an. In der Marschallstrasse sah ich oft und sehnsüchtig in einem Laden den «Napoleon» von Bouhler. Steinitz sagt mir, dort lese seine Wohnungsnachbarin, die verschrumpelte Frau Lichtinger, die Frau des uralten jüdischen Uhrmachers Lichtinger, der den Gestapobeamteten für Zigarren und freundliche Behandlung Reparaturen macht. Frau Lichtinger also werde mir das Buch besorgen. Gestern: Sie getraue sich's nicht, sie habe einen Revers unterschreiben müssen, ausgeliehene Bücher nicht weiterzuverleihen. –

Aus Einzelnummern der «DAZ», Mitte Juli bis Mitte August. (Die «DAZ» ist jetzt *das* Repräsentationsblatt.) Am 15. Juli: «Die Selbstbehauptung des Theaters im Luftterror». Bericht des «Reichsdramaturgen», wie man durch Zusammenlegung und gegenseitige Aushilfe trotz aller Zerstörungen «der Bevölkerung das erhebende und entspannende Theaterspiel» erhalte. Vier Wochen nach dieser Rede des «Reichsdramaturgen», Ministerialdirigenten Dr. Schlösser», löscht Goebbels *alle* Theater vom 1. September ab aus. – Eine Notiz über kommende Symphoniekonzerte in Bukarest, ein Deutscher wird gastieren. Vierzehn Tage später erklärt uns Rumänien den Krieg. – [...] Am 16. August Leitartikel «Das Volk im Osten», Hymnus auf die Vaterlandsliebe der Oberschlesier, aus dem hervorgeht, dass man dort genauso besorgt ist und schantzt wie in Ostpreußen. [...]

1. September, Freitag Morgen und später, fünf volle Jahre Krieg!

[...]

Ich glaube, ich habe dies nie notiert: An jeder Tür der Wohnung, ist, in Greifhöhe schräg angenagelt, eine Mesuse. Lewinsky sagt, hier habe der Rabbiner gewohnt. Er öffnete neulich eine der kleinen Rollen und zeigte uns die prachtvoll gleichmässige winzige Handschrift der vorgeschriebenen Bibelworte. Sie dürfen, er-

zählte er, *nur* mit der Hand und *nur* mit dem Gänsekiel geschrieben werden; die gleichen Texte im Stirnriemen seien noch ungleich winziger, die Mesusen der Orthodoxen im Osten sehr viel grösser. Er sprach schwärmerisch von der Poesie dieser Vorschrift: Ein Frommer dürfe in keinem Raum schlafen, den nicht solche Miniatur und Essenz (*meine* Bezeichnung!) der Thora beschirme. Lewinsky, aus Kempten stammend und en pleine Orthodoxie aufgewachsen, hat immer wieder gerührte Erinnerungen daran, weiss viele hebräische Texte, kann aber kaum ein Wort genau erklären; wenn er ungefähr den Sinn eines Satzes, eines Gebetes kennt – oft nicht einmal das! –, ist er schon stolz darauf. Es kommt eben in allen Bezirken der Frömmigkeit, ganz interkonfessionell und allgemein, auf die Magie, die Zauberformel, die geheimnisvolle Wirkung eines Klanges oder Rhythmus, einer Geste und Zeremonie an; je weniger davon begriffen wird, umso stärker wirkt es. *Ich* bin für alle diese Wirkungen vollkommen unempfindlich – anzi. Das ist aber nicht so wegen der besonderen Helligkeit meines Intellekts, sondern der Zeit halber, aus der ich stamme. Ich sehe und höre immer noch Bertholds Empörung auf der Potsdamer Brücke, der Holzbrücke des vorigen Jahrhunderts, als ich einen Zweifel wagte an der absoluten Gewissheit des absoluten menschlichen Endes mit dem Tode. Er tobte, als hätte ich eine Unsittlichkeit, etwas ganz und gar Unwürdiges, etwas ganz und gar Idiotisches gesagt. *Ich* bin noch viel skeptischer, als Berthold je gewesen.

Seit den Zerstörungen in Freital werde ich den Gedanken nicht los, dass eine Bombe einmal in Annemaries Klinik fallen könnte. Das industrielle Pirna, die Nachbarschaft Küttners, der Fallschirme macht! Dann wären meine sämtlichen Manuskripte, die alle dort im gleichen Koffer liegen, auf einen Schlag vernichtet. Aber ich fürchte die Gestapo mehr als die Amerikaner. Und alles ist Schicksal, und Sicherheit ist nirgends.

Am 28. August, zugleich mit ausführlichen Nachrichten über die gänzliche Aufgabe von Paris – man sah nun, dass es wirklich bis auf «Stützpunkte» schon tagelang in den Händen der anderen

war –, brachte die «Dresdener Zeitung» (und bestimmt nicht sie allein) einen Artikel: «Geheimnis der letzten Kriegsphase» von SS-Kriegsberichter Achim Fernau. Das ist das Tollste, was man sich bisher geleistet. Populär geheimnisvoll. Ja, wir verlieren seit Monaten auf allen Schauplätzen Raum um Raum, Truppe um Truppe. Der Zuschauer ist wie einer, der durch die Glastür zusieht, wie Skat gespielt wird. Zwei haben alle Trümpfe in der Hand, der Dritte scheint verloren. Und plötzlich – beglückwünscht man diesen Dritten. Der Zuschauer «wusste nämlich nicht, dass gar nicht Grand gespielt wurde.» – Oder: «Zwei Automobile fahren um die Wette. Es kommt darauf an, wer zuletzt getankt hat, wer zuletzt tanken kann.» Die Alliierten wollen jetzt, müssen jetzt zum Ziel kommen – denn nachher! Der englische Innenminister hat gesagt: «Ich weiss von furchtbaren Dingen!» V 1 ist nur der Anfang dieser furchtbaren Dinge. Churchill weiss das, deshalb jetzt die ungeheure Anspannung, das verzweifelte Vorgehen! Churchill hat in einem Interview gesagt: «Wir müssen den Krieg bis zum Herbst beenden, sonst ...» (Ominöse Punkte im Text. – Der Innenminister ist Morrison.) Kurzum: Die Gegner siegen zur Zeit aus Angst und Verzweiflung. *Wir*, wir haben nur noch bis zum Herbst auszuhalten. Wir werden das auch tun. «Mit allen Mitteln und mit allen Kräften. Der Sieg ist wirklich ganz nahe.» (Schluss des Artikels!) – Das geht nun schon seit Wochen in immer steigendem Masse. Deutschland *pokert*. Blufft es, oder hat es wirklich noch Trümpfe? [...] Immerhin: Mit der Parole «Zeit gegen Raum» und mit den geheimnisvollen Waffen hält man das Völk bei der Stange.

[...]

3. September, Sonntag Mittag und später

[...]

Den ganzen, Morgen Trommeln, Fanfaren (falsch geblasen, wie alle Töne des 3 Reichs falsch sind), HJ marschierend, singend, auf der Elbbrücke in Position, Schwenken der Fahmentücher an den Fanfaren, mit einem Wort: das ewig gleiche Theater. Grund: Heu-

te, am 3. September, hat nach den Nationalsozialisten der Krieg 1939 begonnen, durch die grundlose Kriegserklärung der Engländer und Franzosen. Wir, am 1.9.39, haben nur «das Feuer der Polen erwidert».

Ich dozierte eben vor Steinitz, in vier Wochen sei alles zu Ende. Aber selber daran glauben? –

[...]

4. September, Montag Vormittag

iLewinsky blieb gestern aus. Aber Eva spielte sehr schön Klavier; ich höre sie jetzt oft wochenlang nicht; doch musiziert sie aushäufig ein wenig mit Glaser und mit Frau Kreisler – dabei gibt es allerhand zu essen, zu rauchen und auch heimzunehmendes Essen und Rauchzeug.

LTI. An allen Häusern steht neben einem Kreidekreis und -pfeil: LSR – Luftschutzraum. Wir hörten als neue Deutung: «Lernt schnell Russisch».

Am Sonnabend Abend war Katz eine Weile bei uns. Er behauptete, auf der Gestapo werde man ein bisschen höflicher und einsichtiger; jedenfalls wolle man sich nicht *noch* verhasster machen. (Glaub ich nicht, liegt nicht in ihrem Wesen, hilft ihnen auch nichts mehr.) Er erzählte als Gerücht, unter den Hingerichteten der Attentatsaffäre befänden sich u.a. Schacht (das hatten wir schon gehört) und Sauerbruch. Ich sagte erst: Sauerbruch unmöglich! und erzählte, was ich von Sauerbruch, Arco, Ritter wusste. Später fiel mir ein, es sei doch möglich, in die Gruppe der adligen Deutschnationalen passe Sauerbruch nicht schlecht. – [...]

5. September, Dienstag Vormittag

Gestern brachte Eva aus dem «Freiheitskampf» heim, dass Finnland kapituliert und Bulgarien ein «Selbstmordministerium» (d.h. also zu Russland abschwenkendes) erhalten habe. Frau Cohn brachte mit, Waldmann habe ihr auf der Treppe zugeflüstert, Brüssel sei gefallen. Gegen Abend beim Hygienegang an der Elbe

kreuzte ein dicker Herr, vom Fluss heraufsteigend, meinen Weg und sagte: «Nun hat es bald ein Ende!» Und als ich weiterging ohne zu reagieren, hinter mir her: «Gott sei Dank!... Sie dürfen mich nicht missverstehen!» – Mit alledem dauert es und dauert es. In den letzten Zeitungen, die ich sah, heisst es: Wir bilden im Westen die gleiche *elastische* (*LTI*: Seit Stalingrad ist im Osten die Linie *elastisch*, und nie gelingt dem Feinde der *Durchbruch*) –, die gleiche elastische Front also wie im Osten, wir weichen der Entscheidungsschlacht aus und werden sie erst schlagen, wenn die Chancen wieder für uns günstig sind. Wird das geglaubt? Die Hoffnung auf die *neuen Waffen* hat Goebbels herabgedämpft, man dürfe von ihnen keine plötzlichen Wunder erwarten, und im letzten Heeresbericht, sagt Eva, habe V 1 *gefehlt*, seit Wochen das erstmal gefehlt! So schwanke ich zwischen Hoffen und Nichtglaubenkönnen, bin aber bei alledem fleissig im Speichern. Aus der Not, mich nicht an *ein* Thema halten zu können, mache ich jetzt eine Tugend: Ich sage mir, *noch* habe ich Zeit, ein bisschen in den letzten Jahrzehnten versäumte Allgemeinbildung nachholen zu können.

[...]

Zur *LTI*. Der Nationalsozialismus ist eine giftigste Konsequenz, richtiger Überkonsequenz der deutschen Romantik; sie ist an ihm genauso schuldig und unschuldig wie das Christentum an der Inquisition; sie macht ihn zu einer spezifisch deutschen Angelegenheit und sondert ihn vom Faschismus und Bolschewismus ab. Sie findet ihren stärksten Ausdruck im Rassenproblem, und dieses wiederum tritt am stärksten hervor in der Judenfrage. So bedeutet die Judenfrage für den Nationalsozialismus das Zentrum der «Wesensmitte» und seine Quintessenz. Und in eben diesem Kernpunkt zeigt sich die absolute Entgeistigung und Verlogenheit, der absolute Höllensturz der Romantik im Dritten Reich. Das Judenproblem ist die Giftdrüse der Hakenkreuzotter.

6. *September, Mittwoch Mittag*

[...]

Am Abend erlag ich der Versuchung, wie schon gelegentlich, und ging nicht hygienespazieren, sondern zu Waldmann, Haus- und Leichenbesorger und Möbelträger – für das Finanzamt, Versteigerung konfiszierten Judengutes; er sagte, «sie haben es jetzt eilig, sie haben wohl Angst» – vordem Pelzhändler, kräftiger Mann Anfang fünfzig, überblonde, sehr viel jüngere Frau, grosser Politiker, mir sehr zugetan –, ging also unter dem Vorwand, ihn zu mahnen, da eine zerrissene Rouleauschnur längst zu reparieren ist. Im Keller unten hat er ein schönes Wohnzimmer mit vier Klubsesseln an einem eleganten ovalen Tisch; da fand ich schon manchmal ausser dem Ehepaar Berger, mit dem er sich duzt. Erst sind die Männer still, dann vermahnen sie mich zur Vorsicht, dann packen sie den Alliiertenbericht und ihre Ansicht aus. Hauptberichtender ist Berger, aber Waldmann spart nicht mit Auslegungen und Vermutungen!...]

Das «Reich» vom 20. 8.; Goebbels' Leitartikel: «In den Stürmen der Zeit». Natürlich sind wir durch den 20. Juli (das Attentat) in jeder Beziehung stärker geworden. Die Täter – unbegreiflich, «dass es Menschen mit deutschen Namen und von einer deutschen Mutter geboren gibt, die ihre Hand erheben, um das Leben des Führers auszulöschen» – sind Ultrareaktionäre, und ihr Charakter ist durch «Überwucherung der Kräfte des Instinkts ... durch solche eines diabolischen Intellekts» zu erklären. [...] – Ein Artikel von Hans Schwarz von Berk: «Die Ungeduld des Feindes. Im Morast seiner Politik.» Die alte Leier: Die Gegner haben keine positiven kulturellen Kriegsziele – ihre Soldaten sind kriegsmüde und wollen nach Haus, so muss man zum Schluss kommen. Wir dagegen, wir verteidigen unsere Kultur, *die* Kultur, das ist unsere Mission, und sonst gehen wir unter. Deshalb werden wir uns «um jeden Meter schlagen». Unter den Schreckbildern der Niederlage steht neben Üblichem dies: «Statt der deutschen Schule für unsere Kinder fremde Institute, in denen sie ‚um-erzogen‘ werden sollen und ableugnen müssten, was ihre Eltern gedacht und getan haben, wo

in der Geschichtsstunde Männer wie Prien, Mölders, Dietl als Verbrecher verurteilt würden, während man Dürer, Leibniz, Beethoven und Goethe zu Weltbürgern erklären würde ...»

(«Weltbürger» diffamiert! Gleichwertigkeit von Prien und Leibniz!)

[...]

7. September, Donnerstag Mittag

Bestimmt in *allen* Zeitungen vom Dienstag, 5. 9 – ich bekam die «Dresdener Zeitung» erst gestern Abend von Cohn, es war aber schon vorher ringsum davon die Rede –, Artikel: «Bereit sein ist alles! Im Bereich der deutschen Grenzen: der Volkskrieg. Vom stellvertretenden Reichspressechef Helmut Sündermann.» (Also offiziell an Alle.) Ton des Aufrufs. Das Wort «Heckenschütze» – so heisst der Franktireur im LTI – wird vermieden; aber die Sache selber in der blutrünstigsten und selbst für nationalsozialistische Gewöhnungen extrem fanatischsten Weise gefordert. Der Feind nähere sich den deutschen Grenzen, sein Plan: «Der deutsche Staat soll von der Landkarte gestrichen, die deutschen Menschen sollen als Arbeitssklaven über den ganzen Erdball verteilt werden.» Der Feind will uns ganz vernichten, «von wahnwitzigen jüdischen Hassphantasien getrieben». [...] Wir unsrerseits, «wir wollen nicht siegen, um das britische Volk auszurotten oder um Amerika zu erobern, wir müssen siegen, um – als Volk wie als einzelne – frei weiterzuleben. Diesen Sieg werden wir erzwingen, sei es durch das Aufgebot jedes Deutschen, dem die kämpferische Freiheitstat zum höchsten Lebensgesetz geworden ist...» – «Eine Nation, die das Wort ‚lieber tot als Sklav‘ in sich aufgenommen und fanatisch zum Leitgedanken ihres ganzen kämpferischen Einsatzes gemacht hat, eine solche Nation wird niemals knechtisch werden, und sie wird ewig leben!» Schlussätze: Noch seien wir im Lande «nicht unmittelbar bedroht» – aber «bereit sein ist alles!»

Hierzu: inhaltlich plus qu'un crime, une sottise, denn zum er-

stenmal spricht nackte Verzweiflung. Und wer wird Lust zum «Volkskrieg» haben, wo jeder Ort den feindlichen Fliegern preisgegeben ist? Und muss sich nicht jeder sagen: Warum sollen nicht die andern «Invasoren» sein, warum ist deren Invasion Verbrechen, wo wir so viele Länder besetzt hatten? Stilistisch: Wieder sind es die paar Rosinen, uralten Rosinen der LTI, die hier eingebacken sind. Aber der Tenor des Ganzen scheint mir massloser als alles frühere Geschreibsel. (Freilich, über die Grausamkeiten der Polen, Tschechen, Sowjets, Juden hat man auch allerlei Superlativisches gesagt.) Ich glaube nicht, dass das noch zieht.

10. September, Sonntag Vormittag

[...]

Was ist mit dem Krieg? Frau Cohn erzählt am Vormittag: «Aus dem Sachsenwerk haben sie fünf Frauen geholt (Arierinnen scilicet), weil sie gesagt haben, die stünden schon vor Metz, eine Soldatenfrau hat sie denunziert.» Am Nachmittag berichtete Eva aus dem Heeresbericht: «Kämpfe bei Metz.» Und Eva erzählt via Winde und Simon: Die Engländer haben erklärt, sie verdunkelten den grössten Teil der Insel nicht mehr, es sei nicht mehr nötig. Sie haben aber auch erklärt, es trete jetzt eine Vormarschpause ein, sie müssten erst Truppen nachziehen.

Und Lewinsky, der immer absolut Pessimistische, hat aus «sicherster Quelle» gehört, Aachen sei bereits in Feindeshand, worüber sich aber England ausschweigt. Und was im Osten vor sich geht, weiss keine Seele, und was auf dem Balkan – Bulgarien im Krieg mit den Alliierten – Kriegserklärung Russlands! – und mit Deutschland! –, und was in Italien und was in Finnland, und was in Deutschland selber, niemand weiss es, und alles liegt im Dunkeln.

Es sind neue «Totalisierungs-Bestimmungen heraus: der Hochschulbetrieb zum grossen Teil geschlossen (Theologie und Philologie gänzlich), die Oberklassen der höheren Schulen zur Fabrikarbeit beordert, alle Zeitschriften ausser den «kriegswichtigen» (in der Medizin nur die kriegsmedizinischen nicht) unterdrückt, das

preußische Finanzministerium aufgelöst (vom Reich übernommen). Der Wochenartikel über die militärische Lage in düsterster Farbe. Natürlich: Wir werden es *dennoch* schaffen, und «die Zeit arbeitet für uns», aber das ist leichteste, durch den ganzen Inhalt widerlegte Verhüllung. –

Ein besonderes Charakteristikum der LTI ist die schamlose Kurzbeinigkeit ihrer Lügen. Immerfort geht man kaltschnäuzig von Behauptungen ab, die man tags zuvor gemacht hat. «Sie können nicht landen. – Sie kommen nicht über den Atlantikwall hinaus. – Sie brechen nicht durch ...» Und jetzt: Das war alles voraussehen und ist bei ihrer Übermacht erstaunlich spät eingetreten. Sie können uns aber nicht zur Entscheidungsschlacht zwingen, ehe wir nicht im dafür vorgesehenen Raum stehen, wir setzen uns mit genialer Tüchtigkeit ab ...» Von V 1 ist es still geworden. Einmal in diesen Tagen hiess es: «unregelmässig» geworden «wegen der Ereignisse in Nordfrankreich», aber wiederaufgenommen. Jetzt Stillschweigen davon.

11. September, Montag Vormittag

Als Eva bald nach neun zu Bett wollte (ich pflege schon eine Stunde später zu folgen, dafür den Tag halb fünf zu beginnen), kam gestern Stephan Müller und blieb bis gegen elf. Er sagte, es könne höchstens noch bis Mitte Oktober dauern, allerhöchstens. Er erzählte vom englischen und vom (russischen) «Freiheits-Sender.» Alle Welt höre diese Sendungen, die Regierung sei dagegen machtlos. Im Freiheitssender sprechen Offiziere und Leute der Armee Paulus-Seydlitz: Dreihunderttausend Mann stark stünden sie für Deutschland bereit, sie wollten «demokratische» Ordnung schaffen. Auch die Engländer lassen deutsche Gefangene sprechen und werben. Das Westheer Deutschlands sei stark demoralisiert und ungeheuer geschwächt. Der Oberbefehlshaber Kluge habe sich im Schnellzug auf dem Weg zu Hitler erschossen. Es erschienen über marschierenden Truppen Flieger und würfen blaue Zettel ab: «Haltet diese Zettel in der Hand und nehmt die

Helme ab, dann geschieht Euch nichts, sonst...» Eine Minute später kämen Panzer angefahren, und die Leute ergäben sich. Die Gefangenenzahl soll sich der halben Million nähern. – Der Zusammenbruch auf dem Balkan sei ein absoluter und vollkommen analog dem Debakel von 1918. V 1 sei gänzlich erledigt, ebenso V 2 und V 3, d.h. die «Ein Mann»-Torpedos und irgendwelche elektrisch ferngesteuerten Boote mit riesiger Sprengladung ... (Eben kommt eine Karte von Hilde Jonson-Sussmann vom 28.8. aus Stockholm; auch sie deutet zweimal deutlichst an, dass man in Stockholm das Ende nahe glaubt.) – Wir kamen also erst gegen elf ins Bett; eine halbe Stunde später – seit langen Monaten der erste Nachtalarm – heulten die Sirenen. Müller hatte erzählt, es seien von den Alliierten verstärkte Luftbombardements angekündigt, sie hätten nun auch all die Luftstreitkräfte frei, die bisher gegen die V 1 eingesetzt waren; dazu kam die Erinnerung an die vierhundert Toten in Freital: Da war mir nicht ganz wohl zunute. Nach etwa zwanzig Minuten kam grosser Alarm. Aber während ich den Rucksack schulterte, wurde entwarnt – offenbar war der grosse Alarm irrtümlich gegeben worden. [...]

14. September, Donnerstag Vormittag

[...]

Eva brachte abends, ohne die Berichte selber gehört oder gelesen zu haben, als letzte Bulletins nach Hause: Im *deutschen* Heeresbericht: englischer Angriff auf Aachen, im englischen: im Angriff auf Trier deutsche Grenze in 35 km Breite überschritten. Auch im Osten soll neue Offensive im Gang sein. – Es wird ungeheuren Eindruck machen, dass der Feind in Deutschland steht. Wie wird die LTI reagieren? – Im Keller hatte Neumark eine zufällig gefundene alte «DAZ» bei sich, die ein Übersichtsblatt der Ereignisse des Jahres 1943 enthielt. Im Februar 43 der Fall Stalingrads, im Frühjahr Besprechungen des Führers mit dem König von Bulgarien, mit Antonescu – Graf Ciano wird italienischer Botschafter beim Vatikan ... Wie das alles auf uns wirkte! Ciano

erschossen, Bulgarien und Rumänien abgefallen, Stalingrad in weiter, weiter Märchenfeme ... Aber mehr wirkte ein anderes auf uns – es war bei Neumark und mir dasselbe: die Ohnmacht des Gedächtnisses, dies alles, dies qualvoll Miterlebte, in der Zeit zu fixieren. Wann war dies und jenes – soweit es überhaupt noch gegenwärtig war-, wann war es gewesen? Tatsachen haften nur wenige, Daten überhaupt nicht. Man ist mit Gegenwart überschwemmt, es gibt keine Zeitgliederung; alles ist unendlich lange her, alles lässt unendlich lange auf sich warten, es gibt kein Gestern, kein Morgen, nur eine Ewigkeit. Auch das ein Grund, warum man von erlebter Geschichte nichts weiss: Das Zeitgefühl ist aufgehoben; man ist gleichzeitig zu stumpf und zu überreizt, man ist überfüllt mit Gegenwart. Auch die Kette der Enttäuschungen entrollte sich mir wieder. Vor diesem Blatt: Seit Stalingrad, also seit Anfang 43, warte ich auf das Ende. Ich erinnere mich, wie ich damals Eva fragte: Glaubst du, das ist *eine* Niederlage, oder hältst du es für *die* Niederlage, für die Katastrophe. Das war im Februar 43. Damals hatte ich noch keinen Fabrikdienst getan. Danach bin ich vierzehn Monate Fabriksklave gewesen. Und jetzt ist es bald ein Vierteljahr her, dass ich entpflichtet bin und mich immer mehr quäle, dem sogenannten freien Tag Arbeitsergebnisse abzugewinnen. –

Eva macht mich als auf einen Zeitzug darauf aufmerksam, wie jetzt einzelne brauchbare Karten von den Kriegsschauplätzen zu Familienheiligümern werden. Eisenmann ist stolz auf eine grosse Landkarte Europas, in die ihm einmal ein Paket eingewickelt wurde; Windes haben eine «gute» Frankreichkarte, die ihnen vor langer Zeit geschickt wurde, auch Gertrud Schmidt hat solchen Besitz. Zu kaufen gibt es natürlich längst nichts mehr.

[...]

Cohn, der sonst so Angstvolle, Pessimistische, war gestern ganz gehoben: Im Werk hatte ihm ein italienischer Arbeiter spontan in gebrochenem Deutsch gesagt: «In ein paar Wochen aus... So», und dabei hatte er nach oben gedeutet und mimisch ausgedrückt, dass das Ende durch die Flugwaffe komme. Und am gleichen Ta-

ge hatte ihm auf der Tram ein junger, gutgekleideter Herr mit mehreren Kriegsauszeichnungen zwei Fleischmarken aufdrängen wollen, ihn seines Philosemitismus versichert und dass es nun bald überstanden sei. –

Im «Reich» vom 27.8. hat Goebbels als Leitartikel: «Von den Grundsätzen des Krieges». Das immer wiederkehrende Leitwort heisst «Belastung», wiederholt als «Belastungsprobe», einmal die Zerreißprobe variiert. Man muss gewachsen sein. Das ist die Aufgabe der politischen Führung, wenn «schwache Naturen» «nervlichen Belastungen» erliegen. Die Führung muss dann «der falschen Klugheit der Feigen und Wankelmütigen und ihrer rein intellektuellen Besserwisserei ihren eigenen, vom Schicksal selbst gestellten Auftrag entgegenstellen.» (Also «Von Gottes Gnaden» in die Vorsehung eingeweiht gegen den rein intellektuellen Besserwisser.) Natürlich sei der Nationalsozialismus «die grösste, aber auch die einzige Rettungsmöglichkeit des deutschen Volkes». Das zu bezweifeln vermögen heute nur noch «einige alte, aus einer längst vergangenen Vergangenheit übriggebliebene Pappis (burschikos im Pathos), aber was hat das mit der Masse unseres Volkes, was mit seinen politisch denkenden und handelnden *Richtmännern* des öffentlichen Lebens auf allen Gebieten zu tun?» («Tuen» ist Goebbels' übliche Form.) – An älteren Schlagwörtern finde ich «anfällig» und «Rückläufigkeiten», jetzt übrigens in der wiederholten Verkopplung: «Rückläufigkeiten und Niederlagen». Ich warte darauf, die «Pappis» und die «Richtmänner» an andern Orten auftauchen zu sehen. Ich muss später einmal die Übergangspunkte und -nuancen finden vom Sieg zur Rückläufigkeit, von Rückläufigkeit senz'altro zu «Rückläufigkeit und Niederlage». – Im gleichen «Reich» in einem Artikel «Zange gegen Frankreich» von Kriegsberichter Freiherr von Imhoff: «Die Romantik der Riviera verklingt unter der Wirkung der Feuerlocke, die schon nahezu drei Monate über der Normandie läutet» (Auditiv ausgebaut!)

15. September, Freitag Vormittag

Die Stumpfheit oder Abgestumpftheit der Phantasie! Ich bin so an die Nachrichten von bombenzerstörten Städten gewöhnt, dass mir das gar nichts ausmacht. Gestern bei Steinitz – der Weg galt dem Uhrmacher, der mir für die Zeit der Reparatur einen unförmlichen Wecker lieh – ergriff mich ein Brief, den ihm ein Freund aus Königsberg geschrieben: Evas Heimatstadt ist zu 75 Prozent zerstört, nach amtlichen Berichten sind 5'000 Menschen tot und 20'000 verwundet; der Schreiber und seine Frau hatten nichts gerettet, als was sie auf dem Leibe trugen, drei Verwandte des Mannes, eines alten Amtsrichters, sind tot. Das erschütterte mich, und wie ich morgens – purpurnstes, glühend dunkles Morgenrot – beim Abwaschen auf die Carolabrücke und die Häuserreihe drüben hinaus sah, stellte ich mir immerfort vor, diese Reihe bräche vor meinen Augen plötzlich in sich zusammen – wie das ja tatsächlich in jeder Stunde geschehen könnte und ähnlich alle Tage irgendwo in Deutschland wirklich geschieht. Aber wenn nicht gerade in den nächsten Stunden Alarm kommt, sinkt diese Vorstellung natürlich zurück, und ich hoffe weiter auf «Churchills Tante». Bisher ist ja Dresden selber wirklich verschont worden, das bedrohlich helle Krachen neulich ging nicht von Bomben aus, sondern von eigener Flak. –

Waldmann berichtete gestern, ein Auslandssender habe dies gebracht: Als die Russen in Laruscha (Warschaufront) eindrangen, fanden sie ff mit dem Erschiessen von 1'000 Juden (Männern, Frauen und Kindern) beschäftigt. Sie befreiten die Juden und stellten die SS-Leute an die Wand. Ich glaube diese Meldung ohne Weiteres, niemand unter uns bezweifelt sie. Und jeder fragt sich, was noch von Juden in Polen am Leben ist. Als ich das abends an Cohn weitergab, erlitt er einen Rückfall in seine buchstäblich schlotternde Angst – er wolle nichts von Auslandssendern wissen, die Gestapo etc. etc. Dasselbe Entsetzen wie bei Glaser, wie bei Stühler. Es gibt nichts Grauenhafteres als die jüdische Angst vor der Gestapo. –

Leitartikel des «Reichs» vom 3. September: Goebbels: «Die Festigkeit unseres Vertrauens». Es ist schamlos und verbrecherisch

und bewundernswert im gleichen Masse, wie man immer wieder, allen dementierenden Ereignissen zum Trotz, den Leuten dieselben Phrasen vom sicheren Endsieg, von der «für uns arbeitenden Zeit», von den kommenden neuen Waffen einhämmert. Wie man immer wieder die gleichen Vokabeln gebraucht: Die «Rückläufigkeiten» werden zugegeben, aber unsere «Kriegsmoral» ist die höhere, wir bilden eine «verschworene Gemeinschaft», «wir werden nicht müde werden, unserem Volke immer wieder vor Augen zu halten, dass alle Chancen zum Endsieg in unserer eigenen Hand liegen. Es kommt heute nicht mehr so sehr darauf an, wo wir kämpfen, sondern dass und wie wir kämpfen ... Uns wird der Atem nicht ausgehen, wenn es zum *Endspurt* kommt.» Das Tollste an diesen Phrasen ist wohl das: gleichgültig, *wo* wir kämpfen! Sie wissen, dass der Krieg verloren ist, und lassen Stadt um Stadt zerstören, um für sich noch ein paar Wochen oder Monate zu gewinnen. Sprachlich festzuhalten ist die engstirnige Gleichförmigkeit und Eintönigkeit der LTI bis zuletzt.

16. September, Sonnabend früh

Eva brachte von Windes, in «einem inoffiziellen Sender» – y en a plus? Ich hörte nur Freiheitssender nennen, einmal freilich auch Atlantik-Sender, die «offiziellen» sind wohl der englische, russische und Schweizer (Beromünster), jedermann weiss das, von zehn Leuten sind fünf Selbsthörer, und die erzählen es den andern fünf, da hilft kein Todesurteil –, in einem «inoffiziellen» also habe man das Mädchen (eine Flakhelferin, hiess es in der Zeitung) apostrophiert, die Goerdeler verraten habe: «Sie werden Ihres Geldes (Hauptanteil an einer Million) nicht froh werden; jetzt können Sie nichts damit anfangen, und nachher hat es keinen Wert mehr; es hat nicht einmal Zweck für Sie, sich eine Grabstätte zu kaufen, denn Sie wissen nicht, wo Sie verscharrt werden.» – Inzwischen ist ein anderer Gesuchter, der nur fünfhunderttausend Mark wert war, ein quidam Lindemann, in Berlin «bei einem Halbjuden» entdeckt worden. Folge: steigende Judenangst.

[...]

Abends

[...] Glaser schrieb heute an Eva – an mich nicht mehr! –, dass er zum Arbeitseinsatz befohlen sei, trotz seiner 68 Jahre. Ich frage mich immer wieder, wieso ich dienstentpflichtet bin. Katz ist ungewein ängstlich und gewissenhaft, es stehen die schwerst herzkranken Arier und Juden im Arbeitseinsatz (z.B. Cohn, der alle paar Wochen die schlimmsten Anfälle hat) – wieso kam ich frei? Hält er mich für einen Todeskandidaten, bin ich ein Todeskandidat? Manchmal glaube ich's, manchmal meine ich, ihm habe meine einstige Professur und meine Bücherproduktion imponiert und er habe mich meiner Arbeit erhalten und zurückgeben wollen. Die Frage beschäftigt mich oft, obwohl sie ja eigentlich unwesentlich ist. Tagüber dränge ich alles zurück und lese, studiere, sammle, was mir unter die Augen kommt, und schlafe zwischendurch ein und lese wieder weiter. Wird einmal noch ein gutes Buch daraus, dann war es Heroismus – wenn nicht: seniler Zeitvertreib. Ich zwinge mich, und es gelingt mir auch immer wieder, den absolut unfruchtbaren Todesgedanken, das absolut sterile Wozu? zu unterdrücken.

[...]

18. September, Montag Nachmittag

Frau Cohn (die arische Ehehälfte) sagte mir um dreiviertel fünf früh – ich wusch ab, sie machte Frühstück für ihren Mann wie jeden Morgen «Heute ist Ihr Feiertag, heute ist Neujahr. Mein Mann hat es ausgerechnet.» Davon war bei Thiemig & Möbius manchmal die Rede, dass hier niemand die Daten der jüdischen Feiertage kenne – ein Kalender ist nicht erschienen, Kultübung gibt es nicht mehr, was an Juden hier ist, sind nur die Mischeheleute, also die halb abgesprengten. Selbst Lewinsky, der mancherlei orthodoxe Erinnerungen hat, wusste das Datum nicht – sonst hätte er gestern Nachmittag sicher davon gesprochen. Ich male mir aus, mit welchem Jubel dieses jüdische Neujahr in Italien, in Frankreich, in allen Ländern gefeiert werden wird, aus denen die

Deutschen zurück mussten. Es ist doch wahrhaftig «der jüdische Krieg» geworden; Aufhebung der Judengesetze ist überall eine der ersten Alliiertenhandlungen. –

[...]

19. September, Dienstag Vormittag

Gestern Abend, nach erstem Einschlafen, dreiundzwanzig Uhr, Alarm, gleich danach grosser. Kellerwanderung, Eva in recht schlechtem Herzzustand, kaum eine Viertelstunde dort: Entwarnung. Alles war ruhig geblieben. Aber die Spannung ist neuerdings sehr stark. Die Engländer haben gewarnt: Geht ins Freie, unsere neuen Bomben schlagen bis zum Keller durch! Und in Königsberg scheinen sie die Warnung bekräftigt zu haben. –

In der Zeitung stand kurz nacheinander: Fliegerangriff auf Auschwitz (KZ); «Fliegerangriff auf das Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar: unter den Toten die Häftlinge Thälmann und Breitscheid.» Was ist von alledem wahr und was Verhüllung eigener Morde? Ein Angriff auf Buchenwald soll tatsächlich stattgefunden haben. (Brief des Ehemannes Pauly von dorthier an seine Frau.) Aber lebten Thälmann und Breitscheid damals noch? Und *wer* hat Buchenwald bombardiert? Und ... es gibt so viele Möglichkeiten, Lügen in ein Atom Wahrheit zu mischen, Morde zu vertuschen...

20. September, Mittwoch Abend

Der «Wochenspruch der NSDAP» («Dresdener Zeitung», 18.9.) lautet: «Der kommende Sieg wird unser aller Sieg sein. Heute gilt es für ihn einzustehen, fanatisch und bedingungslos. Dr. Goebbels.» (Immer: «Dr.», ihr Renommierakademiker, immer das abgelatschte «fanatisch».) Die Überschrift zu diesem Spruch, nach der sich auch der anschliessende Kommentar richtet: «Das Glaubensbekenntnis der Volksgemeinschaft.» Letztes Wort des Kommentars: «Nun erst recht!» – Dies, während auf deutschem

Boden gekämpft wird, Engländer 35 km vor Köln stehen und mit ihren Luftlandetruppen in Holland auf der rechten Seite des Rheindeltas! Ich frage mich immer wieder, wie das wirkt, ob es gegen die Alliierten oder gegen die Nazis aufreizt, ob es höchste Dummheit oder höchste Klugheit ist. Nur der Erfolg kann es beantworten. Stresemann rühmt Clemenceau, der in der Kammer erklärte, alles stehe gut, als die Deutschen dicht vor Paris standen. Ich glaube umschichtig (sechsmal am Tage wechselnd), Deutschland müsse in den nächsten Wochen zusammenbrechen, und Deutschland werde sich halten. Und immer wieder: Die Vernunft hofft und glaubt, aber das Herz ist ungläubig. – [...]

21. September, Donnerstag spätnachmittags

[...]

Zur *LTI*. Eine Aufwärterin, die manchmal zur Frau Stühler kommt, zitierte als alte Spruchweisheit: «Dresden wollen wir schonen – in Dresden werden wir wohnen.» Ich sah in der Rampischen Strasse neue Spruchbänder (bedruckte grosse Papierstreifen) an Schaufenstern und Ladentüren: «Unser Lebenswille ist stärker als der Vernichtungswille der Feinde.» Und (ungefähr so): «Die stärkste Bewährungsprobe besteht nur ein starkes Herz.» – In einem Uhrmacherladen klebt: «Bei Alarm / Uhr am Arm!» Das muss sehr alt sein, denn längst gibt es keine Uhr mehr zu kaufen, und selbst Reparaturen werden nicht mehr ausgeführt. –

In der «Dresdener Zeitung» (und fraglos auch in allen anderen deutschen Blättern) vom 19.9. gleich drei Artikel, von denen ich mich wieder frage, ob sie den Gipfel der Dummheit oder Klugheit bedeuten. 1) eine moralische Betrachtung von einem quidam Oberstleutnant Ellenbeck: «Tägliche Selbstbesinnung. Wie nutze ich meinem Volke?» Inhalt: Jeden Morgen eine Minute der Selbstbesinnung. Dann jedes Wort wägen, keine Schwäche zeigen, vom Sieg überzeugt sein. Schwächliche Menschen aufrichten, Defätisten denunzieren. Das eigentliche Interessante an dieser Predigt ist ihr Stil. Es gibt nur das Muster Goebbels-Hitler für die *LTI* – aller Durchschnitt ist ihm nachgebildet. [...] «Mit einem un-

bändigen Willen werde ich mich in den Kraftstrom meines Volkes einschalten und dem Kraftwerk Deutschland so viele Energien zuführen, als ich nur vermag.» ... Als Trost wird angeführt, dass doch die Ostoffensive vor sechs Wochen gestoppt worden sei. – 2) Artikel («Berlin. Das Oberkommando der deutschen Truppen in Nordfinland gibt bekannt»): «Noch immer schirmen Deutsche finnische Erde. (Kleiner abgedruckt darunter:) Nur wo die Sowjets angreifen, ist Härte unvermeidbar.» Es wird hervorgehoben, was Deutschland alles zum Schutze Finnlands getan habe. Es sei danach «vollkommen absurd», wenn man den deutschen Truppen jetzt willkürliche Verwüstungen finnischer Ortschaften vorwerfe. Nur eben: Was dem Feind in seinem Kampf gegen die abmarschierende deutsche Armee nutze, müsse vernichtet werden. «Wo Zerstörungen vorgenommen werden, richten sie sich nicht gegen das finnische Volk, sondern gegen den Todfeind des finnischen Volkes, den Bolschewismus.» (Mit dem Finnland doch eben Frieden schliesst!)

3) «Durchsichtige Feindlügen über die Waffen-SS. Im Kampf um die Freiheit der stählernen Spitze der Befreiung.» Es wird hier als «Feindlüge» alles zusammengestellt, was seit Jahren von allen Seiten über die SS erzählt und mit exemplis belegt wird. (Nein, *alles* nicht: die Grausamkeiten, das Schiessen auf eigene Truppen, die Judenmorde fehlen). Sie seien nicht gegen die Familie, anzi, sie hätten «die Pflege des Sippengedankens». Sie sorgten vorbildlich für die Frauen, auch für die unehelichen Kinder. «Über die Heime des ‚Lebensborn‘ hat sich die Phantasie des Feindes mit typisch jüdischem Zynismus ausgelassen. Was er hier an übelsten Gerüchten über Wahl-, Zwangs- oder Serienzeugungen austreut, kennzeichnet nur allzudeutlich den Urheber.» Sie seien nicht anderen Heeresteilen überheblich gesinnt. Sie seien keine Gegner der Religion, sie brauchten nicht aus der Kirche auszutreten, sie glaubten an die Vorsehung. Sie hätten auch nicht höhere Verluste als andere Truppengattungen. (Dies geht wohl auf die überall bekannte Tatsache, dass SS mindestens im Osten keinen Pardon erhält.) Am Schluss betont der Artikel, dass «heute die Besten aller

Länder Europas freiwillig unter den Sigrunen (sic) für die Neugestaltung ihres Erdteiles an der Front stehen.» – Der Artikel scheint mir besonders dumm. Er ist ja geradezu ein Kompendium und Repetitorium aller seit Jahren erhobenen Vorwürfe. Und der Schlusssatz ist besonders peinlich, da man immer wieder hört, dass die Leute zur Waffen-SS *gepresst* werden. Fraglos steht der Reinwasch-Artikel auch im Zusammenhang mit dem Werbemarsch, den wir vergangenen Sonntag Morgen sahen und hörten, ohne zu wissen, worum es sich handelte: Es zogen lange Kolonnen feldgrauer und SS-schwarz uniformierter Truppen mit zwei stark bläsenden Musikkorps über die Carolabrücke, auf die unsere Küchenfenster gehen. Wir lasen dann am nächsten Tag, dass es sich um einen Propagandamarsch durch die Stadt gehandelt habe.

23. *September, Sonnabend Morgen (und später).*

LTI. [...] «Im neuen Arbeitsabschnitt der *Volksbildungsstätte* (Volkshochschule röche nach Systemzeit) ist wieder ein Lehrgang über ‚Sippenkunde in rassenpolitischer Beleuchtung‘ vorgesehen.» – Ein neues Schlagwort nach der Theaterschliessung: «Mit dem Rundfunk ins Theater». Das Wort und die dazugehörigen Ausführungen dürften durch alle Blätter gleichmässig gehen: Der Rundfunkleiter, Ministerialdirektor Hans Fritzsche (derselbe, der Goebbels' «Reich»-Artikel am Freitag Abend vorliest und der mir immer in der Sprechtonung Goebbels zu kopieren schien, tiefe Stimme aus den Tiefen der sittlich wogenden Pastorenbrust), Fritzsche hat die betreffenden Ausführungen «der Nationalsozialistischen Parteikorrespondenz in einem Gespräch» gemacht. Die Sender werden wöchentlich in Dreiviertelstunden-Sendungen «Bühne und Rundfunk» bringen, Extrakte, Konzentrationen, Szenen. Beginn mit «Minna von Barnhelm». –

Innenpolitisch tun sie in allem und jedem, als stehe ihre Herrschaft noch immer für «tausend Jahre» fest. Aber auch militärisch halten sie sich in vollkommen unbegreiflicher Weise. Wo nehmen sie das Benzin her, wo die Menschen, wo die moralische Resistenz

dieser Menschen? Vielleicht ist die Vernichtung der englischen «Luftlandedivision» bei Arnheim eine unwesentliche, bald vergessene Episode; mir aber ist sie heute ungemein wichtig und drängt meine Schluss Hoffnungen vom September 44 auf Ostern 45 zurück, weil, sie mir eben ein Beweis ungebrochener Widerstandskraft ist. [...]

Abends, 21.30 Uhr

[...] Eva kam von Windes spät zurück. Von deren Zwillingen scheint einer verloren. Die Engländer meldeten gestern Abend den Untergang seines Schnellbootes; sie nannten neun Namen von Geretteten – die Besatzung beläuft sich auf etliche zwanzig –, der junge Winde war nicht darunter. Es soll heute noch ein Nachtrag kommen, leiseste Hoffnung besteht (allerleiseste), dass man den Jungen doch noch aufgefischt habe. Es war seine erste Feindfahrt. Der andere Zwilling war schon öfter am Feind und kann jeden Augenblick das gleiche Schicksal haben. Die Eltern schickten die beiden Siebzehnjährigen zur Marine, weil dort die Ausbildungszeit länger dauere. Sie hat nicht «länger» gedauert und jedenfalls nicht lange genug. Sobald dies grosse Sterben in unsere Nähe kommt, hält mein «Ich kann kein Mitleid haben» nicht stand. Windes, die nun den zweiten von vier Söhnen hergeben (und die beiden letzten bleiben in Gefahr), sind absolute Hitlergegner. – [...]

25. *September, gegen Abend*

LTI. Zum Thema des abgründigen Judahasses: Auf dem Schreibtisch liegt mir seit Langem ein Artikel des wüsten und fraglos wesentlich verlogenen Antisemiten Prof. Dr. Johann von Leers, Jena (mir wiederholt in Zeitungen begegnet), «Heldenverehrung und Juden». Das Blatt ist mir einmal als Einpackpapier in die Hände gefallen und nicht seiner Zugehörigkeit nach feststellbar; es muss einer Fach- oder Vereinszeitschrift etwa des Frontsoldatenbundes angehören und wohl aus dem Jahre 42 stammen. Leers stellt eine Reihe von jüdischen Zitaten zusammen, denen Herabsetzung

deutschen Heldentums, deutscher Vaterlandsliebe, deutscher Ideale gemeinsam sei. Er fragt sich, wie man nur auf den Gedanken habe kommen können, solchen Menschen die deutsche Staatsbürgerschaft zu verleihen. Er behauptet, *der* Jude zerre absichtlich das deutsche Heldentum herab, «absichtlich ... um uns zu entwurzeln, um uns des Segens der Toten und ihrer Taten zu berauben», während sie andererseits die Verehrung *ihrer* Helden der Vergangenheit von allen Völkern forderten. – Tatsächlich handelt es sich in allen Fällen um leidenschaftliche Äusserungen des Pazifismus und humanen Internationalismus, dicht nach dem ersten Weltkrieg, wie sie unter dessen Eindruck damals in allen Ländern verbreitet und keineswegs jüdische Allein-Eigenart waren. Von den jüdischen Kriegsfreiwilligen und Gefallenen ist natürlich nicht die Rede. Leers zitiert: 1) Georg Hermann: «Randbemerkungen», 1919. «Als Jude gehöre ich einer zu alten Rasse an, um den Massensuggestionen zu verfallen. Worte wie Volk, Krieg, Staat sind für mich farb- und klanglos ...» Fragwürdigkeit des Feldherrn- und Herrscherruhmes. Das sind «Mordtalente, die die Menschheit besser nicht gekannt hätte.» Das sind «Grossschlächter». Leers nennt das Geschichtsbetrachtung «aus der Regenwurmperspektive». Er nennt 2) das Drama «Der Kaufmann von Berlin» von dem Juden Mehring, worin «Strassenkehrer den Stahlhelm eines Frontsoldaten wegfegen» und «Dreck» nennen. 3) Polgar 1922 im «Berliner Tageblatt» über das «Schlachtvieh» von 1914: «Da sah man es froh brüllend durch die Strassen ziehen und die Stirnen, der Keule verfallen, hoch tragend.» 4) Tucholsky, der als Ignaz Wrobel in der «Weltbühne» 1925 (Nr. 26) für den kassierten Heidelberger Privatdozent Gumbel – «Das Feld der Unehre» – eintritt, sich als Pazifist bekennt, am 30.3.26 in der gleichen «Weltbühne» den Idealismus der Bolschewisten in der «Roten Armee» rühmt. Als rein jüdisch wird 5) verbucht, dass sich die Deutsche Friedensgesellschaft Berlin gegen die Errichtung von Kriegsdenkmälern wendet; sie nennt das «eine Verherrlichung des Krieges und eine Vergeudung von Geld für kriegshetzerische Zwecke». Ebenso habe ein anglierter Jude, Paul Gutman, Ehrenfriedhöfe der

Kriegsgefallenen als eine «Zurücksetzung der übrigen Toten» abgelehnt...

Also sind alle Vorwürfe in diesem Artikel auf den einen des Pazifismus zurückzuführen. Ich muss für LTI die «Randbemerkungen» von Hermann lesen und die «Weltbühne» durchblättern. Ein Curiosum dieses Artikels: Am 9. November sei auf dem Brandenburger Tor eine blauweisse Fahne gehisst worden, keine bayrische, «sondern die Fahne des jüdischen Ordens Bne Briss, die gleichzeitig mit der Proklamation der Republik durch Scheidemann hochging.»

[...]

27. September, Mittwoch Morgen

Gestern Abend dreiviertel sieben eine Luftschutzübung im Keller und auf dem Hof der Zeughausstrasse 3. Kreidekreise auf Boden und Wand bezeichnen Phosphorstellen – «wer reinlatscht, fällt aus!» –, ein Stein die Phosphorbrandbombe. Die Bekämpfergruppe kratzt von den Wänden, wirft Sand auf Stein und Kreise, spritzt – «wann Sprühstrahl? wann Vollstrahl?» Zweite Annahme: Es liegen zwei Stahlbrandbomben in einem Zimmer; die eine erst mit Flämmchen brennend, die andere hat schon einen – Brandkuchen um sich. Die Bekämpfergruppe wirft Nr. 1 auf einer Schaufel auf den Hof und bekämpft nun den angenommenen Zimmerbrand. «Was tun Sie mit den Gardinen? ... Gehen Sie zuerst Tische und Stühle an oder Schränke?» Die Gruppe arbeitet pantomimisch, wir andern werden zur Kritik aufgefordert «Er hat den Phosphor auf sich zu gekratzt, statt von sich weg.» – «Er ist in den Brandkuchen getreten.» – «Zuerst mussten die Gardinen heruntergerissen werden.» Kautsch, der brave Leiter, bestimmt alter SPDer, bestimmt kein Judenhasser, alter Feldwebel (silberne Verwundenmedaille, lange Ordensspange), Sachse, um Hochdeutsch bemüht, nicht ganz taktfest in Grammatik, guter Erklärer, meist gutmütig liebenswürdig, manchmal disziplinar drohend, immer wie

der beschwörend: «Es geht um *Ihr* Leben, um *Ihre* heilen Glieder!» – Kautzsch ruft vor allem: «Niemand von den Bekämpfern hat Augen- und Mundschutz gehabt! Entweder Maske oder Mundbinde und Schutzgläser!». Ein paar Masken sind da, die wenigsten haben welche. [...] Die Übung ist komisch, nicht ganz ohne belehrenden Wert – ich weiss nun schon allerhand von Brandbekämpfung und Bomben, von der Organisation des Luftschutzes –, nur allzulang ausgedehnt, mehr noch durch die Schuld der Juden als durch die der Arier, denn immer, wenn Kautzsch schliessen will: «Hat noch jemand eine Frage?», macht sich ein Jude wichtig und hat wirklich noch eine Frage, worauf alles von vorn beginnt. – Immer wieder geht mir durch den Kopf: Alles ist komisches Spiel, aber in nächster Nähe ist es schon grausiger Ernst gewesen; wird es für uns beim Spiel bleiben?

[...]

Heute Nachmittag will Eva nach Pirna. Das letztmal war sie am 8. Juli draussen. In diesen knappen drei Monaten ist der ganze Zusammenbruch im Westen, sind das Hitlerattentat und das Hängefest erfolgt, sind der Balkan und Finnland verlorengegangen. Für den Rückblick ungeheuer vieles in kürzester Zeit. Und doch ist für uns mitteninne das Signum jeden Tages: zu langsam, zu stagnierend! – Eigentlich hat das Fortschaffen der Manuskriptblätter etwas Schildbürgerhaftes: Vor Brandbomben sind die Sachen im industriellen Pima (unmittelbar neben Küttner, der Fallschirme macht!) *mindestens* ebenso ungeschützt wie hier. Und sind sie vor der Gestapo *sehr* viel sicherer? Annemarie ist nicht gut angeschrieben, hat mehrmals angeeckt. Gewiss, sie ist allmählich vorsichtig geworden: Seit dem September 41 trage ich den Stern, am 9. Oktober 41 war sie das letzte Mal bei uns. Trotzdem! Und ich will nicht verkennen, wie sehr sie sich für uns exponiert. Sie weiss nicht nur, dass sie meine Manuskripte aufbewahrt, sie weiss auch, dass es sich um Tagebücher handelt. Sie weiss seit Monaten, dass es sich bei solchem Verhalten nicht mehr um Gefängnis, sondern ganz eindeutig um den Kopf handelt.

Meine Tagebücher und Aufzeichnungen! Ich sage mir wieder

und wieder: Sie kosten nicht nur mein Leben, wenn sie entdeckt werden, sondern auch Evas und das mehrerer anderer, die ich mit Namen genannt habe, nennen musste, wenn ich dokumentarischen Wert erreichen wollte. Bin ich dazu berechtigt, womöglich verpflichtet, oder ist es verbrecherische Eitelkeit? Und immer wieder: Seit zwölf Jahren habe ich nichts mehr publiziert, nichts mehr zu Ende führen können, nur immer gespeichert und gespeichert. Hat es irgendwelchen Sinn, wird irgendetwas von alledem fertig werden? Die Engländer, die Gestapo, die Angina, die dreiundsechzig Jahre. Und wenn es fertig wird, und wenn es Erfolg hat, und wenn ich «in meinem Werk fortlebe» – welchen Sinn hat das alles «an und für mich»? Ich habe so wenig, so gar kein Talent zum Glauben; von allen Möglichkeiten scheint mir das Nichts, was die Persönlichkeit anlangt, und auf die allein kommt es ja an, denn was soll mir das «All» oder das «Volk» oder sonst irgendetwas, das nicht Ich bin? – das Nichts scheint mir das Allerwahrscheinlichste. Und nur vor ihm, nicht vor dem «ewigen Richter», in welcher Form auch immer, schrecke ich zurück. Aber dies alles (das mir täglich durch den Kopf geht, *mehrmals* täglich) schreib ich ja nur auf, weil ich kein leeres Blatt fortschicken will. Und gleich danach wird weitergearbeitet, d.h. gelesen und notiert. Nicht aus besonderer Energie, sondern weil ich ja doch nichts Besseres mit meiner Zeit anzufangen vermag. –

[...]

Nachmittags

Das bekannte Gefühl der Beängstigung bis zu Evas Rückkunft. Ich werde nachher zu Steinitz gehen, das hilft über die Zeit. Eva pflegte den Autobus sonst an der Caspar-David-Friedrich-Strasse zu erwarten, da lag das Bahnhofsgetriebe und das Haus der Gestapo fern. Schon im Juli war die Azoverbindung eingestellt, und damals und also auch heute musste sie zum Bahnhof. Ich wünschte, sie wäre erst zurück. –

Vor einigen Monaten erzählte Frau Cohn, sie habe einer Bekannten von uns als ihren Zimmernachbarn gesprochen. «Von einem Professor Klemperer habe ich einmal in der Hochschule ei-

nen Vortrag über Dante gehört; ist es derselbe?» Ich sagte Frau Cohn, ja, ich sei derselbe, nur dreiundzwanzig Jahre später. Heute nun brachte Frau Cohn eine Tüte Äpfel mit. Die Freundin habe sie gefragt, ob es bei Professors auch so knapp zugehe wie bei Cohns. Ja? Dann solle sie diese Äpfel als «von einer unbekanntem Gönnerin» überbringen! Dante-Äpfel sozusagen, späte Früchte. Ich las daraufhin ein paar Seiten in meinem «fremden Dante». Wie das Buch eines fremden Autors.

[...]

Neunzehn Uhr dreissig

Eva noch nicht zurück, und das Angstgefühl beginnt zu steigen. Man sagt sich: «Es ist noch immer, immer jutjegangen», aber man sagt sich auch, es muss nicht immer gut gehen. – Das Angstgefühl verschärft durch böse, hemmende Augenschmerzen; ich kämpfe seit Tagen mit Entzündungen und gegen das entsetzlich zerstreute und blendende Licht. Da ich bei Steinitz niemanden zu Hause fand, habe ich mich hier mit Lektüre übernommen und überanstrengt. –

Inzwischen ist Eva eben heil zurückgekehrt. Als Geburtstagsgeschenk schickt mir Annemarie vier Pfund Brotmarken – bei der furchtbaren Essnot ein Segen und eine Notwendigkeit. (Frau Stühler stellt uns manchmal ein Schüsselchen Kartoffeln oder sonst einen Essrest auf den Küchentisch, sie gibt mir ein einzelnes Brot, das Bernhard aus der Fabrik zurückgebracht hat – ich nehme alles ohne Scham. Honorar für französischen Unterricht! Es ist ein degradierendes Elend: Stühlers leben aufs Beste durch ihre bayrischen Eltern, Cohns haben hier ihre Verbindungen – und *wir* sind nackt und bloss. Viel anderes als schwarzen Ersatzkaffee und trockenes Brot habe ich heute noch nicht zur mir genommen.) – Übrigens war heute – Cohn erzählte es – Jom Kippur. In vielen Ländern werden die Juden selig sein. Bei uns dagegen ... Wer lebt noch? Und wer wird überleben? – [...]

29. September, Freitag Morgen

[...]

Am späten Nachmittag ein paar Minuten bei Steinitz. Dort wurde erzählt, der Jahrgang 97, also sechsendvierzigjährige Männer – der Schwager der Frau Steinitz gehört dazu – wird schon an der Front selber eingesetzt. Das hat man im ersten Weltkrieg nicht getan. Der englische Funk erklärt demgegenüber: Das Kräfteverhältnis Entente – Deutschland sei jetzt im Punkte der Mannschaft 10:1, im Punkte der Flugzeuge 40:1. Aber Goebbels schreibt im «Reich» vom 17. 9. (nun also doch noch auftreibbar!): «Zu allem bereit und entschlossen» und macht noch immer in Siegeszuversicht; und vor zwei oder drei Tagen standen drei bereits vollstreckte Todesurteile in der Zeitung: wegen des hochverräterischen Verbrechens, den Auslandsrundfunk gehört und im staatsfeindlichen Sinn darüber diskutiert zu haben ... «Eh ick mir hängenlasse, jloob ich an 'n Sieg!»

[...]

5. Oktober, Donnerstag Abend

[...]

Heute Morgen begleitete ich Eva und erwartete sie beim Schlächter Steglich in der Marschallstrasse, um ihr drei Kannen Fleischbrühe zu tragen, zwei für uns, eine für Frau Stühler, sechs-einhalb Liter im ganzen. Frauen und Männer kamen immerfort mit Kannen und anderen Gefässen. Aber, dies der Fortschritt des 3. Reichs, auf der Strasse sieht man keine «Schlange» mehr. Das Anstehen geschieht im Hof. Hic et ubique.

[...]

Im «Reich» vom 17. September 44 Artikel: «Es gibt kein zu spät!» von Hans Schwarz von Berk. Darin als Kempassus: «Soll man an Wunder glauben? Seltsam, dass man uns Deutschen jeden Wunderglauben als Narrheit anrechnet, während die Franzosen 1914 vom Wunder an der Marne, die Polen 1920 vom Wunder an der Weichsel sprachen, die Engländer die Rettung nach Dünkirchen als Wunder bezeichnen und die Sowjets ihr Wunder vor Mos-

kau, Leningrad und Stalingrad vollbrachten. In Wirklichkeit handelt es sich in keinem Fall um ein Wunder, vielmehr um einen Akt der höchsten Notwehr und Rücksichtslosigkeit, um ein moralisches und organisatorisches Aufbäumen gegen ein schon herabstürzendes Verhängnis. Und warum sollte dies nicht uns gelingen, die wir das unberechenbare Volk Europas sind? ...» Wie muss man die Lage ansehen, wenn *das* im «Reich» veröffentlicht wird?
[...]

8. *Oktober, Sonntag Vormittag*

[...]

Ich notiere das alles über ein sehr verändertes Grundgefühl hinweg. Gestern zum erstenmal hat «es uns nahegestanden». Freital neulich war noch nicht Dresden. Diesmal traf es uns wirklich. Um 11.45 Uhr kam Alarm. Ich war bei den Göringnotizen und schrieb weiter, Eva befand sich bei Frau Winde (Bamberger, Ecke Chemnitzer Strasse). Um zwölf grosser Alarm. Ich nahm den «Tonio Kröger» ein winziges Bändchen (von Steinitz) in den schwach besuchten Keller mit und las auch eine Weile. Dann schoss Flak, dann hörte man helle heftige Schläge, offenbar Bomben, dann ging das Licht aus, dann war ein starkes schwellendes Rollen und Rauschen in der Luft (fallende Bomben in geringer Entfernung). Ich konnte heftiges Herzklopfen nicht unterdrücken, wahrte aber Haltung. Es wurde ruhiger, vom Kellereingang sah man am Himmel weisse Schlangestreifen und Kringel («Kondensstreifen»), in der Gegend des Wettiner Bahnhofs sollten Rauchsäulen stehen («wahrscheinlich Shelltanks»), man hörte das Signal der Feuerwehr. Dann wieder das Geräusch eines Geschwaders und neue Kräche. Eine alte Frau bekam einen Herzanfall und wurde in ihre Wohnung gebracht. Das elektrische Licht glomm auf, stellte sich wieder her. Neues Flakschiessen ... Erst gegen halb zwei Entwarnung. Niemand wusste, was geschehen war. Es hiess nur: Gegend Wettiner Strasse, Postplatz. Jetzt begann ich mich um Eva zu sorgen. Auf dem Postplatz konnte sie sehr wohl gewesen sein. (Es er-

gab sich nachher, dass sie um ein Haar dort in den Keller gemusst hätte; sie fuhr noch in der 6, als der kleine Alarm kam.) Leute aus den Betrieben brachten Nachrichten. Der Strassenbahnverkehr sei unterbrochen, an der Annenkirche seien Schienen zerstört, ein grosser Trichter ... Ich musste bis siebzehn Uhr auf Eva warten. Sie hatte zwei schwere Taschen von Windes bis zu «Gertrud Schmidt», Winkelmannstrasse, getragen und dort abgestellt und war darauf zu Fuss zurückgekommen. Sie hatte mit Frau Winde auf der Kellertreppe zu Mittag gegessen, sie hatte vom Dach des Windeschen Hauses die Rauchsäulen gesehen. Eine Blindgänger-Bombe war in das den Windes ziemlich nahegelegene Grundstück der Drema gefallen (deren breite Einfahrt ich als Fahrer immer neidvoll angesehen habe). Unterwegs war Eva der Fama begegnet. Ein Arbeiter erzählte laut, das Schauspielhaus sei «weg» und der Zwinger beschädigt. Frau Ahrens empfing sie mit der Frage, ob wirklich die ganze Chemnitzer Strasse zerstört sei. In die Chemnitzer ist nicht die kleinste Bombe gefallen, und Frau Ahrens ist Luftschutzbeamtin. – Was eigentlich getroffen wurde und ob es Tote gegeben hat, wissen wir noch nicht. Immerhin: Dresden ist zum erstenmal getroffen worden. Und das kann sich jeden Augenblick wiederholen. Der eigentliche Angriff auf den Westwall, heisst es in der Zeitung, stehe bevor, da wird nun als Vorbereitung, um den Nachschub zu unterbinden, ganz Deutschland bombardiert – gestern und vorgestern waren «sie» wieder überall, an der Küste, in München, in Berlin. Es scheint nun doch nichts zu sein mit Churchills Tante und dem Versprechen an Benesch. Eva musste heute ihre Taschen mit Sauerkraut und geschenktem Obst von der Winkelmannstrasse abholen; sie fuhr schon um zehn fort, da der Alarm gewöhnlich um die Mittagszeit kommt und da sie dann wenigstens aus Bahnhofsnähe heraus sein sollte. Es ist jetzt gegen dreiviertel eins, sie ist noch nicht zurück – sie wird die Radio «Luftlage» gehört haben, und der Alarm ist ausgeblieben. Immerhin: Die relative Ruhe dem Bombenkrieg gegenüber ist für uns (und wohl auch für ganz Dresden) aus. So kam gestern um drei Bernhard Stühler in unser Zimmer, ob er Alarm überhört habe.

Nein, wieso? – «Die Leute laufen in den Luftschutzraum unten in der Parkanlage.» Nachher hörten wir: Voralarm (sirenenlos durch Radio gegeben), worum sich sonst niemand kümmert – erst bei kleinem, Sirenenalarm wird man aufmerksam –, habe sich von Mund zu Mund verbreitet, und in allen Strassen seien die Leute gelaufen.

Gestern Abend besuchte uns Katz; ihn drückte eine andere Sorge: Wenn es zur Evakuierung Dresdens käme, dann stünde den Mischehemännern und Mischlingen KZ Buchenwald bevor; man sei mit den Juden anderer evakuierter Städte so verfahren. Katz nannte das den «Engpass». Wenn die deutsche Front zusammenbreche, müssten wir Juden durch den «Engpass». – [...]

9. *Oktober, Montag Morgen nach neun Uhr*

Sehr eigentümlich: Mein erster Front-Geburtstag (denn im ersten Weltkrieg war ich alle 9. Oktober in Sicherheit zu Hause). Es kamen allerhand Nachrichten und Gerüchte über den Angriff vorgestern zusammen. Von Stühlers, Cohns, von Eva, die bei Frau Winde gewesen und über den Postplatz heimgegangen; sie hat einen Krater in der Annenstrasse und beschädigte Häuser gesehen. Man spricht von ziemlich vielen Toten, die auf dem Freiburger Platz aufgebahrt wurden (Absperrungen). [...]

Glückwunsch von Annemarie. Die leise Hoffnung, es möchte noch eine Brotmarke dabeiliegen, wurde enttäuscht.

10. *Oktober, Dienstag morgens (Nebel und Regen)* Gestern blieb es ruhig – aber wird es heute ruhig bleiben? Das ganze Lebensgefühl ist verändert. Bis gegen ein Uhr unruhiges Warten; später pflegen die Amerikaner hier nicht zu erscheinen. Abends dann: Werden uns die Engländer schlafen lassen? Etwas beruhigter – übrigens auch zu Unrecht – am Nachmittag. Ich denke: on s'y fera, ich habe mich ja auch an die Angina gewöhnt. Seidel und

Naumann soll fast vernichtet, die Wettiner Strasse schwerer, als anfangs angenommen, getroffen sein, die Anzahl der Toten – eine Russenbaracke! – scheint in die Hunderte zu gehen. Aber alles «soll» und «scheint»: Die bestimmtesten Angaben widersprechen sich, jeder weiss es genau und einwandfrei, der eine hängt Nullen an, der andere streicht sie ab. Sicher ist nur, dass es viel Zerstörung und Schlächtereie in unserer nächsten Nähe gegeben hat. Erbitterung über die Zeitung. Der Heeresbericht nennt mehrere angegriffene Städte, Dresden nicht. Was uns geschah, ist offenbar Bagatelle, kommt täglich in x Orten vor, die auch nicht genannt werden. Wenn nicht ganze Strassenzüge fort sind, wenn es nicht über tausend Tote gesetzt hat, dann hält man sich nicht mehr dabei auf. (England meldet, dass am Sonnabend fünftausend Flugzeuge über Deutschland waren.) Auch in der hiesigen Zeitung – wir sahen den «Freiheitskampf» (s. u.), Stühlers erzählen dasselbe von der «Dresdener» – wird der Angriff totgeschwiegen. Es erschien nur ein behelrender, sehr rüder Artikel, wie man sich nach einem Luftangriff zu verhalten habe. Wenn einer ohnmächtig werde, sollten nicht gleich zwanzig nach Baldriantropfen schreien. Ausgebombte versorge die *Auffangstelle*. Bei fehlender Beleuchtung bekomme man Anweisung auf eine Kerze pro Wohnung, beim Drogisten gegen Bezahlung zu holen. Fenster würden je eines pro Raum Glas-ersetzt, die andern Pappe-ersetzt. Aber beides nicht gleich. Und im Übrigen und vor allem habe man die Ruhe zu bewahren. Das gehört nach rüdem Kasernenton wohl auch zur LTI. – [...]

Waldmann, den ich gestern Abend sprach, wusste gestern «genau», dass wir Mischeheleute im Fall der Evakuierung in ein Arbeitslager der OT kämen.

11. Oktober, Mittwoch Vormittag

Stühlers sagten: «Man wartet täglich auf die Flieger wie früher auf Clemens und Weser (die Gestapobluthunde).» Ich: Dann zöge ich die Bomber vor. – Das ist auch wirklich so. Aber grausam auf die

Nerven geht auch der heutige Zustand. Über Verstümmelungen und Todesfälle am Sonnabend hört man greuliche Einzelheiten, über die Zahl der Toten divergierendste Angaben. – [...]

12. Oktober, Donnerstag Morgen nach sieben Uhr Gegen vier Uhr morgens kam Alarm, keine fünf Minuten später grosser, aber gegen halb fünf waren wir schon wieder hier, ohne dass sich etwas ereignet hätte. Ich blieb gleich auf, Eva schläft noch, und vor Mittag ist wohl nichts Böses zu erwarten. Physis und Psyche! Es war der erste Alarm nach der Deflorierung Dresdens. [...]

LTI. In der «Dresdener Zeitung» vom 10. und vom 11. Oktober stehen im Rahmen der Heldentoten für Grossdeutschland zusammen sechsundzwanzig Namen, davon etwa zwanzig Frauennamen; bei allen heisst es stereotyp: «wurden uns durch tragisches Geschick entrissen», und dann wird das Datum der Beerdigung angegeben. Das sind natürlich einige der Opfer des Bombenangriffs. In früheren Anzeigen, in der «Dresdener Zeitung» wie in der «DAZ», sah ich wiederholt die Angabe: «beim Terrorangriff auf München» oder Ähnliches. Jetzt und hier müssen Bagatellen verschwiegen werden. Wenn es nicht zur Erwähnung im Heeresbericht langt, hat eine Stadt eben nichts abbekommen. – Bisher sollten von allen deutschen Grossstädten nur Dresden und Breslau verschont sein. – Breslau ist vor wenigen Tagen im Bericht genannt worden und soll furchtbar verwüstet sein.

Viertel zwölf Uhr

Als ich mit Eva Fleischbrühe holte, berichtete man ihr im Laden, die Luftlage sei «mies», «sie» seien in der Nähe – die Orte kann man nicht behalten. Eva fuhr zum Friseur, ich schleppte die Kannen für uns und Stühlers nach Haus, kochte Milch ab – da kam Waldmann, er habe mir vier Zentner Kohlen herangeholt. Wir gingen in den Keller. «Luftlage?» – «Sie haben es ja gewiss auch brummen hören (haben wir auch) – ein Aufklärer hat schon wieder das weisse Viereck gezeichnet, das am Sonnabend über uns stand ...» Ich kam herauf, da war Eva schon zurück aus der

Räcknitzstrasse, der Friseur wollte gleich schliessen, «sie müssen jeden Augenblick hier sein.» – Man stumpft ab: Wenn ich mit meiner Notiz fertig bin, geht es weiter im «Wilhelm».

Abends, neunzehn Uhr

Sie sind nicht gekommen, trotz des auch von andern Leuten beobachteten Vierecks; sie waren in Braunschweig und Hannover. Mir scheint die Psyche der Stadt seit Sonnabend verändert. Frau Waldmann, eine robuste, blonde jüngere Frau, sagt: «Wir sitzen hier und warten auf den Tod.» Frau Cohn machte bei ihrem Friseur die gleiche Erfahrung wie Eva. – Ob man sich wirklich s'y fera? In diesem Augenblick hebt natürlich wieder die Angst vor der Nacht an. Ruhiger fühlt man sich eigentlich nur zwischen fünfzehn und zweiundzwanzig Uhr. –

Witkowsky moriturus fährt morgen zur Operation nach Berlin (Darmkrebs). Ich sagte ihm mit Stirn, es sei eine leichte Operation, und hinterher werde er wieder lebenslustig sein. Er schien es wirklich zu glauben.

[...]

16. Oktober, Montag Nachmittag

[...]

Am Abend um acht etwa erschien ein Hitlerjunge, der in ziemlich befehlshaberischem Ton Cohn und Stühler Anforderung brachte zu Sonntags-Räumarbeit in den zerstörten Häusern. Die Aufforderung, von der Polizei kommend, ging auch an eine Reihe längst verschleppter und ermordeter Juden. Irgendetwas an der Liste stimmte nicht. Eine Weile später erschienen in der gleichen Angelegenheit Lang und Neumark, die für den Sonntagseinsatz Verantwortlichen. Leute über sechzig (auch Konrad) seien frei ... Gegen dreiundzwanzig Uhr, wir schliefen schon, wurde ich donnernd herausgeklopft: Neumark und Werner Lang di nuovo, neue Anordnung: *alle*, ausnahmslos alle Juden hätten um sieben Uhr, Wettiner Strasse 33, anzutreten. Ich erhielt einen Fahrtausweis (den ich nachher gar nicht benutzte) und legte mich wieder schla-

fen. Stühler sen. hatte noch, wie ich später erfuhr, schweren Zwist mit Neumark und Lang, weil er seinen vierzehnjährigen Bernhard nicht mitgeben wollte. – Am Sonntagmorgen, ich stand um vier Uhr auf, gingen wir dann, das halbe Haus zusammen. Die Wettiner Strasse war für Passanten gesperrt. Einzelne Häuser darin grausig verwüstet. [...] Man stand am Strassenrand in zwei Reihen zum Appell, neben der grossen Judengruppe auch mancherlei Arier, auch Frauenhäufchen. Ein Trupp italienischer Gefangener mit Spaten zog vorbei. SA-Chargen, darunter fett und brutal der Judenvogt Köhler – «du» und Beschimpfungen, Gestapo-Ton –, nahm Listen auf und Einteilungen vor; die zusammengestellten Gruppen zogen ab. Ein Dutzend Leute etwa blieb zurück, darunter ich. «Können nach Hause gehen!» Ich hörte heute von Neumark, Köhler habe verfügt, die «Krüppelgarde» könne er nicht brauchen. Darunter war übrigens auch der Schuster Saslawski, der trotz seines Schüttelns zu den Schwerarbeitern zählt; «ich arbeite für Köhlers Tochter und bin doch nicht so dumm, mir von ihr 1,50 M bezahlen zu lassen», sagte er mir strahlend in seinem Jargon. – Ich war um acht Uhr wieder zurück, hatte die sonst nicht zugänglichen Verwüstungen gesehen und den Tag für mich gerettet... Die Eingesetzten kamen erst gegen sechs Uhr abends nach schwerem Schuttschaufeln zurück. Sie hatten ein reichliches Essen von der NSV bekommen, Hirsebrei in Milch. Und Konrad hatte einen Topf davon für uns mitgebracht. Ich bin gleich herunter, ihm danken. [...]

Neid, Missgunst überall, nicht bloss bei den Juden. Frau Witkowsky, aus Berlin zurück, erzählt: Die Leute, Arier und Juden, hätten ihr immer wieder geradezu feindselig gesagt: «Ihr müsst auch einmal einen ordentlichen Angriff kriegen, ihr müsst das auch kennenlernen!»

Eben kommt Eva vom Radio am Pirnaer Platz: Der Heeresbericht ist farblos, schweigt von Ungarn. Eva sagte: Offenbar hatte alles England gehört, eine viel grössere Menge als sonst wartete viel geduldiger als sonst alle vermischten Nachrichten «sogar aus Tokio» ab. Umsonst.

17. Oktober, Dienstag Vormittag

Es bewegt mich sehr, wie stark unsere persönliche Situation durch Ungarns Ausschaltung verändert ist. Jetzt kann Dresden Verkehrsknotenpunkt hinter der bedrohtesten Front werden, und das in kürzester Zeit. Dann bekommen wir schwere Fliegerangriffe. (Nb.: Ich sprach gestern Frau Witkowsky selber; sie malte in geradezu grellen Farben die Neidsehnsucht der Leute, Dresden möge einmal einen ganzen Tag lang unter Bomben im Keller leben.) Dann wird man evakuieren und dabei die Mischehen trennen und die jüdischen Teile, wer weiss wo?, vergasen; dann werden in Pirna meine Manuskripte, die Ausbeute so vieler Jahre, verbrennen ... So «greuelt» (LTI) seit gestern meine Phantasie, ohne dabei Unwahrscheinlichkeiten zu häufen. – [...]

21. Oktober, Sonnabend Morgen

Gestern um 13.15 Uhr sogleich grosser Alarm, der aber keine Folgen hatte; nur eine reichliche Viertelstunde im Keller. Das schwere Grauen hat schon wieder (nach einigen harmlosen Alarman) nachgelassen, aber einen Schock bedeuten die Sirenen jetzt doch immer. Übrigens die amtliche Berechnung: Ankündigung im Radio (was mit Schulschluss zusammenzufallen scheint) = «Luftwarnung», kleiner Alarm = «Voralarm», grosser Alarm = «Alarm». Ich werde von jetzt ab entsprechend abkürzen: LW., VA., A.

LTI. Volkssturm. Hitlers Aufruf, Himmlers Rede vor der «ostpreußischen Volksarmee» und die Presseumhüllung des Ganzen (alles vom 18. und 19. Oktober) bringen sprachlich ausser dem Wort Volkssturm nichts Neues. Fanatisch, unbändig, der Jude für die Gesamtheit der Feinde, «Ausrottung des deutschen Menschen» – alles das ist abgelatscht. Aber inhaltlich ist das doch wohl der äusserste Gipfel des Wahnsinns und der Verzweiflung. Es ist, diesmal durch die oberste Leitung selber (ausser Hitler – eben ODE = Oberbefehlshaber des Ersatzheeres Himmler), Aufruf zum Bandenkrieg – Wenn es sein muss, auch Frauen und Mädchen –, ausdrücklich auch im Rücken des Feindes. Bei den Rus-

sen nannten wir das «Flintenweiber». Besonders musste Himmler noch darauf hinweisen, dass bei den gefangenen Fallschirmern in Arnheim kein einziger Jude war, die machen bloss den blutgierigen Kommissar usw.

[...]

24. Oktober, Dienstag Morgen

[...]

Am Sonntag Abend war Konrad ein paar Minuten bei uns. Er äusserte sich – und mit vieler Wahrscheinlichkeit hinter seiner Annahme und Berechnung – furchtbar pessimistisch über das Schicksal der in die Hitlerhand gefallenen Juden, der polnischen, ungarischen, balkanischen und der inden Osten deportierten deutschen und anderen Westjuden. Er glaubt (nach Soldatenberichten), dass vor den Rückzügen alles ermordet worden ist, dass wir niemanden wiedersehen werden, dass sechs bis sieben Millionen Juden (von den fünfzehn existiert habenden) geschlachtet (genauer: erschossen und vergast) worden sind. Die Lebensaussichten für uns kleinen Judenrest hier in den Klauen der verzweifelnden Bestien hielt er auch für gering – auch, insofern er darin ähnlich urteilt wie die Dresdener Judenheit überhaupt. –

Wir hören jetzt auch von arischer Seite Klagen über den sich verschärfenden Hunger und die wachsende Lebensgefahr. Ich sage mir immer: Uns, den Juden, ist beides reichlich doppelt zugemessen: Wir bekommen erschreckend viel weniger Lebensmittel, und unserm Leben droht nicht nur die Bombe, sondern mehr noch die Gestapo. Das Gerücht von der Trennung der Mischehen erhält und verstärkt sich. –

Gestern Mittag ca. 12.30 Uhr bis 13.30 Uhr VA. und gleich darauf A. Ein paar Minuten wurde heftig geschossen, zwei-, dreimal hörte man das helle Aufschlagen fallender Flaksplitter, aber sonst ereignete sich nichts. Frau Jährg, die Sekretärin Neumarks, erzählte, gegen Wiesbaden hätten die Anglo-Amerikaner jetzt ihrerseits «fliegende Bomben» (V 1-Kopien also, die kein Alarm ankündigt) verwandt. Sie hätte das aus einer Privatnachricht.

Unmittelbar zur LTI gehören die Japan-Nachrichten der letzten Tage. Japanische Siege treten immer auf, wenn es bei uns schlecht steht, und die japanischen Siegeszahlen sind immer beinahe so hoch gegriffen wie die Goebbelsschen. In den letzten Tagen erfochten also die Japaner bei einem vergeblichen Landungsversuch der Amerikaner auf Formosa den allergrössten See- und Luftsieg und vernichteten fast die gesamte amerikanische Flotte; der flüchtige Rest wurde verfolgt und schien auch verloren. Inzwischen hat sich herausgestellt – deutscher Bericht; wie sehr also muss es sich herausgestellt haben! –, dass die Formosa-Aktion ein Ablenkungsmanöver der Amerikaner war und dass sie inzwischen auf den Philippinen gelandet sind, und zwar mit einer riesigen Flotte und einem riesigen Heer. Und über die Versenkung der amerikanischen Flotte bei Formosa schreibt «ein deutscher Marinebericht-erstatte» («Dresdener Zeitung», 22. 10., zitiert ihn), es wäre möglich, dass «sich die hohe Zahl versenkter amerikanischer Kriegsschiffe nachträglich vielleicht wieder etwas verringert – da bei den mit grosser Schnelligkeit und Schärfe ausgetragenen See-Luftkämpfen in gewissen Fällen sehr wohl Doppelmeldungen vorkommen können.»

[...]

Die Sonntagszeitung brachte noch die Auflösung «der Musikkorps des Feldheeres»; die Musiker werden Frontsoldaten. Dazu zahlreichste Betrachtungen zum Volkssturm, der ausgiebig mit dem Landsturm von 1813 in Parallele gestellt wird. Im Leitartikel – dem offenbar gemeingermanischen, heisst es, die deutsche Führung weise «die Methoden unterirdischer und hinterhältiger Kampfweise, deren sich unsere Gegner auf vielen Kriegsschauplätzen bedient haben, weit von sich. Mit Partisanentum hat der Deutsche Volkssturm aber auch nicht das mindeste gemein.» (Wo doch alles, incl. «Flintenweiber», dem Bandenkrieg haargenau angeglichen ist. Welche Torheit und welche Demaskierung durch die Sprache steckt in diesem «aber auch nicht das mindeste»!)

Einen solchen Massenverbrauch, eine solche Geschwader-«ballung» von «fanatisch» und «Fanatismus» wie in dieser Sonntags-

nummer habe ich noch nie vorher gefunden. Das Wort wird in jedem Artikel wiederholt, im ganzen mindestens ein dutzendmal gebraucht. [...]

27. Oktober, Freitag Vormittag

Anklammerung an jede Hoffnung. Mir fiel ein, Frau Kreisler erzählte neulich, ihr Mann – den ich einmal vor unserm Haus einen Moment lang sah, er schien mir ganz unbedeutend – ihr Weidlich also, Prokurist oder kleiner Direktor bei Wachs und Flössner, einer Fabrik für Nahrungsmittel (Marmeladen etc.), selber ganz unpolitisch, berichte, was die Chefs sagten, die gelegentlich in Berlin mit den Ämtern zu tun haben: Man rechne dort mit baldigem Ende, nicht wegen der militärischen Lage, sondern wegen des ungemainen Mangels an Nahrungsmitteln und an Benzin. – Übrigens klingt es zwischen den Zeilen der Heeresberichte und der Kommentare bei allem Verschleiern und Zurechtschieben und «fanatischem» Siegglauben verzweifelt genug. Aber das Warten wird immer qualvoller; die Kräfte lassen zu sehr nach.

Gestern Vormittag auf dem Arbeitsamt in der Maternistrasse. Man wollte mein Arbeitsbuch zu einer Berichtigung. Es war gut, dass ich selber hinging, statt es einzuschicken, denn man war dort – übrigens: höfliche Behandlung – nicht im Bilde, dass ich dauernd entpflichtet sei. Der Weg (mit einigen Schnörkeln) führte mich durch das bombengetroffene Viertel (Queckbrunnen, Freiburger Platz). Ich sah keine anderen Bilder als neulich in der Wettiner Strasse. Überall noch die Zerstörung wie am ersten Tag. Wie muss es da in den ernstlich betroffenen Orten aussehen?

LTI. Im Heeresbericht vom 24. Oktober heisst es: «In Serbien heftige Kämpfe mit Banden, Bulgaren und Bolschewisten.» Mir fiel ein, so ähnlich laute ein Buchtitel von Roda Roda. Eva wusste ihn: «Bummler, Schummler und Rossetummler»; es hat aber mehr von diesen Dreiklangtiteln gegeben.

[...]

29. *Oktober, Sonntag nach dreizehn Uhr*

Nun werden sie wohl heute nicht mehr kommen. Sonnabend, Sonntag oder Montag pflegen, wirklich: pflegen die Amerikaner hier zu erscheinen, als wenn sie wie Geschäftsreisende bestimmte Bezirke an bestimmten Tagen abgrasen. Ich werde den Gedanken an sie nicht mehr los. Erst wenn es gegen zwei Uhr ist, sage ich mir: heute wohl nicht mehr. Abends sehe ich dann vorm Schlafengehen zum Fenster hinaus: Ist der Himmel in der Gegend des Neustädter Bahnhofs hell, brennt also dort Licht, dann ist, vorläufig oder wahrscheinlich, mit ruhiger Nacht zu rechnen. –

Gestern Nachmittag war in nun schon üblicher Weise Steinitz bei uns; er bringt Eva unfermentierte Tabakblätter mit von Pflanzen, die er auf dem Grabe eines jüdischen Tabakhändlers gezogen hat. [...]

30. *Oktober, Montag Nachmittags*

[...]

Mittags war Katz ein Weilchen hier. Sehr bedrückt. Ja, wenn die Engländer nicht bei Arnheim geschlagen worden wären! Dann hätten sie jetzt schon das Ruhrgebiet, und der Krieg wäre aus. Aber so ... Man wird die Mischehen auseinanderreißen. Mutschmann hat wieder grässlich gegen die Juden gehetzt, und die Bolschewistengreuel in Ostpreußen, an die das Volk wahrscheinlich glaubte, können an uns ausgehen.

[...]

2. *November, Donnerstag Nachmittags*

Die Stagnation des Krieges lastet schwer. Noch ein Winter, das ist eine grausige Vorstellung.

Um Viertel eins heute kam Alarm, bald danach grosser, wir waren bis ein Uhr im Keller, man hörte in allerweitester Ferne Schiessen, sonst geschah nichts. Schon gerät in meinem, in aller Gefühl der neuliche Angriff in Vergessenheit, beginnt wieder das

Hoffen, Dresden dürfte im Wesentlichen tabu sein. Aber ein klein bisschen Grauen ist doch zurückgeblieben.

[...]

6. November, Montag gegen Abend

Gestern Vormittag ärgerte ich mich nachhaltig über Steinitz. Er kommt häufig am Sonntag nach dem Haarschnitt zu uns. (Den übt jetzt der Friedhofsgärtner Bär im ersten Stock aus, seit Frischmann im Arbeitslager ist.) Steinitz sagte: «Sie sind ein hysterischer Optimist. In Wahrheit glauben bestimmt noch 80 Prozent der Deutschen an Hitler, und die nationalsozialistische Idee lässt sie so ungeheuren Widerstand leisten, dass ein Ende gar nicht abzusehen ist.» – Ich bin Optimist nur anderen gegenüber, in meinem Innern bin ich es gar nicht. Ich erwiderte erbittert: «Aus Ihnen spricht Judenangst – woher wissen Sie von den 80 Prozent?»

[...]

12. November, Sonntagabend

Vormittags trafen sich hier die beiden einstigen Kohlenkaufleute aus Aussig: Steinitz und Eisenmann. Beide sahen die Lage, was Dauer des Krieges, Not des Winters und Gefährdung der Juden anlangt, als sehr dunkel an. Eisenmann ist seit gestern bei Thiemig & Möbius tätig und hilft vorderhand genauso an der Maschine für grosse Aktenkuverts mit, wie ich das getan habe. [...]

Eva berichtete gestern noch von Frau Kreisler: Bei ihr wohnt jetzt eine aus der Krim gekommene Dolmetscherin, die bei der geheimnisvollen, jetzt am Lothringer Weg 2 hausenden mohamedanischen Arbeitsgruppe Dienst getan hat oder noch tut. Das Mädchen erzählt aus eigener Erfahrung: Als die Deutschen in die Krim eindrangten, flüchteten die jüngeren Dorfbewohner. Die älteren sagten: «Wir kennen die Deutschen vom ersten Weltkrieg her, es sind anständige Leute, wir bleiben.» Die jüngeren warnten, es seien nicht mehr dieselben Leute. Die Deutschen kamen und

plünderten rücksichtslos. Sie, die Dolmetscherin selber, hatte ihre Sachen im Bett und sich draufgesetzt. Das half. Aber die alte Frau, bei der sie war, musste ihren Schrank öffnen und weinend hergeben, was die Soldaten wünschten. Das stimmt genau zu den neu-lich verzeichneten Berichten über den Abzug aus Riga. – [...]

14. November, Dienstag Vormittag

[...]

Gestern warf sich mir vielerlei in den Weg. Ich machte am Vormittag wieder einen dreifachen Martyriumsweg zu Hesse in der Salzgasse um einen Zentner Briketts. Die Kohlenversorgung ist täglich gefährdeter, und wir haben erst ein Drittel unseres Quantums herein. Ich kann aber Waldmanns Hilfe umsoweniger schon wieder in Anspruch nehmen, als er unter einer Augenverletzung leidet. Ich fühle, wie diese Arbeit mein Herz aufbricht, und muss sie machen. Mit dem Kohlenzentner fertig, ging ich mit Eva Kartoffeln holen. Als ich den Rest des Vormittags zum Schreiben benutzen wollte, versagte die übermüdete Hand. – Am Nachmittag musste ich zu Simon (der für diesmal am Sonnabend fertigwerden will), und nach der Rückkehr streikte die Hand noch immer. Ich begann Lamprechts «1809, 1813, 1815», kam aber nicht weit, denn am Mittag, Nachmittag und Abend, dreimal, hatten wir Katz hier, der uns intensiv am Schlussakt der Affäre Cohn teilnehmen liess. Der arme lange Teufel, schwer herzkrank, solange wir ihn kennen, quälte sich seit ein paar Tagen mit einem Mandelabszess.

Katz schnitt gestern Mittag und sagte mir abends, als ich ihm das Haustor öffnete, es stünde fast hoffnungslos. Heute berichtete dann Frau Cohn unter vielen Tränen, der Mann sei gestern um dreiviertel zwölf gestorben, in seinem sechzigsten Jahr. Mir fiel an mir wieder die entsetzliche herzlose Kälte auf. Nichts als der Bezug auf mich – «Hurra, ich lebe!» und «Wann trifft es mich?» – und das Stoff sammeln für mein Buch. Diese Sammlung ist um etliche Züge zu bereichern: Als Frau Cohn uns die Todesnachricht

brachte, war gerade, um acht Uhr morgens, Frau Jählig hier, von Neumark geschickt, bei dem Katz fragend antelefonierte hatte. Frau Jählig (Neumarks Sekretärin) begann zu weinen und bat Eva um ein Taschentuch. Nachher sagte mir Eva: «Die jämmerliche Zeit. Meine Taschentücher plätzte ich nicht mehr. Ich hatte noch ein gutes und geplättetes da; es gehört zu ein paar Stücken, die mir Kätchen Voss zu treuen Händen zusteckte, als sie ins Barackenlager kam. Sie ist doch nun fast sicher in Polen längst ermordet.» – Frau Stühler – Stühlers legten die Todfeindschaft beiseite und benahmen sich freundschaftlich, sie liehen gestern ein Heizkissen, schenkten ein paar Blättchen echten Tee –, Frau Stühler sagte: «Wer weiss, was *ihm* erspart geblieben ist, was *uns* bevorsteht? Er ist wenigstens nicht von ihr getrennt worden.»

Auch Frau Cohn hatte das schon betont: «Er ist doch wenigstens hier und bei mir gestorben!» Dazu erhielt ich nachher ein fürchterliches Gegenstück. Ich holte Oberflöz aus dem Keller. Nebenan arbeitete eine Frau aus dem Hause, mit der ich schon ein paarmal ein paar Worte gewechselt habe, ohne ihren Namen zu kennen. Ich sagte ihr, Cohn sei tot. Darauf sie, erschüttert: «Die Frau weiss doch wenigstens, wie es mit ihm zu Ende gegangen ist, sie war doch dabei! Aber ich! Ich weiss es nicht von meinem Mann und meinem Kind!» Das ist also die Frau Bein, der man Mann und Sohn «auf der Flucht» erschossen, d.h. im KZ ermordet hat und die täglich die Urnengräber auf dem Friedhof besucht. – Dann traf ich noch auf der Treppe die kleine Frau Spanier, die Evas Mutter ähnlich sieht; ihr Mann ist seit Jahren im KZ, ihre Tochter wurde neulich in der Frischmann-Affäre «geholt». Sie reagierte kurz: «Er hat nichts verloren; wir erleben's ja doch nicht mehr.» –

In der Küche Frau Cohn zu Frau Stühler: «Ich hätte so gern mit ihm gebetet. Aber ich kann doch nicht das Vaterunser sagen – sie haben doch andere Gebete. Die Hände habe ich ihm gefaltet.» Dazu Frau Stühler mit Überzeugung: «Sie hätten es ruhig beten können. Wir sind alle Gottes Kinder.» Ich, weil es sich gehört, ohne Überzeugung: «Das Vaterunser können Sie ruhig für ihn be-

ten. Jeder Satz ist aus dem Alten Testament übernommen.» Wieder packte es mich, wieweit, trotz allem und allem, der Glaube an den lieben Gott verbreitet ist und welche Unmöglichkeit dieser Glaube für mich bedeutet. Für Eva auch, aber sie ist demgegenüber viel stoischer, viel gleichgültiger. – Endlich factum tragicomicum et characterissimum: Cohn habe gestern wiederholt deliriert (üblich in der Sepsis, sagt Katz). Er sass in seinem Sessel und starrte auf den Teppich. Was dort zu sehen sei, fragte Frau Cohn. «Das waren doch eben noch Hühner- und Gänsestücke; wo hast du die hingetan?» Sterbephantasie, wenn man keine Fleischkarte hat! *Ich* würde wohl süssen Kuchen und süssen echten Kaffee phantasieren. –

15. *November, Mittwoch Abend*

[...]

Zu Haus herrschte bedrückte Stimmung, weil nun Frau Cohn mit ernstem Fieber erkrankt ist und von ihrem Mann infiziert scheint. Eine Bedrohung für uns alle hier in der dreigeteilten Wohnung. Ein arischer Arzt ist wesentlich schwerer aufzutreiben als Katz, der seinerseits Frau Cohn nicht behandeln darf. Inzwischen ist aber nach vielem Hin und Her Fetscher hiergewesen; er hat beruhigend (ob aber aufrichtig?) festgestellt, dass es sich um keine Infektion, vielmehr um eine einfache Halsentzündung handelt.

16. *November, Donnerstag gegen Abend*

Inhalt eines Tages: Abwaschen, Brüheweg. In sechs schweren Gängen zwei Zentner Oberflöz, das markenfreie Heizmaterial, von der Salzgasse in den Keller geschleppt. Abgewaschen und Kaffee gekocht. Vor Ermüdung eingeschlafen. Bernhard Stühler primitiv unterrichtet. Zwischendurch keine fünf Seiten Lamprecht. In all der Zeit Eva unterwegs, unterwegs, unterwegs, mehr bettelnd als einkaufend. – Überall die Gerüchte um Hitler und Himmler, nirgends Sicherheit. Aber in Verbindung mit der grossen Offensive geben sie doch Hoffnung. –

Seit gestern ist Stephan Müller verhaftet. Er mag sich seines Einvernehmens mit der Gestapo, seiner Anerkennung als einstiger Freikorps-Leutnant zu sicher gefühlt, den Stern zu häufig verdeckt haben. Vielleicht auch war er unvorsichtig im Punkte Rundfunk. Im ersten Fall KZ, im zweiten Tod.

[...]

21. November, Dienstag Morgen

Wieder warmes Föhnwetter; ich sehe es nur unter dem Gesichtspunkt der Operationshemmung. Im Westen scheinen kleine Fortschritte der anglo-amerikanischen Offensive, aber allzu kleine. –

[...]

Ich erhielt aus Cohns Erbe: Drei Paar Strümpfe, ein Paar Handschuhe, Hosenträger und Sockenhalter. Ich nahm diese Kostbarkeiten gern und seelenruhig an, denn alle persönliche Hinterlassenschaft des jüdischen Ehemannes muss abgeliefert werden. Seltsamerweise wusste Frau Cohn gar nicht, dass das Testament ihres Mannes ungültig ist – der Staat nimmt *alles*. Ihr bleibt nichts übrig, als hinterher Schadenersatz zu fordern. Hinterher – das kann morgen sein und übers Jahr.

[...]

23. November, Donnerstag Morgen

Von zehn bis nach ein Uhr habe ich gestern Vormittag in neun Zweieimergängen ein Zentner Briketts und zwei Zentner Oberflöz über den Zeughausplatz von dem Laden in der Salzgasse in unsern Keller geschleppt und war danach erbitternd down. So verkürze ich meinen Lebensrest, und nichts wird mehr fertig werden. [...] Ich hatte beim Kohlenhändler immer wieder längere Zeit mit dem Einfüllen meiner Eimer zu tun. Dabei hörte ich die Gespräche der Kundinnen – die Männer sind im Feld oder im Betrieb, die Frauen holen ihren Bedarf auf Handwagen oder auch in Eimern – mit der freundlichen, gar nicht nazistischen Frau Hesse (deren Mann wie-

derum auf dem Bahnhof zu tun hatte, seine Erscheinung ist am charakteristischsten, wenn er, als Zyklop, vom auf seinem elektrischen Wägelchen stehend, heranrollt). «Einen Bezugsschein für einen Arbeitsmantel meines Mannes hab ich nun, aber kriegen tu ich nirgends einen.» – «Schreiben Sie an Hess, der wird Ihnen einen beschaffen können, dem gehts besser als uns!» Ich hätte gar nicht geglaubt, dass der Name Hess im Volke noch lebt. Es ist so lange her. [...] – «Mein Mann ist in Italien, bei Verona. Ich darf ihm monatlich 75 M schicken. Er treibt noch allerhand auf. Ein Kilo Schokolade 27 M.» – «Ich bekomme zu Weihnachten ein Kaninchen geschickt.» – «Wird es nicht riechen?» – «Ich wasch es mit Essig ab.» – «Mit denen draussen ist es verschieden. Manche können schicken. Manche müssen noch zu essen herausgeschickt bekommen.» An Frieden dachte keine. Der Krieg geht so weiter. «Meiner kriegt Weihnachtsurlaub.» – «Der macht jetzt einen Kurs mit, der acht Wochen dauert, dann kommt er wieder nach vorn. [...]

Schaurig grotesker Todesfall. Im Hause wohnt ein uralter weisshaariger, weissbärtiger, klapprig schleichender alter Jude, Grünbaum, 88 Jahre. Ich sah ihn einmal unten, als Frischmann noch frisierte, ein andermal von seiner ein Dutzend Jahre jüngeren Frau auf der Strasse geführt. Vor ein paar Wochen schien er im Sterben. Katz kam häufig und beschrieb mir drastisch, wie geschwollen er von der Wassersucht sei. («Man sieht den Penis nicht mehr.») Der Mann wurde gesund, und in der Nacht zum 22. November starb seine Frau am Schlaganfall. Jetzt ist der hilflose Alte ganz allein und wird wohl nach Theresienstadt gebracht werden, sofern man sich nicht den Umweg erspart und ihn schon im Polizeipräsidium beseitigt. [...]

6. November, Sonntag Spätnachmittag

Gestern Mittag dreiviertel zwölf bis halb eins Alarm, nach wenigen Minuten Keller. In grosser Entfernung, aber sehr deutlich und also doch nicht weitab, wurde eine gute halbe Stunde lang pausenlos und heftig geschossen. Also muss es sich um einen sehr

ernsten Angriff gehandelt und in unserer Nachbarschaft wieder Zerstörung und Tod gegeben haben – aber niemand erfährt, wo, alles wird verschwiegen. (Höchst charakteristisch: In den Todesanzeigen nach dem Angriff auf Dresden wurde Dresden nie genannt, es hiess immer nur «durch tragisches Geschick entrissen». Dagegen liest man hier häufig, dass jemand einen Angehörigen durch Terrorangriff auf Darmstadt oder München etc. verloren hat. Über den eigenen Bezirk also wird man im Dunkeln gehalten.) – Wir sind auch sonst im Dunkeln. Englischer Funk behauptet, die Amerikaner hätten bei Mühlhausen den Rhein überschritten, deutscher Funk: Sie seien bei Basel abgeschnitten und eingeschlossen.

–

Cohn starb an Mandelabszess und Sepsis, und an Mandelabszess und Grippe liegt jetzt Stühler. Katz, der ihn heute geschnitten hat, ist zweimal täglich hier und sitzt dann fast jedesmal lange bei uns. Er sagt, Grippe und Mandelabszess scheine verbreitet, er sieht sehr düster in die Zukunft: Seuche, Unterernährung, Arzt- und Medikamentenmangel und kein Kriegsende – Hitler scheint ausgeschaltet, Himmler schlimmer als er. «Er ist imstande, Dresden selber anzuzünden, wenn die Alliierten es als einzige Stadt verschonen!» Er sieht auch Tod für uns Sternträger und blutigen Bürgerkrieg für alle voraus. – Bei Windes wurde wieder einmal vom Bericht eines Urlaubers erzählt: schauerliche Judenmorde im Osten. Die Truppe musste Schnaps bekommen. «Wenn wir Schnaps bekamen, wussten wir schon immer, was kommen wür-de.» Einige Leute hätten Selbstmord verübt, «um das nicht ein zweitesmal mit ansehen und auf das Gewissen nehmen zu müssen.» Das ist nun schon zu häufig und von zu vielen arischen Seiten übereinstimmend berichtet worden, als dass es Legende sein kann. Und es stimmt ja doch auch zum hier Erlebten.

Ich hörte über das Schicksal der Familie Frischmann: Das Mädel zusammen mit ihrer Freundin Ruth Spanier wahrscheinlich in Auschwitz, also dem sicheren Tod ausgeliefert, der Vater im Arbeitslager Radeberg, die Mutter Arierin, zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt.

In den Zeitungen ein Propagandabild von schauerlicher Dumm-

heit: Vier Kinder, Jungen von acht bis vierzehn Jahren (das Alter ist angegeben!), haben mit einem deutschen und einem erbeuteten amerikanischen Gewehr eine Stellung in Aachen verteidigt und sind jetzt in amerikanischer Gefangenschaft. Bild und Unterschrift und zugehöriger Artikel sollen natürlich deutschen Heroismus beweisen und für ihn werben und Angst vor ihm einflößen. Was bewirken sie in Wahrheit? 1) haben die Alliierten ein Dokument, das den irregulären, den Banden-, den Franktireurkampf der Deutschen beweist; 2) haben sie ein Dokument der deutschen Schwäche – die «DAZ» sagt, Eisenhower greife mit sieben Armeen, mit zwei Millionen Mann – (Mann, nicht Kindern!) an; 3) muss sich allen Eltern, allen deutschen Eltern, das Herz und der Magen umdrehen; 4) müssen die Alliierten in ihrem Plan bestärkt werden, und sind darin gerechtfertigt, die Erziehung der deutschen Jugend in eigene Hand zu nehmen. So überschlägt sich die Heroismus – Propaganda, auch das ist wie der *Fluch des Superlativs*.

[...]

30. November, Donnerstag Spätnachmittag

Erst jetzt, nach achtzehn Uhr, habe ich die fragwürdige Ernst-Notiz – Dostojewski aussparend – zu Ende gebracht. Gestern Vormittag holte ich wieder zwei Zentner Kohlen heran; das ermüdet nicht nur sehr, sondern lähmt auch nachwirkend die Schreibhand. Ich war danach im Wesentlichen auf Lektüre (Dostojewski-Monographie, Provenienz Lewinsky, und Stefan Zweig, Provenienz Steinitz) beschränkt, suchte auch in einmal wöchentlich üblicher Weise Steinitz auf.

Vor allem aber wirkte und wirkt der Fall Stühler in immer stärkerem Masse ablenkend und bedrückend. Der Mann liegt bei wechselnder Hoffnungsskala der Frau und des Arztes auf den Tod und liegt geheimnisvoll. Katz hat gestern, den Widerstand der Gestapo niederkämpfend, einen Ialsspezialisten konsultiert: Die Angina ist abgeklungen, die rätselhafte Sepsis geblieben: Der zweite Fall im Hause.

Der dritte, wenn man die Erkrankung der Schwägerin der Frau Cohn hinzurechnet, ein vierter befindet sich in Katz' Händen anderwärts. Also Seuchenverdacht. Aber das Gesundheitsamt gibt nichts bekannt. Wer den Verdacht ausspräche, wäre Defätist. Auch ist es jetzt, wo Tod an der Front und über den Städten wütet, einerlei, ob noch ein apokalyptischer Reiter zu den anderen stösst. Auch fehlt es an Ärzten, Platz in Krankenhäusern und Arzneien. [...] – Wir fanden Frau Stühler, die sonst so energische, in Tränen, in besonderer Sorge um Bernhard. Wir versprachen ihr, den Jungen in unser Schlafzimmer zu quartieren und selber hier vorn zu schlafen. Dies sollte heute bewerkstelligt werden. [...]

Da hinein, kaum dass Katz aus dem Hause war, fiel ein Alarm, halb eins bis halb zwei, sehr rasch grosser und bedrohlicher, Nachricht, Bombergeschwader im Anflug, Angriff auf Dresden möglich. Man hörte surren, hörte in sehr weiter Ferne viel schiessen, aber sonst geschah nichts. Ich besprach inzwischen die böse Stühlersache mit Neumark. Er wollte seinerseits mit Katz überlegen, ob man etwa uns und Frau Cohn für die kritische Zeit von hier weg und in ein Notquartier lege. Wir erwarten nun den Abendbesuch des Doktors. So sind im Augenblick die üblichen zwei Gefahrenquellen: Gestapo und Flieger, um eine dritte und vielleicht, wahrscheinlich sogar, scheusslichere vermehrt. Wirklich: Alles nimmt jetzt die Wendung ins Kulturhistorische und Grässliche; hinter dem Einzelfall Stühler erscheint ein neuer apokalyptischer Reiter.

1. Dezember, Freitag Vormittag

Stühler ist heute Nacht gestorben – man kann das Gruseln lernen. Ich will aber wieder, und was auch kommen mag, bis zuletzt ganz kalt berichten. – Gestern Abend kam Katz, ich erwartete, er würde in der Sterilisierungsfrage ausführlich mit uns sprechen. Als er aber gegen dreiviertel acht drüben fertig war, gab es Alarm, den zweiten an diesem Tage. (Er wurde um halb neun abgeblasen, ohne dass wir in den Keller mussten.) Katz eilte fort und sagte mir

– absoluter Stimmungsumschlag! –, wir sollten für unsere Person nicht übermässig ängstlich sein. Stühler selbst freilich, dem er Kampfer injiziert hatte, sei «noch längst nicht über den Berg». Gegen zehn Uhr abends musste Frau Stühler zur Apotheke, inzwischen hatte ich aufzupassen. Ich hörte im Krankenzimmer den Lichtschalter knipsen und Schritte; als ich zur Tür kam, lag Stühler schon wieder, aber sehr unruhig und schwer atmend. Ich fragte, ob er trinken wolle. – Ja. – Er richtete sich auf, ich stützte erst das Kissen, dann unmittelbar seinen schweissnassen Kopf, gab ihm ein bisschen Fachinger. Er war furchtbar abgemagert, hatte starre Augen, rau-he, mühselige Stimme, sprach aber völlig klar. Wo seine Frau sei, wann sie wiederkomme, dankte mir wiederholt. Ich wusch Hand und Ärmel in dem Lysolersatz, das Eva schliesslich aufgetrieben, legte mich um halb elf schlafen. Um halb zwei weckte uns Frau Stühler: Sie höre keinen Atem, fühle keinen Puls. Stühler lag mit offenen, aber nicht gebrochenen Augen auf dem Rücken, das Gesicht schmal und starr – nicht eigentlich friedlich, aber auch nicht leidend, nur kalt und abweisend. Offenbar tot, aber ich hatte keine Sicherheit dafür. Wir klopfen bei Frau Cohn [...]. Ich graute mich in den Schlaf, kam um sechs Uhr nach vorn, fand Frau Stühler auf unserem Sofa und graute mich weiter, empfand die ganze Nutzlosigkeit der Desinfektionsversuche und gab uns in Schicksals Hand. [...] Ich ging noch vor dem Frühstück zu Neumark und telefonierte mit Katz. [...] Katz' Stimmung war über Nacht eine vollkommen konträre geworden. Ich solle nicht übermässig ängstlich sein, von einem Desinfizierenlassen durch die Behörden könne heute, im Kriege, nicht die Rede sein; die «Hausgemeinschaft» möge sich selber schützen, indem sie die Fussböden mit Lysol aufwische. Er, Katz, habe «amtlich» keinen Anlass, ja, kein Recht, Meldung zu erstatten – täte er's doch, so wären die Folgen für uns alle unberechenbar –, offiziell seien Cohn und Stühler an den Folgen einer septischen Angina gestorben, den Seuchenverdacht (etwa vom Brot her) habe er, Katz, nur privat, nur «freundschaftlich» mir gegenüber und zu mir allein geäussert, und er verpflichte mich zum Schweigen. [...]

2. Dezember, Sonnabend Vormittag

Zentral, von morgens bis abends, steht die scheussliche Infektionsdrohung. Eine Schüssel mit stinkendem Lysol-Ersatz auf dem Küchentisch – aber was hilft das Weihwasser bei dieser Promiskuität? [...] Vielleicht ist die Pest schon in uns, vielleicht trifft uns vor ihrem Ausbruch eine Bombe.

3. Dezember, Sonntag Abend

Die Stimmung wird nicht besser, wenn auch eine gewisse Abstumpfung gegen die nackte Todesfurcht eintritt. Heute ass ich schon ein Stück Brot, das uns Frau Stühler schenkte – gestern haben wir noch Brot und Kuchen Stühlerscher Provenienz beseitigt. Dazwischen liegt freilich allerhand Desinfektion auch des Geschirrs. [...]

5. Dezember, Dienstag gegen Abend

[...] Eben bringt Eva von Gertrud Schmidt die Nachricht, die vom deutschen Heeresbulletin halbwegs bestätigt scheint: dass die Russen am Plattensee durchgebrochen seien. Wenn das stimmt, ist Wien bedroht, und dann wird Dresden Bombenangriffe bekommen. Im Westen verzögert sich alles durch Überschwemmungen in Holland.

Den achtundachtzigjährigen Grünbaum, dessen Frau neulich starb, hat die Gestapo gestern abgeholt. Bringt man ihn noch nach Theresienstadt, oder beseitigt man ihn gleich hier?

Es fasste mich sehr an, als Frau Cohn heute erzählte, ihr Mann habe an seinem letzten gesunden Sonntag mit ihr so gern einen Spaziergang machen wollen, es war so schönes Wetter. Sie habe abgelehnt: «Am Sonntag starren die Leute noch mehr als wochentags. – Du ärgerst dich bloss. Warte!» Er habe bitter geklagt, «ich bin gefangen», und nun mache sie sich Vorwürfe. Wie oft habe auch ich sehet dies Gefühl «Gefangen!» gehabt, und wohl auch schon notiert.

7. Dezember, Donnerstag Vormittag

Gestern ein uns beide physisch zerrüttender Tag, geprägt durch zwei Alarme. Vormittags holte ich wieder in zwei Gängen zwei Zentner Kohle von Hesse, es fiel meinem Herzen von Anfang an sehr schwer. Gegen Ende der Prozession hörte man fernes Schiessen. [...] «Sie bummern schon – wir kriegen gleich Alarm», sagte Frau Hesse. So beendete ich meine Kohlenaffäre sehr gehetzt, zumal ich mich hinterher noch waschen und ein bisschen umziehen, auch das Manuskript ins Luftgepäck stauen musste. Hierbei, kurz nach zwölf, kam dann die Sirene. Es wurde immerfort stark in der Ferne geschossen, blieb aber beim kleinen Alarm, der schon bald nach halb eins abgeblasen wurde. Mein Herz ist dieser Spannung nicht mehr gewachsen, obschon ich geistig ganz ruhig bleibe: Ich hatte sehr böse Anginaschmerzen. Der zweite Alarm war peinlicher. [...]

Aus der «Dresdener Zeitung» der letzten Tage: 1) amtlich: Das Seifenstückchen, das in den vergangenen fünfeindrittel Kriegsjahren vier Wochen reichen musste – es reichte aber immer nur wenige Tage –, hat jetzt acht Wochen zu reichen. Entsprechende Terminverlängerung der Wäschemittel. 2) Aufruf der Reichsreferentin des BDM und der «Reichsfrauenführerin» an die «deutschen Frauen und Mädels» zum freiwilligen Eintritt in das «Wehrmacht-Helferinnenkorps», zu welchem «die schon bestehenden *Frauen-einsätze*» (vor allem das «Flak-Helferinnenkorps») erweitert werden. Die «wehrwillige deutsche Frau» gehört zum «*Wehrmachtsgefolge*» und trägt Uniform. Jede Helferin ermöglicht die «*Freistellung* (neu?) eines Soldaten». – Gewiss, die Helferinnen dienen nicht mit der Waffe, aber doch im Feuer wie die Ärzte. Wo bleibt die grosse Distanz zum «Flintenweib»? Die Distanz wird ausgefüllt durch die Volkssturmaufrufe und die Glorifikation der Kinder, die in Aachen mitkämpften. 3) *Deutsche Note gegen Terror De Gaulles*. Die Regierung De Gaulle gehe «brutal» vor gegen deutsche Reichsangehörige und Franzosen, «*die gemäss den Weisungen der legalen französischen Regierung des Marschalls Pétain ihre Pflicht erfüllt haben*». Drohung (offiziell über das Gen-

fer Rote Kreuz mit Gegenmassnahmen. 4) Von Zeit zu Zeit schreibt ein Oberstleutnant Ellenbeck zur Stärkung der Resistenz *populärst* moralisierende Artikel. Vor drei oder vier Tagen hetzte er dazu auf, jeden mundtot zu machen (faktisch ist es natürlich ein Aufreizen zur Denunziation), der etwa sage, vielleicht seien die Russen gar nicht so mörderisch schlimm, vielleicht also liesse sich doch an Nachgeben denken. Das sei «saudumm», das sei ein Verbrechen aus Dummheit.

Das «Reich» vom 26. November bringt statt des sonst üblichen modernen Gedichtes eine alkäische Ode von Platen, «Kassandra». Ich war sehr stolz darauf, das stark allegorische Stück auf Anhieb Steinitz erklären zu können. «Deinem Los sei's Klagen geweiht, Europa!» Erst bist du von Philipp von Spanien und seiner Inquisition vergewaltigt worden, jetzt bedroht dich Russland, umsonst ist der polnische Aufstand, umsonst kräht der Hahn und müht sich der Stachel des Einhorn – der gallische Hahn, das Einhorn aus Englands Wappen, das ich vor wenigen Wochen erst aus Charniers «Fabeltier» kennenlernte ergo: «Adler Deutschlands, doppelte, kreise wachsam, schärfe die Klaun dir!» Nutzenanwendung natürlich: Drittes Reich schütze Europa vor den Bolschewisten! Interessant, wie in dieser Ode Napoleon nicht genannt wird. Zur Zeit der Heiligen Allianz war er eben kein Unterdrücker mehr, sondern ein Volksheld, Revolutionär, Liberaler.

[...]

8. Dezember, Freitag gegen Abend

Nach mühseliger Lektüre – freilich war der ganze Vormittag beinahe durch Scheuem und andere Hausarbeit gefüllt – spärliche «Reich»-Ausbeute.

«Reich» vom 12. November: Goebbels' Leitartikel, «Der Krieg als Wertmesser», behauptet, dass *gerade* und eigentlich *nur* im Kriege Volk und einzelner ihre Tüchtigkeit bewährten. Das ist natürlich mindestens ebenso falsch als richtig. Folglich sollten, sagt Goebbels, die Leute jetzt zeigen, was sie könnten. Nach dem Siege würde dann die Führerschaft den jetzt Tüchtigsten zufallen.

– Artikel «Die Ausländer unter uns» von Hans Schwarz van Berk. Ihre ungeheure Menge, in manchen Fabriken nur ein Zehntel der Belegschaft deutsch; in manchen Dörfern «nur Kriegsgefangene hinter den Gespannen». Wieso kommt nicht der Aufstand, die Sabotage, auf die Eisenhower gerechnet? Einige mögen daran denken – aber die denken auch an die Vernichtung des aufständischen Warschau! (Gestern hatte Eva im «Hüttig» ein Gespräch mit einem Wachmann nach Art der Nickern-Leute. Er erzählte, zwölf Stunden Dienst in einem benachbarten Polenlager, wo zehntausend Ost-Gefangene von ganz wenigen hundert Polizeimannschaften bewacht werden. Neulich hatten sie «gemeutert» – jeder Knüttel, jedes Stück Eisen sei ihnen Waffe gewesen –, und «beinahe wären wir *abgenischelt* worden». Er fügte hinzu: «Aber gut, dass wir wenigstens Uniform tragen. Den Volkssturm in Zivil, wird man den gelten lassen?» Wie weit also stimmt der «Reich»-Artikel? Immerhin doch in der Hauptsache, dass es bisher zu grossen Sabotagen oder ähnlichem noch nicht gekommen ist. Und er stimmt gewiss auch darin, dass nur ein kleiner Teil der Fremden sehr gemischter Provenienz wirkliche Feindschaft und wirklichen Kampfwillen gegen Deutschland habe.)

[...]

«Reich», 26. November: Eine quaedam Christa Rotzoll, die mir schon mehrfach als lyrisch journalistische Glorifikation nationalsozialistischer Zustände und Institutionen kötzerisch-vomitivem aufgefallen, schreibt Feuilleton: «Die Reservistinnen. Ehemalige Arbeitsmädchen am Scheinwerfer.» Das ist Ergänzung, bzw. Vorspiel zum neulichen Aufruf für das Waffenhelferinnenkorps. Gemeinste Versüsslichung, halbe Verweiblichung der Flintenweiberei. Stilbeispiel: «Der weibliche Ehrgeiz, sich nicht zu blamieren, hält die Mädchen vor der Technik wach, dazu ein wenig die gemeinsame Verehrung, die den Leutnant so sanft anstrahlt, wie es meist nur Deutschlehrern begegnet... Eine Lagerführerin von steiler, heller Anmut lenkt die Mädchen wie damals (im Arbeitsdienst), doch nicht mehr als oberste Instanz. Sie ergänzt im Pädagogisch-Menschlichen den Batteriechef, berät ihn

bei manchen Befehlen ...» Die Baracken sind jetzt knapper und kahler als im Arbeitsdienst «Doch auch wenn die Maiden neben ihren Betten die ‚gefasste‘ Suppe löffeln, dunkeln letzte Herbstzweige in einer einwandfreien Vase.» (Spannung des Stils. Du sollst weiblich *und* militärisch, anmutig *und* heroisch, pathetisch *und* witzig sein!)

In starker Übereinstimmung mit diesem Militärartikel steht («Reich», 3.12.) von Albert Buesche (s. o. Animisme!) das «Portrait eines Oberlyzeums; Wandlungen in der Höheren Schule». Es war «das grösste Oberlyzeum des Berliner Westens» mit über 700 Schülerinnen – (welches?) –, musste die «traurigen Ruinen» Berlins verlassen und ist jetzt KLV-Lager (Kinder-Land-Verschickung) in oder bei böhmischer Kleinstadt (Zwischenaufenthalt in Sachsen) mit 120 Insassinnen, wovon kleinster Rest Berliner Abiturientinnen unter einer besonders tüchtigen Oberstudiendirektorin. An oberster Stelle steht der Sport – «der amtliche Ausdruck ‚Leibesübungen‘ fliesst hier noch unwilliger in die Feder als sonst» –, an zweiter die Musik. «Zwar hat unsere Schule die Gebietssiegerin für Hochsprung gestellt, aber die sonstigen Leistungen erreichen doch nicht mehr die Friedeshöhe», sagt die Direktorin mit mütterlicher und rührender Kümmernis.» Im Schwimmen «besitzt die Schule den Grund- und Leistungsschein der Deutschen Lebensrettungsgemeinschaft.» Bei den entsprechenden Übungen lässt die Direktorin sich selber, heftig strampelnd, retten. Die Musik, ebenso der Deutschund Kunstunterricht, sind romantisch gefärbt, Schubert und Schumann überwiegen. «Das Musische und das Sportliche *bilden die Charakteristika des deutschen höheren Unterrichts für Mädchen überhaupt. Nicht aber ihr A und O.*» Einmal wird eine ganze Stunde englisch gesprochen. Einmal «schlug man sich tapfer in französischem Anfangsunterricht». Natürlich hat die ständige Gemeinschaft und Zusammendrängung auch ihre Nachteile, aber die Vorteile sind doch gross. Wir haben «totale Erziehungssituation». Wir kommen dem wirklichen Individuum zu Hilfe. «Wir sind darüber hinaus, Pseudo-In-

dividuelles zu fördern; dafür ist das Gesetz der Gemeinschaft zu zwingend. Aber da, wo wir eine wirkliche Gabe sehen, fördern wir sie, auch wenn anderes dagegen zurücktreten müsste.» (Deshalb hat man auch «Wahlfächer».) (Hier liegt die ganze Hypokrisie der nationalsozialistischen Individualität klar am Tage.) – Die Gesamtleistungen seien natürlich «wegen der Hemmungen des Unterrichtsbetriebes» gegen früher gesunken. – Aber immerhin, da man Vorbilder für die Tschechei aufstelle, auch halbtschechische Kinder aufnehme und im Deutschen unterrichte, so «leisten wir hier ein Stück *Volkstumsarbeit*». – [...]

«Reich», 3.12.: «Der rechte Ehepartner. Kriegsprobleme der Gattenwahl» von Herbert Hahn. Die Partei hat immer mehr in Anspruch genommene Einrichtungen zur Ehevermittlung geschaffen. «Natürlich» wird der individuelle Wunsch berücksichtigt – (aber natürlich nicht der pseudoindividuelle). Es gibt «Familienabende», es gibt Briefwechsel-Anstalten, man sucht nach Stamm, Stand, Bildung Gleichartiges zusammenzubringen. Es zeigt sich in den Briefen der Frontsoldaten, «wie stark die rassepolitischen und eugenischen Grundsätze unserer Zeit auch die ganz ungelente und individuelle Wahl des Ehepartners beeinflussen». Immer wieder fordert man «Erbgesundheit», ebenso «Bekanntnis zur nationalsozialistischen Weltanschauung». (Zu den Sport- etc. Festen des Oberlyzeums werden gern junge Offiziere eingeladen. «Die Direktorin steht im Leben und weiss, was sie tut.»)

[...]

10. Dezember, Sonntag gegen Abend

Am Nachmittag war Steinitz bei uns gewesen. Trübe Stimmung wie bei allen Juden, wie auch im Kreise Winde-Kreisler, wegen der Stagnation im Kriege; es treten auch wieder Gerüchte von neuen deutschen Mitteln auf: Man soll Turbinen bauen, mit denen Flugzeuge heruntergesaugt werden! Ich selber lasse mich allmählich von dem überall verbreiteten Satz beeinflussen: «Der Krieg ist noch nicht entschieden.» [...]

Am späten Nachmittag unterrichtete ich gestern noch Bernhard Stühler. Er hat mich gebeten, ihm «Geschichte» beizubringen, als sein Lieblingsfach. Ich habe immer wieder beobachtet, dass ihm die geläufigsten Fremdworte unbekannt oder mindestens undeutlich sind; so klärte ich ihn, ein Mittelding zwischen französischem und Geschichtsunterricht, über die Begriffe Diktator, Republik, Monarchie, Oligarchie, Konstitution auf. Dieser Unterricht und überhaupt der Fall Bernhard Stühler – am 1.1.45 fünfzehn Jahre alt, fast ohne Schulbildung, aber mit einigen Brocken Englisch und Spanisch gemästet (paar Privatstunden, der Lehrer endete im KZ, vorher ein bisschen Notvolksschule als Judenklasse organisiert, längst Fabrikarbeiter) –, dieser Fall ist also für meine Darstellung, sei es die LTI, sei es das Curriculum, äusserst wichtig.

[...]

11. Dezember, Montag Vormittag

Bertholds Geburtstag. Er wäre jetzt dreiundsiebzig, er ist vierzehn Jahre tot, mit neunundfünfzig gestorben. Die Zuneigung und der Kampf zwischen uns hat so viele Jahre ausgefüllt – was blieb davon, was ahnen im Entferntesten – davon und vom Leben und Denken ihres Vaters überhaupt – seine Söhne, wieweit mag auch nur seine Frau in sein wirkliches Esse eingedrungen sein? Er wollte ja doch vor ihr, vor sich zeitlebens krampfhaft ein anderer sein, als er wirklich war. Vielleicht wollen wir Juden immer etwas anderes sein – die einen Zionisten, die anderen Deutsche. Aber was sind wir wirklich? Ich weiss es nicht. Und auch das ist eine Frage, auf die ich nie Antwort bekommen werde. Und das ist meine grösste, meine berufliche Furcht vor dem Tode: dass er mir aller Wahrscheinlichkeit alle Antworten schuldig bleiben wird.

[...]

14. *Dezember, Donnerstag gegen Abend*

Gestern Mittag wieder in kurzen Abständen zwei Alarme, beide ohne Keller, beide sehr nervstörend und auch beunruhigend, von halb zwei bis zwei und von 2.25 bis 2.40 Uhr.

Frau Stühler hat eine eifrige und misstrauische Gemüselieferantin, die mich neuerdings als Freund der Frau anerkennt. Sie kam gestern in Frau Stühlers Abwesenheit. «Sagen Sie ihr bitte, Herr Professor, dass Frau Lorenz dagewesen ist.» An der Tür machte sie kehrt, kam zurück und flüsterte: «Oder sagen Sie lieber: ‚Tante Lo‘ war da, sie weiss dann schon.» Das ist genauso, wie wir «Gertrud Schmidt» sagen. Element der LTI – aber schon mehr als bloss enzyklopädischer Stil. Der verdeckt Konterbande an Wissen. *Hier* geht es um Leben und Sicherheit im Alltag. –

Es wird ein neues Scherzrätsel erzählt, Frau Jählig, die Sekretärin Neumarks brachte es zu uns: Was ist das? Es hat Silber im Haar, Gold im Munde und Blei in den Gliedern. Antwort: der Volkssturm.

18. *Dezember, Montag Morgen (und später – ich werde wohl tagsüber mit Notizen zu tun haben)*

Am Sonnabend Vormittag bekam ich von Hesse nur einen Zentner Briketts. Er sagte, vor Januar sei nun gar nichts mehr zu haben, er sagte, es werde eine Kohlenkatastrophe geben. Inzwischen ist ernstlicher Frost eingetreten. Mir beinahe, nein wirklich lieb: Denn das wird die Russen in Bewegung bringen.

[...]

Frau Stühler erzählte früh, während ich abwusch: Sie habe Brief aus Heidelberg; dort, obschon noch nicht zum Kriegsgebiet erklärt, lebe man wie in der Hölle. Mehrere Tage in der Woche ganz ohne Gas, ständig im Keller – wir hier hätten keine Ahnung vom Krieg. Sodann: Gestern bei ihrer Luftwache (im Modehaus Böhme in der Waisenhausstrasse) sei ihr wieder die Borniertheit des Volkes (Volk – dies ist der Punkt mit dem unlöslichen Fragezeichen) aufgefallen: Ein paar Leute, nicht ganz ohne Bildung, seien

noch immer fest vom Siege Deutschlands überzeugt; nachdem es die schweren Sommermonate überstanden habe, komme es jetzt wieder voran. – Also wirkt die Propaganda der Presse etc. doch? Aber auf wieviel Prozent der Bevölkerung? Und wie weit ist Sachsen, wie weit das verschonte Dresden, wie weit dies Grüppchen von drei, vier Leuten charakteristisch für das Ganze? Immer wieder die gleiche Unmöglichkeit des Wissens.

Mittags, 12.30 Uhr

Wilder Kriegstag. Wir mussten vor dem Frühstück Fleischbrühe holen, denn der Montagslieferant in der Pillnitzer Strasse macht um neun Uhr auf, und um zehn ist schon nichts mehr zu haben. Ich war seit halb sechs auf und hatte drei kalte Kartoffeln im Magen. Eva stand pünktlich um neun in der schon vorhandenen Schlange; ich wartete ein Haus entfernt und trug dann die ergatterten Liter. Wir kamen zurück und trafen vorm Haustor Neumark; er sei schon bei uns gewesen, bitte um unseren Rat, komme noch einmal mit uns hinauf. Sein Bericht: Am Sonnabend Abend sei er durch die Gestapo erschreckt worden. Man habe ihn ins PPD geholt und ihm dort einen kleinen blonden Jungen, angeblich fünf Jahre, aber wesentlich reifer und intelligenter, übergeben, den solle er für ein paar Tage unterbringen, für die «Fresserei» würde irgendwie gesorgt werden (wurde faktisch aber nichts hergegeben), danach werde weiter verfügt werden. Mehr erfuhr Neumark von der Gestapo nicht. Der Kleine, sehr blond, ganz unjüdisch, abends sich bekreuzigend und katholisch betend, erzählte, er sei von Prag hergereist, die Mutter habe sich aus dem Fenster gestürzt, sei aber nicht tot, sondern im Krankenhaus – ob hier oder in Prag und alles andere blieb dunkel. Er, Neumark, vermute einen tragischen Fall spät aufgedeckter Rassenschande. Das Jungchen, das deutsch und tschechisch spricht, wurde vorläufig zu Eisenmanns gegeben, wo es sich gleich ungemein wohl fühlte und mit den Kindern spielte. Er und Schorschi waren Flieger und bombardierten Lisls Puppenstube, in der ein Spiegel zerbrach, was zu Zwist führte. Die Nacht verbrachte der Junge dann bei Neumark,

der ja von seiner Frau getrennt in seinem Bureau unterhalb der Eisenmannwohnung schläft. Aber auf die Dauer könne die überlastete Frau Eisenmann unmöglich den Kleinen bei sich haben. Wohin mit dem Namenlosen? Wir, sagte ich, und Eva ergänzte es, und Neumark erklärte sofort, das habe er sich selber gesagt und wolle nur unsern Rat – wir hätten gar keine Erfahrung im Umgang mit Kindern. Wir schlugen – Evas Einfall – Frau Kreisler und Sterns vor, tertio loco Frau Konrad. – Im Fortgehen sagte Neumark noch, er müsse mich gelegentlich bei sich sprechen, und sofort vermutete ich irgendetwas Schlimmes – Kornblum ist doch vor einigen Monaten aus der Dienstentpflichtung in die Fabrik zurückgeholt worden, weil man ihn beim Kohlentragen gesehen hat. Etwas Ähnliches, mochte bei mir vorliegen. – Als Neumark sich verabschiedete, war es etwa 9.45 Uhr, und Eva ging in die Küche, die Suppe wärmen. Zwei Minuten später kam Alarm. Wir setzten uns dennoch stur zu Tisch, ich machte nur vorher das Luftgepäck parat. Nach dem ersten Teller sagte Eva: «So – einen Teller Suppe haben wir.» Der zweite und ein halbwegs komplettes Teefrühstück rutschten nach, dann, 10.15 Uhr, kam grosser Alarm: Eine Viertelstunde Keller ohne Schiessen. «Herr Dr. Neumark, was liegt gegen mich vor?» – «Im Gegenteil!» In Leipzig sitze ein masslosjudenfreundlicher junger Däne, er habe schon so viele Päckchen nach Theresienstadt gesschickt, dass die Gestapo ihn gewarnt habe, er habe jetzt Neumark zu beliebiger Verwendung Geld angeboten. Er, Neumark, kenne meine Schwierigkeiten, ob ich davon wollte. Ich erwiderte, bis zum 1. 4. würde ich reichen. Anleihen an mich müssten über mein Sperrkonto gehen, was mit Namensnennung des Gebers verknüpft und daher nicht ratsam sei. Andererseits: «schwarz» nehmen und «strecken»? Aber weniger als 150 M könne ich, ohne Verdacht zu erregen, im Monat nicht abheben. Ich lehnte also vorläufig ab und liess die Sache offen. – Im Keller sah ich auch die kleine, vollkommen blonde Rassenschande.

Um halb elf waren wir wieder oben, tranken noch eine Tasse Tee, dann holte ich mein Tagebuch aus dem Luftgepäck. Da kam der zweite Alarm, und ich musste wieder einpacken. Diesmal

blieb es beim kleinen Alarm, er dauerte aber eine reichliche halbe Stunde. – Nun will ich sehen, ob es mir am Nachmittag gelingt, ein paar Notizen über die reichliche, für mich wenig ergiebige, für LTI fast unergiebiges Lektüre der letzten Tage zu machen.

[...]

19. Dezember, Dienstag Vormittag

[...]

Gestern Abend brachte Frau Stühler den Heeresbericht in der Zeitung – er war schon mittags als Sondermeldung – die erste seit Jahren! – durchgekommen: Zum Grossangriff überraschend aus dem Westwall heraus am Morgen des 16. 12. angetreten, erst amerikanische Stellung überrannt «nach kurzer, aber gewaltiger Feuertvorbereitung», Angriffsschlacht geht weiter ... Das war für mich wirklich und phrasenlos der Blitz aus heiterem Himmel – wenigstens scheint mir jetzt der Himmel *vor* dieser Meldung beinahe heiter gewesen zu sein. Weil er doch Hoffnung auf das Ende barg. Jetzt aber ... ein deutscher Sieg schiebt es auf viele Monate hinaus. In der Nacht fiel mir ein: Die Überraschung möchte in Gas bestehen. Eva ist jetzt zu Windes gefahren. Ob sie etwas wissen.

Gegen Abend

12.45 Uhr bis 13.40 Uhr hatten wir wieder Alarm, aber diesmal ohne Keller. [...]

Ich ging heute wieder mehrere Exemplare «Reich» und «DAZ» durch; das ermüdet und langweilt mich jetzt immer ganz besonders. Die Ausbeute war, beinahe erfreulicherweise, ganz gering – es ist mir alles schon so geläufig. [...]

21. Dezember, Donnerstag Vormittag

[...]

Neue Talmudfrage, aber lebensgefährliche. Es ist Vorschrift für Juden, *nur* den Vorderperron der Elektrischen zu benutzen, das Innere des Wagens nicht zu betreten. Seit vorgestern tragen die

Bahnen grosse Aufschrift neuer Verkehrsregelung: Nur vorn Aufstieg. Nur hinten Ausstieg. Welchem Gebot soll der Jude nun beim Absteigen folgen? Jede Gebotsüberschreitung kostet ihn, via Gefängnis und Lager, das Leben. Die Frage wird leidenschaftlich erörtert; ihre Entscheidung werde ich notieren.

Mischeheleute, wenn *er* Jude, *sie* arisch, umgekehrt ist es nicht ganz so schlimm, haben jetzt allen Grund, umeinander besorgt zu sein: stirbt *sie*, kommt er nach Theresienstadt, stirbt *er*, verfällt seine Hinterlassenschaft dem Staat. Feu Cohn beging den Fehler, ein nun wirkungsloses Testament zu hinterlassen. Darin hiess es, er habe zu Anfang des 3. Reiches, als er aus wandern wollte, seine Möbel verkauft und die Möbel seiner bereits ausgewanderten Geschwister übernommen; er hinterlasse nun diese übernommenen Möbel anstelle ihres eigenen Heiratsgutes seiner Frau. Das wird jetzt nicht anerkannt, man beraubt die Witwe. Gestern war der Finanzbeamte hier. Frau Cohn, sonst ruhig, sagt mit funkelnden Augen und totenblass, er sei «ein Hund» und bedrohe sie bei jedem Stück, das sie retten wolle, mit Gestapo und Partei. (Die Partei ist für uns hier durch den Judenpapst Köhler vertreten, der erst neu-lich wieder die Mischehefrauen und -witwen für «Huren» erklärt hat. (Sus pinguis, giä Gerichtsschreiber.) Bestimmung ist: Alles Eigentum, jede Hose, jeder Strumpf des jüdischen Mannes gehört dem Staat. Die Frau darf nur ihr Eingebrochenes und ihr persönliches Eigentum behalten. Deshalb verschleppen, verbergen, verschieben die Witwen, was irgend möglich. So erbte ich von Cohn Strümpfe und Handschuhe. Von Stühler sollte ich ein Paar Schuhe haben; sie passten mir, ich behielt sie einen Tag in unserm Zimmer; dann gab ich sie zurück – es war mir allzu widerwärtig, hier vor den Augen der Witwe in den Schuhen ihres Mannes herumzulaufen. Schuhe sind sichtbarer, ostensibler als Handschuhe und Strümpfe.

[...]

22. *Dezember, Freitag Nachmittag*

[...]

Heute schaffte Waldmann – das ist sein Amt – für das Finanzamt je einen Reisekorb fort, worin die persönliche Kleidung Cohns und Stühlers lag, den Hut, den Spazierstock einbegriffen. Nackter und in seiner erbärmlichen Kleinlichkeit, dazu in seiner Brutalität gegen die Witwen ekelerregender Raub. – Wie wenig verbreitet ist Nachdenken. Frau Cohn hat ihren Mann an einer Halskrankheit verloren. Sie sagt von dem Finanzbeamten: «Er hat mir erzählt, sein Kind sei vor ein paar Monaten an Diphtherie gestorben; ich betrachte das als eine Strafe Gottes!»

23. *Dezember, Sonnabend Abend*

Die Westoffensive der Deutschen schreitet fort und bedrückt mich sehr; doch höre ich von mehreren Seiten (Windes, Stern, Katz), sie sei nicht tragisch zu nehmen, sei Verzweiflungsakt, bedeute vielleicht nicht einmal Verzögerung, vielleicht sogar Beschleunigung des unvermeidlichen Endes. Immerhin ist mir schwer ums Herz. Zumal es sehr kalt geworden ist und unsere Ernährung täglich schlechter wird und Evas Kräfte sehr nachlassen.

Stern war bei uns und lud uns für morgen Nachmittag ein, Steinitz kam und brachte Einladung zum Dienstag. Das wird unsere Weihnachtsfeier: zweimal ein bisschen hausbackener Kuchen. *Wir* können nichts schenken, weder uns noch anderen. Einen Baum gibt es in diesem Jahr nur durch die Partei für Kinderreiche. Die Sonderzuteilungen bestehen – natürlich für Arier nur – in 250 Gramm Fleisch und zwei Eiern, den einzigen seit mehreren Monaten. Dieser Jämmerlichkeit soll nun durch den Sieg im Westen aufgeholfen werden. Goebbels schreibt, wir würden bis zum letzten Regiment kämpfen und nicht «wegen einiger Butterrationen» aufhören.

[...]

Von Stern und von Frau Stühler hörte ich die neuesten Zeitwitze. Der Unterschied zwischen Japan und dem Volkssturm: Japan das Land des Lächelns; der Volkssturm das Lächeln des Lan-

des. – «Als Hess ging, das war hässlich; ginge Ley, das wäre leidlich; ginge Himmler, es wäre himmlisch.» – Es ist wohl nicht ohne Wert, solche Witze für LTI zu notieren: denn wer wagt, so etwas aufzuschreiben? Es kann ja den Kopf kosten. – [...]

31. Dezember, Sonntag Abend, halb acht

Eben, ich war beim Vorlesen, kam Alarm. Sehr kurzer, 18.50 Uhr bis 19.10Uhr, aber wir mussten gleich über glatten Schnee und durch Dunkelheit in den Keller. Ein wenig greift mir doch jeder dieser Alarme an die Nerven: Zweimal in diesem Jahr hat das verschonte Dresden doch immerhin je ein paar hundert Tote gehabt. Heute, was ich schon morgens beim Kohlenheraufholen merkte, wurde mir der Treppen-Gepäckmarsch besonders schwer; mein Herz redet mit zum Silvesterresumé. Das einzige wesentliche Datum des Jahres war für mich der 24. Juni. Der Tag meiner Entpflichtung. Seitdem bin ich die Fabriksklaverei los, seitdem habe ich – erst fiel mir's schwer, jetzt bin ich's wieder gewohnt – ausgiebiger für mich arbeiten können, d.h.: aufs Geratewohl Lektüre treiben sub spezie LTI. Aber seit dem 24. Juni stehe ich auch sehr bewusst unter doppeltem Todesurteil: Wenn ich nicht sehr herzleidend wäre, hätte Katz diese Dienstentpflichtung nicht beantragen und nicht durchsetzen können. (Freilich half wohl auch die Augenlähmung ein bisschen mit, die sich inzwischen fraglos ein wenig gebessert hat.) Sodann: Wenn es zur Evakuierung Dresdens kommt, würde ich als arbeitsfähig irgendwo schanzen müssen, während ich als nutzloser Judengreis fraglos beseitigt werde.

Der Zukunft stehe ich mit geringer Hoffnung und stumpf gegenüber. Es ist sehr fraglich, wann der Krieg zu Ende sein wird (obschon im Augentlick die deutsche Chance bei stockender Westoffensive und verlorenem Budapest wieder gesunken ist). Und es ist mir noch fraglicher, ob ich aus dem Frieden noch etwas für mich werde herausholen können, da ich doch offenbar am Ende meines Lebens stehe. –

Irgendwie mich mit dem Todesgedanken abzufinden vermag ich nicht; religiöse und philosophische Tröstungen sind mir vollkommen versagt. Es handelt sich nur darum, Haltung bis zuletzt zu bewahren.

Bestes Mittel dafür ist Versenkung ins Studium, so tun, als hätte das Stoffspeichern wirklich Zweck.

Dunkel drückend ist auch meine Finanzlage: Bis zum April, bestimmt nicht länger, reicht mein Bankkonto. Aber diese Geldsorge bedrückt mich wenig. Sie scheint mir klein, wo ich mich immer, und zwiefach, dreifach, in unmittelbarer Todesnähe sehe.

Sehr enttäuschend geht das Jahr zu Ende. Bis in den Herbst hinein habe ich, hat wohl alle Welt es für sicher gehalten, dass der Krieg vor Jahresschluss fertig sei. Jetzt ist das allgemeine Gefühl und auch meines: vielleicht in ein paar Monaten, vielleicht in zwei Jahren.

Zweiter Silvesteralarm, ohne Keller, 22.15 Uhr bis 22.30 Uhr. Wir wollten gerade schlafen gehn.

1945

1. Januar, Montag, neunzehn Uhr

Im «Reich» vom 31. 12. ein Goebbels-Artikel, «Der Führer», so masslos verherrlichend, dass die Überschrift ebensogut heißen könnte: «Der Heiland». «Wenn die Welt wirklich wüsste, was er ihr zu sagen und zu geben hat, und wie tief seine Liebe über sein eigenes Volk hinaus der ganzen Menschheit gehört, dann würde sie in dieser Stunde noch Abschied nehmen von ihren falschen Göttern und ihm ihre Huldigungen darbringen.» Aber wichtiger als diese Vergottung ist ein anderes: Zweimal heisst es, er gehe zwar leicht gebeugt, was vom Studium der Karte herrühre, einmal, sein Haar sei ergraut, einmal, in seinem Alter habe «Friedrich der Einzige» schon «der alte Fritz» geheissen. Aber trotzdem, und darauf liegt aller Nachdruck, sei es Lüge, wenn die Feinde Gerüchte über sein Kranksein aussprengten: Er sei gesund, sein Auge strahle jugendlich, und er werde sein Schweigen brechen, wann es ihm, und nicht, wann es seinen Feinden passe. – Ich nahm nach diesem Artikel erst recht an, dass Hitler krank sei. Aber nun hörte ich eben bei Witkowskys, dass er tatsächlich gestern Abend im Radio gesprochen habe. –

4. Januar, Donnerstag, neunzehn Uhr

Eva war heute bei Windes, die ihren Sohn in Flensburg über Neujahr besucht haben; dort ist er auf Marineschule und eben Fähnrich geworden. Sie erzählten von ungemeinen Reiseschwierigkeiten – Grund: die fehlenden Lokomotiven, die ständigen Bomberangriffe auf diese –, sie erzählten aber auch, dass man jetzt in Masse «Kleinst-U-Boote» baue, die vor einigen Tagen als neueste

der neuen Waffen rühmend genannt wurden. Eines steht fraglos fest: die ungeheure Zähigkeit und immer neue Erfindungskraft, mit der die Regierung den Krieg weiterführt. Sie haben schon ein Recht, vom «deutschen Wunder» zu reden, und ich bin mir wahrhaftig ihrer Niederlage nicht mehr so gewiss; mindestens werden sie sich noch überlange wehren. Dass sie die Masse bei der Stange halten, verdanken sie nicht bloss ihrer Tyrannei. Sondern vor allem dem immer wiederholten (und selbst von Leuten wie Frau Stühler geglaubten!): Die Feinde, und besonders die Bolschewisten, wollen euch vernichten, euch buchstäblich töten. Sie verdanken alles dem Schreckgespenst Bolschewismus, trotzdem sie selbst Bolschewikissimi sind. –

[...]

5. *Januar, Freitag Nachmittag*

Es wird mir immer zuwiderer, Zeitungen («Dresdener», «Reich», «DAZ»), mit denen mich die Hausgenossen Steinitz und Lewinsky versorgen, durchzuackern. Eine vollkommene Sterilität herrscht darin; stilistisch und inhaltlich wiederholt man sich immerfort. Für die LTI kann ich da nichts mehr lernen.

Hitlers Rundfunkrede in der Silvestermitternacht ist neu einzig durch die Anrufung des Allmächtigen, der die gerechte Sache zum Siege führen wird. «Karl wird fromm.» Dieses Frommwerden hat stilistisch zwei Etappen. Zuerst tauchte die «Vorsehung» auf, jetzt ist der liebe Gott als Person gefolgt. [...] Ich las die Rede trotz ihrer Abgedroschenheit nicht ohne Erschütterung. Ich sagte mir, vielleicht, wahrscheinlich werde ihre Sturheit trotz allem und allem doch von Millionen geglaubt und als Kräftigung empfunden. Zumal ja Hitler mit Recht sagen kann, dass alle Schlusstermine der Entente falsche Prophezeiungen waren und dass sich Deutschland nach den Katastrophen des Sommers doch wieder gerafft hat. (Hier triumphiert der nationalsozialistische Superlativ wieder: «Tausende von Volkssturmbataillonen sind entstanden und im Entstehen begriffen. Divisionen über Divisionen sind neu aufge-

stellt, Volks-Artillerie-Korps, Werfer- und Sturmgeschütz-Brigaden sowie Panzerverbände wurden aus dem Boden gestampft...»)»

Meine Bedrücktheit wurde ein wenig vonKatz aufgerichtet. Er sagte: Wenn die neue Westoffensive den geringsten wirklichen Erfolg hätte, welche Rolle würde sie dann in Hitlers Rede gespielt haben! Denn nur für diese Rede, nur zur Aufmunterung des Volkes ist sie unternommen. Und Hitler erwähnt sie *mit keinem Wort*.

—

[...]

6. Januar, Sonnabend Vormittag

[...]

Eva, die Frau Richter bei der Kreislerin gesprochen hatte, brachte günstige Nachrichten aus «Kötzschenbroda» nach Hause: Ungarn hat Deutschland den Krieg erklärt – in der Hitlerrede stand Ungarn unter den «abgefallenen Völkern» –, in Budapest sind 50'000 Mann in der Zitadelle eingeschlossen, die Stadt ist zusammengeschossen worden, nachdem die Besatzung russische Parlamentäre erschossen hatte. Im Westen ist der deutsche Angriff durchaus gestoppt. – Mit alledem: wie lange noch?

[...]

10. Januar, Mittwoch Vormittag

Seit Tagen, nach ganz kurzer Taupause, wieder Frost. Aber keine Russenoffensive. Anzi. Deutsche Angriffe in Ungarn wie im Elsass. Gestern Vormittag Kohlenmisere mit dem üblichen Memento mori. Erst eine Ladung aus dem Keller herauf. Nachher meldete Frau Cohn, die das Schleppen aus gleichem Grunde genauso anstrengt wie mich, es gebe Briketts bei Hesse. Dort war ein Haufen an der Strasse aufgeschüttet, vor ihn die Waage hingestellt, Frau Hesse wog zu, Herr Hesse fertigte die Frauenschlange ab (Karteneintragung und Zahlung). Jedem einen halben Zentner. Die Briketts waren schon im Schleppkahn verladen – für das Ruhrgebiet! –, aber Eingang störte, so wurden sie wieder herausgeholt

und ecco! Eine Frau vor mir bekam einen ganzen Zentner. Eine Frau hinter mir mehr wehmütig als gereizt: «*Die* bekommt einen ganzen Zentner.» Sofort die mit dem ganzen Zentner, schwer erregt und halb weinend: «Ich tausche gern mit Ihnen, ich bin bombengeschädigt – seit fünf Wochen – meine ganze Kraft hin – aber das heisst ja schon wieder, ich beklage mich!» Die andere: «Aber das hab ich ja nicht gewusst, aber das hab ich ja nicht *so* gemeint...» Die Frau Hesse: «Sehen Sie, wären Sie bloss still gewesen!» Herr Hesse, von seinem Pult, warnend und kommandierend: «Ruhe! Ruhe da draussen!» Das ist das Charakteristische der Szene: Alle haben sie Angst. Einer könnte irgendwas anzeigen, die Beschwerde der Bombengeschädigten, die Beschwerde der Neidischen, die Unruhe in der Schlange vor dem Hesse-Laden; jede dieser Anzeigen würde zu Strafe führen. Solange diese Angst das stärkste Gefühl im Volke ist, solange geht der Krieg weiter. – [...]

14. Januar, Sonntag Vormittag

Jeder Tag predigt aufs Neue, dass dieser Krieg für das 3. Reich wirklich der *jüdische Krieg* ist, dass ihn niemand zentraler und tragischer erleben kann als der in Deutschland festgehaltene und seiner Erziehung, Bildung und Empfindung nach wirklich deutsche Sternjude, jeder Tag also bestätigt mich in meiner Arbeit. Ich sehe sie neuerdings als einen Doppelband unter dem gemeinsamen LTI-Titel vor mir. Band oder Buch I das Tagebuch 1933-?, Band II die philologischen Studien, Skizzen, Probleme. Auf solche Weise könnte das Opus dann Schrittmacher für das gesamte Curriculum werden. «Uns fehlt nur Zeit», heisst es, glaube ich, bei Dehmel.

Zum jüdischen Krieg. «Dresdener Zeitung» vom 12.1. hat ein Artikelchen aus Stockholm über die geplante «Umerziehung» der deutschen Jugend (zu der es natürlich nie kommen werde, da Deutschland Sieger bleibe). Es erscheine schon im April eine fünfbändige Weltgeschichte, es sei eine Serie von sechs deut-

schen Lesebüchern in Vorbereitung und werde in Massenaufgabe herauskommen, Autoren seien «ausnahmslos Juden», fast alle aus Deutschland emigriert. Überschrift des Artikels: «Geschichte, von Juden verfälscht» (Aber Bouhlers Lesebuch verfälscht nicht!). «Dresdener Zeitung» vom 11.1., Artikel: «Die richtige Sprache. Churchill auf hebräisch.» Churchill habe manches Jahr ohne Ministerposten «sich mit seinem Füllfederhalter ernährt», und nun werden die «Werke» (guillemets moqueurs) ins Hebräische übertragen. «Da sind sie denn freilich am Ort des besten Verständnisses. Man wird sie dort neben Talmud und Schulchan aruch einreihen.» – «Dresdener Zeitung» vom 13./14.1. (Sonntagsblatt) gross aufgemacht: «Juden-Lord zahlt riesige Schmiergelder. Ungeheurer Bestechungsskandal um Henry Melchett-Mond.» Chef des grössten englischen Chemiekonzerns, Lord, Oberhausmitglied. Der Mann war dazu prädestiniert: «Denn Seine Lordschaft ist ja nichts weiter als die Maske vor der Judenfratze des Sohnes von Alfred Mond, der wegen seines Geldes Sir und Lord wurde und der Typ eines jüdischen Emporkömmlings war.» Daran knüpft sich das Übliche über das «internationale Ziel der Juden», «Gewinn durch Korruption und Kriegsverlängerung». [...]

15. Januar, Montag Vormittag

[...]

Im Keller erzählte mir nachts Schwarz, ein herzkranker, dienstentpflichteter Sternträger, mit dem ich manchmal ein paar Worte wechselte, ohne Sonderliches von ihm zu wissen, der gestrige Heeresbericht habe den Beginn nun auch einer Ostpreußen-Offensive und ferner «harte Kämpfe» bei der Weichseloffensive gemeldet, der englische seinerseits mache über die Weichseloffensive genaueste Angaben: Die Russen seien von Baranow und Sendomir ausgegangen, hätten in 60 km Breite und 40 km Tiefe drei deutsche Stellungen durchbrochen, seien an Kielce vorbeigezogen und stünden 60 km vor Krakau mit der Stossrichtung gegen Ober-

schlesien. Auch habe nach längerer Pause Thomas Mann im Funk von USA aus gesprochen – «herrlich – es war mir eine solche Erbauung!» Er habe warten wollen, bis er in seiner Sache sicher sei, aber nun, wo die deutsche Westoffensive vollkommen gescheitert, wo dem Nationalsozialismus fraglos nur noch eine ganz kurze Galgenfrist gegeben sei, wolle er wieder... ja was? Das habe ich aus Schwarz nicht herausbekommen, er sagte nur immer mit einem völlig innigen Ton, es sei eine solche «Erbauung» gewesen. Er wollte mir gar nicht glauben, dass Mann durchaus arisch und aus alter Patrizierfamilie sei, er hatte ihn immer für einen Juden gehalten. Ich klärte ihn auf – nur die Frau sei eine née Pringsheim. Als ich heute Morgen meine Nachrichten als Morgentrost an Frau Stühler weitergab, zeigte sich's, dass sie dies alles schon wusste. Ihr war auch bekannt, dass Mann des Öftern spreche und als ausgezeichnete Redner gelte – (mir ganz neu!). Sie ist in solchen Dingen viel verschwiegener als ich. Es zeigte sich aber auch, dass ihr die Nachricht keine Freude verursachte. Immer wieder dies: Wir sind zu oft enttäuscht worden, *die* hören doch nicht auf! Ähnlich war auch die Stimmung unten im Keller. –

Am gestrigen Nachmittag Lewinsky hier, für längere Zeit erschien auch Witkowsky, der unverwüstliche Moriturus. Lewinsky hatte wieder von arischer Seite gehört, was wir nun schon von so verschiedenen Leuten gleichlautend gehört haben, was also keine Erfindung sein kann: dass die Deutschen in Polen die grässlichsten Judenmorde begangen haben. Ein Soldat hatte erzählt, wie man kleine Kinder am Bein gepackt und ihnen die Köpfe an der Hausmauer zerschlagen habe. Gleich darauf las Lewinsky mit äusserstem Schauspielerpathos tiefster Entrüstung aus der «DAZ» vor, welche kulturschändlichen Verwüstungen der letzte englische Terrorangriff auf Nürnberg angerichtet habe, wieviele Patrizierhäuser, Kirchen etc. zerstört seien. Ich fragte ihn, ob er wisse, wer die Synagoge in Nürnberg zerstört habe und den Tower in London, ob er wisse, wieviele Fabriken in Nürnberg für den Krieg arbeiteten. Ich sagte ihm, ich finge an rot zu sehen, wenn ich bloss das Wort «deutsche Kultur» hörte. – [...]

16. *Januar, Dienstag* [...]

An Evas Adresse kamen vier Pfund Brotmarken «mit herzlichem Gruss und in Eile Ihre Käthe». Ich sagte zu Frau Cohn: «Wir können die Absenderin nicht herausbekommen; unsere Freunde zeichnen nur mit ihren Vornamen, und der ist auch nicht der richtige.» Darauf Frau Cohn (die übrigens als Witwe merkwürdig auflebt und sich verjüngt und erheitert): «Bei uns war das genauso.»

[...]

Abends nach zwanzig Uhr

Hurra wir leben! Dresden hatte das drittemal ernsten Angriff. Alarm kam um 11.30 Uhr. Ich las ruhig weiter im peinlichen Pleyer. Um zwölf wieder Sirene, ich glaubte Entwarnung, sie heulte Vollalarm. Langsam in den kaum besetzten Keller. Dann kamen andere: Radio berichte, Geschwader im Anflug, 50 km, 30 km entfernt. Ich stand vor dem Keller mit Werner Lang und Neumark. Ich vermutete Eva bei «Maxe», der Berlinischen Grossküche in der Walpurgisstrasse, oder bei Gertrud Schmidt in der Winckelmannstrasse. Wir hörten Anflug, eine Reihe Detonationen, Einzelschläge, nicht den Doppelknall der Geschütze. Wir gingen in den Keller. Stärkstes Summen der Flieger dicht über uns, der Luftdruck schüttelte die Kellertür, es wurde ein paarmal sekundenlang finster, man wartete in peinlicher Spannung. Wir gingen dann wieder vor die Kellertür. Rauch am Himmel. Werner Lang ging durch das Haus auf den Platz und berichtete: starke Rauchwolken Friedrichstadt. Man hörte neues Summen, neue Schläge. Das ging so eine reichliche Stunde bis zur ersten Entwarnung. Um Viertel zwei war ich wieder oben, um halb zwei erst wurde wieder endgiltig entwarnt. Sehr erregt war ich nicht gewesen, jedenfalls viel stumpfer als das vorige Mal. Um Eva hatte ich keine Sorgen. Es ging lange keine Tram, und sie kam erst gegen halb fünf. Sie war wieder dem Unheil näher gewesen, als ich gedacht. Denn die Amerikaner haben nicht nur den Bahnhof Friedrichstadt, sondern auch die Bahngleise am Hauptbahnhof, an der Hohen Brücke und der Nossener Brücke bombardiert, und Eva

hat den eigentlichen Angriff bei Frau Winde, Würzburger, Ecke Chemnitzer Strasse erlebt und die Bomben sehr nahe pfeifen und einschlagen hören. – [...]

Zweiter Alarm 21.45 Uhr bis fast 23 Uhr, davon eine volle Stunde Keller. Wir waren, nach spätem Essen, glücklicherweise noch nicht zu Bett. Funkelnder Sternenhimmel, aber grosse Dunkelheit. Sehr böse Herzbeschwerden. Entferntes, aber anhaltendes und heftiges Schiessen, wohl wieder in Riesa und Grossenhain wie am Sonntag. Im Keller vielfach grosse Deprimiertheit, Gleichgültigkeit gegen die russischen Erfolge, Pessimismus, Angst. Eisenmann senior entsetzt und mich verwarnend, als ich vom englischen Bericht sprach. Übrigens sollen die Engländer erklärt haben, wenn Deutschland noch immer nicht nachgibt, würden sie jetzt mit den Luftangriffen «Ernst machen». [...] Eine Weile stand ich im Stockfinstern vor der Kellertür. Ich hörte, wie Berger ein paar andern weiter vorn erzählte, was in einer deutschen Zeitung zur Charakteristik der Schweizer Neutralität gestanden habe. Ein amerikanisches Geschwader. Die Schweizer Flak funkt: «Ihr seid auf Schweizer Gebiet.» Antwort der Amerikaner: «Das wissen wir.» – «Wenn ihr nicht umkehrt, müssen wir schiessen.» – «Das wissen wir.» Die Batterie schießt. Das Geschwader funkt: «Ihr schießt viel zu tief.» Die Schweizer funken zurück: «Das wissen wir.» (17.11.45)

18. Januar, Donnerstag Vormittag

Alles wird verheimlicht, in allem ist man auf Gerüchte, auf mündlich Weitergegebenes, Unkontrollierbares angewiesen. Fest steht heute, dass Dresden diesmal weit ärger, an sehr viel mehr Stellen getroffen ist als bei den früheren Angriffen. Thiemig & Möbius am Jagdweg, dicht an der Bahnstrecke, bekamen Sprengstücke ins dritte Stockwerk (wo ich Pappe geschnitten habe), das Haus gegenüber wurde zerstört – 28 Tote, ein paar Verletzte brachte man zu Thilde hinüber. Eisenmann père spricht von rund 1'000 Opfern, wie er auf diese Ziffer kommt, weiss ich nicht. –

Gestern holte Eva ein von Stockholm angekündigtes Paket aus dem Zoll. Märchenhafte Dinge: vier Büchsen Sardinen, zwei Pfund Cakes, Pralinés, ein Pfund gelbe Erbsen, Suppenwürfel, Trockengemüse. Auf die Cakes hin wurden – notwendige Revanche! – Eisenmanns eingeladen, die auch das Trockengemüse erhielten; damit wird nach Zigaretten geangelt. Die Bonbons gehen als kleine Dankabtragung und Aufmunterung an Frau Winde, die Pralinés kamen ins Luftgepäck, die Sardinen wurden sogleich in Angriff genommen. Denn wer weiss, was morgen, was heute Abend ist... In allem ist jetzt unser Leitsatz: Dann hab' ich noch einmal Mürbekuchen gegessen. –

Bei Steinitz gestern Nachmittag Mischstimmung: Todesnähe und Erlösungsnähe: die Russen vor Krakau, die anglo-amerikanischen Bomber über uns, die Gestapo hinter uns.

[...]

20. Januar, Sonnabend Vormittag

Gestern Tauwind und fast 7 Grad Wärme, heute wieder Frost und Schnee, was mir recht ist, denn es fördert die russische Offensive. Sie ist furchtbar über Deutschland hereingebrochen: Warschau, Krakau, Lodz, Czenstochau sind genommen, die oberschlesische Grenze ist erreicht. «Über 150 Divisionen» seien gegen uns eingesetzt, heisst der Bericht; vielleicht übertreibt er die Zahl, um die Niederlage zu verklären. Gewitzigt durch die Vorgänge im August, dränge ich noch alle Hoffnung zurück. Es muss sich erst zeigen, ob das ungemein rasche Zurückgehen der Deutschen wirklichen Zusammenbruch bedeutet. Noch halte ich es für strategische Überlegung: Man wird die Russen in den vorbereiteten Grenzstellungen auffangen, wie man es im August mit ihnen in Ostpreußen und mit den Anglo-Amerikanern im Westen getan hat. Und das Wann und Wie des Kriegsendes ist immer noch unabsehbar.

Zwar Steinitz erzählt: Jacobi habe neulich in einen öffentlichen Luftschutzkeller gemusst und auf der Schwelle gezögert. Man ha-

be ihn aber freundlich aufgenommen, und ein Arbeiter habe gerufen: «Komm doch rein, Kamerad!» Jacobi: «Das dürfen Sie aber nicht sagen.» Der Arbeiter (laut): «Alle sind wir Kameraden – und bald werden wir es auch wieder laut sagen können.» Aber ähnliche Szenen höre und erlebe ich auch selber seit zehn Jahren – und immer hat es «bald» geheissen, und immer ist man enttäuscht worden. –

Eben kommt Frau Cohn: Es gebe Kohlen bei Hesse, wahrscheinlich einen halben Zentner.

Nachmittags

Gleich gab es das peinlichste Gegenstück zu Jacobis Erlebnis; was ist nun vox populi? Beim Kohlenhesse war ein ganzer Zentner Briketts zu haben; das bedeutete drei Zwei-Eimer-Gänge, verschärft durch fürchterliches Glatteis. Ich trug die ersten hochgetürmten zwei Eimer in den Keller, die zweite Ladung zu uns herauf. Indem, etwa 11.50 Uhr, gab es Alarm. Da es danach ruhig blieb, getraute ich mich, ohne die Entwarnung abzuwarten, noch einmal zur Salzgasse. Ich erreichte mit den letzten zwei Eimern unser Haus, da kam Vollalarm. Während ich unsern Keller aufsuchte, standen draussen im Hof die gefangenen Russen, starteten noch oben und drängten sich dann in den Gang vor unserem Kohlenkeller. «Viel, viel», rief mir einer zu. (Es waren 46 Flugzeuge, Eva hat von Windes aus ihre Kondensstreifen gezählt. Sie überflogen Dresden nur, man hörte wieder kein Flakgeschütz.) Ich war erregt und sehr müde, ging also mit den leeren Eimern am Treppenabsatz vorbei zu Waldmanns hier unten gelegener Wohnung. Dass deren grosse Diele den «arischen» Luftkeller des Hauses vorstellt, wusste ich nicht. Allerhand Leute standen da, ich drückte mich still in eine Ecke. Gleich kam eine kleine schwarzhäarige Frau auf mich zu: «Sie dürfen sich hier nicht aufhalten!» [...] Unmittelbar darauf wandte sich auch schon der alte Leuschner an mich: «Was machen Sie hier?» Ich zeigte auf meine beiden leeren Eimer, sagte, ich hätte Kohlen geholt und müsste nur einen Augenblick Luft schöpfen, schleppte mich dann unter heftigsten Anginaschmerzen zu uns hinauf. Dann blieb ich hier, sehr mitgenom-

men, körperlich und seelisch. Es erfolgte nichts weiter, und genau eine Stunde nach dem ersten Signal kam die Entwarnung. Ich bin sehr deprimiert: Der Schmerzanfall war Quittung über Anstrengung und Erregung – jede kleinste Erregung greift mir so nach dem Herzen, ehe ich sie noch gedanklich auch nur spüre, ehe ich sie also im Geringsten willentlich abwehren kann – und in seiner Heftigkeit war er wieder ein bitterstes Memento. –

Eva kam gehetzt von Windes zurück, sie musste mit dem Halbvier-Zug nach Pirna, das erstmal seit drei Monaten. Beim Zurechtmachen des Manuskript-Paketes quälte mich wieder die Frage, ob ich jemals etwas von all dem Gespeicherten werde ausnützen können. Aber daran darf ich natürlich nicht denken, wenn ich nicht in vollkommenes Nichtsein versinken will.

[...]

21. Januar, Sonntag Abend

Eva kam recht deprimiert von Annemarie zurück: «ein toter Mensch». Das war schon mein Eindruck, als ich in den ersten Kriegslagen noch nach Pirna herauskam. Sie steht allem stumpf gegenüber. Im Übrigen gegen uns freundschaftlich, hilft mit Geld, mit Manuskript-Aufbewahrung. Ich bin nach wie vor der Meinung, dass sie an der Affäre Dressel entzweigegeben ist.

[...]

25. Januar, Donnerstag Abend, 19.30 Uhr

Frau Stühler klagt oft über die nationalsozialistische Verrantheit und gläubige Siegesgewissheit ihrer Kolleginnen in dem Konfektionshaus Böhme am Georgsplatz. Heute erzählte sie, die Weiber seien verängstigt, rechneten mit dem kommenden Einzug der Russen, stritten darüber, ob es besser, zu bleiben oder zu fliehen – Flucht wird von der Mehrzahl vorgezogen, die Russen werden als besonders grausam und mörderisch hingestellt. – Eben war ich unten bei Waldmann, nach dem Heeresbericht fragen und die jü-

dische Stimmung erforschen. Berger war da und Werner Lang – sehr merkwürdig die Eleganz der Klubsessel in diesem Keller-raum hinter der unwirtlichen Diele. Die Russen sind bei Brieg über die Oder, sie sind (deutscher Bericht!) nahe bei Breslau, in Bromberg Strassenkämpfe, Elbing scheint erreicht, Oppeln ist genommen. Auch unsere Leute rechnen mit russischem Vorstoss gegen Dresden. Es soll schon ein Gewimmel von Schlesienflüchtlingen hier sein. Es scheint wirklich, als ob nun das Ende rasch und nicht mehr aufhaltbar nahe. –

[...]

Erstaunlich und beinahe beängstigend, dass wir seit vielen Tagen ohne Fliegeralarm sind. Jetzt, wo die Russen bei Breslau stehen! Was bereitet sich vor?

27. Januar, Sonnabend Vormittag

Die Katastrophenstimmung, für uns Sternträger zu neun Zehnteln freudig, zu einem angstvoll, aber selbst zur Angst sagt man: «Lieber ein Ende mit Schrecken!», verstärkt sich. Ich gebe die Ausbeute der Stimmungszeichen. Provenienz: Ich bekam gestern von Hesse einen Zentner Oberflöz (soll heute einen halben Zentner Briketts haben), ich unterrichtete Nachmittag Bernhard Stühler, war gegen Abend bei Witkowsky, der jetzt liegt und auf gegeben ist – Frau Witkowsky hatte mich weinend zu ihm gebeten, Katz hatte sie auf die Hoffnungslosigkeit der Sache und die wahrscheinliche Nähe des Todes aufmerksam gemacht –, den ich aber merkwürdig frisch, angeregt und bestimmt ahnungslos antraf; Eva war bei der Kreislerin, traf dort Frau Winde und Frau Richter; Frau Stühler weiss von Böhme zu erzählen; und auch «Leni», Frau Cohns grauhaarige, schwer hüftverrenkte und dürrig winzige Schwester, die in einer grossen Wäschenäherei der Neustadt arbeitet, berichtet dies und jenes. –

Die tatsächliche Lage: Kämpfe *in* Breslau, Oder überschritten, bevorstehende englische Offensive in Holland. (Englische Quelle, der gestrige deutsche Bericht mir noch unbekannt.)

Leni: Im Saal ihrer Näherinnen, Zwölf-Frauen-Gruppe, heisse es, Dresden bleibe verschont, weil die Russen auf kürzestem Wege «in elf Tagen» in Berlin sein würden. Woher man die elf Tage habe und von welchem Datum an sie rechneten, sei nicht festzustellen. Frau Richter wusste darüber Genaueres. Am 19.1. sei eine russische Erklärung durch den Rundfunk gegangen, zum diesmaligen Jubiläum der «Machtübernahme», zum 30. Januar, werde man in Berlin sein. Nachschub-Aufenthalt falle weg, da man im überrannten Warthegau riesige deutsche Vorräte erbeutet habe und also von da aus die Truppe speisen könne. – Bei Hesse hörte ich erst eine Frau lauter und rüchhaltloser schimpfen, als sonst gewagt wird: Man möchte «ihnen» die Köpfe an die Mauer hauen, man möchte «das grosse Kotzen» kriegen, man solle – der Kohlenmangel, die Gassperre! – «auf Schnee kochen» [...]

Kuriosum umschlagenden Windes, gleichartig von Bernhard Stühler und bei Witkowskys berichtet: Jacobi und noch ein paar Juden sollten auf dem Friedhof der Bremer Strasse ein Massengrab herrichten. (Täglich lange Spalten der Bombentoten in der Zeitung.) Mit ihnen sollte ein arischer Arbeiter graben. Der weigerte sich, er sei «Facharbeiter». Der Friedhofsinspektor befahl. «Nein – mit Juden nicht zusammen.» Darauf der Inspektor: «Dann machen Sie's alleine!», und schickte die Juden nach Haus. [...]

In der «Dresdener Zeitung» vom 25.1. wiederum Walter Lippmann als «einer der Inspiratoren der Roosevelt'schen Aussenpolitik» zitiert und beschimpft («Jud Lippmanns zynisches Bekenntnis», nämlich zur «Auslieferung Europas an die Bolschewisten»). Er ist wohl der Leitartikler der «New York Herald Tribune». [...] Die gleiche Nummer zeigt ausführlich rühmend – Lokalpatriotismus:/: Raummangel! – ein Buch von Prof. Fritz Martini an: «Das Bauerntum im deutschen Schrifttum von den Anfängen bis zum 16. Jahrhundert». Es sei eine rein literarhistorische Studie, sie wolle, wie der Verfasser betone, aus dem Wesen des Schrifttums heraus die innere geistige Auseinandersetzung mit dem umfassendsten und lebenswichtigsten Glied des Volkskörpers (!), dem

Bauerntum finden.» Das ist eine witzige und für LTI wertvolle Sache. Nämlich: Martini ist, wenn ich nicht irre, der Vorsitzende des Philologenvereins hier gewesen, ein anständiger Kerl, der mich 1933 – es muss ja im Tagebuch stehen – bedrückt und sympathisierend verabschiedete. Ganz offenbar kein Nazi. Wie kann man nun seine Seele einigermassen bewahren und sich doch als Anhänger der gegenwärtigen Weltanschauung erweisen? Lösung: indem man sich mit dem «lebenswichtigsten ... usw.» fach wissenschaftlich befasst.

[...]

29. *Januar, Montag Vormittag*

Gestern stiegen den ganzen Tag über Spannung und Hoffnung. Am Vormittag war Waldmann bei uns; englisches Bulletin: Russen in Liegnitz, im ganzen Oberschlesien, in Danzig (über das gefrorene Haff erreicht von Elbing aus). Waldmann war überzeugt vom völligen Zusammenbruch in wenigen Tagen, von der Besetzung Berlins und Dresdens in wenigsten Tagen. Er erzählte – übrigens nicht immer auf Friedensfuß mit Fremdwörtern – von einer Rede Thomas Manns; danach haben die Deutschen in Auschwitz anderthalb Millionen und einige bis auf die Einer bezifferten hundert Juden vergast, ihre Knochen gemahlen und als Dünger verwertet. Die genaue Zahl verdanke man der deutschen Gründlichkeit, es sei über jeden erledigten Juden Buch geführt worden, und die überraschend eindringenden Russen fanden die Bücher. Waldmann erzählte weiter, es werde auch gegen Nichtjuden gewütet. Er ist angestellter Möbelräumer des Finanzamtes. So hatte er dieser Tage die Einrichtung einer arischen Wohnung fortzuschaffen. Man sagte ihm auf dem Finanzamt, die Inhaber der Wohnung, ein Gerichtsassessor und seine Frau, seien hingerichtet worden. – Am Abend während des Alarms kam zutunlich Schwarz oder Schwarze ille zu uns, der mir genau vierzehn Tage zuvor im Keller den siegreichen Beginn der russischen Offensive mitgeteilt und von Manns Rede gesprochen hatte. Er war noch nie

bei uns gewesen, er hatte das Bedürfnis, über die Lage zu plaudern. [...]

Unmittelbar vor Schwarzes Besuch und schon während des Alarms hatten wir die stupendeste Judenkontrolle. In Begleitung Waldmanns erschien in unserem Zimmer, während wir assen, ein mittelalterlicher «Polizeimeister». (Wohl gehobenste Untercharge, zwei Sterne.) Freundlichstes «Guten Abend – na, da wolln wir mal ein bisschen kontrollieren – essen Sie ruhig weiter, Mutter!» Waldmann, offenbar schon vertraut mit dem Polizeier, den er führte – sonst schlugen die Kontrollierenden meist ihr Tribunal in der Diele des ersten Stocks auf, und ich musste zu ihnen hinunter. Waldmann sagte: «Der Herr Professor da ist eine Kapazität, der steht in jedem Lexikon!» Der Polizeier mitleidig zu mir, ob ich denn Pension bekäme. «Seit November 43 keinen Pfennig mehr.» Betroffenes Schweigen. Dann mir die Hand schüttelnd. «Also guten Abend, Herr Professor. Das kommt schon wieder anders, Sie werden Ihr Amt zurückerhalten!» Das in Uniform, im Amt, vor Zeugen! Man wird für weniger hingerichtet. –

Zum Thema «Flüchtlinge». Eva hörte aus Ostpreußen (Quelle Frau Richter): Die Leute flüchten in Booten. Der Fischer verkauft die Plätze für Schmuck (nicht Geld), drei- und viermal denselben; wer zuerst kommt, wird mitgenommen, die andern sind betrogen. – Frau Cohn sagte mir vom hiesigen Bahnhof, er sehe, flüchtlingsüberschwemmt, fürchterlich aus. Ich fragte, worin sich das Elend zeige. Sie: Vom Auskunftschalter zum Bismarckplatz führt ein von aller Welt benutzter Durchgang. Dort sass am hellen Tag ein Mann an der Mauer und «besorgte sein Geschäft». Die ganze Strecke an der Wand sah aus wie ein Schweinestall. Da hocken sie alle hin, Männer und Frauen durcheinander. Wo sollen sie hin – alle Lokusse sind besetzt, und wer weiss, wie lange sie gefahren sind. Eva hörte beim Essen von einem Flüchtlingszug, überfüllt, ungeheizt, stundenlang auf der Strecke gelegen, mit 40 erfrorenen Kindern hier angekommen. – In der gestrigen Sonntagszeitung: In einem zurückeroberten ungarischen Dorf sei ein schlecht zugeschüttetes Massengrab mit 274 Ermordeten gefunden worden.

Ein leicht verwundeter Arbeiter meldete: Der jüdische Dorfkrämer Isidor Kober habe dem Kommandanten des durchziehenden sowjetischen Regiments die Einwohner als antibolschewistisch denunziert, worauf die selber ihr Grab schaufeln mussten und alle, bis auf den leichtverletzt davongekommenen Zeugen, erschossen wurden. – Woran mich der jüdische Denunziant natürlich am stärksten interessiert. Er braucht nicht einmal erfunden zu sein. Denn hier würden wir auf Befragen auch nicht gerade verschweigen, wen wir als üblen Nazi zu bezeichnen wüssten. Ergo: Was wird aus uns?

Chaos der Anordnungen: Vor wenigen Tagen wurde die Verdunklungszeit verlängert; heute ist sie wieder verkürzt worden. – Vor wenigen Tagen wurden Briefe generell verboten. Heute sind sie wieder freigegeben worden. – Neue Anordnungen: Die vor Kurzem auf vier Seiten und ein kleineres Format beschränkten Zeitungen sollen jetzt viermal wöchentlich auf bloss zwei Seiten beschränkt sein. –

Eva sagte, ich dürfte *keinen Namen* nennen, dürfte niemanden gefährden. Richtig – aber wie könnte ich ohne Namen genau notieren? Ich denke, im Luftschutzgepäck wird man nicht haussuchen, ich hoffe, zum Haussuchen überhaupt dürfe es schon an Zeit und Menschen fehlen.

[...]

2. Februar, Freitag Nachmittag

[...]

Gestern zu heut zwei Alarme, kellerlos, der erste, als wir bei der Abendsuppe sassen, 20.10 Uhr bis 20.35 Uhr, der zweite heute gegen Morgen, 3.40 Uhr bis 4.05 Uhr.

Gehobene und gespannteste Stimmung: Die Russen nach gestrigem deutschem Heeresbericht nordwestlich Küstrin, nach englischem: in Landsberg a. W. und in Küstrin. Es zerrt aber an den Nerven schwere und doppelte Essbedrängnis. Einmal sind alle Vorräte zu Ende und herrscht Kartoffelnot, auch bekommt Eva in überfüllten Restaurants nichts zum Dortessen und erst recht nichts zum Mitnehmen; und zum andern versagt das Gas nun auch in

den freigegebenen Stunden fast völlig. Wasser ist kaum, Kartoffeln sind gar nicht zum Kochen zu bringen. Seit gestern durchleben wir Tiefstand der Ernährung. Ich stopfe bei schlechtem Gewissen und quälenden Leibschmerzen trockenes Brot, und Eva übt sich im Hungern. Ich halluziniere ausreichendes Essen.

Vor drei Jahren amtierte auf der Gemeinde in Emigrationssachen ein Rechtsanwalt Katz, ein jüngerer liebenswürdiger Mann, mit dem sich Eva in einigen Unterredungen anfreundete. Er kam dann als Obmann und Transportleiter nach Riga. (Es war der Schub, mit dem der junge Kreidl deportiert wurde, und von dem Kätschen Voss freikam.) Ich hörte dieser Tage, der Mann sei gestorben, sein Sohn nach Deutschland geschafft worden. Ich fragte, wie gestorben? Es seien einige Juden aus Riga nach Schweden entkommen; so habe man Katz als verantwortlichen Obmann erschossen. – Frau Stühler sagte vom Anblick der Flüchtlinge mit völliger Überzeugung: Es sei die gerechte Strafe des Himmels für die Verschickung der Juden, sie habe keinerlei Mitleid. – Mitleid habe ich auch nicht, anzi – aber die Strafe Gottes trifft so gern den Unrechten, jedenfalls kümmert sie sich so gar nicht um das Individuum.

3. Februar, Sonnabend Morgen

Wir kennen den gestrigen Heeresbericht nicht. Frau Stühler brachte aus ihrem Geschäft heim, russische «Panzerspitzen» seien in Berlin eingedrungen; Eva von Kreisler (+ Winde und Richter), in Berlin sei alles chaotisch verstopft durch aufeinanderprallende Flüchtlingsmassen und Truppentransporte, und auf dieses Chaos sei ein doppelter Fliegerangriff (der Anlass zu unsern beiden letzten Alarmen) niedergegangen. Auf der Stühler- wie auf der Kreislerseite hatte man von Leuten gewusst, die den endgiltigen Zusammenbruch in den allernächsten Tagen erwarteten.

Inzwischen bringt uns Ess- und Gasnot in völlige Verzweiflung; der heutige Morgen ein nervenzerreissendes Trauerspiel. Zeit-

weise brannte auf beiden Apparaten Cohn und Klemperer zusammen nur ein Flämmchen, auch das nur mit knallenden Pausen.

Abends neunzehn Uhr

Stimmung wieder sehr gesunken. Es kam Nachricht, dass die Russen *nicht* in Berlin seien, und dass ihr Vormarsch gestoppt sei. Es kam Nachricht, dass die Vier-Wochen-Rationskarte auf vier-einhalb Wochen ausgedehnt sei – wo wir eh schon nicht entfernt mit dem Brot auch nur vier Wochen ausreichen, und wo wir in diesen letzten Tagen – fast ganz auf trocken Brot und Pellkartoffeln ohne alle Zutat angewiesen – den Hunger bereits kennengelernt haben.

[...]

5. *Februar, Montag Vormittag*

[...]

Über Kornblum schrieb ich zur Schlüterzeit. Er liegt ziemlich verloren, gelähmt und schwer herzkrank. Seine Frau, gefürchtete Xanthippe, zu mir nicht unfreundlich, bat mich auf der Treppe, ihn zu besuchen. Als ich herunterkam, öffnete die Tochter, ungeschminkter und passabler als sonst. Die Mutter war in der Kirche; sie bete für den Mann. Das erzählte Kornblum ernsthaft und gläubig. Sonst war harmlos die Rede von seiner guten Zeit als Ladenbesitzer in Dresden. Eva kam mich heraufholen. Sie wurde um ihres Mutes willen bewundert. – Wieso mutig? – Man sage, es sei arischen Ehefrauen verboten, bei Juden, auch bei Mischehen, Besuch zu machen. Davon hatten wir noch nichts gehört. Dagegen waren auch wir schon belehrt worden – Geheimbefehl, von Neumark ausgehend –, nicht in Judengruppe, selbst nicht zu zweien in strada, zu plaudern, vor allem kein frohes und gar «triumphierendes Gesicht» zu zeigen. – [...]

Am Nachmittag ging Eva den Rundfunk am Pirnaer Platz hören: Die Russen bei Arnswalde, d.h. etwa 60 km vor Stettin, die englische Offensive gegen Köln bevorstehend (Artilleriekampf). Bedrohlicher – es war auch anderen Leuten aufgefallen – Militärpatrouillen in den Strassen. Abends erzählte dann Schwarz: Höch-

stens noch vierzehn Tage. Chaos in Berlin, in dem sich Flüchtlinge und Truppen stauen und das den grausamsten Bombenangriff während unseres letzten Alarms hatte (Zentrum und Wilhelmstrasse vernichtet, viele Tote); die Russen an der Oder zum Frontalangriff auf Berlin formiert, ihre Infanterie schon in Tausenden von amerikanischen Lastautos der Panzerarmee nachgeführt. In vierzehn Tagen werde es höchstens noch Bandenkämpfe mit Naziresten in Oberbayern geben. Eisenmann, Schwarz, Frau Stühler wussten auch, was es mit den Patrouillen auf sich habe. Das Militär ist in den Kasernen konsigniert, seit heute die Polizei auch, kein Polizist darf mehr ausserhalb der Kaserne schlafen. Es werde so sehr viel desertiert, aus dem Volkssturm hier und von der Ostfront weg. Man suche nach Flüchtigen, kontrolliere. [...]

6. Februar, Dienstag Nachmittag

[...]

Seit gestern sind alle Kinos geschlossen. Offiziell und wahrscheinlich mangels Kohlen. Frau Stühler meint, um Zusammenkommen von Menschen zu vermeiden. Ich weiss doch nicht: Das Kino lenkt ab, Nachdenken und Bitterkeit wachsen, wo Ablenkung und Zusammenkunft fehlen.

[...]

8. Februar, Donnerstag Abend neunzehn Uhr

Eva hatte heute Mittag – Schlangestehen bei Wurstbrühe, erneutes Schlangestehen bei «Maxe» (Grossküche Berliner Provenienz) – einen Ohnmachtsanfall und kam sehr elend nach Haus. Sie ist zu abgehetzt, zu schlecht ernährt, sie kann nicht wie ich das fehlende Quale durch Quantum ersetzen. Ich kann ihr nicht helfen, ich bin sehr bedrückt und stopfe den eigenen Hunger mit schlechtem Gewissen. –

Vom Krieg seit 48 Stunden keine Neuigkeit. Es geht zu langsam für uns. – Angst haben alle. Die Juden vor der Gestapo, die sie ermorden könnte vor dem Eintreffen der Russen; die Arier vor

den Russen, Juden und Arier vor der Evakuierung, vor dem Hunger. An ein rasches Ende glaubt keiner, und Jud und Christ fürchtet auch gemeinsam die Bombenangriffe. Heute früh briet Eva eine Extrawurst für uns. Wenn die Russen kommen, sagte sie, werden die Brücken gesprengt; dann müssen wir aus unserm Haus bestimmt heraus; entweder der Sprengung halber, oder weil es zur Verteidigung hergerichtet wird. – Wir mussten beide lachen, wie wir so als Selbstverständlichkeit besprachen, was uns früher romanhaft erschienen wäre. Im Grunde fürchten wir gar nichts mehr, weil wir ja immerfort, in jeder Stunde, alles zu befürchten haben. Man stumpft ab. [...]

Als ich heute neben der Brüheschlange auf Eva wartete, wollte eine einfache Frau mir eine Brotmarke schenken. «Ich möchte Ihnen gerne etwas geben.» Ich lehnte mit herzlichem Dank ab. Auch Eva erfuhr eine Sympathiekundgebung. Beim Schlächter Nacke in der Pillnitzer Strasse, wo wir am Donnerstag Brühe holen und wo Eva Wurst zu kaufen pflegt, fragte die Meisterin bei leerem Laden nach dem Besitzer der Judenkarte, betonte ihre langjährige Judenfreundschaft, insbesondere mit Konrad, und wollte Eva die neueste «Dresdener Zeitung» reichen. «Da sieht jemand durchs Schaufenster herein – ich wickle den Speck in das Blatt.» Der Speck war überreichlich zugewogen.

9. Februar, Freitag Vormittag

Das gestrige «Romangespräch» über die eventuelle Brückensprengung! Am Abend kam Schwarz herauf: Engländer und Amerikaner meldeten beide die russische Absicht, Dresden zu nehmen; Waldmann habe Zivilisten zu Schanzarbeiten nach Ullersdorf marschieren gesehen, er selber, Schwarz, sei gut bekannt mit dem Freunde des Chauffeurs beim Chef der hiesigen SS, von Alvensleben, der berichte von Fluchtvorbereitungen Mutschmanns, er selber, Schwarz, habe auch durch Zufall mit eigenen Ohren gehört, wie in einem arischen Haus der Befehl herumgetragen wurde, sofort aus Luftschutzgerät Spaten und Hacke abzuliefern...[...]

Weiternotieren bis zum letzten: Merkwürdige Psychologie der Frau Cohn. Mit weinenden Augen, sie habe treu zu ihrem Mann gestanden, sie sei auch noch judenfreundlich, sie hänge nicht am Leben – aber in *der* Gemeinschaft wolle sie nicht sterben, sie wolle *hier* heraus. (Sondererbitterung, dass man ihr den arischen Luftschutzkeller verweigert, dass man sie ihre Marken an einer Mischlingstelle holen lässt!) Merkwürdige Psychologie Frau Cohns und Frau Stühlers: Sie wissen immer schon alles, was wir ihnen aus verbotener Quelle erzählen; aber sie behalten *ihr* Wissen immer misstrauisch für sich. Jeder hat vor jedem Angst.

Ein Kuriosum aber gab Frau Stühler gestern preis: Durchgegebener Befehl an arische Häuser, keinem bettelnden Soldaten Brot oder gar Quartier zu geben, aufdringliche geradezu herauszuja-gen. (Es sollen, erzählte Schwarz, allein in Dresden durch die Patrouillen rund 700 Deserteure verhaftet worden sein.)

[...]

10. Februar, Sonnabend Mittag

[...] Heute suchte mich für ein Weilchen Jacobi auf, den Katz wegen Herzschwäche arbeitsunfähig geschrieben hat. Er erzählte, dass man den Volkssturm in abgelieferte SA-Uniformen stecke, zur Angst und Erbitterung der Leute. Weiter, dass viele *Trecks* – neuestes Wort der LTI – von den Russen überholt und gut behandelt worden seien; um nur die antirussische Greuelpropaganda weiterzutreiben, verbreite man jetzt (was wir auch schon gehört haben), die Russen sagten: «*Wir* tun euch nichts, aber lauft, denn hinter uns kommt der Kommissar!» Der Kommissar, das ist der «jüdisch-bolschewistische Kommissar», das ist der Bluthund. [...]

11. Februar, Sonntag Vormittag

[...]

Neuestes Gerücht, darauf basierend, dass überall in den Stras-

sen schärfste Militärkontrolle von Soldaten und SA ausgeübt wird: Es seien russische Fallschirmer in deutschen Uniformen gelandet und hielten sich versteckt. Ich glaube daran *fast* so wenig wie 1914 an die vergifteten Brunnen; aber bei der Masse russischer Leute, die auf deutscher Seite in deutschen Uniformen hier Dienst tun, ist ein Unterschlüpfen natürlich nicht vollkommen ausgeschlossen. Wiederum: Was könnten einzelne Fallschirmer hier ausrichten? Und, das sagt Eva, wozu die Kontrolle? Gute Pässe hätten diese Fallschirmer sicherlich. Freilich sagt Eva auch: Wozu das Schanzen? Es halte ja doch nicht auf.

Abends nach neunzehn Uhr

Vormittags waren Eisenmann sen. und Steinitz hier. Steinitz: Ein Individuum «zwischen Mann und Herr» habe ihm eben am Briefkasten, seinen Stern fixierend, in slawisch gebrochenem Deutsch gesagt, er solle «in den nächsten Tagen lieber zu Hause bleiben». Im Hinundherwägen kamen wir vier zu der Meinung, dass damit weniger auf ein Pogrom als auf einen Aufstand der vielen Ostarbeiter hingewiesen sein könnte, und dass dem Gerücht von den Fallschirmrussen vielleicht doch Glauben zu schenken sei. Aber alles ist rätselhaft und in Schicksals Hand. – Eben eine Weile bei Witkowsky, dem vitalen Moriturus. Da kam Frau Spanier mit der Nachricht, sie habe am Bahnhof Flüchtlinge gesprochen, die sagten, die russischen Panzerspitzen (LTI. Neu!) stünden bei Görlitz. Und Frau Stühler bringt aus der Stadt mit: Im Osten Liegnitz, im Westen Cleve genommen. – Eisenmann sen. brachte mir bei: *Ja Gewree* – ich bin Jude. Er sprach von drei Gefahrenquellen; die erste: plündernde Ostarbeiter, die zweite: rückflutende deutsche Truppen, die dritte: eindringende Russen. Er vergass dabei, was ich am meisten fürchte: die Gestapo.

12. Februar, Montag Vormittag

Gerüchte, die mindestens als solche charakteristisch, und die im Bereich eher des Wahrscheinlichen als des Möglichen liegen. Frau Stühler nachmittags bei arischen Freunden mit wesentlichen

Beziehungen, darunter «ein grosses Nazischwein von der SS». Dessen Frau habe gejamert: «Mein Mann sagt, wir müssen uns erschiessen, aber wir können doch nicht die Kinder erschiessen!» – Alles sei zur Evakuierung Dresdens vorbereitet. – Breslau sei von den Ariern evakuiert, aber die Juden habe man in der Stadt gelassen. – Auslandsfunk gebe durch, man solle sich mit Proviant für drei Wochen versehen (tu parles!) und ihn nach Möglichkeit vergraben, jedenfalls nicht in der Wohnung lassen. – An Deserteuren habe man in Dresden bereits siebzehntausend (sic, nachdem es vor zwei Tagen siebenhundert waren!) eingebracht, sie kämen in Sturbataillone (!), hinter denen schussbereite Wächtertruppen stünden. – Freisler, der Präsident des Volksgerichtshofes, der die Attentäter des 20. Juli so hundsföttisch behandelte, und der in der Zeitung als Opfer der letzten «Terrorangriffe» auf Berlin gemeldet wurde, sei in Wahrheit von Offizieren gehenkt worden, und zwar genau so, wie er die Hinrichtung der Verurteilten damals angeordnet habe: langsam, und indem man den Strick ein paarmal lockerte. – In Berlin habe es Unruhen gegeben, die Rebellen seien aber zusammengeschnitten worden. – All diesem fügte vorhin im Kohlenkeller Waldmann einen Tatsachenbericht zu: Er habe gesehen, wie Soldaten an den Pfeilern der Carolabrücke arbeiteten, er habe auf Minierung geschlossen. Er glaubt, dass nun die nächsten Tage unser persönliches Schicksal entscheiden werden. Irgendeine Vorbeugung hält er auch für unmöglich. In Schicksals Hand. [...]

Bei Frau Cohn war gestern eine alte Dame zu Besuch. Sie erzählte, ihr sei geraten worden, das Hitlerbild aus ihrer Wohnung zu entfernen, am besten, es aus dem Rahmen zu nehmen und etwas anderes hineinzustecken. «Ich habe ihn eingäschert.» [...]

13. Februar, Dienstag Nachmittag bei vollkommenem Frühlingswetter

Odysseus bei Polyphem. – Gestern Nachmittag liess mich Neumark hinüberryufen; ich müsste heute Vormittag beim Austragen

von Briefen behilflich sein. Ich nahm das ahnungslos hin. Abends war Berger eine Weile bei mir oben, ich erzählte es ihm, und er sagte geärgert, das werde um Schanzarbeit gehen. Noch immer erfasste ich nicht die Schwere der Bedrohung. Um acht Uhr war ich dann heute bei Neumark. Frau Jählig kam weinend aus seinem Zimmer. Dann sagte er mir: Evakuierung für alle Einsatzfähigen, es nennt sich auswärtiger Arbeitseinsatz, ich selber als Entpflichteter bliebe hier. Ich: Also für mich sicherer das Ende als für die Herausgehenden. Er: Das sei nicht gesagt, im Gegenteil gelte das Hierbleiben als Vergünstigung; es bleibe ein Mann, dem zwei Söhne im ersten Weltkrieg gefallen, ferner er, Neumark, weiter Katz (wohl als EK-I-Träger, nicht als Arzt, denn Simon kommt fort), Waldmann und ein paar Schwerkranke und Entpflichtete. Mein Herz streikte in der ersten Viertelstunde vollkommen, später war ich dann vollkommen stumpf, d.h., ich beobachtete für mein Tagebuch. Das auszutragende Rundschreiben besagte, man habe sich am Freitag früh im Arbeitsanzug mit Handgepäck, das eine längere Strecke zu tragen sei, und mit Proviant für zwei bis drei Reisetage in der Zeughausstrasse 3 einzufinden. Vermögens-, Möbel- etc. -Beschlagnahme findet diesmal nicht statt, das Ganze ist ausdrücklich nur auswärtiger Arbeitseinsatz – wird aber durchweg als Marsch in den Tod aufgefasst. Dabei kommen die grausamsten Zerreibungen vor: Frau Eisenmann und Schorschi bleiben hier, Lisi, die elfjährige Sternträgerin, muss mit Vater und Herbert fort. Man nimmt auf Alter weder nach oben noch nach unten, weder auf siebzig noch auf sieben Rücksicht – es ist unbergreiflich, was man unter «arbeitsfähig» versteht. – Ich hatte erst Frau Stühler zu benachrichtigen, sie erschrak wilder als über den Tod des Mannes und raste mit starren Augen fort, Freunde für ihren Bernhard zu alarmieren. Dann fuhr ich, ich durfte fahren, mit einer Liste von neun Namen ins Bahnhof- und Strehleiner Viertel. Simon, nur erst halb bekleidet, bewahrte gute Fassung, während seine sonst robuste Frau fast zusammenbrach. Frau Gaehde in der Sedanstrasse, sehr gealtert, riss die Augen übermässig auf, öffnete

immer wieder den Mund so weit, dass das vorgehaltene Taschentuch fast darin verschwand, und protestierte wild mit krampfhaftem Minenspiel und leidenschaftlicher Betonung: Sie werde bis zum letzten gegen diese Verordnung kämpfen, sie könne nicht fort von ihrem zehnjährigen Enkel, ihrem siebzigjährigen Mann, ihr Schwiegersohn sei im Ausland gefangen «um der deutschen, der *deutschen* Sache willen», sie werde kämpfen usw. Frau Kreisler-Weidlich, vor deren Hysterie ich mich gefürchtet hatte, war nicht zu Hause, ich warf das Blatt erleichtert in den Briefkasten. In derselben Franklinstrasse hatte ich noch eine Frau Pürckhauer aufzusuchen. Ich traf sie mit ihrem arischen und tauben Mann. Kleine Leute. Sie waren die ruhigsten von denen meiner Liste. Schlimm war trotz ihrer Beherrschtheit eine Frau Grosse in der Renkstrasse, hübsches Villenhaus an der Lukaskirche. Eine Frau mittleren Alters, eher damenhaft; sie wollte ihren Mann anrufen, stand hilflos am Telefon: «Ich habe alles vergessen, er arbeitet in einer Konfitürenfirma ... mein armer Mann, er ist krank, mein armer Mann ... ich selber bin so herzleidend ...» Ich sprach ihr zu, es würde vielleicht nicht so schlimm, es könne nicht lange dauern, die Russen stünden bei Görlitz, die Brücken hier seien unterminiert, sie solle nicht an Tod denken, nicht von Selbstmord reden ... Ich bekam endlich die notwendige Empfangsunterschrift und ging. Kaum hatte ich die Korridortür geschlossen, hörte ich sie laut weinen. Ungleich jämmerlicher noch der Fall Bitterwolf in der Struvestrasse. Ebenfalls ein armseliges Haus; ich studierte gerade vergeblich die Namenstafel im Hausflur, als eine junge blonde, stupsnasige Frau mit einem niedlichen, gutgehaltenen Mädchlein von vielleicht vier Jahren kam. Ob hier eine Frau Bitterwolf wohne? Das sei sie selber. Ich müsse ihr eine böse Mitteilung machen. Sie las das Schreiben, sagte ganz ratlos mehrmals: «Was soll aus dem Kind werden?», unterschrieb dann still mit einem Bleistift. Inzwischen drängte sich das Kind an mich, reichte mir seinen Teddybär und erklärte strahlend vergnügt: «Mein Teddy, mein Teddy, sieh mal!» Die Frau ging dann mit dem Kind

stumm die Treppe hinauf. Gleich darauf hörte ich sie laut weinen. Das Weinen hielt an. – Ein sehr armseliges Haus war auch die Werderstrasse 29. Die Frau Tenor dort, sagten Frauen auf der Treppe, sei nicht anwesend, aber ganz oben solle ich ihre Freundin aufsuchen. Eine kränkliche, junge, geradezu fein aussehende Person in sehr kümmerlichem Zimmer unterm Dach. Sie sprach sehr besorgt, ihre Freundin habe das immer gefürchtet, werde Selbstmord verüben. Ich predigte eindringlich Mut, sie möge der Freundin Mut machen. – Im Hause Strehleiner Strasse 52, wo wir wiederholt bei Reichenbachs und bei Seliksohns gewesen, hatte ich einer Frau Dr. Wiese den Befehl zu überbringen. Mir öffnete an deren Statt eine imposante Matrone in Hosen, eine Frau Schwarzbaum. Sie erzählte, und ich erinnerte mich des Falles, dass ihr eigener Mann im vorigen Jahre, um der Verhaftung durch die Gestapo zu entgehen, zusammen mit Imbach (cf. das Tagebuch vom Lothringer Weg) Selbstmord begangen habe. – Zuletzt suchte ich vergeblich das winzige Haus Bürgerwiese 7, winzig, weiss, armselig, alt zwischen stattlichen Nachbarn, nach einer Frau Weiss ab. Die Bürgerwiese darf von Sternjuden nur im Zuge der Lüttichaustrasse überquert, sonst nicht begangen werden; ich bin also dort seit Jahren nicht mehr gewesen. – Eben war Frau Jährig mit ihrer jungen Tochter hier, von der sie sich trennen muss. Auftrag von Neumark: Die Frau Weiss wohne bei ihrer Mutter Kästner; ich muss gleich noch einmal hin.

Gegen neunzehn Uhr

Die Frau Kästner wohnte im Keller des Hofseitenflügels, man sieht hinter dem Hof eine merkwürdige kleine alte Kirche. Ein sehr junges dunkles Mädchen öffnete mir, sie las das Schreiben ganz resigniert. Ja, ihr sei schon alles gleichgültig, nur unterschreiben wollte sie nicht, ehe die Mutter das gelesen hätte. Ob ich nicht wiederkommen wollte. Ich sagte, das sei mir unmöglich, ich musste sie dann eine ganze Weile zur Quittungsleistung drängen. –

Bei Neumark war das ganze Büro mit Deportanden besetzt, ich reichte Paul Lang, Rieger, Lewinsky die Hand – «Sie kommen auch mit? Nein?», da war schon eine Kluft zwischen uns. Ich ging einen Augenblick zu Eisenmanns hinauf, die ganze Familie ver-

sammelte sich – schwerst verstört. Ich ging zu Waldmann, der hierbleibt. Er entwickelte mit sehr grosser Bestimmtheit die düsterste Annahme. Weswegen nimmt man die jüdischen Kinder mit? Lisi Eisenmann ist doch kein Arbeitseinsatz. Weswegen muss Ulla Jacobi *allein* mit – ihr Vater gilt als Friedhofsverwalter noch für unabkömmlich. Da stecken Mordabsichten dahinter. Und wir Zurückbleibenden, «wir haben nichts als eine Galgenfrist von etwa acht Tagen. Dann holt man uns früh um sechs aus den Betten. Und es geht uns genauso wie den andern.» Ich warf ein: Warum man einen so kleinen Rest hierlasse? Und das jetzt, wo man zeitbedrängt sei? Er: «Sie werden sehen, ich behalte recht.»

Die Dresdener Vernichtung
am 13. und 14. (Dienstag, Mittwoch) Februar 1945

Piskowitz, 22.-24. Februar

Wir setzten uns am Dienstag Abend gegen halb zehn zum Kaffee, sehr abgekämpft und bedrückt, denn tagüber war ich ja als Hiobsbote herumgelaufen, und abends hatte mir Waldmann aufs Bestimmteste versichert (aus Erfahrung und neuerdings aufgeschnappten Äusserungen), dass die am Freitag zu Deportierenden in den Tod geschickt («auf ein Nebengleis geschoben») würden, und dass wir Zurückbleibenden acht Tage später ebenso beseitigt werden würden – da kam Vollalarm. «Wenn sie doch alles zer-schmissen!» sagte erbittert Frau Stühler, die den ganzen Tag herumgejagt war, und offenbar vergeblich, um ihren Jungen freizubekommen. – Wäre es nun bei diesem ersten Angriff geblieben, er hätte sich mir als der bisher schrecklichste eingepägt, während er sich jetzt, von der späteren Katastrophe überlagert, schon zu allgemeinem Umriss verwischt. Man hörte sehr bald das immer tiefere und lautere Summen nahender Geschwader, das Licht ging aus, ein Krachen in der Nähe... Pause des Atemholens, man kniete geduckt zwischen den Stühlen, aus einigen Gruppen Wimmern

und Weinen – neues Herankommen, neue Beengung der Todesgefahr, neuer Einschlag. Ich weiss nicht, wie oft sich das wiederholte. Plötzlich sprang das dem Eingang gegenübergelegene Kellerfenster der Rückwand auf, und draussen war es taghell. Jemand rief: «Brandbombe, wir müssen löschen!» Zwei Leute schafften auch die Spritze heran und arbeiteten hörbar. Es kamen neue Einschläge, aber vom Hofe her ereignete sich nichts. Und dann wurde es ruhiger, und dann kam Entwarnung. Zeitgefühl war mir verlorengegangen. Draussen war es taghell. Am Pirnaischen Platz, in der Marschallstrasse und irgendwo an oder über der Elbe brannte es lichterloh. Der Boden war mit Scherben bedeckt. Ein furchtbarer Sturmwind blies. Natürlicher oder Flammensturm? Wohl beides. Im Treppenhaus der Zeughausstrasse 1 waren die Fensterrahmen eingedrückt und lagen z.T. hindernd auf den Treppen. Bei uns oben Scherben. Fenster eingedrückt auf der Diele und nach der Elbe hin, im Schlafzimmer nur eines; auch in der Küche Fenster zerbrochen, Verdunkelung entzwei. Licht versagte, Wasser fehlte. Man sah grosse Brände über der Elbe und an der Marschallstrasse. Frau Cohn berichtete, in ihrem Zimmer seien Möbel vom Luftdruck verrückt. Wir stellten eine Kerze auf den Tisch, tranken ein bisschen kalten Kaffee, assen ein paar Brocken, tappten durch die Scherben, legten uns zu Bett. Es war nach Mitternacht – heraufgekommen waren wir um elf –, ich dachte: Nur schlafen, das Leben ist gerettet, für heute Nacht werden wir Ruhe haben, jetzt nur die Nerven beruhigen! Eva sagte im Hinlegen: «Das sind doch Scherben in meinem Bett!» – Ich hörte sie aufstehen, räumen, dann schlief ich schon. Nach einer Weile, es muss nach ein Uhr gewesen sein, sagte Eva: «Alarm.» – «Ich habe nichts gehört.» – «Bestimmt. Es ist leise gewesen, sie fahren Handsirenen herum, Strom fehlt.» – Wir standen auf, Frau Stühler rief an unserer Tür «Alarm», Eva klopfte bei Frau Cohn an – von beiden haben wir nichts mehr gehört – und eilten hinunter. Die Strasse war taghell und fast leer, es brannte, der Sturm blies wie vorher. Vor der Mauer zwischen den beiden Zeughausstrassen-Häusern (der Mauer

des einstigen Synagogenhofes mit den Baracken dahinter) stand wie gewöhnlich ein Stahlhelmposten. Ich fragte im Vorbeigehen, ob Alarm sei. – «Ja.» – Eva war zwei Schritte vor mir. Wir kamen in den Hausflur der Nr. 3. Indem ein schwerer naher Einschlag. Ich drückte mich kniend an die Wand in der Nähe der Hoftür. Als ich aufsah, war Eva verschwunden, ich glaubte sie in unserem Keller. Es war ruhig, ich stürzte über den Hof in unsern Judenkeller. Die Tür klaffte. Eine Gruppe Leute kauerte wimmernd rechts der Tür, ich kniete links dicht am Fenster. Ich rief mehrmals nach Eva. Keine Antwort. Schwere Einschläge. Wieder sprang das Fenster an der Wand gegenüber auf, wieder Taghelle, wieder wurde gespritzt. Dann ein Schlag am Fenster neben mir, etwas schlug heftig und glutheiss an meine rechte Gesichtsseite. Ich griff hin, die Hand war voller Blut, ich tastete das Auge ab, es war noch da. Eine Gruppe Russen – wo kamen sie her? – drängte zur Tür hinaus. Ich sprang zu ihnen. Den Rucksack hatte ich auf dem Rücken, die graue Tasche mit unseren Manuskripten und Evas Schmuck in der Hand, der alte Hut war mir entfallen. Ich stolperte und fiel. Ein Russe hob mich auf. Seitlich war eine Wölbung, weiss Gott, welcher schon halb zerstörte Keller. Da drängte man herein. Es war heiss. Die Russen liefen in irgendeiner andern Richtung weiter, ich mit ihnen. Nun stand man in einem offenen Gang, geduckt, zusammengedrängt. Vor mir lag ein unkenntlicher grosser freier Platz, mitten in ihm ein ungeheurer Trichter. Krachen, Taghelle, Einschläge. Ich dachte nichts, ich hatte nicht einmal Angst, es war bloss eine ungeheure Spannung in mir, ich glaube, ich erwartete das Ende. Nach einem Augenblick kletterte ich über irgendein Gewölbe oder eine Brüstung oder Stufe ins Freie, stürzte mich in den Trichter, lag ein Weilchen platt an den Boden gedrückt, kletterte dann den Trichter aufwärts, über einen Rand in ein Telefonhäuschen. Jemand rief: «Hierher, Herr Klemperer!» In dem demolierten Aborthäuschen nebenan stand Eisenmann sen., Schorschi auf dem Arm. «Ich weiss nicht, wo meine Frau ist.» – «Ich weiss nicht, wo meine Frau und die andern Kinder sind.» – «Es wird zu

heiss, die Holzverschalung brennt ... drüben, die Halle der Reichsbank!» Wir rannten in eine flammenumgebene, aber fest aussehende Halle. Die Bombeneinschläge schienen für hier vorüber, aber ringsum flammte alles lichterloh. Ich konnte das Einzelne nicht unterscheiden, ich sah nur überall Flammen, hörte den Lärm des Feuers und des Sturms, empfand die fürchterliche innere Spannung. Nach einer Weile sagte Eisenmann: «Wir müssen zur Elbe herunter, wir werden durchkommen.» Er lief mit dem Kind auf der Schulter abwärts; nach fünf Schritten war mein Atem weg, ich konnte nicht folgen. Eine Gruppe Leute kletterte die Anlagen hinauf zur Brühlterrasse; es ging dicht an Bränden vorbei, aber oben musste es sich kühler und freier atmen lassen. Ich stand dann oben, im Sturmwind und Funkenregen. Rechts und links flammten Gebäude, das Belvedere und – wahrscheinlich – die Kunstakademie. Immer wenn der Funkenregen an einer Seite zu stark wurde, wich ich nach der andern zu aus. Im weiteren Umkreis nichts als Brände. Diesseits der Elbe besonders hervorragend als Fackel der hohe Aufbau am Pirnaischen Platz, jenseits der Elbe weissglühend, taghell das Dach des Finanzministeriums. Allmählich kamen mir Gedanken. War Eva verloren, hatte sie sich retten können, hatte ich zu wenig an sie gedacht? Ich hatte die Wolldecke – *eine*, die andere war mir wohl mit dem Hut verlorengegangen – um Kopf und Schultern gezogen, sie verdeckte auch den Stern, ich trug in den Händen die kostbare Tasche und – richtig, auch den Lederhandkoffer mit Evas Wollsachen, wie ich den bei all der Kletterei festgehalten habe, ist mir rätselhaft. Der Sturm riss immer wieder an meiner Decke, tat mir am Kopf weh. Es hatte zu regnen begonnen, der Boden war nass und weich, dort mochte ich nichts hinstellen, so hatte ich schwere körperliche Anstrengung, und das betäubte wohl und lenkte ab. Aber zwischendurch war immer wieder als dumpfer Druck und Gewissenstich da, was mit Eva sei, warum ich nicht genug an sie dächte. Manchmal meinte ich: Sie ist geschickter und mutiger, sie wird in Sicherheit sein; manchmal: Wenn sie wenigstens nicht gelitten hat! Dann wieder bloss: Wenn die Nacht vorüber wäre! Einmal bat ich Leu-

te, meine Sachen einen Moment auf ihre Kiste stellen zu dürfen, um mir die Decke zurechtziehen zu können. Einmal sprach mich ein Mann an: «Sie sind doch auch Jude? Ich wohne seit gestern in Ihrem Haus» – Löwenstamm. Seine Frau reichte mir eine Serviette, mit der ich mein Gesicht verbinden sollte. Der Verband hielt nicht, ich habe die Serviette dann als Taschentuch benutzt. Ein andermal kam ein junger Mensch an mich heran, der sich die Hosens festhielt. In gebrochenem Deutsch: Holländer, gefangen (daher ohne Hosenträger) im PPD. «Ausgerissen – die andern verbrennen im Gefängnis.» Es regnete, es stürmte, ich kletterte ein Stück hinauf bis an die z.T. abgestürzte Brüstung der Terrasse, ich kletterte wieder hinunter in Windschutz, es regnete immerfort, der Boden war glitschig, Menschengruppen standen und sassen, das Belvedere brannte, die Kunstakademie brannte, überall in der Feme war Feuer – ich war durchaus dumpf. Ich dachte gar nichts, es tauchten nur Fetzen auf. Eva – warum Sorge ich mich nicht ständig um sie – warum kann ich nichts im Einzelnen beobachten, sondern sehe nur immer das Bühnenfeuer zur Rechten und zur Linken, die brennenden Balken und Fetzen und Dachsparren in und über den steinernen Mauern? Dann machte mir wieder der ruhige Denkmalsmann auf der Terrasse seltsamen Eindruck – wer war es? Aber die meiste Zeit stand ich wie im Halbschlaf und wartete auf die Dämmerung. Sehr spät fiel mir ein, mein Gepäck zwischen die Zweige eines Buschs zu klemmen: Da konnte ich etwas freier stehen und meine Schutzdecke etwas besser zusammenhalten. (Den Lederkoffer übrigens hat doch Eva gehabt; immerhin waren die Tasche und der Rucksack beschwerend genug.) Das verkrustete Wundgefühl um das Auge herum, das Reiben der Decke, die Nässe wirkten auch betäubend. Ich war ohne Zeitgefühl, es dauerte endlos und dauerte auch wieder gar nicht so lange, da dämmerte es. Das Brennen ging immer weiter. Rechts und links war mir der Weg nach wie vor gesperrt – ich dachte immer: Jetzt noch zu verunglücken wäre jämmerlich. Irgendein Turm glühte dunkelrot, das hohe Haus mit dem Türmchen am Pirnai-

schen Platz schien stürzen zu wollen – ich habe aber den Einsturz nicht gesehen –, das Ministerium drüben brannte silberblendend. Es wurde heller, und ich sah einen Menschenstrom auf der Strasse an der Elbe. Aber ich getraute mich noch immer nicht hinunter. Schliesslich, wohl gegen sieben, die Terrasse – die den Juden verbotene Terrasse – war schon ziemlich leer geworden, ging ich an dem immerfort brennenden Belvedere-Gehäuse vorbei und kam an die Terrassenmauer. Eine Reihe Leute sass dort. Nach einer Minute wurde ich angerufen: Eva sass unversehrt in ihrem Pelz auf dem Handkoffer. Wir begrüsst uns sehr herzlich, und der Verlust unserer Habe war uns vollkommen gleichgültig, und ist es uns auch heute noch. Eva war in dem kritischen Moment aus dem Flur der Zeughausstrasse 3 von irgendjemandem buchstäblich in den arischen Luftkeller heruntergerissen worden, sie war durch das Kellerfenster auf die Strasse gelangt, hatte beide Häuser 1 und 3 in vollen Flammen gesehen, war eine Weile im Keller des Albertinums gewesen, dann durch Qualm an die Elbe gelangt, hatte die weitere Nacht teils elbaufwärts mich gesucht, dabei die Vernichtung des Thammhauses (also unseres gesamten Mobiliars) festgestellt, teils in einem Keller unter dem Belvedere gesessen. Einmal auf ihrem Suchweg hatte sie eine Zigarette anzünden wollen und keine Streichhölzer gehabt; am Boden glühte ein Stück, sie wollte es benutzen – es war ein brennender Leichnam. Im Ganzen hatte sich Eva viel besser gehalten als ich, viel ruhiger beobachtet und sich selber dirigiert, trotzdem ihr beim Herausklettern Bretter eines Fensterflügels an den Kopf gefallen waren. (Zum Glück war er dick und blieb unverletzt.) Der Unterschied: Sie handelte und beobachtete, ich folgte meinem Instinkt, anderen Leuten und sah gar nichts. Nun war es also Mittwoch Morgen, den 14.2., und wir hatten das Leben gerettet und waren beisammen.

Wir standen noch nach der ersten Begrüssung zusammen, da tauchte Eisenmann mit Schorschi auf. Seine andern Angehörigen hatte er nicht gefunden. Er war so herunter, dass er zu weinen anfangt: «Gleich wird das Kind Frühstück verlangen – was soll ich ihm geben?» Dann fasste er sich.

Wir müssten unsre Leute zu treffen versuchen, ich müsste den Stern entfernen, so wie er den seinen schon abgemacht hätte. Darauf riss Eva mit einem Taschenmesserchen die Stella von meinem Mantel. Dann schlug Eisenmann vor, zum jüdischen Friedhof zu gehen. Der würde unversehrt sein und Treffpunkt bilden. Er zog voran, wir verloren ihn bald aus den Augen, und seitdem blieb er für uns verschwunden.

Wir gingen langsam, denn ich trug nun beide Taschen, und die Glieder schmerzten, das Ufer entlang bis über die Vogelwiese hinaus. Oben war Haus bei Haus angebrannte Ruine. Hier unten am Fluss, wo sich viele Menschen bewegten oder hingelagert hatten, staken im durchwühlten Boden massenhaft die leeren, eckigen Hülsen der Stabbrandbomben. Aus vielen Häusern der Strasse oben schlugen immer noch Flammen. Bisweilen lagen, klein und im Wesentlichen ein Kleiderbündel, Tote auf den Weg gestreut. Einem war der Schädel weggerissen, der Kopf war oben eine dunkelrote Schale. Einmal lag ein Arm da mit einer bleichen, nicht unschönen Hand, wie man so ein Stück in Friseurschaufenstern aus Wachs geformt sieht. Metallgerippe vernichteter Wagen, ausgebrannte Schuppen. Die Menschen weiter draussen hatten z.T wohl einiges retten können, sie führten Bettzeug und ähnliches auf Karren mit sich oder sassen auf Kisten und Ballen. Zwischen diesen Inseln hindurch, an den Leichen und Wagentrümmern vorbei, strömte immerfort Verkehr, Elbe auf- und abwärts, ein stiller, erregter Korso. Wir bogen neuerlich – ich überliess mich Evas Führung und weiss nicht, wo – rechts zur Stadt hin. Jedes Haus eine Brandruine, aber häufig Menschen davor mit gerettetem Hausrat. Immer wieder noch unversiegte Brände. Nirgends die Spur einer Löschfähigkeit. Eva sagte: «Das Lämmchen», «der Fürstenplatz». Erst als wir an die Krankenhäuser kamen, orientierte ich mich. Das Bürgerspital schien nur noch Kulisse, das Krankenhaus bloss teilweise getroffen. Wir traten in den jüdischen Friedhof. Von dem Haus, das die Leichenhalle und Jacobis kleine Wohnung enthalten hatte, stand dachlos das äussere Gemäuer, dazwischen sah

man ein tiefes Loch im nackten Erdboden, sonst gar nichts, alles war vollkommen vertilgt. Merkwürdig klein wirkte dieser Raum; rätselhaft, wie er die Halle, die Wohnung und noch einige Nebenräume enthalten hatte. Ich ging die Allee hinunter zu dem Gärtnerschuppen, in dem ich Steinitz, Schein und Magnus oft beim Skat getroffen hatte. Viele Grabsteine und -platten waren umgeworfen oder beiseite geschoben, viele Bäume geknickt, manche Gräber wie angewühlt. (Wir fanden nachher noch in einer ziemlich entfernten Strasse ein Stück Grabstein, Sara ... war darauf zu entziffern.) Der Gärtnerschuppen stand kaum beschädigt – aber nirgends war ein Mensch zu sehen. Einen Keller hat es auf dem Friedhof nicht gegeben – was mag aus Jacobi und seiner Familie geworden sein? –

Wir wollten nun nach der Borsbergstrasse zu Katz, teils um Anschluss zu finden, teils meines Auges halber, aber überall in den Strassen war Schutt und rauchiger Staub, überall brannten noch einzelne Häuser. Als eines davon wenige Schritte vor uns in sich zusammenstürzte, natürlich mit ungemeiner Staubentwicklung, gaben wir den Versuch auf. Langsam, mit vielen Pausen, sehr erschöpft, gingen wir den gleichen Weg zurück, den wir gekommen. Dort flutete der gleiche Corso wie zuvor. Dann suchten wir noch am Platz vor der Zeughausstrasse, ob sich dort jemand von den unsrigen finde. Die Zeughausstrasse 3 war ein einziger Geröllhaufen, von der Zeughausstrasse 1 stand, der Stadt zugekehrt, ein Vorderpfeiler mit einem Stückchen Mauer galgenartig daran hängend. Das ragte gespenstisch und gefährlich und verstärkte nur das Bild der absoluten Zerstörung. Wieder kein Mensch. Wir lagerten uns nun an der Aussenmauer der Brühlterrasse, Schmalseite. Wir fanden dort Waldmanns und Witkowskys, dazu ein älteres Ehepaar Fleischner. Waldmann rühmte sich, einige vierzig Leute, Juden und Arier, aus der Zeughausstrasse 1 gerettet zu haben, dort sei niemand umgekommen. Er wusste auch von irgendwoher, dass die Ménages Steinitz und Magnus heil seien – von allen andern wusste er nichts. Sehr merkwürdig berührte es mich, dass sich der ganz verlorene Witkowsky zäh und agil unter den Lebenden befand.

Auf dem Platz vor uns hielt ein Sanitätsautomobil; Menschen umlagerten es, Bahren mit Verwundeten lagen in seiner Nähe am Boden. Auf einem Bänkchen beim Eingang des Autos machte ein Sanitäter Augeneintropfungen; mehr oder minder mitgenommene Augen waren überaus häufig. Ich kam rasch an die Reihe. «Nu, Vater, ich tu Ihnen nicht weh!» Mit der Kante eines Papierstückchens holte er einigen Unrat aus dem verletzten Auge, machte dann eine ätzende Eintropfung in beide Augen. Ich ging, ein wenig erleichtert, langsam zurück; nach wenigen Schritten hörte ich über mir das böartig stärker werdende Summen eines rasch näherkommenden und herunterstossenden Flugzeugs. Ich lief rasch auf die Mauer zu, es lagen schon mehr Menschen dort, warf mich zu Boden, den Kopf gegen die Mauer, das Gesicht in die Arme gelegt. Schon krachte es, und Kiesgeröll rieselte auf mich herab. Ich lag noch eine Weile, ich dachte: «Nur jetzt nicht noch nachträglich krepieren!» Es gab noch einige entferntere Einschläge, dann wurde es still. –

Ich stand auf, da war Eva inzwischen verschwunden. Fleischners hatten sie eben noch gesehen, ein Unheil hatte sich hier nicht ereignet: So war ich nicht sonderlich besorgt. Immerhin dauerte es wohl zwei Stunden, bis wir uns wieder trafen. Eva hatte beim ersten Bombenabwurf wie ich an der Mauer in Deckung gelegen, nachher einen Keller an der Elbe aufgesucht. Ich suchte sie längs der Mauer, dann mit Waldmann zusammen im Albertinum, ich hinterliess an der Mauer sozusagen meine Adresse einem neu aufgetauchten Graukopf, mit dem ich Waldmann in behaglichem Gespräch gefunden. «Leuschners Schwager.» – «Er muss doch wissen, dass Sie und ich einen Stern getragen haben.» – «Das ist doch jetzt ganz egal! Alle Listen sind vernichtet, die Gestapo hat anderes zu tun, und in vierzehn Tagen ist sowieso alles zu Ende!» Das war Waldmanns in den nächsten Tagen ständig wiederholte Überzeugung, Löwenstamm und Witkowsky urteilten ebenso. Der Schwager Leuschner jedenfalls blieb harmlos, ich plauderte in der Nacht noch wiederholt mit ihm, und am nächsten Morgen reichten wir uns die Hand zum Abschied.

Irgendwie also hat sich Eva nach einiger Zeit in dem ihr schon von früher und vom Beginn der Schreckensnacht her bekannten Albertinumkeller eingefunden. Das grosse Gebäude hatte in seinen oberen Stockwerken gebrannt; das weiss ich aber nur aus Evas Bericht. Denn oben thronte unversehrt die gusseiserne Queen, und der festen Kellerflucht, wahren Katakomben, zu denen von der Toreinfahrt aus eine breite Treppe führte, merkte man nichts an. Die hohen, zahlreichen elektrisch erleuchteten Räume waren sehr voll. Es war schwer, auf den Bänken einen Sitzplatz zu finden. Auf dem Fussboden lagen auf Bahren oder Decken oder Betten Schwerverwundete, einige Räume waren ganz als Lazarett eingerichtet, nur von Liegenden angefüllt. Soldaten und Sanitäter gingen und kamen, neue Bahren wurden hereingetragen. Dort, wo ich Platz fand, etwa im mittleren Raum, lag am Boden ein furchtbar röchelnder Soldat, ein starker Kerl mit mächtigen Beinen und Füssen. Jeder Vorbeigehende stolperte über seine Stiefel, der Mann in seiner tiefen Bewusstlosigkeit merkte nichts mehr. Dicht neben ihm unter Betten lagen zwei Frauen, die ich lange für tot hielt. Später begann die eine zu stöhnen und bat mich einmal, ihr die Decke fester an den Rücken zu stopfen. In einer Ecke des Raums stand auf niedriger Estrade eine Dynamomaschine, grosses Schwungrad mit Handhebel. Als Eva kam, streckte sie sich auf dieser Estrade lang aus und schlief viel. Ich selber wanderte viel herum, plauderte, kauerte mich zwischendurch auf ein Bänkchen und schlief. Ich war nach der Katastrophennacht und nach dem reichlichen Gepäckmarsch des Vormittags so abgespannt, dass ich gar kein Zeitgefühl mehr hatte. Es war kaum später als sechzehn Uhr, da schien es mir schon, als steckten wir tief in der zweiten Nacht. Die Abspannung wurde durch Hunger verstärkt. Seit der Kaffeemahlzeit am Dienstag Abend hatten wir keinen Bissen erhalten. Es hiess immer, die NSV werde Verpflegung heranschaffen. Aber nichts kam. Die Sanitätssoldaten hatten Brot und Wurst zu ihrer eigenen Verpflegung. Davon verschenkten sie einiges. Ich bettelte einen an und brachte Eva ein Brot. Später kam eine

Frau, brach mit ihrer fraglos schmutzigen Hand einen Brocken von ihrer Schnitte ab und reichte sie mir. Das Stückchen ass ich. Viel später, bestimmt schon am vorgeschrittenen Abend, kam ein höherer Sanitäter, traf irgendwelche Anordnungen und rief, jeder werde gleich etwas zu essen bekommen. Dann tauchte eine Schüssel mit weissen Brotpaketen auf, in jedem Paket zwei Doppelschnitten. Aber nach den ersten Minuten hiess es: Jedes Paket müsse für zwei Personen reichen. Ich teilte mit Eva. Was aber den meisten – uns merkwürdigerweise nicht – mehr fehlte als das Essen, war Getränk. Anfangs hatte man irgendwo ein wenig Tee aufgetrieben und einzelne Schlücke verteilt. Bald gab es gar nichts, keinen Tropfen Wasser, auch nichts für die Verwundeten und Sterbenden. Die Sanitäter klagten, sie könnten niemandem helfen. Der kräftige Waldmann fühlte sich derart durstgequält, dass er buchstäblich verfiel. Er schlief ein, fuhr elend auf, er habe von Trinken geträumt. Neue Sanitäter kamen. Einer setzte Waldmann die Flasche an den Mund. Ein anderer, offenbar schon Arzt, stand ein Weilchen vor dem Röchelnden. «Die Lunge?» fragte ich. – Gleichgültige Antwort: Ödem. Eine Weile später hörte das Röcheln auf, ein bisschen Schaum trat vor den Mund. Aber der Mann bewegte das Gesicht noch lange, ehe er still lag. Später schaffte man den Leichnam hinaus. Auf dem Hof sollten viele Tote liegen. Ich habe sie nicht gesehen, ich habe dort oben nur (wie x andere auch) mein Geschäft verrichtet. Irgendwann gingen die Lampen aus, man sass im Dunkeln, sogleich wurde gejammert: Sie sind wieder da. Und tatsächlich hörte man das Summen in der Luft, und tatsächlich waren die Flieger auch wieder da. Kerzen wurden angezündet, und jemand rief, es seien gar keine Flieger da, man müsste nur mit der Handmaschine neuen Strom für die Beleuchtung und den Ventilator schaffen. Das grosse Rad wurde gedreht, und es sah phantastisch aus, wie die übergrossen Schatten der Arbeitenden an der Wand auf- und niederfuhren. Nach ein paar Minuten gingen die Lampen allmählich wieder an, und die Entlüftungsmaschine begann zu singen. Ein paar Stunden später wiederholte sich die Szene...

Eva schlief fest, ich ging herum, schlief wieder, wanderte wieder, war ohne Gedanken und ohne Zeitgefühl, aber doch etwas entlasteter als die Nacht zuvor. Immer wieder wurden Verletzte hereingetragen oder von einem Raum in den andern verlegt, immer wieder kamen neue Sanitäter, auch neue Zivilisten. Ein Mädchen erzählte mir, sie habe im Trompeterschlösschen Dienst getan, das einen besonders guten Keller hatte. Beim ersten Angriff sei das Zentraltheater und ein nahes Hotel getroffen worden, die dort befindlichen Leute hätten den Trompeterkeller aufgesucht, sie hätten sich dort unten Wein geben lassen. Dann habe auch das Schlösschen gebrannt, es sei im Keller furchtbar heiss geworden. Sie, die Kellnerin, ein Koch und noch zwei Angestellte hätten die Ventilatormaschine mit der Hand bedient, hätten feuchte Tücher vorm Mund getragen und wären noch ins Freie gekommen; alle andern aber seien zusammengebrochen, die Geretteten seien über ganze Leichenhaufen geklettert. Sehr spät in der Nacht oder schon gegen Morgen kam Witkowsky aufgeregt zu mir: «Wir werden alle herausgeschafft, nach Meissen, nach Klotzsche.» Ich weckte Eva, sie war einverstanden, es dauerte aber eine Weile, ehe sie fertig war. Da hiess es, der Wagen sei voll, es würden aber in kurzen Abständen weitere folgen. Wir blieben draussen auf der Bank vor dem Keller – drin war heisse dicke Luft. Wir hörten die Geschichte eines jungen Menschen, der mit seinem Amt von Czenstochau hierhin geschafft worden war, und nun war hier seine Amtsstelle mit dem Rest seiner Habe untergegangen. Wir sassen lange, es dämmerte. Dann stand wieder ein Wagen bereit, man schaffte mehrere Kranke auf Bahren hinein, presste dann uns Gesunde dazwischen und in den Hintergrund. Eine holprige Fahrt an Ruinen und Bränden vorüber. Genauer konnte ich von meinem Sitz aus nicht sehen, aber jenseits des Albertplatzes hörte die restlose Zerstörung auf. Ziemlich früh am Morgen des Donnerstag waren wir dann im Fliegerhorst.

*Klotzsche**15. Februar, Donnerstag Morgen –**17. Februar, Sonnabendabend*

Die erste Wonne war der Riesenkessel Nudelsuppe im Schlafsaal. Ich nahm ruhig den Löffel eines alten Mannes, der vor mir gegessen hatte. Ich ass drei tiefe Teller. Dann gingen wir auf Suche nach unseren Leuten und fanden sie rasch in einem ganz ähnlichen Saal eines ganz ähnlichen anderen Hauses. Immer habe ich mich in diesen gleichförmigen Labyrinth verirrt. Wir fanden die Ehepaare Waldmann und Witkowsky und die Frau Bein, der man Mann und Sohn im KZ erschossen hat. Gute Leute, aber auf die Dauer – bis Sonnabend war es genug – ein bisschen zu sehr populusque. Ebenso wie der arische Teil der Belegschaft. Wo waren die gebildeten Leute geblieben? Wir fragten es uns beide. Wahrscheinlich gibt es davon so wenige, dass sie bei solcher Katastrophe überhaupt verschwinden. Ein grauhaariger Mann sah aus wie ein Hauptmannscher Bühnenvagabund. In der Nacht liess er Evas Wolljacke und Rock unter seinem Kissen verschwinden. Als Eva energisch nachforschte und fand, erklärte er, er habe sich im Dunkeln geirrt. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich der Wankelmut der Volksstimmung. Erst war man über den versuchten Diebstahl empört. Dann aber lehnte sich ein Weib auf: «Warum schläft se nackig? Warum passt se nich uff?» Und die Stimmung schlug um. Der Populusque – der jüdische mit inbegriffen – war anspruchsvoller als wir: Bald war die Suppe zu eintönig, und unmöglich konnte man sich daran satt essen!, bald war zu wenig «Betreuung» vorhanden, bald sehnte man sich nach eigenem Zimmer und «Seiberkochenkönnen». Frau Bein war das volkstümlichste Gemüt unserer Gruppe; morgens wachte sie weinend auf: «Alle Möbel, alles verloren!», gleich darauf war sie vergnügt. Uns nahm man wohl ein bisschen übel, dass wir tagüber unsere eigenen Wege gingen. Auch dass wir am Essen nicht mäkelten. Natürlich wurde es wirklich eintönig, immer dieselbe Suppe (nicht mehr das schöne Nudelgemisch des ersten Morgens) und Schüsseln mit zerkrümelten

Brotresten dazu – von welch schmutzigen Fingern zerkrümelt! –, aber wir waren eben dankbar, satt zu werden.

Noch vor dem Mittagessen hatten wir am Donnerstag Alarm, und der Luftschuttkeller war ein sehr leichtes Bauwerk, das bestimmt keinen Treffer ausgehalten hätte. Aber seltsamerweise war Klotzsche bisher noch immer verschont geblieben und blieb es auch diesmal – die Flieger waren wieder in Dresden.

Am Nachmittag ging ich ins Lazarett. Mir waren schon in Dresden die übervielen Augenbeschädigungen aufgefallen. Hier hatte man eine besondere Augenstation eingerichtet. Ich kam bald heran, der junge Arzt war sehr liebenswürdig, fragte nach meinem Beruf und wurde noch liebenswürdiger und aufmerksamer. Befund: Nach oberflächlicher Untersuchung (und zu mehr fehle es hier an allem) befinde sich die Blutung unter der Bindehaut und sei harmlos; aber ein Riss in der Netzhaut sei doch nicht ausgeschlossen, ich müsste noch einen Facharzt aufsuchen. Wie eilig hätte ich das in normalen Zeiten getan. Jetzt blieb mir nichts anderes übrig, als diese Gefahr zu dem übrigen zu legen. Das Auge hat sich inzwischen fast hergestellt, und nun wird wohl nichts weiter mehr nachkommen. – [...]

In der Nacht zum Sonnabend hörte ich ununterbrochene Fliegererei. In dieser Nacht kam mir auch der Gedanke: Piskowitz. [...] Wir machten am Vormittag noch unsere Alleinwege. Bei Tisch (Sonnabend Mittag also) erfuhren wir dann, am Sonntag werde der Fliegerhorst von allem Zivil geräumt, die Ausgebombten transportiere man in Orte der Umgebung wie Coswig und Meissen. Da glaubten wir, Piskowitz dürfte uns ein tieferes Untertauchen ermöglichen, und trafen also unsere Vorbereitungen zur Abreise.

[...]

In Klotzsche kamen mir zum erstenmal Gedanken über unsere Verluste. Alle meine Bücher, die Lexika, die eigenen Werke, *ein* Maschinenexemplar des 18^{ie}me und des Curriculum. Geschieht ein Unglück in Pirna, dann ist meine gesamte Arbeit seit 1933 vernichtet. – Im Schreibtisch lagen zusammengestellt die Stücke des

dritten Bandes gesammelter Aufsätze. Wie soll ich das wieder zusammenfinden? Bei Thamm sind alle meine Sonderdrucke vernichtet ...

Das alles focht mich nicht übermässig an. Das Curriculum würde ich in knapperer und vielleicht besserer Fassung aus dem Kopfe wiederherstellen. (Bei der Buck hat mir einmal ein Satz imponiert: «Darauf zerriss sie alle Modellzeichnungen, um nun frei gestalten zu können.») Nur um die Sammlungen zur LTI wäre es ewig schade. – Sooft ich an den Schutthaufen Zeughausstrasse 1 und 3 dachte und denke, hatte und habe doch auch ich das atavistische Gefühl: Jahwe! Dort hat man in Dresden die Synagoge niedergebrannt.

Piskowitz, 19. Februar, Montag Nachmittag

Ich habe einen Stichwort-Überblick, den ich fortführe; ich breite hier einzelnes nach Zeit und Stimmung aus.

Immer wieder bewegt mich die doppelte Gefahr. Die Gefahr der Bomben und der Russen teile ich mit allen andern; die der *Stella* ist meine eigene und die weitaus grössere. Das fing in der Terrornacht an; erst schlug ich die Decke darüber. Am Morgen sagte mir Eisenmann: «Sie müssen ihn abnehmen, *ich* habe es schon getan.» Ich machte den Mantel frei. Waldmann beruhigte mich: In diesem Chaos und bei Vernichtung aller Amtsstellen und Verzeichnisse ... Übrigens hätte ich gar keine Wahl; mit dem Stern würde ich sofort ausgesondert und getötet. Dem ersten Schritt folgten zwangsläufig die anderen. In Klotzsche die Aufnahmeliste mit Victor Klemperer senz'altro. Erst vorsichtig von mir nur diktiert. Später bei Ausgabe von Essenmarken von mir unterschrieben. Danach brauchte ich Versorgungsschein. Jetzt auf zwei Ämtern in Stadt Klotzsche genaue Angaben und Unterschriften. Eva nahm auch eine Raucherkarte für mich. Ich unterzeichnete zweimal. Ich sass in Restaurants, ich fuhr Eisenbahn und Trambahn – auf alles das steht im 3. Reich für mich der Tod. Ich sagte mir immer, wer wolle mich kennen, zumal wir uns aus dem Dresdener Bezirk ent-

fernten. Kamenz ist eigene Amtshauptmannschaft. Hier fragten wir Agnes zuerst, ob sie im Ort je erzählt habe, dass ... Antwort: niemandem. Der junge Bürgermeister nun wollte wissen, wie wir auf Piskowitz verfallen seien. Ich: Agnes sei lange Jahre bei uns in Stellung gewesen. «Ach, dann sind Sie der Herr ...» – »Klemperer.« – »Haben Sie früher nicht woanders gewohnt?« – »Ja, in der Hohen Strasse.« – »Da war doch die Anna Dürrlich bei Ihnen.« Wir gingen unbefangen auf alles ein, fragten nach Anna – sie sei in Wien verheiratet. Dann bei der Aufnahme des Nationale die in Klotzsche nicht gestellte Frage: Religion? – Evangelisch. «Sie sind nicht jüdischer Abstammung oder Mischling?» – »Nein.« Verabschiedung mit freundschaftlichem Händedruck; wir müssen wegen der Lebensmittelkarten und des Bezugsscheines, genauer Wirtschaftspasses mit dem Vermerk der Ausbom-bung, noch einmal hin. Ich stehe dem Tod genauso nahe wie in der Bombennacht. –

Voces populi. In Klotzsche. Eine junge Lübeckerin: «Sie wol-len uns durch den Terror zur Kapitulation zwingen. (Mit ehrlicher Erbitterung:) Sie sollen sich getäuscht haben!» Ein paar tratschen-de Weiber, popularissime, die in Dresden waren und etwas aus dem Keller gerettet haben. «Mutschmann war da.» – »Hätten Sie ihm doch gleich einen Stein in die Fresse gehauen!» Bei Tisch, eine Grauhaarige: Man könne den Heeresbericht nicht verstehen, weil die Junge gegenüber so laut rede. Die Junge: «Ich lasse mir den Mund nicht verbieten. Ich habe genug Führerreden gehört!» Ein andermal eine Matrone: «Unser guter Führer, der sooo den Frieden gewollt habe – aber die Feinde, und jetzt die Verräter unter uns, die an allem schuld sind, nur die Verräter sind schuld!» –

Genau so unübersichtlich und zwiespältig wie die *Vox populi* ist die Lage. Der Fliegerhorst Klotzsche machte in jeder Beziehung auf mich den Eindruck der ungemeinsten Solidität. Ich dachte wiederholt, sie sind unbesieglich. Einmal der militärische. Die gediegene, schlicht-elegante künstlerische Anlage einer ganzen Militärstadt. [...] Wo ist hier Menschenmangel oder Material-

mangel oder Stimmungsmangel oder Lässigkeit oder Renitenz? Wo spürt man fünfeinhalb Jahre Krieg und nahen Niederbruch? Aber viel imposanter noch als das militärische Element war das andere. In Massen strömten die Dresdener Obdachlosen hier heran, tausend soll man hierhin gebracht haben, und die plötzliche Anspannung wurde glatt ausgehalten. [...] «Es spurte», so wenige Kilometer vom Chaos fing sich die stürzende Organisation wieder. Danach muss Deutschland wirklich Meter für Meter vernichtet werden, ehe es ganz verloren ist. Danach kann es noch lange Widerstand leisten. – Aber dann gingen wir in die Stadt Klotzsche. Dreifaches Leben der Landstrasse in ununterbrochenem Strömen. Einmal Militärtransporte, allerhand Train. Russengälchen und russische Soldaten, oft mit asiatischen Gesichtern – deutsche Armee das zur Rettung Europas. Sodann von Dresden her Leute mit bepackten Handwagen, mit Resten, die sie unter Trümmern in Kellern gefunden. Ihnen entgegen Flüchtlingstrecks aus dem Osten. Lastwagen z.T. durch kunstvolle Strohdächer in Wohnwagen verwandelt, gelegentlich ein kleiner Wagen oder eine Kutsche an den ersten Wagen gebunden. Hier dachte ich wieder, es könne doch nicht mehr lange dauern.

20. Februar, Dienstag Vormittag

All die Gedanken über Volksstimmung und Lage führten in unserer Gruppe natürlich immer wieder zur Frage der persönlichen Sicherheit. Ich war der Einzige, der ängstlich war. Wir erfuhren dann am Sonnabend: 1) laufe am Sonntag ein neues Kapitulations-Ultimatum ab, 2) werde der Fliegerhorst am Sonntag von allen Zivilisten geräumt. Darauf nahm Eva mit grosser Unruhe und wilder Energie den Piskowitzplan in die Hand. Um dreiviertel sieben waren wir mit allen Papieren zurück im Fliegerhorst, um 19.10 Uhr sollte unser Zug vom Bahnhof Klotzsche abgehen, um 19.20 Uhr waren wir mit unserm Gepäck und trockenen Brotschnitten dort. «Zug wird ausgerufen – unbestimmt wann.» Gedränge von Militär und Zivilisten. Wir assen unser Brot. Um 20.30 Uhr etwa

kam der Zug. Fahrt im Dunkeln mit endlosen Aufhalten und unglaublichem Funkenflug der Maschine. Genau um Mitternacht in Kamenz. Das Bahnhofsgebäude überfüllt. Truppen und Flüchtlinge. Das Zimmer der NSV. Zwei Bettschragen übereinander wie im Unterstand, auf jedem sechs bis acht kleine Kinder, teils schlafend, teils schreiend. Am Kachelofen trockneten Windeln. Dazwischen lange Tische und Stühle. Helferinnen gaben einen schauerlichen Kräutertee und Marmeladenbrot aus. Kinderwagen. Ein Kind wurde ausgewickelt, sein entzündetes Hinterteilchen gelüftet. Kommen und Gehen, heisse dicke Luft, Überfüllung. Eva trank einen Schluck, ich ass ein Brot, dann gingen wir in die Schalterhalle, wo man atmen konnte. Deutsche Russensoldaten – der eine genauso rein mongolisch wie sein Kamerad vom Train auf der Landstrasse in Klotzsche, lagen am Boden ausgestreckt auf ihren Mänteln und Tornistern, zwei Nonnen mit grossen weissen Hauben sassen auf einer Bank. Eva schlief stundenlang auf der langen, blechbeschlagenen Fläche des Gepäckschalters, ich ging viel auf und ab und studierte die Anzeige eines Warenhauses Lahmann am Markt, das sein Geschirr in vorheriger Güte «nach dem Siege» zu liefern versprach. Gegen Morgen gingen wir in die etwas gelichteten und gelüfteten Innenräume. Ein junger, unter-setzter, stämmiger Mensch mit gutmütigem Negertyp, ein bisschen Dumas père, bat um Feuer, setzte sich zu uns, erzählte. Der Vater Teilhaber eines grossen Zirkus, er selber Dompteur, gedienter Fallschirmer, aus dem Heer als leidend entlassen, jetzt zum Volkssturm gerufen. Er sprach sehr kritisch über die Lage, alles *könne* in wenigen Tagen, *müsse* bis zum Frühling zu Ende sein. Die Soldaten hätten es satt. Die Russen seien von Brauchitsch geführt. Alles im Kölner Dialekt, nicht alles verständlich. Manchmal hatte ich den Eindruck, er sei ein Spitzel, tat ihm aber doch wohl unrecht. Er sprach von der inneren Korruption, es gebe noch alle guten Dinge, man müsse bloss wissen, wo und kaufkräftig sein. Er bot Eva aus voller Zigarettenschachtel zu rauchen an und steckte mir eine Zigarre zu. Nachher verloren wir ihn aus den Augen.

—

Ich fragte in dem NSV-Zimmer an, ob es eine Fahrgelegenheit nach Piskowitz gebe. Am Sonntag kaum, hiess es; ich möge aber in der Panzergrenadier-Kaserne anfragen, auch könnte ich jedes Militärauto auf der Landstrasse anhalten.

Nach sieben Uhr begannen wir den Gepäckmarsch. Vieles vom Weg war mir von unsern Fahrten her in Erinnerung. In der Kaserne war man ungemein höflich zu uns, hatte aber keinen Transport nach Piskowitz, auch mit dem Anhalten der Wagen glückte es nicht. (Sooft ich mit NSV oder Wehrmacht oder sonst etwas Staatlichem oder Parteilichem zu tun hatte, gab es mir einen kleinen Memento-Ruck. Seit der Frage des Bürgermeisters hier ist der Ruck nicht mehr klein, und eigentlich sehe ich den Tod ständig vor Augen, obwohl Evas Sondierung heute Morgen auf Harmlosigkeit des Mannes schliessen lässt.) Wir mussten langsam, langsam die ganzen 8 km wandern. Ebene Äcker wechseln mit Waldstücken, die wie mit dem Lineal und Winkelmass gezogen sind und aus dichtgestellten, gleichförmigen und unromantischen hageren Kiefern bestehen. In Grossbaselitz war der Gasthof offen, aber von einer Schippertruppe belegt. Wir gingen in die Küche, erzählten unser Unglück, wurden sofort gut aufgenommen, bekamen am Küchentisch Kaffee und Buttersemmel, wofür Marken und Geld verweigert wurden, und mussten berichten. Ein alter Mann, sehr rüstig, mit gutgeschnittenem und rasiertem Gesicht, Wirt oder Vater des Wirtes, setzte sich zum eigenen Frühstück an den Tisch und sprach laut und unverblümt über das unsägliche Elend, an dem *er* schuld sei, *er* allein, und das er, der Wirt, längst habe kommen sehen. Nun sei das Ende da. Wir nahmen diese Bewirtung als gutes Vorzeichen. –

Bis hierher hatten wir zur Rechten schöne Berglinien gehabt, im Anfang auf und zwischen den Hügeln das längliche, in sich geschlossene Stadtbild von Kamenz. Jetzt war nur noch Ebene, nach einiger Zeit Wald und dann, hinter dem Wald mit wenigen Häusern auftauchend, Piskowitz. Ein grosses Dorf, ein unregelmässiger Haufen von Fachwerkhäusern, ein grosses Gutsgebäude,

steinern gelb-brauner Bau, eigentlich *Bauten*, die in kapriziösem Winkel aneinandergesetzt sind, ein grosser Gutshof davor mit stattlich fester, gelber Mauer. Ein Flügel des Gebäudes gehört jetzt der Wehrmacht als Lazarett. Dicht bei dem Gut eine lange Reihe knallgrüner Baracken, Lager der Arbeitsmädchen, das morgen geräumt und von Truppen bezogen wird. Hauptcharakteristikum des Ortes: die grosse Anzahl von Marien- oder Heilandbildern an Häusern, an Felsen überall. Ein Christus mit steinerner Säule an der kleinen Brücke. Wir fanden «unser Haus» mühelos jenseits des Baches.

Nachmittag

Zerschlagen, aber eigentlich mehr vom plötzlich hereingebrochenen Schnupfen und von Müdigkeit als von Todesangst, die nur als allgemeiner dumpfer Druck bald stärker, bald schwächer lastet. Ein wenig hält mich wohl auch das abenteuerlich Romantische der Situation aufrecht. Eva war heute früh bei Krahl, zeigte ihm ihren noch gefundenen Pass und ihre Kleiderkarte, ob mit der etwas anzufangen sei, plauderte mit ihm, fand ihn harmlos, glaubt nicht, dass er uns verdächtigt.

Wir kamen am Sonntag etwa am späten Mittag an. Ein kleines Mädchen, die achtjährige Marka (Maria) vor der Tür: Die Mutter sei krank. In der uns vertrauten Stube lag Agnes auf dem Sofa aufgebettet, sehr wenig verändert mit dem alten hochroten Gesicht. Entsetzen und Freude und wieder Entsetzen – sie habe uns seit Jahren, seit Michel das Haus in Dölzchen von uns verlassen und «mit grosser Fahne» vorgefunden, für verschollen gehalten. Dann mit der klagenden Stimme, die sie immer an sich gehabt: Jetzt habe es sie geworfen – aber es war nur eine Grippe im Abklingen, und am nächsten Tag raffte sie sich wieder – nach allzu vielem Unglück: Ihr jüngstes Kind, ein Dreijähriges, sei im Dezember 43, ihr Mann, nur sechszwanzig Jahre alt, im September 44 an Grippe und Lungenentzündung gestorben – keine Ärzte, keine Medikamente, kein genügender Aufenthalt im Krankenhaus! –, ihr tüchtiger Pflegesohn (der uneheliche des Mannes) befinde sich mit achtzehn Jahren in amerikanischer Gefangenschaft,

Jurij, der Dreizehnjährige, sei fahrig und arbeitsunwillig, Marka, die gute, noch zu klein. Nur die Schwägerin half ihr. Und dann die Flüchtlinge, und dann die Soldaten, und dann der drohende Hunger und die drohende Evakuierung. Aber dass sie uns aufnahm, war ihr eine Selbstverständlichkeit; sie sagte, es sei ihr viel Leid und *eine* Freude prophezeit worden, und das Leid sei eingetroffen, und jetzt seien wir die Freude. Unsere Situation oder Konstellation verstand sie sofort. Mit gleicher Selbstverständlichkeit und Herzlichkeit begrüßten uns ihre Angehörigen, die sofort über uns im Bilde waren (ob auch über den Stern, weiss ich nicht, denn untereinander spricht man wendisch). Agnes' Vater, der alte Zschornak, der sie uns vor reichlichen zwanzig Jahren nach Dresden gebracht, kam zu gelegentlicher Hilfe aus dem Nachbardorf und begrüßte uns als alte Bekannte, ein riesiger, kaum gebeugter Sechundsiebzehnjähriger, der sich mit Aushilfsarbeiten reichlich Geld und Essen verdient. Die Schwägerin Rothe ist stundenlang in der Wirtschaft tätig, ihr Mann, Arbeiter im Sägewerk irgendwo, sitzt abends hier und politisiert. Leidenschaftlich antinazistisch, katholisch, tschecho- und slawophil. Er hört mit Selbstverständlichkeit Beromünster – das dürfe er, das sei «neutral» – «es kostet den Kopf, Herr Rothe!» –, das Land hier gehöre bis nach Rügen den Sorben, er werde vor den Russen nicht fliehen, er und Agnes glaubten die Hetze und Greuelmärchen nicht, der Krieg müsse in kürzester Zeit zu Ende sein, Herr Hitler habe den «General Hunger» vergessen ... In sein Politisieren herein traten am Sonntag Abend gebückt zwei grosse Soldaten und forderten im bayrischen Dialekt Quartier für sich und vier Pferde. Seitdem hat die Einquartierung nicht aufgehört, die Soldaten sind aber von nettester Zuntunlichkeit; uns beiden schenkten sie Zigarren und Zigarettenpapier. Wieweit sie zu Train, Artillerie oder Infanterie gehören, ist nicht eindeutig festzustellen – all das scheint es im Ort zu geben. – Flüchtlinge, Soldaten, Bau an Panzersperren, Schützengraben, pferdebespannte Trainwagen mit Zementsäcken und anderm Gerät signieren die ganze Gegend.

[...]

21. Februar, Mittwoch Vormittag

Das Scholzesche Anwesen – Namen Scholze, Rothe sic! – ist vielleicht das winzigste im Ort. Im Fachwerkhäuschen zwei Stuben. Unten die uns vertraute niedrige Wohnstube mit dem vielen katholischen Schmuck, oben eine Schlafstube mit zwei Betten für das Ehepaar und einem Kinderbett. Oben wie unten eine allerwinzigste Küche ausgespart mit Herd, Kessel, Wasserleitung (ohne Ausguss). Hinter dem Haus der Stall und der unmögliche Abort, hinter dem Stall die Scheune. In der Küche wäscht sich alles – wir auch – aus *einer* Waschschüssel (aber der Herd hat immer warmes Wasser); den Abort benutzen ist bei seiner Enge ein qualvolles Kunststück, es herrscht Papiemot, da keine Zeitung aus Dresden kommt. In der Wohnstube schläft Agnes auf dem Sofa, der Junge auf dem Boden. Oben schliefen die erste Nacht Eva und ich in einem Bett, Marka in dem andern. Danach sollten wir die Kammer nebenan bekommen, in der im Augenblick Getreide liegt. Aber da man immerfort mit Evakuierung rechnet, räumt Agnes nichts um: Jetzt liegt Marka oben im Kinderbett, und wir teilen uns in die Ehebetten. Da man das Zimmer nicht verdunkeln und beleuchten kann und das Ankleiden im Stockfinstern schwierig ist, schlafe ich, in Hosen. Unten ist die Kammer von der Einquartierung belegt – Bayern, gute zutunliche Leute, sie haben Eva Zigarettenpapier geschenkt und mir Zigarren. In der Wohnstube, in der ich stundenlang meine Notizen mache – qualvoll die Tinte, das Papier, die Feder aus dem Kolonialladen! –, spielt sich alles ab: Jurij wickelt die Fusslappen, Marka wird angezogen, Agnes frisiert sich, ich selber habe mich gestern hier rasiert, vom dicken Wochenbart befreit, mit dem Rasierzeug, das ich von feu Michel überkommen habe (auch einen schönen Hut habe ich von ihm geerbt). Auf dem Holztisch, der nie gedeckt, aber häufig nass abgewischt wird, vollzieht sich *jede* Arbeit, Spielen und Schularbeit, Stopfen, Essen. Waschen tut man sich wenig, baden gar nicht. Alles Zivilisatorische oder Städtische, alles in der Stadt Selbstverständliche fehlt, wahrscheinlich schon in normalen Zeiten und gar erst jetzt. (Aber eine Wasserleitung und elektrisches Licht gibt es.)

Dem allen gegenüber steht aber paradiesisch die Ernährung. Es ist nicht so, als behandelte uns Agnes als Gäste und bereite Extrawürste, sondern wir bekommen genau das, was sie und ihre Kinder essen. Nur ging es uns beiden wohl in Dresden besonders schlecht, wir empfanden ja schon die Kost in Klotzsche als eine Herausfütterung. Hier aber nährt man sich wahrhaftig von Rahm und Butter und erhält an einem Tag mehr Kalorien, als es in Dresden wöchentlich gab. Wir bekommen morgens und nachmittags in beliebiger Menge das schöne Landbrot mit Butter und Quark oder Honig. Wir bekommen zu Mittag eine kräftige Suppe, fast immer Fleisch, abends auch. Man hat Karnickel und schlachtet sie, man hat Milch in Menge (von zwei Kühen), liefert nicht alles ab, was man abliefern soll, und buttert ein bisschen schwarz. Gestern Nachmittag bekamen wir Eierkuchen zum Kaffee. Eva ass zweieinhalb und ein Brot mit Fleisch hinterher, ich ass dreieinhalb. (Zum Vergleich: Bei «Maxe» gab es in besseren Zeiten einen Eierkuchen gegen 100 Gramm Weissbrot- und 10 Gramm Fettmarken; seit Monaten fehlten die Eier, und so gab es für die genannten Marken einen Kartoffelpuffer. Der und ein halber fettloser «Stamm» waren Evas Vorzugsmittagsbrot.)

Der Nachbar schlachtete gestern ein Schwein, davon bekamen wir mittags fettes Wellfleisch und abends fette Wurstbrühe. Lange Jahre hindurch habe ich kein Mittagessen mehr vertragen; jetzt bin ich so ausgehungert, dass ich jede Mahlzeit in grossen Quanten mit vollem Appetit verdrücke, das Frühstück um acht, das Mittag um zwölf, den Kaffee um fünf und das Abendbrot um acht. In der ungeheuren Notlage ist nun doch – wogegen ich mich früher gewehrt habe – der Bauer der wichtigste und der glücklichste Mann. Sattessen ist das allererste, selbst Wohnen kommt hinterher.

Agnes besitzt ausser einem bisschen Acker und Wald zwei Kühe, eine Ziege, ein Schwein, Kaninchen, Tauben, etliche Gänse und Hühner, an 30 Bienenvölker. Die Überwachung des Abliefers soll erbittert streng sein, trotzdem wird manches auf die Seite gebracht. Der Milcheimer morgens dürfte für einen unserer übli-

chen Stadtläden genügen. Und hier kennt man keine Magermilch. Wir trafen Agnes heute Morgen mit einer grossen braunen Steinkruke; darin butterte sie heimlich und mit stillen Schaukelbewegungen.

Der Ofensetzer hat gestern den Herdkessel in der Miniaturküche verschmiert, weil auch «unser» Schwein (zwischen zwei und drei Zentner) geschlachtet werden soll.

Schulunterricht der Kinder. Gestern ging Marka nach Grossbaselitz, für eine Stunde, übertäglich im Gasthaus. Heute Jurij ebenso nach Kleinbaselitz; er lehnte aber diese Bezeichnung ab; es heisst Deutsch- und Wendisch-Baselitz. Man lässt sich das Wendische nicht nehmen. Jurij kam ununterrichtet zurück. Im Gasthof kampierten Treckleute; es stincke zu sehr, hatte der Lehrer gesagt. Gestern Abend half Eva der Marka auf der Schiefertafel rechnen. $5 + 2$, $3 + 4$... Unbegreiflich, wie schwer es der Kleinen wurde, an den Fingern abzuzählen. Sie haben neu «Deutschen Schulatlas von Philipp Bouhler» (faksimilierte Unterschrift) unter dem 1. September 1942 herausgegeben. Furchtbarste Hybris. Aus dem Inhalt: Grossdeutschland im mitteleuropäischen Raum, Grossdeutschland als Lebensraum, die Gaueinteilung der NSDAP, Deutsche Kolonien, Nürnberg, Stadt der Reichsparteitage, München, Hauptstadt der Bewegung ... Ein «Deutsches Zahlen- und Rechenbuch» stellt seine Aufgaben aus dem Winterhilfswerk 1938/39, dem Versailler Diktat, der Abschaffung der Arbeitslosigkeit durch Adolf Hitler, etc.

Bisweilen kommt ein Soldat ins Zimmer: «Frau, kann ich a weng Mehl haben?» Dann gibt es eine kleine Plauderei. Die Leute sind resigniert – das sei kein Krieg mehr, nur noch ein Schlachten, die Russen seien in ihrer Übermacht nicht aufzuhalten usw. usw. –, aber sie sind eben *nur* resigniert und müde – einer von ihnen ist seit siebeneinhalb Jahren Soldat – und keineswegs defätistisch oder gar rebellisch. Sie lassen sich fraglos weiterschlagen, sie leisten fraglos weiteren Widerstand. –

Jurij brachte von seinem vergeblichen Schulweg gefundene Patronen mit, u.a. einen ganzen Rahmen. Wir sagten, die Russen erschössen sämtliche Hausbewohner, wenn sie die Patronen hier

fänden. Daraufhin nahm die Mutter sie ihm weg, was ihn grausam beleidigte.

Gegen Abend

Den grösseren Teil des Tages hat es geregnet. Dadurch machte der ständige Vorbeizug der Flüchtlingstrecks besonders jämmerlichen Eindruck. Vor den Leiterwagen Pferde- und Ochsengepanne, auch Pferd und Ochse zusammen, hinten angebundene Pferde und Pferdchen. Wie aus früheren Jahrhunderten. Und das im Verein mit den Greueln der Flugwaffe. Am Nachmittag gingen wir ein Stück spazieren. Aufgeweichte Landstrasse und Waldrand. Wieder Trecks. Im Ort baut man eine zweite Sperre: Verengungen (nicht Schliessung!) der Strasse durch Steinwälle und davor gestellte Baumstämme. In den Höfen Militär mit wohlgehaltenen Reitpferden – seltsame Infanterie! Am Waldrand und auch sonst auf den Strassen Stanniolstreifen, wie sie die Flieger zur Ablenkung der Suchgeräte abwerfen. (NB. Jurij zeigte mir abgeworfene Flugblätter.)

Zu Haus trafen wir eine Händlerin aus Dresden, die am Wilden Mann unausgebombt die Schreckensnacht miterlebt und die am Montag Dresden verlassen hat. Ihre Verwandten Kuske (unsere Lieferanten in der Holbeinstrasse), Mutter und Tochter, seien tot. Es herrsche ein greulicher Leichengeruch, man nehme amtlich 200'000 Tote an, Wasser gebe es schwach laufend, Gas nicht, Zeitungen gibt es nicht, dafür ein Merkblatt des «Freiheitskampfes», das «alles» mit Erschiessen bedroht, durch den Schutt hat man schmale Gassen gezogen, man sieht Zettel: Ich bin gerettet ... Ich suche den und den ... – «Haben Sie vielleicht etwas von einem Dr. Lang gehört, einem jüdischen Arzt – bis kurz vor dem Krieg hatte er seine Praxis, später sah ich ihn mal beim Goehle-Werk...? – «Ich kenne ihn nicht, aber wenn er Jude war, hat man ihn bestimmt längst nach Polen gebracht, die sind alle fortgebracht worden ...» Die Frau entrüstete sich, sie beschimpfte die mörderische Regierung masslos, aber immer mit Angstaussbrüchen dazwischen und mit Beschwörungen, sie nicht zu verraten. Sie schenkte mir eine Rasierklinge – ein Apparat hatte sich als Soldatennachlass gefunden – und ein Kämmchen. Sie hatte, und das machte sie uns

sympathisch, eine Katze in Dresden aufgelesen und nach Piskowitz gebracht. Die Soldaten rufen die Kinder zum Mitessen, es gibt Fleisch. Es gibt sie in jeder Armee: brave Leute und Mörder.
– [...]

22. *Februar, Donnerstag Morgen*

Gestern Abend brachte der junge Rothe, ein frischer Junge von etwa siebzehn Jahren, einige Nummern vom «Kamenzer Tageblatt». Trostlos für uns die Heeresberichte: Weder im Westen noch im Osten kommt der Gegner vorwärts, fraglos ist jedenfalls, dass von einer Panik deutscherseits keine Rede ist. *So* kann es noch monatelang weitergehen. Wiederum: Unter dem 16.2. sind Standgerichte eingesetzt worden. Auf jede Schwächung des Widerstandes steht der Tod. Ich kombiniere das mit den Desertionen in den letzten Dresdener Tagen. Wie lange kann man mit Gewalt allein ein verzweifelndes Volk im Widerstand festhalten? –

Schamlos die kurzen Notizen über Dresden. Immer nur die unersetzlichen Kunstdenkmäler, kein Wort über die 200'000 Toten.
[...]

26. *Februar, Montag nach Tisch*

Die ganze Nacht durch und den ganzen Tag heftigster Sturm, meist Regenschauer. Ich lag gegen Morgen lange wach mit drückenden Gedanken. Mit jedem Tag wird die Gefahr für mich grösser, morgen sind vierzehn Tage seit der Katastrophe verflissen, überall arbeitet die Organisation, und ein Kriegsende ist weder im Osten noch im Westen noch im Innern abzusehen. Hitler soll wieder gesprochen und eine Kriegs Wendung für dieses Jahr angekündigt haben. Wie lange kann ich hier unangefochten bleiben? – Im Hause wurde es früh lebendig, weil die Soldaten abzogen. Reste einer vernichteten Division, die irgendwo neu aufgestellt werden soll. Ich fragte unsern Mann, ob er den letzten Heeresbericht kenne. Antwort: Ja, Breslau halte sich den zehnten Tag seit der völligen Einschliessung, von unserem Abschnitt (Görlitz) sei nicht die Rede. –...]

27. Februar, Dienstag Vormittag

Immer noch Regen- und Sturmdröhnendes, immerhin ein wenig gebessert – aber bei aufgeweichten Strassen durchaus kein Offensivwetter. – Eva macht allerhand Eventual-Fluchtpläne, wir haben eben auch eine Zeile an Annemarie geschrieben. Agnes wirft den Brief in den Postkasten zu Grossbaselitz: Aber es droht doch von Stunde zu Stunde die grauenhafte Gefahr, dass jemand hier eintritt: «Sie sind ... Sie haben mit mir zu gehen.» Weiss ich, nach wem von Dresden aus gefahndet wird? Vielleicht kümmert sich keine Seele um mich, vielleicht kann ich viele Wochen hier ruhig leben, vielleicht avant que l'hémistiche. Buchstäblich bei Tag und Nacht quält das. [...]

Nachmittag

Morgen soll oder sollte das Schwein geschlachtet werden; grosse Affäre, Agnes Zutaten halber bis Kamenz, die Kinder schwelgen, Jurij möchte selber schlachten, Marka: «Ich habe dem Schwein gesagt, morgen wirst du geschlachtet!» Dann kam Agnes verzweifelt heim, der so mühsam für morgen erlangte Schlächter ist plötzlich zum Militär eingezogen worden! Jetzt läuft sie von Pontius zu Pilatus, einen Ersatzmann zu finden. –

Ich komme mir vor wie das Schwein. Galgenfrist, mehr nicht, und die Rettung am 13. wird umsonst gewesen sein. Die Russen scheinen überall zurückgedrängt, in der Zeitung soll stehen, dass Ostsachsen ausser Gefahr sei. Auch fordern die Zeitungen alle Dresdener, deren Wohnung erhalten sei, zur Rückkehr auf, dort also stellt sich die Ordnung wieder her. Ich sehe mich verloren. Ein Ausweg ist uns bisher nicht eingefallen. –

Kleiner Landstrassengang. Am Wegstein trafen wir eine mehrköpfige Familie, kleinbürgerlich anständige Leute mit kleinem gepacktem Handwagen. Sie fragten uns, ob in Piskowitz Unterkommen sei. Sie seien seit acht Tagen zu Fuss unterwegs. Als Kölner Ausgebombte waren sie nach Muskau gekommen, das sie nun als Flüchtlinge verlassen hatten. Die Russen seien bei Guben 60 km (!) zurückgeworfen, aber wie lange werde das vorhalten? «Man ist am Verzweifeln», sagte der Älteste, wohl der Opa,

sechsendsechzig Jahre alt. Ich tröstete ihn und dachte, *er* brauche nicht zu verzweifeln. Aber *ich*. Ich sah die Hunde der Gestapo, den tückischen Müller, den brutalen Petri, den hochmütigen Fleischklotz Köhler körperhaft vor mir und wünschte mir Veronal. Nur nicht in deren Hände!

Über Mittag Alarm von Kamenz her.

28. *Februar, Mittwoch Vormittag*

[...]

Eva war früh beim Bürgermeister. Harmlos und überhäuft wie bisher, und in Dresden scheint noch ziemliches Chaos zu herrschen. Aber er las Eva aus der «Kamenzer Zeitung» neue Bestimmungen vor, und eben bringt Agnes das Blatt mit Anordnungen Mutschmanns: Die Schnur zieht sich immer enger um meinen Hals, es ist kein Ausweg zu finden. Und der Krieg geht geradezu erfolgreich für Deutschland weiter: Überall behauptet es sich, ja gewinnt Boden zurück. Ich war nach dem Frühstück im Kolonialladen, bekam etwas Tinte – aber sie ist nicht wesentlich besser als die bisher benutzte – und etwas Klo-Papier. Eine Frau, stark ostpreußisch sprechend, klagte: Sie sei aus Tilsit, sie sei hier für einige Zeit zur Ruhe gekommen, jetzt würden die Flüchtlinge heute Mittag von hier fortgeschafft, alle Evakuierten *müssten* fort, wahrscheinlich gehe es nach Bayern. Eine junge Person sagte: Sie sei aus Görlitz, lebe hier bei ihrer Tante und hoffe nach Görlitz zurückzukönnen, denn man würde ja wohl die Russen zurückdrängen. – All das verschlechtert *unsere* Lage hier, denn wir müssen in der Vereinzelung immer mehr auffallen, wir müssen in kürzester Zeit an Dresden zurückgewiesen werden. [...]

Nach Tisch, vierzehn Uhr

Evas Unerschütterlichkeit richtet mich immer wieder auf. Ihr an Scherner appellierender Plan scheint mir bis zur Unmöglichkeit phantastisch; aber der Weg dorthin würde sowieso über Pirna führen, und an Pirna knüpfte ich so etwas wie eine allerletzte Hoffnung. –

[...]

7. März, Donnerstag Vormittag

Mildester Vorfrühling. Früh lange wach gelegen mit einem Fünkchen Hoffnung von gestern her. Benko Rothe, der Siebzehnjährige, war bei uns gewesen, ob wir drüben um neunzehn Uhr hören wollten. Eine Rede von Goebbels war angekündigt, und wir sagten, die locke uns nicht. Darauf er: «Nein, *der andere* spricht.» Wir gingen also um sieben Uhr hin, d.h. Eva führte mich, z.T. buchstäblich an der Hand durch tiefe Finsternis. Ich hatte, wie in den letzten Tagen meistens – der Schnupfen, die dumpfe Aufregung? – schwere Herzbeschwerden. Wir fanden diesmal Rothes allein, inklusive der Maria Scholze; später kam noch ein einzelnes Mädchen. Über den rauschenden Singsang von Störungen hinweg, getrennt durch einzelne Wort- und Melodiefetzen aus verschiedenen Ländern, kam deutlich die Rede eines Soldatensenders, die das Parteiprogramm mit den tatsächlichen Zuständen und Leistungen verglich, dann wieder die Anklagerede eines Gefangenen aus England, Ende zu machen mit dem sinnlosen Krieg und dem verbrecherischen Regime, das «Millionen Juden, Polen usw.» gemordet habe ... Ich hatte bei diesen Reden wie neulich schon (und wie bei allen Berichten, die ich so oft davon via Winde gehört habe) das Gefühl der absoluten Nutzlosigkeit. Millionen hören sie seit vielen Monaten und rühren nicht den Finger. «Ihr seid zu feige, um aufzuhören!» hiess es in einer dieser Ansprachen. Dann kamen, bald im Störungslärm verhallend: Frontnachrichten. «Marschall Stalin» meldete die Einnahme von Neu-Stettin und Prenzlau in Pommern; die Engländer wollten in der «Kölner Ebene» «in den letzten 24 Stunden 16 km vorgedrungen» sein, Berlin hatte wieder schwere Bombenangriffe gehabt. Und dann war doch plötzlich Goebbels' Rede da, im krassesten Gegensatz zu den Anklagen vorhin, und gerade aus ihr schöpfte ich Hoffnung. Goebbels sprach anders als sonst. Er verzichtete zumeist auf die rhetorische Klanggliederung und liess stattdessen mit starker, gleichmässiger Betonung sehr langsam die einzelnen Worte tropfen, wie Hammerschläge mit Pausen zwischen Schlag und Schlag. Und der Inhalt war völlige Verzweiflung. Sportsprache auch jetzt

noch: Wir sind wie der Marathonläufer. 35 km liegen hinter ihm, 7 noch vor ihm. Er ist ganz schweissbedeckt, er hat heftige Stiche, die Sonne brennt, seine Kraft versagt, immer wieder ist die Versuchung da aufzugeben. Nur der äusserste Wille hält ihn aufrecht, treibt ihn weiter, vielleicht wird er besinnungslos am Ziel zusammenbrechen, aber er muss es erreichen!... Wie oft haben Sterbende durch ihren blossen Lebenswillen den Tod bezwungen!... Wir sind aufs Äusserste belastet, die Terrorangriffe sind kaum mehr erträglich – aber wir müssen durchhalten. Nur ganz wenige minderwertige Subjekte denken anders. Wir werden jedem, der uns sabotiert, «mit kalter Ruhe den Strick um den Hals legen». Und nun die alte Leier, die Geschichte verliere ihren Sinn, wenn wir nicht Sieger über die Horden «aus Innerasien» blieben. Dann als sachlicher Trost: Die Gegner seien «genauso müde wie wir». Und als Ausblick: Wir müssten uns «einschränken und improvisieren» und baldmöglich die deutschen Gebiete «zurückerobern». – Alles in allem: Diese Marathonläufer-Rede war total verzweifelt, und im Zusammenhang mit dem englischen Bericht, dass der Vormarsch auf Köln sich beschleunigt habe, liess sich schliesslich ein Fünkchen Hoffnung fassen, dass vielleicht doch die nächsten Tage schon eine Änderung bringen könnten.

Übrigens stand die Rede auch in starkem Kontrast zu einem Pronunciamento, das Hitler vor wenigen Tagen verlesen liess – ich sah es gestern in der «Kamenzer Zeitung» –, und worin er «in diesem Jahre» die Kriegswende herbeiführen und die «jüdisch-bolschewistische Pest» und ihre englisch-amerikanischen «Zuhälter» schlagen will. An «fanatisch» und «Fanatismus» fehlt es weder bei Hitler noch bei Goebbels, und Goebbels lässt nach altem Mythos von der Hunnenschlacht die Toten in den Lüften weiterkämpfen und will selber lieber sterben als die Niederlage erleben. – «Soll er doch!» rief Maria Scholze, die überhaupt die Rede immer wieder mit leidenschaftlichen Zwischenrufen unterbrach.

[...]

*Falkenstein im Vogtland
In Scherners Apotheke*

7. März, Mittwoch Vormittag

Überblick Sonntag, 4.3.: Piskowitz ab 14 Uhr. Pirna an 23 Uhr. Bei Annemarie und Dressel. Nacht.

Montag, 5.3.: 10-12 Uhr im Bombenkeilerder Klinik. 14 Uhr Fahrtbeginn nach Falkenstein. Nachts im Zuge angegriffen.

Dienstag, 6.3.: Morgens Frühstück Zwotental. 11-13 Uhr Güterzug Falkenstein. In Scherners Apotheke.

Seit wir hier angekommen, dürften meine Chancen des Überlebens einigermaßen auf 50 Prozent gestiegen sein. Meinen Manuskripten in Pirna aber, die keinerlei Kopie mehr haben und alle Arbeit und alle Tagebücher umfassen, gebe ich höchstens 10 Prozent Chance.

Nun der Reihe nach:

Ich war am Sonntag in Piskowitz eben mit meinen Notizen fertig geworden, da stand der Bürgermeister im Zimmer und sagte ohne Umschweife, ja also um zwei Uhr müssten wir fort; auf unsere Einwendung und Bitte, wir seien «privat» untergekommen: Es sei strikter Befehl, es tue ihm leid, aber... Wenn wir sonst irgendwo Freunde hätten, brauchten wir uns nicht dem Sammeltransport in die Bayreuther Gegend anschliessen. Eva sagte, diese Sammeltransporte seien besserer Mord, die Bomber vernichteten sie auf Bahnhöfen und in Gemeinschaftsunterkünften (so in Berlin, so in Dresden in der Technischen Hochschule und auf dem Hauptbahnhof). Krahl stimmte zu. Eva liess sich dann von ihm noch Lebensmittelkarten geben, er verhielt sich freundlich, wollte uns Bezugsschein auf eine Hose nachschicken lassen, sobald wir eine neue Adresse angäben. Agnes war buchstäblich aufgelöst. Einmal und hauptsächlich aus wirklicher Liebe für uns und Sorge um uns, dann auch aus Sorge vor anderer (militärischer) Einquar-

tierung. [...] Um zwei Uhr, bei scheusslichem Schneefall, brachte uns Agnes mit Marka – Jurij war irgendwie abwesend – zu einem Nachbarhaus. Dort wartete schon eine Flüchtlingsfrau. Es kam dann ein offener, kleiner, bereits halbvoller Leiterwagen, ein schon ganz voller fuhr voran. Auf unserem Wagen drängten wir uns zwischen Koffern, Bündeln und vor allem, die allzu breite Mittelachse bildend, drei Kinderwagen: acht Erwachsene (den Kutscher inbegriffen) und vier Kinder; in den Kinderwagen lagen noch stark zugedeckt drei Säuglinge. Die Weiber – Männer gab es bei uns keine – waren aufgeregt, hastig und grob; es wäre nicht schön gewesen, in ihrer Gesellschaft zu bleiben. Mit dem voranfahrenden Wagen zusammen bildeten wir durchaus solchen Treck, wie wir ihn oft gesehen hatten. Jetzt waren wir selber also auch Ausgebombte und evakuierte Flüchtlinge. Die Fahrt ging schrittweise, dauerte länger als unser Fussmarsch Kamenz-Piskowitz. [...] Auf dem Bahnhof das uns schon bekannte Gedränge. Es war etwa sechzehn Uhr. Eva nahm Billette nach Pirna, und bald darauf fuhren wir ab, im Schnecken tempo und mit immer neuen Aufhalten. [...] Endlich gegen elf Uhr abends Pirna. Wir trabten durch die dunkle, nasse Strasse. Eva wusste den Weg. Wir mussten am verschlossenen Haus lange klopfen und die Klingel suchen. Dann kamen gleichzeitig Dr. Dressel und Annemarie herunter, beide kaum verändert, beide nicht übermässig überrascht – ich hatte ja neulich aus Piskowitz eine Bleistiftzeile an Annemarie gesandt. [...] Ich erzählte meine Geschichte und meine Gefahr (in der Vereinfachung, dass ich selber schon zu dem für Freitag, 16.2., angesetzten Vergasungstransport gehört hätte), dass ich vogelfrei sei und Unterschlupf haben müsste. [...] Dressel gab uns für die Nacht das Ehebett in seiner Wohnung und kampierte nebenan auf dem Sofa, er schenkte mir ein Paar (passende) Schuhe und eine Hose («Ich kann all das Zeug doch nicht retten!»), er gab Eva Rauchzeug. Annemarie machte uns am nächsten Morgen Frühstück – hier begann das Hungern –, sie übernahm meine Papiere («ohne Garantie natürlich!»), sie gab mir 250 M. Sie kam

uns später noch auf den Bahnhof nachgestürzt, weil sie glaubte, wir hätten ein paar Schlüssel bei ihr vergessen; wir hatten sie aber mit Absicht liegenlassen, weil ja das dazugehörige Haus nicht mehr steht! [...] Während ich mich rasierte, ging Eva zum Bahnhof. 75 km konnte man ohne Bescheinigung der Kreisleitung fahren. Wir wollten die Partei vorläufig *nicht* in Anspruch nehmen und sehen, wie weit wir ohne sie in Richtung Scherner vordrängen. Eva kam zurück: Alles scheinere vereinfacht, auf unser in Klotzsche ausgestelltes Papier hatte sie senz'altro Billette bis Falkenstein im Vogtland erhalten. [...] Der Erfolg des Billettkaufs stärkte mich ein wenig; sollte es mit Scherners nicht klappen – vielleicht war er längst tot, apoplektisch genug war er schon in den dreissiger Jahren gewesen, und die ganze Kriegszeit über hatte auch Annemarie nichts von ihm gehört –, dann wollten wir weiter nach Bayern. Ziel Schweitenkirchen bei München, wo die Eltern der Frau Stühler, Burkhardts, wohnen. Sie kennen uns nicht, wir wissen nichts von ihnen, es ist weniger als der Strohhalm des Ertrinkenden, aber es ist doch eine Verlängerung der Fluchtlinie ... [...] Der Zug fuhr fast ohne Verspätung um 13.45 Uhr ab. [...] Wir fuhren ohne sonderliche Fliegerangst, die Amerikaner hatten ihr Tagespensum erledigt, die Engländer kamen erst nachts, und ihr übliches Ziel Dux und Brüx mussten wir vorher längst passiert haben. Aber der Zug fuhr langsamer, mit immer grösseren Aufenthalten, und als wir Dux erreichten, war es schon vollkommen finster. Zwischen Dux und Brüx sollten die Hydrierwerke liegen, die ganze Gegend bis Komotau sei Kohlenbezirk und Angriffen ausgesetzt. Kaum über Brüx hinaus, bekamen wir Alarm. Der Zug hielt, fuhr ein Stück zurück – in einen Waldstreifen, sagte Eva nachher –, hielt wieder. Man hörte Fliegergeräusch, man hörte relativ nahe Detonationen, vielleicht Flak, vielleicht Bomben. Plötzlich ringsum starke Helligkeit – Leuchtkugelhelle, wie ich sie von Flandern kenne. «Verflucht», sagte Eva, «Leuchtkugeln über uns!» und duckte sich zwischen die Bänke, auch ich bückte mich und machte den Mund auf. Das Herz klopfte stark, ich fühlte den Tod über uns. Zwei, drei nahe Einschläge. Jemand

sagte: Das sah aus wie drei Streifen brennendes Öl, und jetzt brennt etwas auf dem Boden, etwa dreissig Meter von uns entfernt. Die grosse Helle stand noch immer um uns. Aber das Brummen war fort, man hörte auch keinen Einschlag mehr. Dann wurde es wieder dunkel, und eine Weile später schlich der Zug weiter. [...] Um acht Uhr morgens waren wir dann in Zwotental, einem kleinen Nest in tief verschneitem Waldgebirge. Wir hatten dünne Schuhe und froren und hungerten. (Das tun wir seitdem andauernd.) Ein mürrischer Kapo sagte: Um sieben Uhr abends gehe ein Zug nach Falkenstein. [...] Gleich beim Aussteigen hatten wir gehört, dass um halb elf ein Güterzug durchkomme; aber sofort hatte uns auch der befragte Kapo kategorisch mitgeteilt, dass er uns auf keinen Fall mit diesem Zug fahrenlasse. [...] Als der Zug einfuhr, liefen wir ihm durch den tiefen Schnee nach zum Gepäckwagen. Der Kapo rief immer wieder, er lasse uns nicht mitfahren, wir seien alte Leute, Aussteigen ohne Bahnsteig sei gefährlich ... ich wollte schon aufgeben, aber Eva strebte weiter. Am Zug selber sang der Lokomotivführer das gleiche Lied. [...] Aber als ich alles schon für ganz aussichtslos hielt – wir hatten immerfort protestiert, wir könnten turnen, seien nicht steif, wären in der Schreckensnacht auch geklettert ... –, sagte der Zugführer plötzlich (und der Kapo widersprach nicht), nun seien wir einmal da und gäben doch keine Ruhe, also sollten wir hereinkommen. [...] Es ging langsam, aber doch schneller als im Personenzug durch den verschneiten Hochwald und über kahle Kuppen – Kipsdorf, Schellerhau variiert. Auf mehreren Stationen wurde geladen und rangiert. Einmal wurden vom Güterschuppen aus eine Menge Kartons, Knorr-Sternchen, durch Kette in den Waggon befördert, wie ich das von meiner Fabrikzeit her kannte. Ich wollte mich wie die Soldaten beteiligen, aber: «Wehrmacht darf, Zivilisten nicht – wenn Sie sich einen Bruch holen! ...» Zweimal mussten wir während des Rangierens aussteigen, in den tiefen Schnee hinunter (in unseren Halbschuhen!). Einmal hörten wir in weiter Feme kleinen Alarm. Aber wir kamen friedlich hinter der stampfenden Lokomotive her

um ein Uhr nach Falkenstein, hielten ziemlich im Freien, wurden von dem Beamten hereingeführt und landeten im Wartesaal bei einer Reissuppe. Eine einfache Frau am Tisch gab uns gleich Auskunft über Scherners Privatwohnung. Er sei ein so guter Mann, vor ein paar Jahren habe er zwar einen bösen Schlaganfall gehabt und in ein Sanatorium gemusst, aber jetzt gehe es wieder. Als wir dann der Stadt zu mit unserm Gepäck schlichen – Winterbild, Schnee und Glätte –, rief uns eine Frau an, ihr Handschlitten sei leer, ich möge aufladen. Das tat ich und zog mit. Auch sie sang sofort Scherners Lob: «Da werden Sie gut auf gehoben sein!»

8. März, Donnerstag Vormittag

Am Vorstehenden notierte ich gestern den ganzen Tag und heute früh. Mit einiger Selbstüberwindung und Pedanterie, denn es ist so wenig Hoffnung, dass ich überlebe, und noch viel weniger Hoffnung, dass meine Manuskripte in Pirna überleben. Die Vernichtung geht immerfort weiter, Tag und Nacht.

In Scherners Wohnung öffnete eine ältere Dame, sehr liebenswürdig und sofort im Bild, eine Schwester Trude Scherners. Wir liessen unser Gepäck im Korridor und gingen zur Apotheke. Freundlich behutsame Aufnahme durch weibliche Angestellte, bis drei Uhr müsse der Chef schlafen – es war halb drei. Wir sassen im Zwischenraum zwischen Privatkontor und Laden. Nach einer Weile steckte Muttchen den Kopf heraus, erkannte mich – erstaunteste Begrüssung. Hans Scherner erhob sich sehr mühsam vom Sofa. Ein übermässig dickes Wrack, schwerfällig in jeder Bewegung, immer einen dicken Stock in der Hand, meist – auf der Strasse immer – geleitet. Aber doch in vielem der alte. Ungemein herzlich, betulich, vital, innerlich ganz offenbar zufrieden. Dabei aber auch wieder nicht nur gleichmütig, sondern gleichgültig, stumpf, den Dingen keinen übermässigen Wert beimessend. Von sich selber: Ja, 1940 habe er einen Schlaganfall gehabt, aber dann Tölz und noch irgendeine Kur, und nun gehe es wieder, auch mit dem Arm, und vieles sei offenbar auch nur auf die Gicht und das

Rheuma zu schieben ... Büblein? – Der ist doch tot, schon vor fünf Jahren, perniziöse Anämie, vierundfünfzig geworden. Harms? Immer noch, als Achtziger, Leitartikler, sehr, sehr nazistisch – Gott, er muss doch sein Brot haben – und vielleicht glaubt er es auch. Scherner selbst trägt den Parteiknopf und im Privatkontor hängt das Hitlerbild, «und ihr müsst vorsichtig sein, meine kleine Helferin, ein gutes, reizendes Mädchen, aber sie ist doch so erzogen ...» usw. usw. Unsere eigene Geschichte wird mit Rührung und Abscheu, aber doch auch wieder mit einiger Abgestumpftheit aufgenommen. Vielleicht aber ist die Stumpfheit nur das Nichtwissen, das Sich-nicht-vorstellen-Können. Denn die gleiche Stumpfheit herrscht der Bombengefahr gegenüber. «In den Keller? Noch nie. Unten stehen ja Benzinfässer, auch ist der Ausgang schlecht. Wir schlafen immer.» Zur Gleichgültigkeit trat aber immer wieder die Herzlichkeit, die Freude. Zwischendurch wickelte sich immerfort der rasende Geschäftsverkehr ab. «Ich bin seit fünf Jahren ganz schuldenfrei, ich habe einen Jahresumsatz von 250'000 M, ich habe neun Angestellte, darunter zwei approbierte Apothekerinnen, ich zahle 50'000 M Steuer und im Monat 2'000 M Gehälter.» – «Natürlich bringen wir euch unter, es wird uns schon einfallen, wie. Zu Haus mussten wir ein Zimmer an einen Berliner Ingenieur vermieten, dann ist Mutchens Schwester da, dann wird Norma Schingnitz mit drei Kindern erwartet. (Schingnitz? – Ach, von dem Nazi hat sie sich scheiden lassen, sie ist die Frau eines Leipziger Arztes, durchaus antinazistisch.)...» Nach einer Weile – Mutchen hatte uns etwas Tee gemacht – steckte er den Kopf wieder herein: «Ihr werdet hier im Privatkontor auf den beiden Sofas schlafen. Um acht Uhr früh müsst ihr es räumen; tagüber habt ihr das Nachtdienstzimmer oben.» So ist es dann auch geworden, und so hausen wir, fast schon eingewöhnt. [...] Das Essen ist der dunkelste Punkt und die grösste Enttäuschung hier. Von Scherners alter Esslust und Gastlichkeit im Punkt des Essens ist weniger als nichts geblieben. [...]

Immer wieder gehe ich meine Chancen durch: Meine Flüchtlingsspur ist verwischt, es herrscht ein viel zu grosses und ständig

wachsendes Chaos, als dass man mir nachforschen dürfte. Wiederum: Jede Bewegung kann mir in jeder Stunde den Tod bringen. Und wie lange noch? Wir erfahren wenig, Scherner sind absolut uninteressiert, Zeitung aus Leipzig soll unregelmässig eintreffen, mit dem Radio auf dem Rathausplatz haben wir kein Glück. Immerhin: Die Alliierten sind bestimmt in den Vorstädten von Köln. Forsé chè sî, forse chè nò ...

9. März, Freitag morgens nach sieben Uhr

In der Laborküche rasiert und fertig gemacht. Eva klatscht sich im Zwischenraum Laden-Privatkontor. Sie packt dann hier unten zusammen, wir frühstücken noch hier, und um acht, wenn Scherner erscheint, ziehen wir nach oben. Schon gewohnt.

Aber neue würgende Besorgnis. Wenn wir gegen Abend herunterkommen, ist ein Haufen Leute hier. Mit allen ist Scherner intim, allen stellt er uns gleich vor. «Herr und Frau Professor Klemperer» hier und dort, in aller Munde. Gewiss, Freunde, harmlose Leute. Gestern bot mir eine dicke Frau ein Paar Wollstrümpfe an; ich lehnte ab, da warf sie im Weggehen Eva zwei «Leichenfinger»-Käse auf die Handtasche, «damit Sie nicht so sehr hungern!» Aber all diese Harmlosen haben Verwandtschaft, Freundschaft, alle Konnex mit Dresden. Sodann und tausendmal schlimmer: Gestern haben wir unsere polizeiliche Anmeldung, von Scherner und dem Hauswirt (der ADCA) unterschrieben, abgegeben. Victor Klemperer, em. Professor aus Dresden. Es gibt natürlich auch hier Gestapo. Und natürlich wird sie doch den Zuzug kontrollieren. Was weiss sie, wen sucht sie? Klemperer ist ein seltener und bekannter Judename. (Die Bank-Klemperers.) Es ist ein entsetzliches Gefühl.

Vormittags neun Uhr

Die Anmeldung ist noch nicht abgegeben, noch nicht vom Wirt unterzeichnet. Der Wirt (ADCA-Filialleiter) ist Eva unheimlich, auch hält sie ihn, da wir nur *Besucher*, nicht *Mieter* sind, für unnötig. Sie will zu inhibieren suchen.

Aber was dann weiter? Gar nicht abgeben? Verschleiern ändern? Alles ist unendlich erschwert durch Scherners doppeltes Nichtverstehen. Einmal ist er ahnungslos und begreift nicht die Schwierigkeit unserer Lage (und zu ängstlich und befangen machen dürfen wir ihn nicht); zum andern ist er überaus schwerhörig, man muss zu ihm brüllen. Wir denken an weitere Flucht – aber wohin? Die Burkhardts in Schweitenkirchen kennen uns nicht, die Reise dorthin, selbst wenn sie uns gestattet würde, wäre eine tödliche nächtelange Strapaze – und dann werden wir alles überfüllt finden von Münchener und Nürnberger Ausgebombten. – Hier geduckt bleiben bei unterschlagener Meldung? Dazu müsste man wissen, wie lange noch. In den «Leipziger NN» vom 7.3. ein Lagebericht, «Um die Rheinlinie», könnte in seiner Düsternis Hoffnung geben. [...]

Mit Scherner, der im Lauf des Tages wiederholt heraufkommt, mit Pelzmütze und Stock im weissen Mantel, schleichend, schwankend, eine Bühnenfigur, geplaudert, so gut es ging. Er versteht Eva immer noch besser als mich, den die immerfort wütende Erkältung auch für normal Hörende fast unverständlich macht. Er habe sich, wie ich das voraussetzte, mit der katholischen Kirche ausgesöhnt. Die Protestanten: dumme Kerle, nichts als Kantische Philosophie, und die Aufklärung – «Früher habe ich alles mit dem Verstand begreifen, erklären wollen. Jetzt sage ich mir: Was ich verstehen, was ich erklären kann, das brauche ich erst gar nicht zu wissen!» So wird man Katholik oder Nationalsozialist, und so wird man beneidenswert glücklich. Und so nimmt man alles Elend, die eigene Krüppelhaftigkeit und die umgebende Hölle von Mord und Verbrechen leicht. – [...]

Abends 19.30 Uhr

Nach wie vor tödliche Ungewissheit der Situation. Die Anmeldungsscheine wurden uns vom Hauswirt unterschrieben zurückgegeben. Nach Besprechung mit Scherner lieferten wir sie aber nicht ab. Eva besorgte neue Exemplare, auf denen wir als Aufenthaltsort vor Piskowitz statt Dresden Landsberg angeben sollen – eine kleine Verschleierung. Es bleibt aber fraglich, ob man diese

Anmeldung dann ohne die Wirtsunterschrift annimmt. Weiter: Es muss besondere Zuzugsgenehmigung, auch für Besucher, erteilt werden. Ich sagte, die bekämen wir, da er ja von seinem Wohnraum an uns abgebe. Dagegen ist fraglich, ob nicht das Arbeitsamt Ansprüche an mich stellt. Wir wissen nicht, ob die Altersgrenze bei sechzig oder fünfundsechzig Jahren liegt. Und jedes Zusammentreffen mit Behörden bedeutet für mich eben Todesgefahr. – [...]

10. März, Sonnabend Vormittag neun Uhr

Ich sehe uns immer noch bei Brüx im Zug in Leuchtkugelhelle geduckt auf die Bombe wartend. Genauso fühle ich mich seit gestern immerfort. Die Anmeldeaffäre schwebt. Schwersten Herzens schrieb ich Landsberg statt Dresden. (Es geht immerhin, alles Übrige, schon der Haarschnitt beim Friseur, brächte mir ja auch schon den Tod.) Es wird sich darum handeln, ob wir den Schein ohne nochmalige Unterschrift des ADCA-Wirtes abgeben können, ferner, ob man mich vom Arbeitsamt verlangt. Eva will jetzt bald zum Rathaus. – [...]

Schnerer berichtete gestern: Die eigentliche Bezirksgestapo residiere in Plauen; hier hielten sich, aus Schlesien herverlegt, sechzig «Volksschädlingsbekämpfer» auf, vermutlich eine Gruppe von Beobachtern, Spionen, Spitzeln, Polizeihunden, nach rebellischen Flüchtlingen und Deserteuren stöbernd. In Falkenstein, sagte Schnerer, seien die Gegensätze schroff, starker Nazismus und starker Antinazismus; die Auseinandersetzung werde blutig werden. – [...]

Nachmittag gegen sechzehn Uhr, Privatkontor

Die Meldescheine wurden abgenommen, einer blieb uns, einer bleibt im Rathaus, einer kommt aufs Landratsamt nach Auerbach. Von Zuzugsgenehmigung war nicht mehr die Rede, vom Arbeitsamt auch nicht. Möglich also, dass die Zettel unter tausend andern versinken, dass ich eine Weile Ruhe habe. [...]

14. März, Mittwoch Nachmittag, fünfzehn Uhr

[...]

Heute, den 14.3., bin ich sehr deprimiert. Ich sehe kein Ende ab – Scherner sagt stereotyp «in einem Vierteljahr», ich sehe nicht, wie ich ein Vierteljahr verborgen bleiben soll. Wozu die Qual der ständigen Angst und des ständigen Hungerns, wenn ich zuletzt doch totgeschlagen werde? –

Im Parterre von Scherners Privatwohnung haust die ADCA und ist sein Hauswirt. Bisher war die hiesige Zweigstelle geschlossen; ihr Leiter, eben der Hauswirt, tat Dienst in der ADCA-Filiale Auerbach. Heute erzählte Scherner, dass die Dresdener ADCA hierher, nach Falkenstein verlegt wird und hier schon morgen oder übermorgen ihre Tätigkeit aufnimmt. An die Dresdener ADCA zahlte ich die Zeughausstrassen-Miete. Die Leute brauchen mich deshalb nicht zu kennen, sie werden gar nichts von meiner Anwesenheit erfahren – aber ebensogut kann doch irgendein anderes Dresdener Institut hierherkommen, kann mir doch in jedem Augenblick ein bekannter Dresdener hier begegnen. Ich sagte Scherner die Gefahr, in der ich schwebe; er war erst ungläubig, er fragte ganz verwundert, ob denn die Nazis «solche Bestien» wären. Er wird nun wohl vorsichtig sein, aber auch ein bisschen verängstigt.

–

[...]

16. März, Freitag, neunzehn Uhr, oben

Wir kommen todmüde und schwer hungernd von unserer Wanderung und finden Scherner hier oben: «Ich annonciere für euch, ihr müsst irgendwo in einem Nachbardorf unterkommen, von Montag ab muss ich hier oben eine Lehrlingin aufnehmen, es ist Befehl.» – Ich kann das noch nicht übersehen, es ist ein Schlag auf den Kopf, es ist wahrscheinlich ein Todesurteil, bestimmt eine entsetzliche weitere Verschlechterung der Situation – noch mehr Enge, noch mehr Hunger, obschon das unvorstellbar, erneut akute Gefahr –, es ist wahrscheinlich überhaupt undurchführbar, denn die Dörfer ringsum sind gestopft voll. Ich muss abwarten, was Scherner uns weiter eröffnet; er sprach vorderhand nur ein paar

Worte in Gegenwart der Uhlmann, die irgendwelche Ware aus dem Schrank hier holte. Ich lese inzwischen vor, ich mache irgendwann meine Notizen über den heutigen Nachmittag, die Zeit vor dem neuen Schlag auf den Kopf.

Einundzwanzig Uhr

Wir hatten von 11.30 Uhr bis 12.30 Uhr den ersten, dann nach Tisch unterwegs von 13.30 Uhr bis gegen 15 Uhr den zweiten kleinen Alarm, und eben um 21 Uhr blies der dritte, bisher nur klein.

Scherner sagte im Fortgehen, die Lehrlingin, die er am Montag bekomme, sei aus stark nazistischer Dresdener Familie, ihre Eltern, ebenfalls ausgebombt, sitzen in Rodewisch, sie wird hier tagüber Dienst tun und nachts bei den Eltern schlafen – der Bus nach Auerbach geht weiter bis Rodewisch. Da sei es allzu gefährlich, uns hier im Hause zu lassen, und das Weitere soll nun morgen früh besprochen werden. Ich sehe eine Verhundertfachung der Gefahr – aber wir sind zu erschöpft, die neue Sachlage jetzt durchzudenken. Sobald der Alarm vorüber ist, wollen wir zu Bett. (Die gestrige Nacht war kurz, die heutige Wanderung lang und der Hunger wieder ständiger Begleiter.)

[...]

17. März, Sonnabend, sechzehn Uhr

[...]

Als wir morgens in das Nachtdienstzimmer hinaufgingen, empfing Scherner gerade seine neue Lehrlingin. Ein blitzjunges Ding, sie muss ein Kind gewesen sein, als der Krieg ausbrach. Was kann sie da von dem Namen Klemperer wissen? Die Bankleute waren schon ausser Landes, ich selbst wurde 1935 mattgesetzt. Ein Fräulein Otto, ihr Vater, sagte Scherner, sei von Beruf Gartenbaudirektor; da braucht er auch nicht gerade mit dem Namen Klemperer vertraut zu sein. Immerhin müssen wir abwarten, was Scherner meint und beschliesst – er ist ja kaum sehr viel weniger gefährdet

als ich –, bei dem ungeheuren Betrieb unten (heute und Sonntag ist die Apotheke geöffnet) bekamen wir ihn kaum zu Gesicht. –
[...]

18. März, Sonntag, gegen sieben Uhr, unten

Kleine Morgenbetrachtung aus grosser Liebe entstanden. Eigentlich ist doch die Hauptsache, dass wir uns vierzig Jahre so liebten und lieben, eigentlich ist mir doch nicht so ganz gewiss, dass dies alles ein Ende haben soll. Gewiss ist das Nichts – en tant que persönliches Bewusstsein, und also das tatsächliche Nichts – überaus wahrscheinlich, und alles andere höchst unwahrscheinlich. Aber erleben wir nicht immerfort, seit 1914 und nun gar seit 1933 und in dieser letzten Zeit immer gehäufte, das Allerunwahrscheinlichste, grausig Phantastischste, ist uns nicht das vordem absolut Unvorstellbare zur Selbstverständlichkeit und Alltäglichkeit geworden? Wenn ich die Verfolgungen in Dresden, wenn ich den 13. Februar, wenn ich diese Flüchtlingswochen erlebt habe – warum soll ich nicht ebensogut erleben (oder eben: ersterben), dass wir, Eva und ich, irgendwo uns mit Engelsflügeln oder in sonst einer schnurrigen Form wiederfinden? Nicht nur das Wort «unmöglich» ist ausser Kurs geraten, auch «unvorstellbar» hat keine Gültigkeit mehr. –
[...]

19. März, Montag, halb zehn Uhr, oben

Ich habe den grösseren Teil dieser Gerlach- und Molo-Notiz erst jetzt hier oben geschrieben, und das ist nun meine Art des Stoizismus; denn inzwischen ist Eva, der ich mich überlasse, bereits an Scherner herangetreten, mit einem fertigen Seiltänzerplan – ich kann noch nicht einmal sagen, das Seil sei über den Abgrund gespannt, denn es wird münchhausenhaft in die Luft geworfen, unter uns abgeschnitten, höhergeworfen. Bayern, Richtung Schweitenkirchen, geänderter Name, verlorene Papiere – Mixtur aus Karl May und Sherlock Holmes. Unsere richtigen Papiere, unsere Ma-

nuskripte (Evas Kompositionen, mein Stück Tagebuch) sollen bei Scherner deponiert werden, der Judenstern auch. Ich werde fünf Jahre älter sein und Studienrat aus Landsberg a. W. Geld soll uns Scherner geben. – Das ist alles irrsinnig und entsetzlich gewagt. Aber die Apothekerslehrlingin aus Dresden, seit heute früh hier im Dienst, scheint Eva *noch* gefährlicher. Sie plant den Aufbruch für morgen früh. Offiziell nach Aussig. [...]

Halb zwölf Uhr

Der Studienrat Wilhelm Klare und seine Frau Ellen Veronika, beide aus Landsberg a. W., von dort nach Strausberg, von dort nach Dresden in die Katastrophe hinein, zuletzt bei Scherner Unterkunft suchend, aber sein Haus ist überfüllt, und nun, auf der Fahrt nach Schweitenkirchen zu Burkhardt-Stüblers ist ihnen beim nächtlichen Umsteigen die Aktentasche mit ihren Papieren vertauscht worden – «aber Lebensmittelkarten haben wir noch, hier sind sie als Ausweis (was zuerst erschwindelt zu werden pflegt, das Begehrteste fordern wir also nicht, höchst vertrauenerweckend! – und bis jetzt sind die Karten noch gar nicht mit Namen gezeichnet, zufälligerweise nicht) –, im Übrigen bitte wird Herr Dr. Scherner in Falkenstein unsere Aussage bestätigen, Sie können uns ja beschreiben, ein Herr von neunundsechzig Jahren, eine Dame gleichaltrig, mit kurzem Haar und starken Augengläsern ...», dies *ménage*, bis in alle Einzelheiten Evas Intention, wird nun vorläufig doch noch nicht auf Reisen gehen. Scherner war bei uns oben und sagte, dass das gefürchtete Fräulein Otto erst am 1. April und nicht heute bei ihm anfangen – am Sonnabend hat sich das Mädel nur vorgestellt. Wir sollten also so lange *quieta non movere* – «und bis dahin ist der Krieg vielleicht zu Ende». Danach ist nun auch Eva für Bleiben. Ich selber fühle mich willenlos.

[...]

21. März, Mittwoch Vormittag

Nachts, drei bis fünf, also wirklich zum Frühlingsanfang, hatten wir Vollalarm. Zwei Stunden ausserhalb der Betten, immer wieder

in dieser Zeit, nicht tief und nahe, aber doch bedrohlich, das Summen über uns. «Verbände aus Thüringen im Anflug auf Sachsen» gab mir ein junges Mädchen von den Hausbewohnern als Funkmeldung an. Es muss sich wieder um grosse Angriffe gehandelt haben. Wir sassen die längste Zeit in der Nähe der Flurtür an der Laborküche zusammen mit dem Fräulein Dumpier vom Nachtdienst. Sie ging tastend aus sich heraus. Das endlose Elend – ob denn die Fortsetzung des Krieges Sinn habe – warum, wenn nicht, betrüge man das Volk? Ich sagte, Defätisten würden erschossen, und dies sei nun einmal Kriegsrecht. Sie kam allmählich mit starken Zweifeln an den nationalsozialistischen Lehren heraus. Sie erzählte, ihre Grosseltern könnten nicht Deutsch, sprächen nur Litauisch, sie erzählte von der Unterdrückung der Litauer durch die Deutschen. Da war es dann sehr leicht, ihr von der Präpotenz der Germanen zu sprechen. Vom Wesen der Propaganda, des «Auf-einen-Nenner-Bringens». Sie bog der Judenfrage zu. Ich wich vorsichtig aus. Wer sage: *der Deutsche, der Pole, der Jude*, habe immer Unrecht. Ich sagte ihr, was katholisch bedeute: für *alle*. Ich zog mich aber immer darauf zurück, dass der Kriegführende *nicht objektiv sein könne*, Kritik an seinem Regime unterdrücken *müsse*. Es war ein Eiertanz. Amüsant die letzten Worte des Mädchels. Sie sehe das alles ein, sie glaube an das Recht der Völker, die Überheblichkeit und Verrohung in Deutschland sei ihr zuwider – «nur die Juden hasse ich, da bin ich doch wohl ein bisschen beeinflusst». Ich hätte sie gern gefragt, wie viele Juden sie kenne, unterdrückte es aber und lächelte bloss. Und merkte mir selber an, wieviel demagogische Berechtigung der Nationalsozialismus hatte, als er den Antisemitismus ins Zentrum stellte. –

In den «Leipziger NN» vom Sonntag, den 18.3. – vier Seiten zu Ehren des Sonntags – steht ein Hs. gezeichneter Leitartikel, also von Harms in Dahlem geschrieben: «Die Menschenhändler von Jalta.» Die Nordamerikaner haben unter Lincoln die Negerklaven befreit, und jetzt wollen sie die Deutschen in bolschewistische Sklaverei (zu Aufbauarbeiten) verkaufen. Sie wollen Deutschland

und Japan versklaven, aber Deutschland muss und wird Europa verteidigen ... Soweit ist das der heute und hier übliche Dreh und wäre einem alten Journalisten als Kriegsnotwendigkeit allenfalls zu verzeihen, obwohl Harms natürlich wissen muss, dass «die Freiheit des europäischen Lebensraumes» nationalsozialistisch gesehen nichts anderes ist, als deutsche Ellbogenfreiheit, gegen die sich Frankreich, England etc. etc. etc. sträuben. Nun aber:

«Moskau soll der Sitz der ‚Tributkommission‘ werden, ein Jude ist zu ihrem Vorsitzenden bestimmt. Damit werden die Mächte gebührend hervorgehoben, die in Jalta das entscheidende Wort gehabt haben: Der Kreml und das Weltjudentum.» Und nachher noch einmal, USA sei in die Irre geleitet «von seinem Präsidenten und dem ihm versippten und verbundenen Judentum». Harms muss wissen, er muss es wissen, wie sehr er «turnt», «auf einen Nenner bringt», *lügt*. Es gibt keine Entschuldigung dafür. Wenn ich denke, wie er 1918-1920 für mich eintrat, mich als seinen Mitarbeiter, seinen Gesinnungsgenossen liebte und propagierte ... Er ist geradezu ein Repräsentant des Verfalls und der Verräterei deutscher Intelligenz, deutscher Sittlichkeit. –

[...]

22. März, Donnerstag, sieben Uhr, Privatkontor Alarmfrei ruhige Nacht, drückende Hoffnungslosigkeit beim Erwachen. Es dauert zu lang.

[...]

Wir machten gestern am späten Nachmittag einen Weg zum Bahnhof hinüber und tranken dort im vollen Wartesaal Kaffee zum mitgebrachten Brotstück. [...] Auf dem Bahnhof plauderte zutunlich, verbittert und absolut defätistisch eine ältere Frau aus Tilsit mit uns, halbstädtische Besitzerin eines kleinen Anwesens, das sie uns mit allem Getier und Ertrag beschrieb, in Sorge um zerstreute Angehörige in Königsberg, in Stettin, an der Front. «Wenn Sie nur ein bisschen Intelligenz haben, müssen Sie doch wissen, wie das ausgeht. Aber vorher lässt man uns alle zugrunde gehen.» – Man hört hier sehr viel Ostpreußisch sprechen. Ostpreu-

ßen und Schlesier bilden den Hauptbestandteil der hier Untergebrachten. Trecks aus Schlesien – die Planwagen oft mit Tannenzweigen getarnt – ziehen noch immer durch.

Am Abend gingen wir noch einmal aus, zu Suppe und Kartoffelsalat bei Mayer. Wir hörten den Heeresbericht. Schrittweise schieben sich die Anglo-Amerikaner an den Rhein – Koblenz, Bingen genommen –, schrittweise kommen auch die Russen vorwärts, aber es geht nervenzermürend langsam, und die eigentliche Schlussoffensive, auf das Ruhrgebiet, auf Berlin, steht immer noch bevor. [...]

Neun Uhr

Eben in den «Leipziger NN» vom 21.3.: Borries von Münchenhausen † 16.3.45 (geb. 1874). Der Nachruf ist in seinem Bewundern moderato. Von «Juda» ist nicht die Rede. – Meine Münchenhausen-Briefe sind verbrannt.

[...]

23. März, Freitag gegen neun Uhr, oben

[...]

Der Tod Münchhausens geht mir durch den Kopf, natürlich egoistisch: Irgendwann, durch irgendwen (ich glaube in Rochlitz) hat er mich ein paar Jahre nach unserem Briefwechsel grüssen und auffordern lassen, ihn in Windischleuba zu besuchen. Ich werde mir darüber nie mehr Klarheit verschaffen können, diese Tagebücher sind in der Zeughausstrasse verbrannt. Ebenso (bei Thamm) seine Briefe an mich. Ich habe mich im «Maurizius» sehr warmgelesen und lese viel vor. Über ein paar Punkte will ich mir heute schon Notizen machen. «Wenn ich lebe und gesund bin», sagte der Vater. Wenn es die Bomber und die Gestapo erlauben, sagte ich heute. Der Hunger, die Bomben – ich wollte sie im doppelten Masse auf mich nehmen, wenn nur das immer stärker quälende Gefühl des Verfolgtseins wegfiel. Ich *muss* täglich mehrmals im Restaurant sitzen, und jede Minute dabei ist Tortur. (Auf der Strasse, beim Wandern und hier fühle ich mich – im Allgemeinen, immer auch nicht – ein bisschen geborgener.) Jeden Menschen fi-

xiere ich daraufhin, wieweit er Funktionär oder ähnliches sein dürfte.

Abends gegen zweiundzwanzig Uhr, unten

Sehr aushäusiger Tag, obschon ich vormittags und am späten Abend viel «Maurizius» vorlas. Um halb zwölf gingen wir zum Lochstein. [...] Kaum standen wir oben, gab es Vollalarm, der ganze zwei Stunden, von dreiviertel zwölf bis dreiviertel zwei, dauerte. Wir gingen in westlicher Richtung ein Stück zwischen Wald und Wiese und setzten uns auf eine Bank unmittelbar am Waldeingang. Es war der erste warme Frühlingstag – im Zimmer natürlich noch kalt –, die Sonne beschien uns sehr angenehm. Nach einer Weile setzte sich ein älteres Ehepaar zu uns und begann zutunlich und erstaunlich vertrauensselig zu plaudern.

24. März, Sonnabend Morgen, nach halb sieben Uhr, unten

Gestern Abend allzu müde. Die Nacht fliegerfrei ruhig. – Das Ménage – er redete, sie bekräftigte die wesentlichen Stellen – flüchtete für ein paar Erholungswochen aus dem furchtbar mitgenommenen Plauen aufs Land, wartete in Falkenstein nur auf den nächsten Zug. Lange könne es ja nicht mehr dauern, in wenigen Wochen sei bestimmt alles zu Ende, im Westen und im Osten. Man hätte das voraussehen müssen. Die vielen Toten in Plauen. Bunker gibt es natürlich nur für die grossen Herren. Und wie man mit den Toten umgeht! Die kommen in zerreissende Papiertüten, Kopf und Füsse platzen heraus. Aber als es neulich das Gestapohaus erwischte und die Gestapo sieben Tote hatte (cf. Bericht Honigmann!), da waren natürlich sieben Särge gleich requiriert; für *die*, ja für *die* ist gesorgt, *die* haben alles ... Das arme Plauen, 120'000 Einwohner, es waren auch schon 130'000. Soviel Ausländer bei uns, so grosse Firmen ... Die Judenhetze hat das heruntergebracht, es waren so grosse jüdische Firmen da, die Judenmorde ... Hat man bei Ihnen den Mutschmann auch so gern? Wir in Plauen kennen ihn, er war von allen Spitzenfabrikanten der schlechteste Arbeitgeber bei uns ... Wer kann ihm heute noch was

nachsagen? Die beiden Juden Brandis wussten genau Bescheid, sie gaben das ganze Aktenmaterial an den Redakteur Fritsch von dem sozialdemokratischen Blatt – wie er die Sendungen aus Frankreich verschwinden liess, sich aneignete – er hat kein Wort erwiedert, er konnte nicht. Aber nach der Machtübernahme, erst haben sie den einen Juden geholt, man hat ihn tot aufgefunden, dann ist der andere Jude verschwunden, und zuletzt ist der Redakteur verhaftet und «beim Fluchtversuch» erschossen worden ... Aber nun kann es nicht mehr lange dauern, noch ein paar Wochen höchstens ... Bloss was wir inzwischen leiden! ... Was waren doch Hindenburg und Ludendorff für edle Leute! Als sie sahen, dass es aus sei, machten sie auch Schluss und liessen uns nicht unnötig weitermorden. Aber *die!* Bloss um noch ein paar Wochen länger zu regieren ... Plauen, das war in den neunziger Jahren konservativ, danach freisinnig, später sozialdemokratisch ... Die Arbeitslosigkeit und die Frauen, und die Nationalsozialisten haben ja so vieles versprochen, den kleinen Gewerbetreibenden, den Arbeitern, allen! Und der Zwang, der bei den Wahlen ausgeübt wurde! Die Angestellten kriegten den Zettel in die Hand gedrückt und mussten! Ja, Plauen ist die «Hochburg» der Nationalsozialisten geworden, in Plauen haben sie zuerst die HJ gegründet... Lesen Sie den «Reichsbankausweis»? Der wird immer ganz klein gedruckt. 52 Milliarden Schulden! Aber in ein paar Wochen ist es nun ja zu Ende. Wenn man bloss das Leben behält...

Der Mann war sicher Inspektor oder irgend sonst ein mittlerer Angestellter einer grossen jüdischen Textilfirma gewesen, dazu Sozialdemokrat und wohl ein Funktionär seiner Partei, denn er wusste in der Parteigeschichte Bescheid (sprach von Bebel, von Liebknechts Erschiessung) und gebrauchte politische Klischees wie «Hochburg». Seine Zuversicht tat mir unendlich wohl.

[...]

27. März, Dienstag Vormittag

[...]

Beim späten und dürftigen Abendessen – wir können immer erst fort, wenn Scherner geht und uns den Schlüssel übergibt – hörten wir den Heeresbericht: amerikanische Panzerspitzen bei Hanau, also dicht vor Frankfurt a. M. Das ist ein gewaltiger Schritt auf die Vernichtung Deutschlands zu; aber es nimmt uns nicht die Last von der Seele: Mit diesem Volk wird sich dieses Desperado-Regime wirklich bis zum letzten Dorfe wehren. Und wohin mit uns am nächsten Dienstag? Ins Leere, und dieses Leere ist eng und bombenüberhagelt. Ich muss mir jede Stunde einen neuen Ruck geben, um das zurückzudrängen und den Augenblick auszunutzen. –

[...]

Aus der Amalienapotheke in Dresden bekam ich voriges Jahr eine Flasche Jodmixture nach Katz' Rezept. Darauf stand mein Name *Kleinpeter*. Veränderung zweier Buchstaben, überaus leicht kann man *m* als *in* und *r* als *t* lesen (oder vom ersten zum zweiten Zustand überführen). Das ist uns jetzt eingefallen.

Zwanzig Uhr

Den ganzen Nachmittag gewandert; jetzt reicht die Kraft, noch ein bisschen vorzulesen, aber nicht mehr zum Schreiben.

28. März, Mittwoch morgens

LTI. 1) «Auerbacher Zeitung», Blättchen, in dem z. Zt. fünf noch kleinere Blätterchen (Falkenstein, Rodewisch etc.) aufgegangen sind. Vom 27.3., zweiter Teil eines Leitartikels, «England und Jude», gezeichnet M. Jordan (fraglos für mehr Zeitungen als bloss diese eine geschrieben). Verfasser fragt, wie es möglich sei, dass England zugunsten der paar Juden gegen sein eigenes Wohl Politik machen und wüten könne. Antwort: Aber *wir* haben das ja auch getan, «selbst unser Volk war einmal so verwirrt». Rathenau, der gesagt hat, die Weltgeschichte hätte ihren Sinn verloren, wenn... (*wo* steht das, frage ich immer wieder), der im Krieg «den voll-

ständigen Einsatz unsrer Wirtschaft verhindert» hat und «stolz verkündet, dass er bei allen seinen Massnahmen *zuerst als Jude handele*»... «Diesen Schädling im deutschen Volke hatte die Kugel eines deutschen Idealisten getroffen. Daraufhin demonstrierten zahllose Deutsche gegen seinen Tod! Deutsche schlugen sich damals mit Deutschen herum, weil der Jude Rathenau endlich, viel zu spät für unser geschundenes Volk, erschossen worden war! Aber sie sagten, das geschähe, weil man gegen ‚jeden‘ politischen Mord sei! Und dann gingen sie hin und schrien: ‚Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft!‘» – Die Organisation, die Erziehung! So sind die letzten Dorfverästelungen der Presse von den Injektionen des Giftes getroffen worden. [...] 2) Leitartikel von Harms in den «Leipziger NN» vom Sonntag, 25.3., über die vorbildliche Jugend. Verderblicher Fehler des früheren Staates sei gewesen, dass man die Jugend ängstlich von Politik femgehalten (d.h. also erst *menschlich* vorgebildet) habe. Jetzt dagegen werde schon, und darin bestehe das Heil, schon der *Zehnjährige* in die Gemeinschaft eingereicht – politisch erzogen. Der Erfolg zeige sich in den gegenwärtigen Heldentaten der Hitlerjungen, in den EK's, die eben an Knaben verteilt werden. Die Jugend verbürge den Sieg, verbürge das «ewige Deutschland»! 3) Im «Reich», Mitte März (Goebbels *semper idem*), ein Artikel, «Berlin der Gross- (oder Riesen-?) Igel»: Es baue sich täglich mehr zur Festung aus, jedes Haus werde einzeln verteidigt werden, wenn die Aussenbefestigungen fallen sollten, die Bomber- Zerstörungen erleichterten geradezu den Strassenkampf. [...]

Elf Uhr

Schnerer brachte um acht Uhr Nachrichten, die er aus dem englischen Funk hatte; danach standen die Anglo-Amerikaner schon bei Würzburg und Fulda. Aber genau wusste er das nicht, er ist in diesen Dingen wie ein sechsjähriges Kind. Vor einer Weile war er hier bei uns oben, ein Besucher hatte ihm Wesentliches aus dem gestrigen deutschen Heeresbericht auf einen Zettel geschrieben: Aschaffenburg und Limburg vom Feind besetzt. – Am stärksten

berührten mich zwei Zitate Scherners aus dem englischen Funk: Man sei dabei, Bayern abzutrennen, und, vor allem, «Dies ist Ihre Karwoche, Herr Hitler!» [...]

Siebzehn Uhr

Im Schaufenster des «Falkensteiner Anzeigers» steht neben der Deutschlandkarte das Bild eines hübschen Fachwerk-Dorfhauses; darunter dieser Ausspruch Alfred Rosenbergs (aus dem Gedächtnis, aber fast wörtlich zitiert): «Ein altdeutsches Bauernhaus enthält mehr geistige Freiheit und schöpferische Kraft als alle Wolkenkratzerstädte und Wellblechbuden zusammengenommen.» Wieso?? Mit welchem Recht? Dorfhaus ist ein Anfang, Wolkenkratzer eine Fortentwicklung. Wieso gerade das *deutsche* Dorfhaus? – Hier ist die ganze Hybris des Nationalsozialismus zusammengefasst... Die Karwoche des Herrn Hitler tut not.

[...]

30. März, Karfreitag, nachts halb ein Uhr

Um 23.40 Uhr weckte uns Kleinalarm; eben kommt Entwarnung, nach fünfzig Minuten; es wird wohl Berlin gegolten haben.

Den Heeresbericht hörten wir heute schon um fünf, als wir bei Pohlandt Kaffee tranken. Er ist trotz aller Verschleierung so katastrophal, dass wir uns immer wieder sagen, es könne nicht mehr lange dauern. Wiederum wird mit den gemeinsten Mitteln der Resistenzwille aufgepeitscht, man wirkt noch stärker auf die Furcht als auf den Fanatismus. Das geht so von Sendung zu Sendung. Mittags bei Mayer kam ein Lagebericht durch. Der Mann formulierte: «Wenn wir Widerstand leisten, haben wir die Möglichkeit weiterzuleben; wenn wir kapitulieren, sterben wir gewiss. Denn nicht nur die Bolschewisten wollen uns ausrotten, sondern die Anglo-Amerikaner wollen es auch, hinter beiden steht der jüdische Vernichtungswille.» Am Abend bei Pohlandt – oder war es am Nachmittag? Ich glaube, es war beide Male der Fall – greuliche Exempla amerikanischer Tyrannei und Mordgier; Aussprüche

wie: Es müssten täglich 5'000 Deutsche Hungers sterben, etc. etc. in infinitum.

31. März, Sonnabend abends nach einundzwanzig Uhr [...]

Eva hat uns also hier für den 3. April abgemeldet. Der Heeresbericht zeigt auch heute grosse Fortschritte der Alliierten in Ost und West, aber ein Ende lässt er auch heute nicht absehen, und das Aufpeitschen der Resistenz unter wütester Beschimpfung der Feinde hält an. Wir fahren also auf Wochen, vielleicht auf Monate ins Leere mit all seinen Gefahren. [...]

1. April, Ostersonntag früh, nach sechs Uhr [...]

Gestern ging ich eine Reihe Velhagen & Klasing-Hefte, Jahrgang 1944, durch. (Herausgeber und Leiter Dr. Paul Weiglin. Merken!!) Zwischen Neutralem und Kunst der gemeinste, der ekelhafteste, niedrigste, blödsinnigste Antisemitismus in Sonderaufsätzen. Prof. Dr. Johann von Leers, der die giftigsten Artikel in den Dresdener Zeitungen erscheinen liess, bringt hier den Aufsatz: «Der Moses des zwanzigsten Jahrhunderts.» Id est Roosevelt. Er ist jüdischer Abstammung, seine Frau auch und erst recht. Er war von Anfang an mit jüdischen Räufern liiert, hat von Anfang an korrupte Geschäfte gemacht, ist ohne eigene Begabung etc. etc. Er ist der Kriegsschuldige. Seine Frau Eleanor «hat den blutigen Geiselmörder Toller aus München empfangen». – Ein Dr. Curt Elwenspoek schreibt die Studie «Jud Süß». Er resümiert, von den Anklagepunkten «Hochverrat, Majestätsbeleidigung, Betrug, Amterschleichung, Münzvergehen, Simonie und Hurerei habe sich nur der letzte Punkt beweisen lassen. Aber gehängt habe man ihn doch zu Recht, eben wegen der «Sünde wider das Blut». Und dann, weil er eben ein so gutes Werkzeug seines Herzogs war. Carl Alexander habe sich mit «skrupelloser Verachtung» ... «seines Hofjuden als eines politischen Werkzeuges bedient, zu

dem ihm jeder Schwabe oder deutschblütige Mensch offenbar zu gut war».

[...]

Achtzehn Uhr

[...]

Schnerer sprach mir heute Mut zu: «Du nimmst noch am Wiederaufbau teil, du wirst noch Rektor der TH.» Ich sagte, an eine aktive Rolle für mich glaubte ich selbst, wenn ich über die nächsten Wochen hinwegkäme. *Wenn*, das ist das grosse Fragezeichen.

Dreiundzwanzig Uhr

Zum Mayerschen Kartoffelsalat pathetische Meldung von den «Werwölfen», Männern und Mädchen, die im besetzten Gebiet des Westens den Kampf aufnehmen. Sie haben einen Sender in Händen, der grossdeutsche Rundfunk wird ihre Nachrichten weitergeben. Damit wird also diese Franctireur-, Partisanen-, Flintenweibergruppe (die bestimmt ebenso «spontan» zustande gekommen ist wie die der Synagogen-Verbrenner) nicht nur glorifiziert, sondern auch anerkannt. Gleich darauf kam ein entsprechender Aufruf der Partei an alle Männer und Frauen. «Stunde höchster Bewährung», kämpfen bis zum Tode. Was wird die anglo-amerikanische Antwort sein? Vernichtung aller Häuser, aus denen geschossen wird, noch weiter verstärkte Fliegerangriffe. Und niemand in Deutschland macht dieser mörderischen Regierung ein Ende.

2. April, Ostermontag früh

Pfeifender Sturm, gestern wie heute. Als wir gestern Abend von Mayer in tiefste Dunkelheit heraustraten, riss mir der Wind den von Agnes geschenkten Hut vom Kopf und trieb ihn davon. Keine Möglichkeit ihn wiederzufinden, wir tappten ein Stück zurück, Eva verzweifelter als ich. Plötzlich sah ich im Dunkel etwas noch Dunkleres, stiess mit dem Fuss daran – es war wahrhaftig der Hut. Ich möchte gern den wider alle Möglichkeit geretteten Hut als Omen für den dazugehörigen Kopf nehmen. Aber ich bin skeptisch. Fraglos sind die gestrigen Pronunciamentos der Werwölfe

und der Partei ein Ausdruck der Verzweiflung, aber ebenso fraglos zeigen sie, was *wir* beide zu erwarten haben, wenn wir nicht durchkommen ... Da wir aber, einmal entdeckt, auf alle Fälle verloren sind, so kommt es auf ein bisschen mehr oder weniger Urkundenfälschung (meint Eva, und ich stimme ihr bei, und sie hat den entscheidenden Federzug vorher geübt) nicht mehr an. Unser Plan ist also der: Das Ehepaar Kleinpeter aus Landsberg a. W., danach in Dresden (hier ausgebombt), Piskowitz, Falkenstein, ist nach Aussig abgemeldet, weil es dort Bekannte hat und andererseits die Scherners neue Leute erwarten (zwei Lehrlinge für die Apotheke und einen Bruder Flüchtling). Wir fahren aber südostwärts nur bis Falkenau und wenden uns dann über Regensburg nach Schweitenkirchen. Wir nennen für Regensburg den Professor Ritter, treffen ihn dort nicht an, müssen weiter und nennen für Schweitenkirchen die Eltern der Frau Stühler, die wir wahrscheinlich wirklich dort antreffen und die uns gewiss zur Unterbringung behilflich sein würden. Wir wenden uns unterwegs für Quartier an die NSV oder den Ortsbauernführer. Ausweispapiere: die Falkensteiner Abmeldung und die in Ordnung befindlichen und nicht nachgeforderten – das macht guten Eindruck! – Lebensmittelkarten. Ich deponiere dieses verräterische Tagebuch, die Blätter über genau vier Wochen Falkenstein, heute Nachmittag im verschlossenen Kuvert als wissenschaftliches Manuskript bei Scherner, auf Abruf, eventuellen Abruf. Ich bin mir bewusst, dass die Durchführung des von Eva gefundenen Planes von Eva abhängt; sie muss überall die Handelnde und Sprechende sein, meine Geistesgegenwart oder Ruhe oder Tapferkeit reicht nicht aus, allein wäre ich bestimmt verloren. Ich bin mir durchaus bewusst, wie sehr sie ihr Leben aufs Spiel setzt, um meines zu retten. Während wir das Tagebuch deponieren, behalten wir – wieder Evas Entscheidung – trotz der Gefahr einer Gepäckdurchsuchung unsere Pässe und einen J-Stern bei uns, weil wir diese Alibi-Zeugnisse für unsere Rettung ebenso nötig haben werden wie die arische Kleinpeterei. – Ich will nun im Notieren des Einzelnen fortfahren, comme si de rien n’était. [...]

Fünfzehn Uhr

Wir besorgten vor Tisch Fahrkarten nach Falkenau. Der einzige Zug geht früh 4.52 Uhr und soll (soll!) drei Stunden später in Falkenau sein. Dort muss es sich zeigen, ob eine Weiterfahrt nach Regensburg senz'altro zu erreichen ist.

[...]

Nun wird Eva ihre Urkundenfälschung fertigen, mit dieser Tinte und dieser Feder. Und ich schliesse das Falkensteiner Tagebuch, um diese Blätter zu Scherners mitzunehmen. Vorher irgendwo Kaffee, vorsorglich. –

Die oberste Erinnerung an Falkenstein wird doch sicherlich die konstante Hungertortur sein.

2. April, abends

Durchaus herzlicher, sehr herzlicher Abschied sogar, ein bisschen in extremis, von beiden Scherners. Neues kam nicht mehr zutage. Eine Weile beim Tee (echtem Zucker und Cakes!) mit Norma Dettke zusammen. Heeresbericht gehört. Drei Pfund Brotmarken als Abschiedsgeschenk.

Wir wollen jetzt, nach acht Uhr, zu Hause essen; ich lese dann nur noch so lange aus dem Bergengruen vor, bis die Stunde der Engländer erfahrungsgemäss vorüber ist. Also bis halb zehn etwa. Hoffentlich kommen sie nicht in der Nacht, und hoffentlich wachen wir von selber beizeiten, d.h. um drei Uhr, auf. Wir sind beide sehr, sehr angespannt und müde (in jeder Beziehung). Scherner trug sein Parteiabzeichen und übte noch einmal das Sfogarsie, leidenschaftlicher als je – nachdem Norma Dettke mit ihren hübschen Kindern sich zurückgezogen.

Unterbernbach bei Aichach

13. April, Freitag Vormittag, Haus des Ortsbauernführers Es scheint, als sollten wir hier nach zehn überschweren Fluchttagen zu provisorischer Ruhe kommen. Es scheint auch, als ging der Krieg nun wirklich dem endgiltigen Ende zu. Ich bleibe vorder-

derhand beim (meist unleserlichen) Stichwortzettel, bis ich die verflossenen Fluchtstage (eben aus den verlöschenden Zetteln) nachgetragen habe. Stationen 2.-12.4.:

- Di. 3.4. Ab Falkenstein 4.52 h. Muldenberg, Zwotental, Graslitz, Falkenau 8.30-15.30 h, Eger, Marktredwitz. Erste Nacht im Wartesaal.
- Mi. 4.4. Marktredwitz ab 7.30 h. Regensburg 13.30-17.45 h. Zug bis Landshut. Vier Kilometer Abendfusswanderung nach Altdorf. Hier etwa 22.30h Zug nach München; gegen Morgen dort.
- Do. 5.4. München. Dachau 16 h, 17 h: Pfaffenhofen. Nacht im Wartesaal.
- Fr. 6.4. Pfaffenhofen. Milchauto mittags nach Schweitenkirchen. Nacht in Schweitenkirchen.
- Sbd. 7.4. Wanderung Schweitenkirchen-Pfaffenhofen. Weiter nach München; Nacht im Bunker.
- So. 8.4. München (Vossler); Nacht im Bunker.
- Mo. 9.4. München. Dachau. Nachts: Bahnhof Dachau.
- Di. 10.4. Dachau-Ingolstadt. 11.30 h. Angriff auf Ingolstadt. Wanderung nach Zuchering. Fahrt nach Aichach. Ankunft 1.30 h. Nacht im Wartesaal.
- Mi. 11.4. Aichach. Wanderung nach Inchenhofen. Nacht.
- Do. 12.4. Inchenhofen. 14.15h Militärauto nach Aichach. Abends Unterbernbach. Nacht beim Ortsbauernführer.

Also sieben von zehn Nächten in Wartesälen, Bunkern, Zügen, ohne aus den Kleidern zu kommen, ungewaschen, bei unzulänglichster Beköstigung.

Heute, Freitag, der erste ruhigere Tag, und auch zu morgen hin ist uns das Nachtlager gesichert. Aber ob wir dauernd, in eigenem Zimmer, unterkommen, ist noch immer nicht entschieden.

15. April, Sonntag, dreizehn Uhr, bei Gruber Nachträge

Wir waren in der Nacht vom 2. zum 3. April ohne Wecker. Wir wachten um ein Uhr auf, um zwei, um drei. Da standen wir auf, tranken noch Kaffee, trabten zum Bahnhof. Tiefe Nacht, auch noch bei der Abfahrt dunkel. Muldenberg, Zwotental, Falkenau – die gleiche Strecke, die wir gekommen. Um halb neun in *Falkenau*. [...] Dann bewährte sich Eva als «Reisemarschall»: Sie bekam ohne Schwierigkeit und Behördenanruf Fahrkarten nach München, sie fand in der Stadt ein hübsches grosses Hotel (Hahm), in dem wir frühstücken konnten. [...]

Am frühen Nachmittag, nun schon ermüdet, zum ganz nahen *Eger* weiter. Dort um sechzehn Uhr; zum erstenmal sah ich einen teilweise zerstörten Bahnhof: ein Teil des Gebäudes, ein Teil der Überdachung in Trümmer. In den nächsten Tagen wurde mir dieser Anblick eine Selbstverständlichkeit; hier, beim erstenmal, entsetzte er mich. Es sollte eben ein Zug nach Wiesau abgehen, ich wollte ihn durchaus benutzen. Wir erreichten ihn, als er sich eben in Bewegung setzte. Einsteigen wäre noch möglich gewesen; Eva sträubte sich, ich verzweifelte einen Augenblick. Eva zeigte auf die Flakgeschütze des letzten Waggon: «Da wären wir noch bedrohter gewesen als hier.» (Wir waren bei kleinem Alarm von Falkenau abgefahren, Tiefflieger betätigten sich überall.) Wir sassen noch eine Weile im Wartesaal und fuhren dann, etwa von achtzehn bis neunzehn Uhr, nach *Marktredwitz*. Masslose Quetsche. Eine dicke Frau mit kleinem wohlinformiertem Jungen entzückte sich über Werwolfthaten. Dreissig Pferde hatten sie irgendwo erschossen, «und drei Offiziere umgelegt», setzte der Junge hinzu. Die Nachbarin fragte bedenklich, ob das den übrigen Zivilisten nicht schaden dürfte. Darüber schwieg die Nazike.

Über die Länge des Ortes hin – ein massiger Rathausbau – suchten wir vergeblich Unterkunft; jedes Hotel lehnte ab. Zurück bei fallender Dunkelheit. Dem Bahnhof gegenüber am Torpavillon eines öffentlichen Gebäudes die NSV. Allerhand Leute darin, um Quartier flehend wie wir.

Sehr nette und ernstlich bemühte Mädchen als Helferinnen. (Wie denn die NSV überall ihr Möglichstes tat, aber auch überall weitgehend hilflos war.) Wir bekamen eine Suppe. Wir wurden dann durch tiefste Nacht die Strasse entlang, danach durch einen Park ins Josefastift geführt. Infemosaal. Viele Betten übereinander. Schreiende Kinder, trocknende Windeln, Luft glühheiss und total verdorben, schmutzige, schimpfende Weiber. Die eine klagte, ihr Säugling verhungere, Milch gebe es nur bis zu sechs Monaten! Die andere: Es sei nicht wahr, dass sie die Krätze habe, es sei bloss ein Ausschlag. Darauf wir: Dann zögen wir die Nacht im Wartesaal vor. Dorthin also zurück. Mit vielen Leuten in der Halle des Schalter- und Gepäckraums. Im Josefastift war erzählt worden, der Flüchtlingszug des vorigen Tages sei angegriffen worden: fünf Tote, etliche Verwundete. Jetzt ging plötzlich das Licht aus, ohne Alarm. Indem hörte man schon das Summen in der Luft. «Wo ist ein Bunker?» Niemand gab Antwort, niemand wusste Bescheid. Man duckte sich in Säulennähe und wartete – hilflos. Ein grösserer Verband schien den Ort zu überfliegen. Nach einiger Zeit wurde es ruhig. Das war um Mitternacht. [...]

Am Morgen des 4. wurden wir bei der NSV mit Kaffee «gelabt», und um halb acht ging ein Zug mit Verspätung und vielen Störungen unterwegs nach Regensburg. Ich war sehr präokkupiert; sooft man hielt, dachte ich, jetzt komme ein Angriff. Ich stand die ganze Zeit im D-Zugang (der D-Zug fuhr aber als jämmerlicher Personenzug). Zwei Personen waren interessant: Ein blutjunger, knabenhafter Kellner, der sich zum Heer stellen musste und nicht die geringste Begeisterung zeigte; ein zur deutschen Armee kommandierter slowakischer Volksdeutscher, der sich andeutend, aber sehr bitter über die Hetze der NSDAP aussprach, die erst die Spaltungen und Spannungen in der Tschechoslowakei und zwischen Deutschen und Tschechen hervorgebracht habe. Jetzt seien die Slowaken gänzlich antideutsch, und die Volksdeutschen – er selber habe drei Militäreide nacheinander leisten, in drei verschiedenen Heeren nacheinander dienen müs-

sen, als Tscheche, als Slowake, als Deutscher –, die Volksdeutschen seien gänzlich deroutiert und zukunftslos.

Gegen halb zwei fahren wir in *Regensburg* ein. Die ständige Übersteigerung des Elends lässt mich den ersten Etappen nicht mehr ganz gerecht werden. Die erste Wartsaal-Nacht in Marktrechwitz hatte mir grossen Eindruck gemacht durch die enge Zusammenpferchung und das Durcheinanderwuseln der Gruppen am Boden. Soldaten, Zivil, Männer, Frauen, Kinder, Decken, Koffer, Tornister, Rucksäcke, Beine, Köpfe verflochten, malerisches Zentrum ein Mädels und ein junger Soldat, Schulter an Schulter gelehnt zärtlich schlafend. Jetzt ist mir so etwas derart alltäglich, dass ich dies Bild der ersten Nacht vergass. Es fällt mir nur eben ein, weil der Bahnhof Eger ein unberührtes Gebäude im Vergleich zum Bahnhof Regensburg und dieser wieder ein harmloser Anblick München gegenüber war. Trichter, zerstörte Bauten, zerstörte Waggonen, zerstörte, auf Land gezogene Schiffe, ein Schiffsvorderteil senz'altro, der Bahnhof selber zu grossen Teilen Ruine. Hier bei der dritten NSV-Suppe Kleinalarm. Weiterfahrt 17.45 Uhr möglich. In ein benachbartes Hotel. Bei der ersten Tasse Kaffee Vollalarm. Geräumiger, gut eingerichteter Keller. Ein Dutzend Leute. Wirt bringt von Minute zu Minute Bericht. Nach einer Weile Vorentwarnung. Wir trinken oben unsern zweiten Kaffee. Radio (ohne neue Sirene) dreimal wiederholend: stärkste Tieffliegergefahr. Niemand in strada kümmert sich darum. Wir schliesslich auch nicht. Gang durch die Stadt. [...]

Zum Bahnhof zurück – Elend des Essens in diesen Tagen, selten etwas anderes als trockenes Brot oder eine NSV-Suppe – und sehr verspätet angetretene Fahrt; wie wir hofften, bis München. Stattdessen hiess es in *Landshut*, etwa um neun Uhr abends, jedenfalls bei völligem Dunkel: Aussteigen, Strecke zerstört, Fusswanderung nach Altdorf, der nächsten Station, 4 km. Das war doch wohl die grösste Strapaze dieser Tage (obwohl wir später längere Strecken im Gepäckmarsch zu bewältigen hatten). Rucksack und in jeder Hand eine schwere Reisetasche. Der Anschluss an die eilige Gruppe der Passagiere durfte um keinen Preis verlo-

720 April 1945

rengehen. Schlechtesten Weg, vielmehr erhöhter holpriger Pfad über nassem Gelände, in dem dicht bei dicht zu beiden Seiten riesige wassergefüllte Trichter glänzten. Stolpern, Umknöcheln, Rutschen, immerfort Gefahr, in einen Trichter zu stürzen. Schwitzen, Schmerzen in Schultern und Armen, Vorwärtskeuchen. Von Zeit zu Zeit zerstörte Baulichkeiten, meist nur die Trichter im Gelände. Was kann hier Anlass zu solchem Bombardement gegeben haben? Nach einiger Zeit hatte die Gruppe offenbar den Weg verloren, es ging durch immer nässere Wiese, und dann war ein Bach da, ziemlich breit, und von der dazugehörigen Brücke existierten nur noch einige unter das Wasser versunkene Balken. Wir mussten durch, das Wasser ging über die Knöchel, füllte die Schuhe. Danach kam trockeneres Gelände, und nun sahen wir im Dunkeln einen Zug vor uns liegen. Wir kletterten hinein. Irgendwo leuchtete eine Taschenlampe, ein Streichholz, eine Zigarette, alles immer nur auf Augenblicke. Wir waren in einem sehr grossen Abteil zweiter Klasse mit vielem Raum zwischen den Bänken. Alles nur undeutlich erkennbar. Wir fanden auf den Polstersitzen Platz, konnten das Gepäck vor uns abstellen. Gespräche gingen im Dunkeln hinüber, herüber. Ein junger Mann neben mir: Mein Vater hat immer noch an Sieg geglaubt, hat mir nie Recht gegeben. Aber jetzt glaubt auch er nicht mehr ... Der Bolschewismus und das internationale Judentum siegen... Eine junge Frau auf den Polstern weit drüben: Sie glaube immer noch an Sieg, sie vertraue auf den Führer, ihr Mann kämpfe in Breslau, und sie glaube ... Etwa gegen elf Uhr setzte sich der Zug in Bewegung; ich dämmerte ein bisschen ein, die nassen Schuhe blieben an den Füßen, ein schwerer Schnupfen, an dem ich noch heute laboriere, war die Folge. Eva vertrat die nassen Füße, steckte sich später aber an meinem Schnupfen an und transformierte ihn zu Husten ... Gegen vier Uhr früh hiess es wieder umsteigen, im Dunkeln, zwischen Gleisen, ohne Bahnsteig, irgendwo blendete, mehr verwirrend als beleuchtend, eine elektrische Stationslampe. Das war *Moosach*. Auf dem überfüllten Perron eines Wagens stehend fuhren wir endlich nach München herein. Wir kamen früh, 4.45 Uhr, an.

Donnerstag, 5. April, waren wir also das erstemal in *München*. Das Bahnhofsgebäude, die grossen Hallendächer phantastisch-schauerlich zerstört. Darunter in grosser Tiefe, die das Gefühl der Sicherheit gibt, ein ungeheurer Bunker, ganze Katakomben in einen mächtigen Längsgang und grosse Seitenräume geteilt, unterirdische Wartesäle, NSV-Stelle, Sanitätsstelle, Toiletten, Waschräume. Alles überfüllt von Liegenden, Sitzenden; Personal, Bahnpolizei oft sehr grob: «Aufwachen! Beine herunter! Die andern wollen auch sitzen ... Tragen's die Bahre weg, an ihren Platz zurück! ... Sie san den vierten Tag hier; wenn ich Sie nochamal antreffe, kommen's mit zur Wache! ...» Das Bild von Markttredwitz fünfzigfach vergrössert und variiert. Wir haben das dreimal mitangesehen und mitgemacht, Eva lag auf dem blossen Steinboden des kühleren Aussengangs auf ihrem rüdigem Pelz zwischen Italienern und Slawen (denen die Aussenräume vorbehalten waren), ich sass eingeeengt in den Sälen, wo es stickig, stinkig, aber warm war. Der Schlaf beschränkte sich für mich natürlich auf ganz wenige Stunden. In einem hintersten Raum bekam man von der NSV morgens Kaffee und Brot, mittags und abends Suppe, sehr dünne Suppe, und Brot. Es wurde alles ganz freundlich gegeben, aber man führte doch über jede Ration Buch, und bei unserm dritten Erscheinen hiess es auch peinlich überrascht: «Ja, seid's denn noch immer da?!» Eine ziemlich bedrückliche Angelegenheit und doch auch wieder nur ein Vorspiel zu den Erlebnissen in Aichach und Inchenhofen. Ich habe damit aber vorgegriffen und zusammengefasst.

Am Donnerstag, dem 5. April, also warteten wir im Bunker, bis es Morgen wurde. Wir erfuhren, dass wir am Nachmittag (16 Uhr) über Dachau nach Pfaffenhofen (Ilm) weiterkonnten. Von dort aus – Autobus verkehr war eingestellt – würde uns dann der «Millimann» nach Schweitenkirchen bringen. – Der Platz am Bahnhof war grausig zerstört. Messina. Je näher wir dann jetzt und das nächstemal *München* zu sehen bekamen, umso stärker traten die furchtbaren Zerstörungen hervor. Gänzliche Trümmerfelder, halbe und ganze Ruinen mächtiger Gebäude und Paalzzi, baufälli-

ge, irgendwo eingestürzte, angeschlagene, brettervernagelte Häuserreihen; Häuser, die man betreten kann, aber innen ist Stock für Stock beschädigt und unbewohnbar. Die Wahrzeichenkirche steht, aber der eine Turm ist abgedeckt und der Dom selber zer schlagen, die Universität ist zum Teil eingeschlagen, die Tore sind teilweise beschädigt. Gerade durch die Beschädigungen und Zerstörungen aber fiel mir auf (insbesondere an der zum Maximilianium führenden Strasse), welch einen Reichtum München an massigen italianisierenden, antikisierenden Bauten hat. Ich kann nun nicht mehr von der künstlich angehängten Ludwigstrasse reden: Die ganze Stadt ist durchsetzt mit Antike und Renaissance, die ganze Stadt hat etwas Grossartiges und römisch Machtvolles an sich – dagegen ist Dresden doch nur ein Rokoko-Schmuckkästchen, wobei es sich um eine allerkostbarste, aber doch eben um eine Spielzeugschachtel handelt, genauer: handelte, denn während München sich vielleicht wiederherstellen lässt, ist Dresden wohl total vernichtet.

Ungemein nun, wie in dieser Ruinenstadt München das Leben schon wieder mächtig «spurt». Von der kleinstädtischen Schläfrigkeit der Stadt *vor* 1914 ist nichts zu merken. Ströme von Menschen. Geschäfte in halbzerstörten Häusern, in – Messina! – neuen Holzbaracken. Schienen *auf* die Strassen gelegt, kleine schwarzqualmende Lokomotiven schleppen Lorenzüge, jede Lore durch Kistenbretter in eine Art primitiven Waggons verwandelt, alle Plätze dicht besetzt, auch Menschen traubenförmig zwischen und an den Waggons hängend (Marseille in Potenz!). In der Innenstadt gibt es auch ein und die andere richtige Trambahnlinie. Auffallend das fast gänzliche Fehlen von Trichtern in den Strassen, auffallend die geringe Zahl von Brandspuren; man muss sehr gut gezielt und nur Sprengbomben, keinen Phosphor angewandt haben. Wir sagten uns: eine grausam getroffene, aber im Gegensatz zu Dresden doch noch lebende Stadt; wir sagten uns aber auch, hier sei noch viel zu holen, und inzwischen ist ja München auch noch wiederholt bombardiert worden.

Ich habe den Eindruck beider Aufenthalte zusammengefasst.

Am Donnerstag drangen wir nicht allzu weit ins Innere vor, frühstückten erst in bahnhofsnahe Hotel, gerieten nachher in grossen Alarm und wurden in den «Parteibunker» gewiesen. Das sind tiefe Katakomben, ähnlich denen des Bahnhofs bunkers auf dem freien Platz irgendwie bei, zwischen oder hinter den Museen (ich meine die Pinakotheken und die Glyptothek); ich vermochte mir kein Bild davon zu machen, was von diesen Museen noch steht, wie weit es sich bei dem freien Platz um ursprünglichen Rasen, wie weit um freigelegte Trümmerstellen handelt, und wie weit man hier am weiteren Ausbau des grossen Bunkers, oder woran sonst man arbeitet. Die Leute strömten zu hunderten herein, man drängte sich. Nachrichten vom Radio her wurden alle paar Minuten durchgegeben. Nach einer kleinen halben Stunde wurde Vorentwarnung gemeldet. Kaum oben, hörten wir das Summen von Tieffliegern, auch das Knattern eines MG-Streifens und eilten mit sehr vielen anderen Leuten in den Bunker zurück. Etwas später hiess es: Vollentwarnung – worauf freilich auch nichts zu geben. Als der Vollalarm begann, hatte man uns gerade in einem kleinen Gasthof eine Suppe zugesagt; jetzt waren wir von diesem Lokal weit abgekommen, fanden dafür aber ein richtiges grosses Restaurant. Es waren nicht viele in Betrieb, und die Essenszeit ist überall eng begrenzt. Aber gegenüber Falkenstein herrschte doch eine gewisse Fülle. Vor allem bekommt man – überall im gesegneten Bayern – Kartoffeln *ohne* Marken. Man gibt auch weniger Fettmarken und bekommt das Fett reichlicher zugemessen. Das gilt von Pfaffenhofen und von Aichach natürlich in noch höherem Masse als von München; auch zahlt man in München ziemlich hohe, in den Kleinstädten sehr niedrige Preise. In den Dörfern dann berühren sich die Extreme. D.h., es ist offenbar überall die Hülle und Fülle da, aber einige teilen gutherzig davon erstaunliche Herrlichkeiten aus, Milch, Brot, Röhmdeln, Wurst, Makkaroni, Griess (ohne Nahrungsmittelmarken und mit Ei zurechtgemacht), andere halten aufs Hartherzigste alles zurück, rechnen mit kommender Hungersnot und sehen in den zahllosen Flüchtlingen, die das

Land überschwemmen (wie Flöhe den Kopf eines gebadeten Hundes), einen rechtlosen Heuschreckenschwarm.

Beim Essen sassen wir am gleichen Tisch mit einem Berlinischen Ehepaar. Er sagte: Man erzählt, Hitler habe sich erschossen, sie: Sie erzählten, in vier Tagen komme «die Wende», die neue Waffe, die neue Offensive. Das war ins Extrem gesteigert die doppelte *Vox populi*, der man überall begegnet. Oder richtiger: begegnete. Denn in den letzten Tagen ist der Endsieg-Optimismus (wenigstens in unserer Umgebung) so gut wie ganz verstummt, und die defätistischen Äusserungen lassen sich so wenig mehr zählen und auseinanderhalten wie die Alarme: Man hört überall Sirenen, überall Tiefflieger, überall fernes und gar nicht mehr fernes Frontgrollen, überall den Stossseufzer: «Wann die Amerikaner nur schnell kommen!» – Am zeitigen Nachmittag des 5. April also fuhren wir nach *Dachau* und von dort mit neuem Zug nach *Pfaffenhofen* weiter. [...]

Am Freitag, dem 6. April, stiegen wir früh vom Bahnhof nach *Pfaffenhofen* hinunter und hinein, frühstückten im Bräuhaus *Müller*, assen dort auch zu Mittag, schlenderten ein bisschen durch den Ort. Um ein Uhr sollte das Milchauto fahren. Wir haben diese Institution inzwischen als gemeinobayerisch kennengelernt. Irgendwo im Kreis ist eine zentrale Molkerei, an sie müssen die Bauern einen Grossteil ihrer Milch täglich abliefern (behalten aber natürlich, teils offen als «Selbstversorger», teils schwarz genug für sich und unter dem Gesichtspunkt des Städters und nun gar des Sachsen halb Kanaan), von ihr bekommen sie Butter, «Entrahmte» etc. zurück. Die Autos der Zentralen befördern gratis Passagiere von Dorf zu Dorf, man hockt auf den mächtigen Milchkannen, man klettert mühsam herauf, man steigt ab, wenn auf den Milchbühnen der einzelnen Orte ab- und aufgeladen wird; diese Bühnen oder Estraden vor einem grossen Bauernhof bilden jetzt eine Art Bahnhof; der Fahrplan liegt nur sehr ungefähr fest – aber auf der Eisenbahn muss man ja auch stundenlang warten. Diese Einzelheiten habe ich erst hier in *Unterbernbach* kennengelernt. In *Pfaffenhofen* warteten wir lange vor der Post. Gegen vierzehn Uhr

kam der Wagen; er fuhr nicht unmittelbar nach Schweitenkirchen, das neun Kilometer östlich Pfaffenhofen liegt, sondern in einem weit nach Norden ausschwingenden Bogen über das Dorf Geisenhaus, etwa 20 km lang. [...]

In Schweitenkirchen fragten wir uns rasch nach Burkhardts durch. Ein kleines Haus, vor sechs Jahren gemietet (und wohl nur teilweise gemietet). Bescheiden kleinbürgerliche Leute; der Mann vierzig Jahre lang Setzer und Korrektor bei Bruckmann in München, dann hat er sich mit fünfundsechzig Jahren zur Ruhe gesetzt und nach ländlichem Frieden geseht. Die Frau nicht viel jünger und sehr herzleidend. Bei ihnen eine Tochter, in München verheiratet und ausgebombt, jünger als die Schwester Lisi Stühler, ein bisschen entstellt durch das Fehlen jetzt unersetzbarer Vorderzähne, aber sympathisch aussehend. Alle drei Leute von einer unübertrefflichen, entzückenden, wohltuenden Herzlichkeit, sobald wir uns ihnen als Lisi Stühlers Nachbarn vorstellten – sie hatten von uns gehört.

Wir erfuhren sofort: Lisi Stühler war mit Bernhard mehrere Wochen dagewesen, dann aber wieder abgereist, weil sie sich ohne Lebensmittelmarken nicht halten konnte. Es war nicht klar, was sie nun beabsichtigte, die Eltern waren ohne Gewissheit und in grosser Sorge. Sie hatte nach Dresden zurückgewollt oder vielleicht auch ins Württembergische, sie hatte von irgendwoher für sich und den Jungen Marken beschaffen, sie hatte zu den Eltern zurückkehren wollen, die ihr ein sonst beschlagnahmtes Zimmer offenhielten. Wir erfuhren auch sogleich, dass Burkhardts uns *nicht* aufnehmen konnten; sie fürchteten einen nazistischen Hausbewohner, sie fürchteten, dass jemand von Bernhard Stühlers Mischlingsblut wusste, sie fürchteten uns als Lisi Stühlers Nachbarn, sie hatten versprochen, das Zimmer für Lisi Stühler selber freizuhalten.

Aber wir bekamen eine so gute Rast, wir konnten Atem schöpfen und Mut fassen. Ich konnte Schuhe und Strümpfe trocknen und mich in warmen Strümpfen und Hausschuhen ausruhen, wir bekamen Kaffee, wir bekamen ein reichliches warmes Abendessen, wir bekamen ein Nachtlager, gemeinsam auf sehr breitem

Sofa, ich konnte mich am nächsten Morgen rasieren, es gab noch ein Frühstück – und bei alledem war man freundschaftlich zu uns, ja und am Abend hörten wir gemeinsam den englischen Rundfunk und schöpften Hoffnung aus dem Vormarsch der Anglo-Amerikaner.

Wir beschlossen, nach München zurückzugehen und uns dort bei Vossler zu melden; dass er noch im Maximilianeum lebte, hatten wir schon in der Universität erfragt. Er habe den Herrn Geheimrat und seine Frau erst neulich auf der Strassen g'sehn, sagte der Pedell. Wusste Vossler keinen Rat, dann wandten wir uns an eine Organisation, unsere Papiere waren ja in Ordnung. (Nur musste der Organisation gegenüber, da ja der Fliegerschein vorzulegen war, mit richtigem Namen operiert werden. Geringe Gefahr bei dieser Entfernung und diesem Chaos. – Auf richtigen Namen lautet unsere Falkensteiner Anmeldung. Dann war es eben der Ostertage und eines Vollalarms halber nicht mehr zum Ausstellen der Falkensteiner Abmeldung gekommen.

Wir waren ausgeschlafen, gesättigt, gewaschen – wir hatten Mut. Am Sonnabend, dem 7. April, also nach Frühstück und ausgiebigem Plaudern, führte uns Vater Burkhardt durch das Dorf zu einer Ein- und Ausfahrtstelle der 2 km entfernten Autobahn München (41 km)-Nürnberg (111 km). Dort kämen immer Militär- und Lastautos vorbei, sie nähmen uns bestimmt mit. [...] Es wehte ein starker, schneidend kalter Wind, Vater Burkhardt klagte über zu leichten Mantel und «Bauch»-Beschwerden, so verabschiedeten wir uns von ihm und warteten allein. Es kamen auch Autos, drei, vier, aber sie kümmerten sich nicht um unsere Stosszeichen. Da gaben wir's, selber stark durchgefroren, auf und begannen den Gepäckmarsch nach Pfaffenhofen, das von hier aus noch 7 km entfernt lag. Ein Stück mussten wir uns noch über freie Landstrasse kämpfen, dann ging der Weg durch hohen Wald. Gleich am Rand stand ein Militärauto, der Fahrer reparierte, ein Soldat sah zu. Ob man uns mitnehmen könne? – Die Reparatur dauere noch Stunden, zu Fuss kämen wir eher nach Pfaffenhofen. Kaum waren wir ein Stückchen weiter, da holte uns der Soldat ein, nahm mir mit Selbstverständlichkeit eine Handtasche ab, schloss sich

uns an und plauderte den ganzen Weg zutunlich. Er hatte nur noch eine Hand. Die andere in der Normandie verloren: Dort gefangen, nach USA geschafft, von da ausgetauscht. Er war achtzehn Jahre, gross und stark, von der Waterkant, aber hier gefiel es ihm, hier hatte er ein Mädels gefunden. Nur – ob ihm überhaupt noch eine Zukunft möglich sei? Er gehörte zur Waffen-SS und wie es der SS gehen würde, wenn ... das sei doch bekannt. Aber das habe der Führer nicht verdient, dass er besiegt werde, er habe alles so gut gemeint und geordnet. Und er werde auch nicht unterliegen. Die bisherigen Niederlagen seien durch Verrat zustande gekommen, schon lange vor dem 20. Juli sei Verrat im Spiel gewesen, und jetzt, am Geburtstag des Führers, am 20. April, werde unsere neue Offensive einsetzen und den Osten befreien. Ganz gewiss schien er dessen aber doch nicht zu sein und liess sich gern von mir trösten: Als Maurer werde er immer sein Auskommen finden, und mit einer Hand und einer Prothese könne er sicherlich arbeiten. Ich fragte ihn, wie es in Amerika gewesen. «Gut», das könne er nicht abstreiten, gute Verpflegung, anständige Behandlung unter deutschen Vorgesetzten ... Aber dies hätten die Amerikaner natürlich nur der Propaganda wegen getan, damit die Ausgetauschten nachher in der Heimat Gutes über USA aussagen. So ging dem Jungen Natürlich-Vernünftiges und Eingehämmertes durcheinander.

[...]

Wir kamen rasch nach *Pfaffenhofen*, am Ortsrand bog er in sein Quartier ab. Sein letztes Wort: Wenn es ganz schief gehe, wolle er sich noch einmal zur Front melden. Ich glaube, das ist die allerletzte pronazistische und kriegerische Stimme, die ich gehört habe. Von da an sind die defätistischen Äusserungen, bald verschleiert, bald offen in immer grösserer Häufigkeit allein da, sie sind schliesslich so wenig mehr zu zählen wie die Fliegeralarme. Mit allerseltenster, rein offizieller Ausnahme ist auch kein «Heil Hitler» mehr zu hören. Alle Welt sagt, sagte schon in München, «Grüss Gott» und «AufWiedersehen».

Kaum hatten wir, etwa 12.30 Uhr, *Pfaffenhofen* betreten, so gab

es kleinen Alarm; kaum sassen wir im Bräuhaus Müller am grossen Platz beim Mittagessen, da gab es grossen Alarm, und wir mussten in den geräumigen Keller. Gespräch mit einem Anwesenden: «Wie soll der Krieg nur enden?» Feixende Antwort: «Das kann ich Ihnen nicht sagen – Schweigen ist Gold –, man weiss doch nie, mit wem man spricht.» Wie gesagt: All solche Äusserungen kann ich nicht mehr notieren. Flüchtlinge, mit denen man für Minuten zusammen ist, im Milchauto nach Schweitenkirchen, auf einem Bahnsteig ... sprechen erbittert, anklagend, warten auf das Ende – und erst recht die Bauern! Wann können die Amerikaner hier sein ... wann sie nur kämen ... Ein Loch für die Panzerfaust gegraben? Wir nehmen gleich das Handtuch mit, um uns zu ergeben ... Dieser Wahnsinn, dass *wir* kämpfen sollen!

Aber *er* lässt ja jeden General und jeden Bürgermeister erschiesesen, der nicht Widerstand leistet... Noch acht bis vierzehn Tage, mehr nicht, dann san's hier... Mein Leutnant sagt, am 20. komme die neue Offensive und dann sei der Osten in vier Wochen frei, aber i glaub's nimmer ... Die neue Waffe? Das hören wir seit zwei Jahren ... Wann sie nur erst hier wären, die Amerikaner... Usw. usw., so unablässig wie die Alarme und die Flieger.

Wir assen bei Müller, bekamen in einer Konditorei nebenan eine Tasse Kaffee (nur *eine*), fuhren dann bis Dachau. Dort sollte es um achtzehn Uhr weitergehen, aber der Zug wurde derart gestürmt und überfüllt, dass wir den nächsten, eine Stunde späteren abwarten mussten. Wir kamen dann schon im Dunkeln nach *München* und suchten zum zweitenmal den schon vertrauten Bunker auf. Die Überfüllung, die dünne NSV-Suppe, den rüden Ton der Bahnhofswachen habe ich schon beschrieben. Ich wandte mich an einen Sanitäter und eroberte für Eva eine Bahre, auf der sie diese zweite Münchener Nacht liegen konnte.

[...]

Am Sonntag, 8. April, in München wurde von den Reinmachleuten und Wachtposten nach fünf Uhr geweckt, wir erschienen wieder im NSV-Raum zum Kaffee, suchten uns später ein zeitig

öffnendes Hotel («Exelsior») dicht am Bahnhof in schwer beschädigtem Haus, sassen dort eine Zeitlang ruhig beim Frühstück. Dann die Wanderung zu Vossler hinaus. [...] Bis auf ein winziges Stückchen Trambahn durchwanderten wir die Stadt zu Fuss, fast den ganzen Weg schon bei kleinem Alarm. Wir kamen von hinten her an das Maximilianeum, es ist da von Gartenanlagen umzogen. An der Mauer gross angemalt: Zur Akademie. Zu Vossler. Zur Bibliothek. Ein öffentlicher Luftschutzkeller. Wir verabredeten: Eva würde mich in den Anlagen erwarten, käme Grossalarm, so würde sie den Keller aufsuchen. Im selben Augenblick, theatralisch, kam der Vollalarm. Mit rasch eintreffenden, sehr vielen Leuten fluteten also wir zwei beide hinein. Mehrere Räume; ich sah mich nach Vossler um, vergebens. Im Gedränge, durch das ständig Radiomeldungen kamen über den Stand der Fliegerverbände, tauchte bisweilen ein Mann mit Amtsbinde auf. An den wandte ich mich nach einiger Zeit, ob es hier einen besonderen Keller für Hausbewohner gebe, ich hätte gerade Vossler besuchen gewollt. – «Da kommt eben die Frau Geheimrat.» Eine stattliche Blondine, Anfang fünfzig, zugleich würdevoll und liebenswürdig im Aussehen. Ich stellte mich ihr vor als Vosslers ältesten Schüler; es erwies sich nachher, dass sie meinen Namen nicht verstanden hatte, trotzdem führte sie mich sogleich hinauf. Ein riesiges elegantes Zimmer, offenbar aber alles in einem: Arbeits-, Esszimmer, Salon. Keine Amtswohnung, trotz Akademie und Bibliothek, sondern Vossler privat überlassen. Er stand mitten im Zimmer, auf den ersten Blick wenig verändert – nachher merkte ich doch die Altersspuren. Das Gesicht mit ganz kleinem, grauem Schnurrbart ziemlich ausgemergelt, oft die Haltung des Schwerhörigen, der sein Leiden verheimlichen möchte, bei aller Lebhaftigkeit nach einiger Zeit entschiedene Ermüdung. Er empfing mich sehr herzlich: «Wir haben oft von Ihnen gesprochen, wir glaubten Sie längst in Amerika!» Kaum hatte Frau Vossler meinen Namen verstanden, so war sie nicht zu halten, Eva müsse auch herauf, sie werde unten einfach ihren Namen ausrufen. Ich beschrieb Eva: Pelz mit Brandstellen, schwere Brille, und nach wenigen Minuten waren beide

Damen oben. Wir wurden zu einem fürstlichen Friedensmittag da-
behalten. Vosslers haben noch ein Dienstmädchen, haben noch
«Quellen»; wir bekamen eine Suppe, ein friedensgrosses Schnit-
zel mit jungem Spinat und Bratkartoffeln, einen Pudding, Eva be-
kam zwei Zigaretten, ich eine Zigarre, die ich «für den Abend»
aufbewahrte und so für Eva rettete. Dabei wurde immerfort ge-
fragt und erzählt. Fachsimpeln ist schön, Fachklatschen noch
schöner. Pfandl ist gestorben, Hämel ausgebombt, Geizer in Jena
bei einem Terrorangriff gefallen, Curtius hat sich ganz auf das
Mittelalterliche geworfen, Lerch, dessen ältester Sohn gefallen,
halte sich «irgendwo im Riesengebirge» auf. Sie habe ihm sein
Verhalten gegen Sonja nie verziehen, sagte Frau Vossler, und
Vossler und ich sprachen sich auch gegen Lerchs Charakter aus.
Rohlf's, der Vossler und Lerch und mich so heftig und unfair an-
gegriffen, ist seit 1938 Vosslers Nachfolger in München und noch
immer sein Gegner, dabei eifriger Nazi und Rassenmann. «Er legt
im Seminar seine Schriften gegen mich aus und nicht meine Ent-
gegnungen», sagte Vossler. Und sie: «Mein Mann ist überhaupt
vereinsamt.» Ich beobachtete an ihm eine gewisse stolze Eitelkeit
auf seine (einstigen) Erfolge. «Das ist der Mann, der mich zum
Ehrendoktor gemacht hat», sagte er seiner Frau von mir. Ich: «Es
wird nicht der einzige Dr. h.c. geblieben sein.» – «Coimbra und
Madrid sind hinzugekommen.»

Er erzählte dann von Reibungen mit der nationalsozialistischen
Regierung und von seiner aufrechten Haltung. Er habe Vorträge
in Italien und Spanien gehalten. Eines Tages kommt der italieni-
sche Konsul zu ihm: Er schäme sich, aber Vosslers diesjährige
Vorträge müssten ausfallen, als unerwünscht. Vertraulich setzt er
hinzu: auf Pressuren der *deutschen* Regierung, die offiziell ihre Er-
laubnis zu diesen Auslandsvorträgen Vosslers gegeben hat. Dar-
auf habe er, Vossler, in einem sehr deutlichen Schreiben an die
Regierung alle weitere Auslandstätigkeit abgelehnt. Einige Zeit
später habe man ihn gedrängt, einen hohen Posten in Spanien an-
zutreten. Man habe ihm versichert, er brauche keinerlei national-

sozialistische Propaganda zu treiben, er könne ganz er selber sein. Er habe abgelehnt; er könne nur im Stratosphärenflug, 7'000 Meter hoch, nach Spanien gebracht werden, das sei für sein zweiundsiebzigjähriges Herz eine zu grosse Strapaze.

Ich erzählte ihm und seiner Frau mein Judenschicksal und die Gefahr meiner Flucht. «Für mich sind Sie arisch, ich weiss nichts anderes.» Beide berichteten von Cossmann, dem Herausgeber der «Süddeutschen Monatshefte», dem Nationalisten des ersten Weltkriegs. Frau Vossler, ich glaube eine geborene Thiersch, war seine Sekretärin, hat in diesem Amt Vossler, den Witwer, kennengelernt. Cossmann, frömmster Katholik – er bete für Hitler, denn auch Hitler habe eine unsterbliche Seele! – war Volljude und Sternträger, sass ein Jahr im Gefängnis, starb als Siebziger in Theresienstadt. (Was ich dann gestern, 16.4., von der Lehrerin hier noch einmal hörte. Theresienstadt in Unterbernbach nennen hören!!)

Ein paarmal ging das Gespräch über Persönliches hinaus. [...] Bei alledem konnten uns aber Vosslers in der Unterkunftsfrage keinen Rat erteilen. Frau Vossler bot uns nur Übernachtung an, falls wir nirgends unterkämen, wir müssten ihr versprechen zurückzukommen, wenn sich kein Hotel oder Zimmer fände. Aber Vossler selber war schwer ermüdet, fast ein bisschen apathisch, und verabschiedete sich sofort in endgiltiger Form von uns. Frau Vossler begleitete uns, zeigte uns erst den Blick auf die Stadt (ich glaube die Maximilianstrasse) von einem grossen Balkon aus. Der Gang, der zu ihm hinführte, hatte Beschädigungen, das Dachgeschoss des Maximilianeums war getroffen worden und ausgebrannt. Dann führte uns Frau Vossler zur nahen Thierschstrasse, wo sich das «Umsiedlungsamt» befindet, aber am Sonntag geschlossen war. [...]

Wir gingen zur Stadt zurück. Um wieviel Uhr? Die intriganten Uhren Münchens. Die allermeisten (auch fast alle auf dem Bahnhof) sind zu verschiedenen Zeiten stehengeblieben und ganz ausser Kurs. Einige wenige gehen und gehen richtig. Aber welche?

Wir suchten nach Unterkunft, erst in Hotels – vergeblich –, dann in uns genannten oder von uns selbst gefundenen Pensionen. Sie

lagen alle in so grausam angeschlagenen, teilweise eingestürzten, überall brandgeschädigten Häusern, dass uns angst und bange wurde. Häufig öffnete man auf Klingeln gar nicht. Oder man sagte uns, die Zimmer seien unbewohnbar. [...] Nach einiger Zeit wurde uns vor den zerschlagenen Häusern allzu angst, und nach einem Abendbrot im «Roten Hahn», der einen jämmerlichen Behelfsraum am Stachus innehat, suchten wir doch wieder, zum drittenmal, den Bahnhofsbunker auf. In der NSV sagten sie: «Seid's noch immer da, Leut'?» und zum Schlafen gab es für Eva nur den nackten Boden. Trotzdem waren wir froh, hier zu sein, denn um ein Uhr nachts gab es Vollalarm, viele Leute strömten herein und irgendwo draussen fielen Bomben. Es wäre kein Vergnügen gewesen in einer der Pensionen.

Am Montag, den 9. April, fühlten wir uns in dieser Situation schon derart zu Hause, dass ich das Bunker- und Ruinenleben kaum noch als etwas Besonderes in mich aufnahm. Wir frühstückten wieder im «Exelsior», uns als Ortskundigen und Habitués und sozusagen Alteingesessenen hatte sich ein interessantes junges Ehepaar angeschlossen. Sie kamen aus Graz, der Mann, kleiner Beamter, war auf dem Wege nach Berlin, sein rückständiges Gehalt zu fordern; wo sie zur (momentanen) Ruhe kommen oder neu «eingesetzt» werden würden, war ihnen unbekannt. Es war nun amüsant, wie in dem desillusionierten und erbitterten Kopf des Mannes noch einzelne eingelernte und pflichtmässige Brocken der LTI haltlos und in abbröckelnder Auflösung inselhaft herumschwammen. Aus Graz waren die Bonzen in Autos geflohen, und die Kleinen mochten sehen, wie sie davonkamen. Überhaupt, die Kleinen mussten es wieder einmal ausbaden, alles: das Elend, den Krieg ... Aber natürlich, es würde noch gut ausgehen. Der Führer hatte ja gesagt, es gebe kein Unmöglich, und dann: Wir seien ja «der Wall Europas gegen den Bolschewismus». Wir liessen die Leute ruhig reden und verabschiedeten uns freundlich von ihnen; die fanden gewiss rasch und sehr willig ins vierte Reich hinüber. Nun gab es (bei wiederholtem kleinem Alarm) ermüdende Wege

durch München. Erst zum Umsiedlungsamt in der Thierschstrasse. Während Eva oben war, besah ich die Isar. Eva kam sehr bald mit einer Anweisung auf Aichach. Wir hatten beide den Namen noch nie gehört und wussten nicht, wo der Ort lag. Dann zum Bahnhof zurück; da gab es Ärger und Zeitverlust durch Schlange stehen an verschiedenen Schaltern. [...] Nach Erledigung der Fahrtvorbereitung waren die Lebensmittelkarten im Ernährungsamt zu holen, das weit drin in der Stadt in der Sparkassenstrasse lag. Wir fragten uns mühsam durch, und an der Kartenstelle verging ungemein viel Zeit.

[...]

Um fünfzehn Uhr abgehetzt nach *Dachau*. Dort, um sechzehn Uhr, hiess es, wir könnten wohl noch am späten Abend in Ingolstadt sein, aber dort sei beim letzten Angriff der Wartesaal zerstört worden; besser blieben wir in Dachau, vielleicht gebe es sogar im Ort Quartier. Der Ort lag ziemlich weit ab von der Station, zusammenhanglos verstreut um den nicht sehr hoch, aber klotz- und tablettförmig aufragenden Berg herum, der das ummauerte Schloss trägt. [...] Ein paar Meter unterhalb des Schlosses, aber doch auf der Höhe des Berges, auf dem Marktplatz von sozusagen Oberdachau, liegt als mächtiger Kasten, wahrscheinlich als selbständiges Bräu, der Gasthof von Aloys Zwicknagl. Dort assen wir während eines neuen, aber nur kleinen Alarms gut zu Abend – Quartier gab es natürlich keines –, und nach der Entwarnung machten wir dann resigniert unsern Gepäckmarsch zum Bahnhof zurück und übernachteten wieder im Wartesaal, bettlos und – jedem Angriff gegenüber – schutzlos. Natürlich auch immer ungewaschen.

Am Dienstag, den 10. April, sollte es um fünf Uhr morgens nach Ingolstadt weitergehen, dort würde es Anschluss nach Aichach geben, nachmittags seien wir am Ziel. Wir stiegen auch gegen fünf in einen bereitstehenden Zug und fanden gute Sitzplätze, aber wir sassen beinahe volle vier Stunden, ehe der Zug sich in Bewegung setzte. Während der Wartezeit und des Fahrens wechselten Kleinalarm und Entwarnung miteinander ab. [...]

Wir kamen um halb zwölf in *Ingolstadt* an, nach Aichach sollten wir um dreizehn Uhr weiter. Der Bahnhof war, der Dachauer Auskunft zuwider, ganz unbeschädigt, wir bekamen sogar im Bahnhofrestaurant ein gutes Mittagessen. Und noch ein Gutes: Es hatte sich mir am rechten Daumen ein schmerzhafter Abszess dicht am Fingernagel gebildet; in einer kleinen Rotkreuzstation half mir eine freundliche Schwester mit etwas Ichthyolsalbe und einem deckenden Verband. Ich ging sehr zufrieden die Bahnhofshalle am Bahnsteig entlang zum Restaurant zurück, da hörte ich schweres Sausen über mir, sprang in den Esssaal und lag, während es krachte und Scheiben klirrten, kniend an einem Pfeiler; halb unter mir kauerte ein ganz junges Mädchen, «O Gott! O Gott!» wimmernd, ringsum knieten Leute, lagen umgestürzte Stühle; viele Menschen rannten zur Tür, andere schrien: «Drinbleiben! Drinbleiben!» All das ein Ineinander von Sekundendauer. Ich sagte mir sogleich: ein einzelner Tiefflieger. Tatsächlich hatte sein Abwurf einen Abort in der Nähe des Essraumes getroffen. Es wurde ein bisschen ruhiger, ich eilte zu unserm Tisch in der Mitte des Saals; Eva sass dort unverletzt (wie alle übrigen auch); sie hatte unter dem Tisch Deckung genommen, «unter dem Nebentisch lag ein Hauptmann, wir krochen gleichzeitig wieder hervor.» Wir bestellten auf den Schreck noch Kaffee, ich machte eine Zettelnotiz; da hiess es, jetzt fliege ein Verband ein, man solle den Keller aufsuchen. Der, am Bahnhofshügel, war ziemlich tief und zutrauenerweckend, nur zu klein und gestopft voll. Ich musste das Gepäck im Vorraum an der Treppe lassen und stellte mich in seiner Nähe auf, während Eva etwas tiefer innen zu stehen kam. Man stand dicht gedrängt. Ein schweres Krachen, Kalkstaub rieselte in die Augen, das Licht ging aus, mein Hut war verschwunden. Geschrei, «Ruhe!»-Rufe, vielfältig: «Mein Hut!» – «Meine Mütze!» – «Hat denn keiner eine Taschenlampe?» – «Im Vorraum ist einer verletzt!» ... Inzwischen gab es da und dort eine Taschenlampe, wurden Kopfbedeckungen gefunden und ausgeboten, von weither rief Eva: «Victor, ich habe deinen Hut!» All das lenkt ab, es muss

inzwischen wiederholt, wenn auch nicht ganz so nah, gekracht haben – ich weiss es nicht. Leute strömten die Treppe hinauf, es sei vorüber; sie liefen rasch wieder hinunter: Es gehe weiter. Eine Weile später fanden Eva und ich sich zusammen, und wir wagten uns hinauf. [...] Das Ganze sah nicht allzu schlimm aus – wir hörten auch später, als wir vor Tieffliegern in einem Hause am Wege unterstanden, dass es nur einige Verletzte, aber keine Toten gegeben habe –, aber nun war die Strecke zerstört, und wir mussten einen 9 km langen Gepäckmarsch zur nächsten Station, nach Zuchering, machen. Hierbei, wie gesagt, suchten wir zum erstenmal vor Tieffliegern Schutz, wie es uns seitdem zur täglichen Gewohnheit geworden ist. Eine Zeitlang wanderten wir mit einem Soldaten zusammen; der Mann, absoluteste Ausnahme hier, hoffte noch immer auf den 20. April. (Heute ist der 19., Russen und Anglo-Amerikaner nähern sich gleichzeitig Berlin; ich bin nun auch fast abergläubisch gespannt, was dieser Freitag, der 20. April, deutscher- und feindlicherseits bringen wird.)

Die Wanderung war anstrengend und öde. Das war nicht die typische oberbayrische Ebene, wie wir sie nun seit einer Woche täglich und gründlich kennenlernen und, bis auf ihre bäum-, schattenlosen staubigen grand'routes, gern haben. Das Typische dieser Hochebene ist ihr grünes Wellengelände, in das sich immer wieder Waldstreifen reihen, oft kulissenartig, so dass man Durchblick auf neue Wiesenbreiten und neue Waldkulissen oder -inseln hat. Und ganz in der Feme stehen dann richtige Bergzüge, walddunkel oder ferneblau am Horizont. Und überall, oft dicht beieinander, liegen Dörfer, jedes mit eigener Kirche in der Mitte oder als Spitze und Anführerin, und jede Kirche hat ihren Turm, den einfachen Zwiebelturm, oder den mit aufgesetztem Rettich, oder den Spitzturm, oder den Treppengiebelturm, und manchmal ist hinten am Kantenende des Kirchdachs ein Storchnest lose aufgesetzt, und einmal sah ich auch einen Storch darauf stehen; und ziemlich häufig taucht auch der bedeutendere Turm einer grossen gelben Klosterkirche aus der Barockzeit auf, meist in Sönneckenblocks aufgeschichtet und oben behelmt. Aber auf der Strecke Ingolfstadt-

Zuchering fehlt das alles. Nichts als tellerflaches, ganz ungewelltes, ganz waldloses Wiesen- und Ackerland; das könnte ebensogut irgendein Stück an irgendeiner Strecke der Provinz Posen sein. «Nischt als Jejend.»

Wir kamen am sehr späten Nachmittag, sehr hungrig, sehr müde in das Dorf *Zuchering*. Kurz vorher hatte es einen Bach mit Weidenufer gegeben, da hatten wir ein bisschen gerastet, uns vor einem Tiefflieger ins Gebüsch geduckt. Neben uns als Wachtposten eines Brückchens hatte ein braungekleideter Soldat gestanden, der auf unsere Frage freundlich lächelnd den Kopf schüttelte. Wir sahen von diesen braunen Ausländern nachher noch etliche und erfuhren dann, dass es sich um eine ungarische Kompanie handelte. Es waren aber auch deutsche Soldaten im Dorf. Ich stand vor einem Lädchen, in dem Eva nichts zu kaufen bekommen hatte, und erzählte einem von ihnen unser Schicksal, und dass wir ausgehungert seien, und dass Eva eben in dem Schlächterladen schrägüber einen letzten Versuch mache, uns etwas zu besorgen. Da beugte sich die Ladenbesitzerin aus ihrem Wohnstubenfenster und sagte: «Wenn Sie nichts bekommen, mach ich Ihnen eine Suppe. Sie können im ‚Sommerhaus‘ ausruhen, Ihr Zug geht doch erst um zehn Uhr abends. Eva kam erfolglos zurück, wir wurden in die Laube hinter dem Haus geführt und bekamen eine gute Suppe vorgesetzt. (Nachher verweigerte die Frau jede Bezahlung.) Der Soldat von vorhin, hier einquartiert, der Sprache nach ein Württemberger, nicht mehr jung und aus guter sozialer Schicht, sprach sehr offen von dem fraglos verlorenen Krieg, dem sinnlosen Mord des Weiterkämpfens, dem «Grössenwahnsinn» Hitlers. Dann verschwand er und brachte uns ein grosses Stück Kommissbrot und ein Viertelfund Butter als Geschenk. Wir sollten es ruhig nehmen, wo man für mehr als hundert Mann Verpflegung fasse – offenbar war er, was in der Sprache von 1914 Küchenbulle hiess –, da falle schon einiges ab. Wir wanderten dann langsam das letzte Wegestück zur Station hinauf. Um den kleinen Bahnhof herum lagerten auf der Wiese da und dort Gruppen, Militär und Zivil.

Wir hielten es ebenso, bis es zu kühl und feucht wurde. Der Zug kam in tiefem Dunkel und war übervoll. Es gab ein Gedränge, Erregung, förmlichen Nachtkampf. Wir erzwangen den Eintritt in ein Abteil, wurden erst von den militärischen Insassen sehr unfreundlich aufgenommen, setzten uns gegen eine Bemerkung, das Zivil reise noch immer zu seinem Vergnügen, wütend zur Wehr, standen und hockten sehr unselig. Allmählich aber glättete sich die Situation. Um halb zwei nachts waren wir dann in *Aichach*. Dies wurde nun die siebente und letzte Wartesaal- vel Zugsnacht unserer Fluchtstage, aber das Ende der Odyssee war noch immer nicht gekommen.

Am andern Morgen, Mittwoch, den 11. April, begrüßte uns Aichach mit je drei Tassen Kaffee im Bahnhofsrestaurant. Das war eine wohltätige Überraschung. Wir gingen dann in den Ort hinein, und Eva verhandelte im Landratsamt. Wir sind inzwischen schon ein Viertel Dutzend weitere Male in Aichach gewesen; immer ist der Eindruck der gleiche: Ich kann es von Falkenau und Pfaffenhofen fast nur der Ausdehnung nach unterscheiden – die grosse Kleinstadt, die kleinere Kleinstadt, die ganz kleine Kleinstadt. Immer legt sich ein fast dörflicher Häuser- und Strassenring um einen langen patrizischen und historischen Hauptplatz. Gestern (am 18.4.) gab ich mir besondere Mühe, die spezifische Eigenart Aichachs zu erfassen. Sein langer Hauptplatz ist durch ein in die Mitte gestelltes grosses Barock-Bürgerhaus, das rechts und links eine Strasse freilässt, in zwei stumpfwinkelig zueinander liegende Plätze geteilt, die beherrschende Kirche fehlt hier, es liegt nur an der Längsseite ein bescheidenerer Kirchenbau; ein massiges Tor mit massivem Pyramidenturm trägt eine grosse, bunt ausgeführte Inschrift, die von Johann von Werth und von Kämpfen während des Dreissigjährigen Krieges erzählt. Dicht neben dem Hauptplatz liegt ein kleinerer dreieckiger Platz, an den mit der Rückseite und dem grossen gelben Turm die Hauptkirche stösst. (Sie trägt ein Storchennest.) Neben der Kirche liegt das Landratsamt, in dem wir mehr, als uns lieb ist, sehr viel mehr! zu Hause sind. Auf dem Hauptplatz gibt es drei grosse Restaurants, von de-

nen zwei zugleich Brauereien sind, und ein Café Mayer (wie in Falkenstein, nur bayrisch Mayr geschrieben, dicht dabei wohnt der Rechtsanwalt Stanglmayr). Im Gasthof Ziegler haben wir schon ein paarmal gut gegessen – aber manchmal ist Schule in seinem Speisesaal, dann müssen wir ins Stieglerbräu. Bier wird nur an etlichen Tagen ausgeschenkt, Kaffee gibt es fast immer, oft auch Limonade – aber nur hier in der Stadt, die Dorfgasthäuser weisen ab.

Eva kam mit diesem Bescheid zurück: München habe uns irrtümlich nach Aichach überwiesen, der Bezirk sei für Flüchtlinge bereits gesperrt; weil wir aber hier seien, wolle man für uns sorgen, nur müssten wir, mit besonderem Empfehlungsschreiben, sogleich zu Fuss nach Inchenhofen weiter. Inchenhofen ist ein Marktflecken, 7 km nordwestlich von Aichach. Hier ist die Gegend nicht so öde wie bei Zuchering, sondern eben jene typisch oberbayrische Landschaft. Das gleiche gilt von Unterbernbach, in dem wir jetzt zur Ruhe – Ruhe für bescheiden Gewordene – gekommen sind.

Wir kamen gegen sieben Uhr abends sehr ermüdet und erhitzt in Inchenhofen an. Eigentümlich zeigt es seine Sonderstellung als Marktflecken zwischen Dorf und Stadt. Nichts als Dorfhäuser (ganz, ganz anders als die Industriedörfer bei Falkenstein), nichts als ungepflasterte Dorfstrassen, aber mehrere lang, eng bebaute richtige Strassen, die Häuser dicht bei dicht mit den Giebeln (den Schmalseiten), ohne sonderlichen Abstand nebeneinandergestellt. Der ganze Ort hochgelegen, auf dem eigentlichen Höhenkamm der Hauptplatz mit der gelben Kirche, deren schmaler behelmter Turm (der hässliche «Gänsehals», sagt Eva) die ganze Gegend beherrscht und so auch von hier aus sichtbar ist. Auf meinem Notizzettel finde ich, dass während der Wanderung nach Inchenhofen ständiger Alarm gewesen, dass man Bombenabwürfe gehört, dass irgendjemand den Wunsch getan habe, «wenn sie nur schon kämen, die Amerikaner!» Alles dies, der ewige Alarm, das Überflogenwerden von Verbänden und einzelnen Jägern, die Sehnsucht, die unverhohlen geäußerte, nach den Amerikanern, alles das ist uns in der letzten Woche (heute ist der 19.4.) eine solche Alltäg-

lichkeit und Selbstverständlichkeit geworden, es beherrscht so ganz und ausnahmslos die Atmosphäre hier – und «hier» heisst jetzt für uns Aichach und ein reichliches halbes Dutzend umliegender, durchwanderter und durchfahrener Dörfer, dass es mir gerade von der Wanderung des 11. April her nicht mehr im Gedächtnis haftet. Ich weiss nur, wie wir in recht desolatem Zustand im Gasthof landeten und wie uns die junge Wirtin dort wortlos und mit beinahe spöttischem Kopfschütteln jeden Bissen und jeden Tropfen verweigerte, obwohl eine Gesellschaft einquartierter Soldaten ihr reichliches Essen erhielt. Während ich erbittert wartete, ging Eva zum Bürgermeister und kam mit einem Quartierzettel für den Bauern Joseph Pulver zurück. Dieser Pulver ist nun das böseste Subjekt, dem wir auf unserer Flucht bisher begegnet sind. [...] Pulver also, ein verschrumpeltes altes Männchen, schwerhörig oder den Schwerhörigen spielend, accompagniert von seiner Frau und einem jungen Menschen, der sich nachher drückte. Pulver las den Zettel mürrisch, sagte dann, die Kammer mit nur einem Bett könnten wir haben, alles andere gehe ihn nichts an, er werde keine Hand rühren. Ich bat um Wasser. – «Wasser?» – Ja, zum Waschen, zum Trinken. Nein, er habe kein Wasser, die Pumpe sei in Unordnung. Und der junge Mensch bestätigte, die Pumpe sei entzwei, Wasser habe man nicht. Jetzt trieben mich Wut und Verzweiflung. Eva gab mir die Wohnung des Bürgermeisters am Hauptplatz an. Ein schwerer, schwarzhaariger Mann, am Stock hinkend. Ich sagte ihm: Wir seien «geradezu feindselig» aufgenommen, der Mann verweigere uns das Wasser. Ich sprach wohl mit heiserer, müder, desperater Stimme, es machte Eindruck. Der Bürgermeister – erst hatte er gesagt, es sei nur für diese eine Nacht, morgen würde er Besseres schaffen – nickte wie schwermütig und wiederholte «feindselig, ja: feindselig». Dann: «Gehen's zur Gendarmerie, das Haus am andern Längsende des Platzes, sagen's in meinem Auftrag dem Polizeimeister, was ist.» Ich fand das Haus, klopfte, ein freundlicher Mann, Fünfziger wohl, im Wollhemd, öffnete, liess sich erzählen. «Ich komme Ihnen helfen, warten's unten auf mich.» Nach einer Weile erschien

er in voller grüner Uniform, den Revolver am hellbraunen Gürtel umgeschnallt. Der Joseph Pulver schien für seine Böswilligkeit bekannt. «Ich muss einmal durchgreifen, Ordnung schaffen; die Leute wissen nicht, was andere leiden, sie haben noch nichts durchgemacht, aber nun muss einmal Ordnung geschaffen werden.» Als wir beim Pulver ankamen, hatte der offenbar schon Angst bekommen und einen Eimer Wasser hinauf geschafft, zu dem sich nachher auch noch ein leeres Bierseidel anfang und ein Nachttopf. Der Polizeimeister redete auf den Alten ein. Indem tauchte ein jüngerer Mann auf, in Zivil, ein Mordskerl, er muss irgendeine Parteistellung innegehabt, irgendwelche stärkere Machtvollkommenheit als der sanftere Polizeimeister mit seinem «Das wollen Christen sein» besessen haben. Er schwenkte die Fäuste, brüllte fürchterlich auf den Alten ein. Ich verstand aus dem Dialektswall nur immer wieder, jetzt sei das Mass voll und: «In Schutzhaft lass ich euch nehmen, in Schutzhaft!» Dann zogen die beiden mit uns ab, der Brüller verschwand, der väterliche Polizeimeister führte uns zur Klosterwirtin, einem bescheidenen, schon geschlossenen Lokal, dem Bürgermeisterhaus gegenüber, verhandelte dort in der Küche, während wir in der leeren Gaststube sassen, kam wieder, ob wir die «Wurscht» warm oder kalt wünschten – «Wie es weniger Mühe macht» –, vertröstete uns auf morgen und ging nach vielem Zuspruch. Im Haus hatte offenbar ein Schweineschlachten stattgefunden; wir wurden an Piskowitz erinnert. Die gutmütige Wirtin brachte uns eine solche Menge Blut- und Leberwurst, dass wir noch am nächsten Tag davon zehrten, sie gab uns Brot, sie versprach uns Frühstück und Mittag für den nächsten, sie hielt auch ihr Versprechen, liess uns für alles ganz wenig bezahlen und nahm uns keine einzige Marke ab. [...] Wir gingen in unser böses Quartier zurück, Eva nahm aus der Bettlade den Strohsack, legte ihn für mich auf den Fussboden, legte sich in die harte Lade – Deckenzeug war genug für beide vorhanden –, wir schliefen gut. [...]

Am andern Morgen, Donnerstag, den 12. April, verliessen wir die Pulverkammer, ohne uns nach den Leuten umzusehen, gingen

zur Klosterwirtin und dann hinüber zum Bürgermeister. Dort fand sich auch der Polizeimeister ein und bald danach der «Herr Kommissar vom Reichsumsiedlungsamt aus Kühbach», ein junger, gut aussehender Mensch mit künstlicher rechter Hand, Hochdeutsch sprechend, sehr höflich, nicht ohne eine gewisse Autorität. Ergebnis langer Beratung: Inchenhofen sei aussichtslos, Brief des Kommissars Klein an das Landratsamt Aichach, um Mittag werde uns ein Militärauto dorthin zurückbringen. Aus Mittag wurde fünfzehn Uhr, aber dann durchfuhr das Auto in fünfzehn Minuten, was wir in reichlichen zwei Stunden durchwandert hatten. Übrigens ein ängstliches Vergnügen, denn immer sind Tiefflieger unterwegs, und ob das bisschen Tannentarnung hilft?

[...]

In Aichach verhandelte Eva wieder auf dem Amt und kam mit drei Adressen beschlagnahmter Zimmer, von denen eines «vielleicht» passen würde. (Der Kommissar hatte vorher schon telefonisch aus Inchenhofen mit dem Aichacher Inspektor gesprochen.) Wir stärkten uns durch einen Kaffee und gingen auf die Suche. Das erste Zimmer war ein winziger Raum ohne Bett und Bettzeug mit einem nur zum Sitzen Raum gebenden Miniatursofa, mit vielem Gepäck irgendwelcher Flüchtlinge und allerhand Vorräten darin; die Hausfrau sagte: Hierin betreibe sie und müsse sie ihre «Limonadenfabrik» betreiben. (Das Schild «Limonadenfabrik» ist in Aichach, ich glaube, auch in Pfaffenhofen, keine Seltenheit.) Das zweite Zimmer, in einem guten Hause, verteidigte – wir waren zweimal dort – erst eine ältere Dame, danach ihr riesiger Sohn Hauptmann mit vieler Höflichkeit, aber «fanatischer Verbissenheit». Er, der Hauptmann, gehe ja Montag wieder zur Front, aber wegen des Zimmers habe das Amt eine «Unwahrheit» ausgesagt: Es sei nicht beschlagnahmt schlechthin, sondern beschlagnahmt für die ausgebombte und erwartete Familie des Hauptmanns. Das dritte Zimmer lag in einer verschlossenen Wohnung; man könne uns nicht hereinlassen, weil die lungenkranke Inhaberin im Krankenhaus sei; ihre Kinder habe man fortgeschafft, ihre Wohnung

sei noch nicht «desinfiziert». Wieder zum Landratsamt: Dies dritte Haus war wirklich polizeilich gesperrt – offene Tuberkulose –, mit dem Hauptmann wollte man nicht kämpfen. Wir bekamen einen Brief nach Unterbernbach, «nur zehn Minuten» von der nächsten Bahnstation Radersdorf gelegen; dort kämen wir bestimmt unter.

Ich war in erbitterter Verzweiflung; es würde in Unterbernbach nichts anderes werden als in Aichach und Pfaffenhofen; dazu war es schon spät am Tage, eine Wartesaalnacht oder Schlimmeres stand in Aussicht. Aber wir hatten keine Wahl. Zum Bahnhof also mit dem Gepäck. Dort Kampf und Flehen, bis wir, versichernd, es sei nur bis zur nächsten Station, uns auf den militärüberfüllten Perron eines Waggons drängen konnten. *Radersdorf* ist von Aichach aus die erste Station (nach etwa 7 km) in Nordostrichtung auf Ingolstadt zu. Von da aus geht eine erbarmungslose Landstrasse schlängelnd in NW-Richtung, aber nicht zehn, sondern sehr reichliche dreissig Minuten lang nach *Unterbernbach*. Wir kamen todmüde dort an, fragten uns zum Ortsbauernführer durch; eine junge Person sagte, er werde bald kommen, wir sollten das Gepäck im Hausflur lassen und inzwischen im Gasthaus gegenüber sitzen. Von diesem Augenblick an ging es uns gut. Im Gasthaus gab uns eine freundliche Wirtin Abendbrot. Danach, es war schon fast dunkel, trafen wir drüben den Ortsbauernführer, den Flammenspeck, einen grauhaarigen, hageren Mann, der sich sofort mit der rührendsten Güte unserer annahm (ein Quäker, sagt Eva). Mit Selbstverständlichkeit wurden Strohsäcke, Kissen und Decken für uns auf den Boden der Wohnstube gelegt; dort sollten wir hausen, bis sich ein anderes Quartier für uns im Dorfe gefunden habe. Wir legten uns erleichtert und beglückt (zumal uns die Wirtin im Gasthaus ein Festessen gegeben hatte, Suppe, Pellkartoffeln, Brot, Käse, Bier). Und wirklich hatte nun die eigentliche Odyssee und die ärgste Not (wenn auch längst nicht alle Peinlichkeit) für uns ein Ende.

20. April, Freitag

Seit einer vollen Woche sind wir hier nun richtig ansässig und ein wenig zur Ruhe gekommen, ich habe täglich stundenlang an dem obigen Nachtrag schreiben können, wir haben uns wiederholt geruhig, spazierend und gepäcklos, Tannennudel zur Feuerung sammelnd, ja vorlesend, im wunderschönen Wald aufhalten dürfen, das Schlafen im Bett ist uns wieder eine Selbstverständlichkeit geworden. Freilich fehlt es nicht an schweren Unzulänglichkeiten; das Waschen ist eine halbe Unmöglichkeit und ganze Dreckerei, mit dem Essen werden wir herumgestossen, wir müssen es sozusagen erbetteln, am Getränk hapert es sehr, wir sind immer durstig. Aber wir haben doch eine Bleibe, und das Ende scheint wirklich, diesmal wirklich nahe. Heute ist der erwartete Geburtstag des Führers. Nach dem gestrigen Heeresbericht scheint oder ist das Ruhrgebiet mitsamt der Armee und ihrem Marschall Model darin verloren: «Die Schlacht hat ein Ende», mehr nicht, keine Silbe mehr davon. Die Russen stehen im Grossangriff, die andern haben Leipzig, Chemnitz, Plauen, kämpfen um Magdeburg. Wo soll noch ein deutscher Gegenstoss von entscheidender Grösse ange-setzt werden? Und hier in Bayern ist Nürnberg genommen.

Aber gestern hat «Goebbel» (sic) gesprochen, und ganz offen-bar hat er Eindruck gemacht. «Wundervoll!», wir sollen die Wiederholung hören. Wir hielten durch, im neuen Europa werden unsere Städte wieder aufblühen. Er hat zwar nicht gesagt, wie der Sieg noch gewonnen werden soll – aber es herrscht hier doch offen-bar eine mutigere Stimmung als vorher: Ingolstadt sei starke Festung, und Berlin könne sich monatelang halten!

Die Familie Flammenspeck, bei der wir zwei Nächte schliefen (zum Freitag und zum Sonnabend; vom 12. zum 13. und vom 13. zum 14. April), ist durchweg mustergültig freundlich. Der Mann, Zweiter Bürgermeister und Ortsbauernführer (Schild am Haus: «Reichsnährstand. Blut und Boden.» Darunter: «Ortsbauernführer.»), kann sich an Hilfsbereitschaft bei gutmütiger Würde nicht genug tun. Die Frau sehr willig. Verknittertes Gesicht, eifrig in

Bewegung und Rede, Dialekt bis zur Unverständlichkeit. Eine rundliche ältere Tochter mit etwa achtjährigem Jungen, ihr Mann gefallen. Eine jüngere Tochter mit vier Wochen altem Flaschenkind, um das die ganze Familie beglückt und zärtlich kreist. Der Kindsvater dazu ein junger verwundeter Soldat, Arm in der Binde. (Derselbe, der mir sagte, der Leutnant spreche von neuer Offensive, er selber glaube nicht daran.) An der Wand das Bild eines in Russland vermissten Sohnes. Der Vater sagt, er sei Nationalsozialist, aber *so* gehe es nicht mehr, man müsse Frieden schliessen, es werde umsonst weiteres Blut geopfert. Vor den Feinden fürchte er sich nicht, *obwohl* er Nazi sei, denn er habe niemanden bedrückt. Dabei erzählt die Lehrerin von ihm, er sei der erste und leidenschaftlichste Nationalsozialist des Ortes gewesen

21. April, Sonnabend

Gleich am ersten Tag nahmen wir Dorf und Umgebung gründlich in uns auf. Unterbernbach ist kaum grösser als Schweitenkirchen, zerfällt dabei in zwei durch ein Wiesenstück weit voneinander getrennte Lappen. An der Spitze des uns jetzt entferneren steht die Kirche mit ihrem grossen, vom Boden an aufsteigenden Etagenturm, der einen Giebel aus zwei Barockschnecken trägt. Um sie herum der kleine Friedhof. Das Dorf hat keinen Bäcker, keinen Schuster, nichts, nur ein Lädchen, in dem kaum etwas zu haben. Aber das Dorf ist offenbar wohlhabend und sehr saubergehalten. Die Höfe alle sehr sauber gefegt, meist ausgedehnt, die Häuser schön weiss getüncht, die Fensterbögen farbig und ihre Schlusssteine in Komplementärfarben, gelb mit rotem Schlussstein und blau mit gelbem. Überall reichlich Rinder und Schweine in grossen festen Ställen, etliche Schafe, eine Unzahl von Geflügel, Hühner, Enten, Gänse – eine solche Menge jüngster Gänschen habe ich noch nie beisammen gesehen. Beim Gasthof steht eine riesige uralte, schon vielfach zerschlagene und umbänderte Linde, in sie hinein schmiegt sich ein mächtiges dunkles Kreuz mit goldbronzenem Christus und goldner Maria darunter.

(Kruzifixe am Wege und in der Ecke der Bauernstuben überall. Aber Catholicisme superficiel, ils n'ont pas de charité, sagt der Prisonnier, der tailleur de Valenciennes.) Überall der Ausblick in die beschriebene oberbayrische Weite. Von Westen her zwischen Waldhöhen der «Gänsehals» von Inchenhofen, ein paar Kilometer entfernt. Ein wunderschönes Waldstück, unser Lieblingsaufenthalt, dicht bei unserer jetzigen Behausung, im Nichtkirchen- und Nichtgasthausteil. Die Stimmung der Stunden in diesem Wald wäre festzuhalten. Frühling, hohe, locker gestellte, gerade Kiefern, Schonung verschiedenen Alters, Lichtung mit Wiese und Acker, Blaubeerkraut, Scopa [?], Butterblumen, blauer Himmel über allem – und dazwischen überall Stanniol, und immer das Surren einzelner Flieger, das tiefe Summen der Kampfverbände, bisweilen das silberne Blitzen sichtbar werdender Geschwader oder kleiner Gruppen, dann das schütternde Krachen nicht allzu entfernter Bombeneinschläge, wieder und wieder das dumpfe Rollen der Frontgeschütze, einzelne nach Art und Entfernung undefinierbare Explosionen. Wir liegen unter den Bäumen in Deckung, wir hören die verschiedenen Alarmsirenen, wir sammeln Tannenzapfen für den Herd, ich lese vor... Durch dieses Waldstück geht der Weg, leider bald zur baumlosen staubigen Landstrasse werdend, in Nordwest-Richtung zu den Dörfern Halsbach und Hörzhausen. Wir begingen ihn gleich am ersten Tage, damals noch freiwillig, nachher noch einmal notgedrungen, weil Hörzhausen einen Schuster hat. Jedes kleinste Dorf hat eine Kirche und ein Gasthaus, aber im Gasthaus, wenn es überhaupt offensteht, wird alles verweigert, man hat kein Feuer im Herd – Kohle fehlt, aber an Holz ist Überfluss, es liegt in Stapeln auf den Höfen, es wird als Abfall von *allen*, Einwohnern wie Flüchtlingen, im Wald gesammelt –, man hat keinen Kaffee, keinen Schluck Milch – man hat schon, aber man will nicht, man hat im ganzen doch wenig übrig für die fremden Heuschrecken. Und die Landstrassen sind baumlos und staubig und tieffliegergefährdet. Es ist kein Spass, sie zu durchwandern. – Der Schuster ist auch nicht willig. Er arbeitet mit zwei Gesellen, in Werkstatt und Vorraum liegen Haufen auszubessernder

Stiefel. Aus Gnade näht er mir für zwei Groschen eine Naht an den scheusslich drückenden Schuhen, die mir Dressel in Pirna geschenkt hat; die ganz zerrissenen Rindslederschuhe lehnt er ab: da sei Paar zuständig.

Wir bei der Gruber wohnen im Nordlappen (dem geringeren) von Unterbernbach, und das Lieblingswäldchen und darüber hinaus die Dörfer Halsbach und Hörzhausen liegen nördlich von uns. Nach Süden hin kennen wir Dörfer und Strassen bis Aichach, etwa 10 km weit. Es führt ein direkter Weg dorthin, der Bahnstrecke ziemlich angeschmiegt über Radersdorf und Oberhembach, und ein im Bogen nach Osten schwingender über Paar und das grosse Kühbach mit seinem ausgedehnten Schloss, ursprünglich einem Benediktinerinnen-Kloster hinter einem schönen hohen Eisengitter, seiner grossen Kirche und dem wie auf einem Tablett aus einem Baukasten regelmässig aufgebauten Friedhof mit der kleinen modellartigen Kapelle. Noch ein paar kleinere Dörfer liegen an diesen Wegen: auffallend durch Namen und ein fast schlossartiges Herrschaftsgebäude ist Unterwittelsbach; aus dem Wald dahinter ragt das Gestänge eines Holzturmbaus, den wir erst für den von Schweitenkirchen hielten. (Dort, es kann nur etwa 15 km östlich von uns liegen, nimmt man einen solchen Turm eben allmählich auseinander, um ihn zu verfeuern.) Dieser Richtungsturm aber steht in Oberwittelsbach, in dem das Stammschloss der Wittelsbacher gelegen sein soll. Die Landschaft, überall das gleiche Thema variierend, ist belebt durch einen kleinen Fluss, die Paar, und hier bei Unterbernbach noch durch einen Bach, den wir zwischen den beiden Dorflappen auf kleiner Steinbrücke überschreiten. Das viele Wiesenland ist weithin sumpfig. Zu Fuss und zu Wagen haben wir dies Gelände mehrfach bei allen Tageszeiten durchwandert und durchfahren. Aber wohl ist uns nur in «unserm» Waldstück mit seinem vielen Wechsel zwischen Hochwald und Schonung und weiter Wiesen- und Acker- und Sumpflichtung, mit seinen weiten Durchblicken. Einige Stellen erinnern an märkische Heide, einige an Piskowitz – an Falkenstein nichts.

Dort sind Felsen, und dort sind Industriedörfer – hier ist alles weich und alles rein dörflich.

Am zweiten Unterbernachtage fuhren wir morgens mit dem Milchauto über Paar und Kühbach nach Aichach. [...] In Aichach liess ich mir im Verbandzimmer des Lazarettes von einer älteren Schwester, die mehreren Soldaten die Verbände wechselte, den Daumen verarzten (er ist noch immer nicht gut). Wir kauften Brot, Wurst, Tintetabletten (Tinte gibt es nicht mehr), eine Stahlfeder; die gutmütige Wirtin der Konditorei Mayr schenkte Eva etwas Nähgarn, wir assen bei Ziegler – da war es schon Zeit für die Molkerei, von der nach dreizehn Uhr ein Auto bis Kühbach unsere Strecke fuhr. Von da aus wanderten wir dann mühselig zu Fuss zurück. An diesem Abend also, Sonnabend, den 14.4., siedelten wir in unser eigentliches Quartier zur Gruberin über.

Von Flammenspeck, mit dem wir, wie gesagt, ständig in enger Berührung bleiben – die schönen Dampfnudeln heute Mittag! –, will ich noch nachholen: Immer haben sie für den und jenen zu sorgen. Während unserer zweiten Nacht dort hatten sie zwei ukrainische Arbeiter im Stall und in Kost, die aus Nürnberg zu einem «Einsatz» irgendwohin beordert waren. Inzwischen haben sie reichliche Militär-Einquartierung bekommen ... Der Bauer fragte mich einmal, ob die Russen «wirklich» so grausam seien, ob «das amerikanische Judentum» wirklich usw., oder ob Hetze im Spiel sei. Ich klärte sehr behutsam auf: Die Stahlindustrie nicht in jüdischen Händen, und übrigens mache man im Frieden bessere und dauerhaftere Geschäfte als im Kriege. Der junge Schwiegersohn, Asam, zum fünftenmal verwundet, vierundzwanzig Jahre alt, absolut defätistisch, im Haus seiner Mutter wohnend, die «noch nicht übergeben hat», liess uns gestern bei sich «im Asamhaus» den Heeresbericht hören. Die Bauernwohnstuben ähneln einander sehr, auch sehr denen in der Wendei: Nie fehlt die Kruzifixecke, nie fehlen die Bilder aus der Militärzeit.

Bei der Gruberin haben wir eine Bodenkammer, ganz ähnlich der bei der Agnes. [...] Die interessanteste Person im Haus ist der

französische Gefangene, der Schneider aus Valenciennes, der mit einer Gefangenengruppe neben dem Gasthaus wohnt und hier – seit zwei Jahren – verköstigt wird und in Arbeit steht. [...]

Eine noch interessantere (und ausgiebigere) Bekanntschaft als der Gefangene sind die Lehrerin Fräulein Häberl und ihre verheiratete Schwester, Frau Steiner. In Aichach gibt es keine Leihbibliothek und die öffentliche Volksbibliothek ist nur am Abend geöffnet, also für uns unzugänglich. So suchten wir das Schulhaus auf, ich stellte mich ruhig als der ich bin vor. Zuerst empfing uns die junge Frau Steiner. Sie zeigte ihre Bücher, mir fielen einige Vosslerbände auf und gaben sofort Anknüpfung. Herr Steiner, z. Zt. im Dienst in Ingolstadt, habe einen jungen Kunstverlag, er war früher im Zeitungsverlag tätig, konnte das nicht mehr mit seiner Überzeugung vereinigen, man sei streng katholisch. Ich fand deutsche Übersetzungen von Georges Bernanos und Ernest Hello! – Vossler habe dem Verlag etwas versprochen ... ob ich «Pg» sei? Mir wurde wohl ums Herz, und ich antwortete diplomatisch, ich hätte ja schon gesagt, ich sei Schüler und Verehrer Vosslers, da könne man sich denken, wie ich zum Regime stünde. Hier etwa erschien die Schwester Lehrerin, und sie bot die grösste Überraschung. Frau Steiner ist eine weiche, dunkeläugige, sozusagen harmlose Erscheinung; die Schwester mit ihren starren blauen Augen, ihrer ausgreifenden Blondheit, ihrer straffen, kurzen Kleidung und fast militärischen Haltung hätte ich bestimmt auf übernazistisch taxiert, auf eine fanatische BDM-Führerin, auf ein Flintenweib, auf eine nazistische Partisanin. Ihre brüchig rauhe Stimme passt zu alledem. *Les extrêmes se touchent*: Das Mädlein ist eine bis zur äussersten Unvorsichtigkeit – hier muss ich schon sagen: fanatische Gegnerin des 3. Reichs. «Wenn Sie über die Sprache des dritten Reichs schreiben, vergessen Sie Dachau nicht. In den letzten drei Monaten sind dort dreizehntausend Leute gestorben, die meisten an Hunger, und jetzt entlässt man den Rest, weil man nichts mehr für ihn zu essen hat. Bis zum Buchstaben H ist die Entlassung schon vorgeschritten.» Beide Frauen erzählten von Cossmann, dem «Hundertprozentigen», der in Theresienstadt

gestorben sei. Wir taten, als wüssten wir nichts von Theresienstadt, und waren geradezu erschüttert, den Namen hier im zentralen Oberbayern, im Dorf, zu hören. Wir erhielten Lektüre – ich lese jetzt den grandiosen «Grosstyranen» von Bergengruen vor –, wir erhielten zwei Eier als besonderes Gastgeschenk und wurden zum Wiederkommen aufgefordert. Wir gingen am Abend des 19. um acht Uhr hin und hörten dort den Heeresbericht. Ich sagte, heute würde Goebbels sprechen. «Man sollte ihn zertreten!» erwiderte die Lehrerin. Sie war allein, die Schwester auf Besorgung. Wir wollen heute Abend wieder hin; verschiedene Fliegerangriffe auf Ingolstadt geben guten Vorwand, sich nach dem Befinden des Herrn Steiner zu erkundigen. Auch die beiden Schwestern sind der Meinung, es könne nicht mehr lange dauern; ich selber bin inzwischen wieder zweifelhaft geworden.

Beim Flammenspeck traf ich neulich einen älteren süddeutschen Landesschützen. Er erklärte: Art Landsturmdienst zur Zeit Frontunfähiger, die von der Front kommen und zu ihr zurückkehren. Der Mann, in Typus und Wesen rabiat, bestimmt kein Heuchler, war vollkommen überzeugt von der Hitlersache und ihrem endgiltigen Sieg. *Wie* die Wende kommen werde, das wisse er nicht, aber er wisse, dass sie kommen werde. «Adolf Hitler» habe es noch immer geschafft, man müsse ihm «blind glauben», man glaube an so vieles blind, das sich viel weniger bewährt habe als der Führer. Neulich habe ihm eine Ausgebombte gesagt, «Das danken wir dem Führer!» Er habe sie zusammengeschimpft: «Ohne *ihn* wären Sie nicht ausgebombt, sondern längst Hackfleisch!» Mit dem «Rechenstab» und mit dem «gesunden Menschenverstand» sei es nicht zu erfassen, damit sei überhaupt nichts anzufangen – man müsse nur «an den Führer und den Sieg glauben»! Ich war doch recht bedrückt von diesen Reden. Wenn dieser Glaube verbreitet ist, und es scheint doch fast so... Die Häberl wiederum sagt, die deutsche Armee sei in Zersetzung, und es gehe zu Ende. (Tatsächlich besteht ja Deutschland heute, am 21. April, im Grunde nur noch aus einem weitgefassten Grossberlin und einem

Stück Bayern.) Die Häberl sagt aber auch: «Ich fürchte nur noch den *deutschen* Soldaten.»

[...]

Täglich die Leiden und auch Freuden (nahrhaften Freuden «mit Käs und Eiern») des Essens, täglich und nächtlich die Alarme, die sich von hier aus mit relativer Ruhe hören lassen, das tiefe Summen der Geschwader, die oft sichtbar in Gruppen zu sechs, zu zehn, zu mehr Einheiten, Staffel um Staffel in allen Richtungen fliegen, meist etliche tausend Meter hoch als Silberfischchen, heute Vormittag unverschämt tief, gross und grau unter grauer Wolkendecke; täglich und nächtlich das ferne Krachen von Bombeneinschlägen, das ganz ferne Rollen der Front, das seltsame Klirren und Schüttern der Fenster, das Knattern eines MG's oder eines Flakgeschützes, die einzelne undefinierbare Explosion. Und dabei sitzen wir im Walde, in Sicherheitsgefühl, und ich lese den «Grosstyranen» vor. Heute war die Fliegerei den ganzen Vormittag über eine unaufhörliche; nachher hörten wir, ein Tiefflieger habe bei Aichach zwei Mädchen und ein Ochsengepann erschossen. (Die Angst vor dem Tiefflieger steckt jetzt in allen Bauern hier, die Feldbestellung leidet ernstlich darunter.) – In der Nacht zum 17.4. sahen wir über der Strecke einen «Christbaum» (das Leuchtkugelgebilde sieht wirklich so aus.)

Eva sagt: Wir haben Pech; nach dem letzten Bericht muss Falkenstein schon in amerikanischen Händen sein. Und *wir* sind in Oberbayern. – [...]

22. April, Sonntag Vormittag

Gegen Abend gab es gestern einen Gewitterguss, aber wir kamen in Regopause zum Flamensbeck (sic – wohl Ziegelbäcker bedeutend, sagt die Lehrerin), und bei Bratkartoffeln und einer Tasse heisser Milch sah ich in der «Aichacher Zeitung» einen Auszug aus Goebbels' Geburtstagsrede. Der entscheidende Satz: Wir werden doch nicht nachgeben, jetzt wo die «perverse Koalition» der Feinde am Zerbrechen ist. Also *damit* (und immer wieder über die

Spannungen der San Franzisko-Konferenz und der Polenfrage berichtend) will man das Volk bei der Stange halten und immer noch an Sieg glauben machen. Dass sich der junge Asam darüber ent-rüstete, versteht sich. Aber auch Flamensbeck ging sehr aus sich heraus. Neue Waffe, Offensive, Wende – er ha-be immer geglaubt, aber «jetzt glaube ich an nichts mehr». Friede müsse endlich ge-macht werden, die jetzige Regierung müsste gehen. Ob ich für wahr hielte, dass wir alle deportiert würden? Ich redete ihm das aus, sagte, man peitsche durch Verhetzung zum Widerstand auf. Er stimmte völlig bei. [...]

Frau Steiner und ihre Schwester hatten neulich schon gesagt: Wir fürchten *nur* noch die *deutschen* Soldaten. Jetzt erzählten sie mit Angst, man erwarte hier achthundert SS-Leute. (Was aber noch nicht gewiss scheint: Die Einquartieranweisungen wechseln beinahe stündlich.) Der Ruf der Steiner-Haberl sei im Dorf be-kannt, und die ff würden sich auch politisch betätigen. Andererseits berichteten sie auch zu ihrem und unserem Trost, die Stimmung der bisher im Dorf und im Schulhaus untergebrachten Soldaten sei völlig defätistisch: «Sie sollten sie schimpfen hören!» [...]

Nach Tisch

Gestern sagte die Lehrerin, als ich vom *Flamensbeck* erzählte – sic und wirklich sic, ich habe ihn gefragt, die Familie stammt aus Holland, also Flamenbach: «Aber zu andern spricht er ganz anders!» Also auch dieser Heilige hat Angst. Aber heute Mittag – Sonntag Mittagbrot: Omelettsuppe, Kartoffelsalat ad libitum und richtiges Huhn! –, da konnte ich sanft und eindringlich aufklärend wirken. Und ich fand so wohlvorbereiteten Boden. Der junge Asam spricht es längst aus, und der Vater Flamensbeck weiss es längst und lässt es sich gern von mir bestätigen. «Es», das ist alles, das verbrecherische Morden und Hetzen, das ganze Sündenregi-ster dieser Regierung, die fortmüsse. Ich bin sehr sanft, ich vermeide jede Anschuldigung, ich vermeide alle Worte der Humanität und Frömmigkeit. Nur immer: Die Gegner machen im Frieden bessere Geschäfte als im Krieg, sie wollen uns gar nicht vernich-ten. Sie sind vom Krieg überrascht worden, sie wollen unsere krie-

gerische Regierung fortschaffen, etc. etc. Und immer: «Aber Sie wissen, dass unser Gespräch den Kopf kostet, wenn ...»

[...] Während Eva schläft und ich hier schreiben wollte, sass lange plaudernd der Berliner neben mir. Vollkommen deprimiert, äusserster Gegner der Regierung. Wieviel Tage es noch dauern könne? Er ist in Basdorf, 17 km vom Alexanderplatz entfernt, zu Haus, er ist Tischlermeister, hat Frau und Kind; führt einen grossen Betrieb mit seinem Vater zusammen. Wer und was von alledem lebt noch? Er hat so lange nichts gehört. Diese betrügerische, in allem betrügerische Regierung! Und so grausam. «Ich weiss nicht, ob Sie wissen, wie man in Berlin mit den Juden umgegangen ist. Diese armen Menschen, sie waren doch wahrhaftig aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen. Ja, wenn man sie meinetwegen von den Staatsämtern ausgeschlossen hätte! Aber aus allem! Sie durften in kein Theater, sie durften nur zu bestimmten Stunden einkaufen, ich habe Kinder, zehnjährige, ganz abgesondert gesehen ...» Ich sagte: «Es war wohl in jeder Stadt dasselbe, es liegt mir zu sehr auf der Seele.» Er: Und ob ich denn an die Grausamkeit der Russen glaubte? Ich: Im Ganzen durchaus nicht, einzelne Bestien dürfte es überall geben ... die Feindschaft gegen die SS, etc. Er: Das sei ja allgemein bekannt, was die SS auf dem Gewissen habe. Er sprach auch noch von der Auflösung des Heeres. Viele desertierten. In Heidelberg habe er zwei aufgehängte Landser gesehen ... Und wieder von den in Regensburg verteilten, verschleuderten massenhaften Vorräten. Für Eva fiel wieder eine Zigarette und sogar eine Zigarre ab; es wird ein freudiges Erwachen geben ... Am meisten von alledem erschütterte mich sein spontanes Eintreten für die Juden. Er schien mehr von den Greueln zu wissen, als er sagte. Im Übrigen: Er sei ganz unpolitisch, er wolle mit den Seinen leben und arbeiten können. Der Mann trägt die schwarze Jacke mit dem Totenkopf der Panzerleute; er ist jetzt Kraftfahrer und erzählt von den schweren Gefahren und Verlusten durch die Tiefflieger; er selber habe schon zwei Wagen verloren.

23. April, Montag Vormittag

[...]

Abends gestern bei Flamensbeck (wo wir assen), beim Wirt gegenüber und auf dem Platz dazwischen Wallensteins Lager und Kinderkreuzzug. Von Ansbach her war ein Trupp einer HJ-Division zusammen mit Flüchtlingen aus Ansbach eingetroffen, anderes Kriegsvolk kam und ging. Schrecklich, dieser HJ-Haufen. Knaben von sechzehn, fünfzehn, noch jüngere und ganz kindliche dazwischen, in Uniform, über dem Rucksack ein Cape in sackbrauner oder fliegerbunter Farbe; die sollen mit der Panzerfaust kämpfen. Unter ihnen in Zivil, was man an Jungen, richtiger: Kindern aus Ansbach mitgenommen hat. Einige Erwachsene als Führer. In der Wirtsstube Kinderbetten auf Bänken hergerichtet.

[...]

Vierzehn Uhr

Zum erstenmal sah ich heute die Familie Flamensbeck bei gemeinsamer Mahlzeit: Sie assen alle, Mann, Frau, beide Töchter, der kleine Junge, jeder mit seinem Löffel, aus einer in der Mitte stehenden riesigen (Wasch-)Schüssel dicken Griessbrei. Im Übrigen bot die Stube das gleiche Bild wie tags zuvor, überall auf Bank und Stuhl und Sofa Soldaten und Flüchtlinge, Kommen und Gehen, zwei geräuschvolle Kinderwagen. Auch wir sassen auf der Bank und warteten, bis die Reihe der nahrhaften Abfütterung an uns kam. Inzwischen und nachher geplaudert und zugehört. Neben mir ein hübscher, junger Flugzeugführer mit dem EK I. Die Frau in Magdeburg, das die Amerikaner haben, seit Wochen ohne Nachricht von ihr. «Sie haben schon bei Dillingen die Donau überschritten, wir können nichts machen. Flugzeuge haben wir genug, bessere als sie, schnellere, besser bewaffnete, wir würden sie herunterholen – aber wir können nichts mehr machen, es fehlt an Sprit, an Munition, an allem.» Über die Hitlerjungen zuckte er mitleidig die Achseln. Vielleicht, dass einzelne von ihnen imstande wären, etwas zu leisten – aber als ganze Truppe? Unmöglich. Die Ansbacherin mit dem Säugling: ihr Mann zweimal schwer

verwundet, jetzt Ausbilder bei der HJ. Kindermord! Man muss auf Schluss hoffen, bevor diese Kinder eingesetzt werden. [...]

24. April, Dienstag Nachmittag

Gestern Nachmittag kam der alte Tyroller aufgeregt, «sie» seien schon bei Gabelinz, dem Flugplatz dicht vor Augsburg, und bei Dillingen seien sie auf unzerstörter Brücke über die Donau gegangen. [...]

Wir sahen in der Zeitung den «Tagesbefehl des Führers an die Ostfront». Bis zuletzt dieselben Züge der Sprache und des Denkens. Masslose Beschimpfung und Verleumdung des Gegners. «Der jüdisch-bolschewistische Todfeind» ist «zum letztenmal» zum Angriff angetreten. (Doppeldeutigkeit des «letzten Mals».) Er will uns «ausrotten». «Während die alten Männer und Kinder ermordet werden, werden Frauen und Mädchen zu Kasernenhuren erniedrigt. Der Rest marschiert nach Sibirien.» Aber wir haben alles vorausgesehen und unser Heer «durch *zahllose* neue Einheiten ergänzt». (Verlogener Superlativ.) Aber: «Der Bolschewismus wird dieses Mal das alte Schicksal Asiens erleben, d.h. er muss und wird vor der Hauptstadt des deutschen Reiches verbluten.» Nachher noch einmal, das deutsche Volk hoffe, dass «durch euren Fanatismus ... der bolschewistische Ansturm in einem Blutbad erstickt». Wieder die Vorspiegelung einer Möglichkeit des Sieges: «Im Augenblick, in dem das Schicksal *den grössten Kriegsverbrecher aller Zeiten* von dieser Erde genommen hat, wird sich *die Wende* dieses Krieges entscheiden.» – Rhetorisch formuliert: «Berlin bleibt deutsch, Wien wird wieder deutsch, und *Europa* wird niemals russisch.» *LTI*.

Im Lehrerhaus glaubt man nicht, dass sich Hitler in Berlin befinde. Er sei zu «feig» dazu. [...]

25. April, Mittwoch Vormittag

[...] Am Aufruf Hitlers war noch besonders erschütternd der Befehl, sich keinem unbekanntem Offizier, der zum Rückzug auffordere, zu fügen, den Mann vielmehr festzunehmen oder «umzule-

gen». Angst vor den Leuten der Seydlitz und Paulus oder vor der imitatio Pauli in den eigenen Reihen?

Der Ausbilder der HJ-Jungen hier sagte, als von Weitermarschieren die Rede war: «Egal, wo uns die Amerikaner schnappen!» [...]

Kurz vor Mittag war ich zurück, und nach dem Essen zogen wir in den Wald. Wir kamen aber wenig zum Lesen. Von überallher hörte man Frontfeuer, Bombendetonationen, ziehende Verbände und avions de chasse in grosser Höhe, herabstossende Jäger, das Rattern eines MG-Streifens ... Plötzlich zwei scharfe Schüsse ganz nahe. «Da sind die Amerikaner!» sagte Eva, und wir brachen eilig auf, wiederholt hinter uns blickend, ob wohl die amerikanischen Panzer anrollten. Sie kamen aber nicht, wahrscheinlich hatten nur ein paar HJ-Jungen Unfug getrieben.

Diese HJ's und ihr jüngerer Beiwuchs sind in Massenquartieren untergebracht, hauptsächlich quellen sie aus einem Haus und einer Scheune am Platz des Gasthofs und des Ortsbauernführers. Sie sind sehr unterschiedlich. Da sie überall um Essen herumbetteln – sie sollen sehr schlecht oder gar nicht gepflegt sein, heut hörten wir aus einer Gruppe: «Wann die Amerikaner kommen, dann kriegen wir wenigstens ein g'scheites Essen!» –, so haben wir mit einigen ein paar Worte wechseln können. Zwei (besonders einer hier) schienen mir aus gutem Haus und anständige, unschuldige Jungen. Den einen, der sich hier ein paar Kartoffeln schenken liess, fragte ich nach seinem Alter: «Fünfzehn». – «Kommen Sie gleich an die Front?» – «Nur die Freiwilligen.» – «Sind Sie Freiwilliger?» – Ganz unheroisches «Nein». [...]

26. April, Donnerstag morgens

Zwei Worte der Frau Steiner: Der Gastwirt Wagner, einer der reichsten Ökonomen hier, mit achtzig Tagewerken, sei ihr höchst unsympathisch. Ich: Aber er sei durchaus kein Nazi. Sie: «Wir werden bald sehen, dass man auch als Nichtnazi sehr unsympa-

thisch sein kann!» Wahrhaftig eine tiefe Weisheit. Heute zerfällt mir alle Menschheit in zwei Parteien: pro- und antinazistisch, und alle Antinazis erscheinen mir als Freunde und Verbündete. Morgen wird das wieder anders aussehen.

Ein andermal sagte Frau Steiner, obschon sie sich eben zum Demokratismus bekannt hatte: «Glauben Sie nicht, dass an allem Bösen der Liberalismus schuld ist?» Ich erzählte ihr von meiner «Mops»-Theorie. (Man muss ihn züchten, er wird wieder modern.) Ich muss sie Genaueres über ihre Meinung aussagen lassen. Ich muss ihr erklären: *Liberal ist, wer sich zu dem Satz bekennt: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.* Ein Wissenschaftler, der dem nicht beipflichtet, ist kein Wissenschaftler.

Siebzehn Uhr

[...] Einen Augenblick bei Frau Steiner, die leider *nicht* in Kühbach zu tun hatte, so dass der Weg auf mich entfiel. Wir lernten ihren Mann kennen, den Verlagsbuchhändler, der jetzt Verwaltungsoffizier ist (nach mehreren Frontjahren). Gross, kräftig, wohlgenährt, blond, etwa vierzig. Seine Meinung: Der Krieg sei in vierzehn Tagen zu Ende. Fräulein Häberl beschwerte sich erbittert über das rüde Treiben, die Zerstörungswut der bei ihr einquartierten HJ. In der Tat macht deren Mehrzahl einen verbotenen Eindruck. Gassenjungen und Kinder, proletenhafte Kinder in Uniform, mit dem kurzen Gewehr spielend. So sehe ich sie in Gruppen in den Gärten herumliegen, so höre ich sie im Wald knallen – eine Kugel sei ihm an der Nase vorbeigepiffen, klagt der *tailleur* –, so sah ich sie eben in Masse vor der Scheune am Gasthaus. Beim nahrhaften Flamensbeck-Dinner erzählte die schöne Ansbacherin, deren Mann HJ-Dresseur ist, nach fünf Jahren Frontdienst, der im Frieden bis zu den ersten Semestern der Nationalökonomie gekommen war, es seitdem zu Frau und Kind und zum Unteroffiziersrang gebracht hat, und der nun vor dunkelster Zukunft steht – potenzierteste Wiederholung der Zustände von 1918! –, die Augsburgerin also erzählte *sub sigillo*: Von Partei wegen gebe man den Krieg verloren; das Gros der Hitlerjungen solle sehen, sich Zivil zu verschaffen und sich auf eigene Faust nach Hause

durchzuschlagen; nur ein Bataillon von Freiwilligen, die schon im Fronteinsatz waren, solle beisammenbleiben. Auf sie, habe es in einer Ansprache geheissen, setze man Zukunftshoffnungen; denn Russland und USA würden bald in Zwist geraten, und dann werde die NSDAP auferstehen! – [...]

27. April, Freitag, vierzehn Uhr

Gestern gegen Abend im Wald von irgendwoher Schüsse der verwilderten HJ, die Kugel klatschte in einen Baum am Wege. Ein Soldat brüllte: «Aufhören, ihr saublöden Hunde!», aber das Schiessen ging weiter. So hätte man für Führer und Volk den Heldentod sterben können. Entrüstung im Dorf über diese Kindersoldateska allgemein.

[...]

Der alte Tyroller fragte mich schon zweimal, was werde, wenn Russen und Amerikaner sich in Berlin begegneten? Beidemale klang aus seiner Stimme die Erwartung, Russen und USA-Leute würden sofort übereinander herfallen und sich blutig bekämpfen. Zu solcher Verwirrung hat es Goebbels gebracht.

Heute Vormittag in «unserm» Wald, an unserm liegenden Baumstamm grosses Militärleben, zugleich modern und landsknechtthaft. Fahrertruppen hatten im Freien biwakiert, da unser Dorf gestopft voll ist. Erst eine Wagengruppe, schwere Autos, wohl fünfzehn bis zwanzig, unter die Bäume geschoben, ganz mit jungen Tannen über die Planen belegt, an den Seiten umstellt. Ihre Mannschaft sitzend und liegend, kochend, essend, Toilette machend; Tornister, Rucksäcke, hohe Stiefel an den Bäumen lehrend. Danach Pferdewagen, die Pferde, schwarze, braune, weisse verschiedener Grösse, an improvisierte Barren gestellt, zumeist beim Fressen. Diese ganz ungewohnte, kaum noch für existent gehaltene Pferdeansammlung zwischen den hohen Kiefernstämmen! Die lagernde Truppe dazwischen! Wahrhaftig ein Gemälde aus dem Dreissigjährigen Krieg. Aber in zwanzig Schritt Entfernung die Camions, und über alledem das ewige Surren der suchenden Flieger. Und dazu das Schiessen der Batterien, das Knattern der

MGs. Wir sprachen mit einigen Leuten, niemand wusste Genaues, jeder nur Gerüchte, alle glaubten an und hofften auf das nahe Kriegsende. – [...]

28. *April, Sonnabend Nachmittag*

[...]

Wir sassen am späteren Nachmittag gestern am Waldrand, drohendes Gewitter – man wusste nie, grollt Donner oder Artillerie, beides wechselte ab –, dazu Magenschmerzen Evas liessen uns nicht weitergehen, erste Tropfen und wieder die unverantwortliche HJ-Schiesserei trieben uns zeitig heim. Vorher beim Kaffee hatte ich einen durchaus netten HJ-Führer kennengelernt, verwundeter Fallschirmer, vor drei Jahren freiwillig eingetreten, jetzt Hauptfeldwebel, Hamburger mit Obersekundareife, sehr kriegsmüde und vernünftig. Wir plauderten gerade zusammen, er hatte mir eine Zigarre geschenkt, da traten mit der verdonnerten Gruberin ungeheuer schnoddrig, überheblich Landsknechte, zwei SS-Leute in Lederjacksen, wahrscheinlich Offiziere, ein, forderten schroff Quartier, bedrohten mit Hinauswurf, was sich ihnen etwa entgegenstelle. Draussen in der Küche beklagten sich nachher die Bäuerin und der junge Feldwebel gleich bitter über die Unverschämtheit, die Prepotenza der SS. Als wir vom Wald zurückkamen, sahen wir ein Auto mit dem verhassten SS-Zeichen im Schuppen stehen. [...]

Wir assen in der Küche bei einer in eine Bierflasche gesteckten Kerze. Zwei SS-Leute, so harmlos anständig wie ihre Kameraden am Nachmitag unanständig gewesen, Funktruppler, brachten einen Empfangsapparat herein, und so konnten wir den Heeresbericht genau hören. Ingolstadt war gefallen (und Siemensstadt bei Berlin!), man müsste also in allernächster Zeit mit dem Hier-Erscheinen der Amerikaner rechnen. Auch sollten die HJ und manche andere Formation noch an diesem Abend den Ort verlassen. (Auch hat – unglaublichste Sache, aber buchstäblich wahre! – der Bürgermeister das über dem Wappen im Giebel des Amtshauses angebrachte Hakenkreuz entfernen lassen!) – [...]

29. April, Sonntag morgens

Allgemeine Tedeum-laudamus-Stimmung. Ich schlief angekleidet, es war nicht nötig. Nur aus weitester Entfernung, näher an München als an Aichach, hörte man noch Kanonenschüsse. Für hier ist der Krieg fraglos vorüber.

Die Gruberin sagte: «Uns haben's belogen, moanens, dass nun besser kimmt?» Und: «Der Franzos wird a Freud haben!» [...]

Vierzehn Uhr

[...] Der alte Tyroller, gestern noch angstvoll das Epp-Gerücht widerrufend und: «Es ist SS hier!», spuckt heute seinen Hass gegen die Partei und gegen die *ff* aus. In einem Dorf an der Donau hat ein Bauer eine Panzerfaust aus seinem Haus fortgeschafft und in die Donau geworfen. Bürgermeister und Ortsbauernführer sind für ihn eingetreten. Alle drei, weil sie die Interessen des Vaterlands verraten haben, hat die *ff* aufgehängt... Und wie sie gegen die Religion vorgegangen sind! Und die Hitlerjugend ... Gegen die Bolschewisten waren sie und selber bolschewistisch! ...» Die Gastwirtin Frau Wagner strahlend ... Bei Steiner, bei Flamensbecks gleiche Stimmung. Der alte Flamensbeck leidenschaftlich: Sie seien «zu radikal» gewesen, sie seien vom Programm abgewichen, sie hätten die Religion nicht geschont...[...]

Neunzehn Uhr, Küche

Zwischen Sturmstößen und Regengüssen Aufhellungen bei gewitterblauem Himmel; der Eingang in das Halsbacher Waldstück, Fahrweg unter hohen Stämmen auf die helle Wiese mündend, noch theatralischer als sonst. Hier kommt uns am Spätnachmittag tastend, zögernd, misstrauisch eine Gruppe von drei jungen deutschen Soldaten, alle in Fliegerdeckungs-Umhängen, ohne Gewehr entgegen. Einer hat eine Landkarte, alle drei haben gute Gesichter, fraglos aus guter Familie, vielleicht Studenten. Sie sind aus Ingolstadt noch gerade hinausgekommen, sie möchten in der Richtung auf Landsberg durch, sie möchten nicht gefangen werden. Ob «der Amerikaner» im Dorf sei. Nein – aber in Kühbach, wohl auch in Aichach ... Sie sollten doch sehen, sich Zivil zu verschaffen, der

Krieg sei ja doch fast zu Ende. «Wir haben es überall versucht, überall umsonst.» – «Wir», sagt Eva, «besitzen nur noch, was wir am Leibe haben, wir können Ihnen nicht helfen.» Wir verweisen sie an den Ortsbauernführer, aber er werde Angst haben.

Die geduckten und hilflosen drei Soldaten waren wie eine Allegorie des verlorenen Krieges. Und so leidenschaftlich wir den Verlust des Krieges ersehnt haben, und so notwendig dieser Verlust für Deutschland ist (und wahrhaftig für die Menschheit) – die Jungen taten uns doch leid.

An den Biwakstellen im Wald hatten wir vormittags Stapel geschlagenen Brennholzes gesehen; wir wollten es jetzt sammeln, aber andere waren schon vor uns dagewesen, und wir fanden nur noch Reste. [...] Hier traf ich eben den *tailleur*; er und seine Leute werden schon morgen abtransportiert. Er tröstet uns: *Aussi pour vous la guerre sera bientôt finie*. Er sagt, es seien einige amerikanische Soldaten und un *lieutenant français* im Dorf.

30. April, Montag, zehn Uhr

Der Franzose verabschiedete sich gestern Abend noch herzlich von uns. Es fehlt an Licht, es war (und ist) bitter kalt, wir krochen bald ins Bett. Absolut stille Nacht, absolute Stille auch heute; es scheint, als sei München schon gefallen, denn sonst müssten wir von dorther Geschütz hören. Aber wir wissen gar nichts; seit dem Gewitter neulich fehlt der Strom und mit ihm nicht nur das Licht, sondern auch das Radio. Amerikaner haben wir noch nicht zu Gesicht bekommen, weder Panzer, noch Menschen, noch Verordnungen; nur sagte uns gestern der *tailleur*, nach neun Uhr abends dürfe man die Strasse nicht mehr betreten. Ich denke, mittags beim *Flamensbeck* oder nachher beim Pfarrer – ich hoffe, er hilft mir mit Lektüre und einem bisschen Schreibpapier aus – wird etwas zu erfahren sein.

In uns ist immer wieder ein grosses Erleichterungs- und Dankgefühl (Dank gegen wen?), dies Ungeheure, all diese mehr als romantische Gefahr nun wirklich überlebt zu haben. Das wallt immer wieder in uns auf, aber darüber legt sich natürlich von Stunde

zu Stunde mehr all das guaio – für minder hart Getroffene wäre es schon ein richtiges Unglück, und auch wir Hartgesottenen sind schliesslich nicht nur hartgesotten, sondern auch abgekämpft und, buchstäblich, abgerissen – all das Elend unserer Situation: die Enge, die Primitivität, der Schmutz, die Zerfettheit der Kleidung, des Schuhwerks, der Mangel an allem und jedem (wie Schnürsenkel, Messer, Verbandstoff, Desinfektionsmittel, Getränk...).

1. *Mai, Dienstag*

Wir sind Nutzniesser der Schweineschlachtungen, die aus Angst vor dem Feind erfolgen. Erst bei Agnes, dann (seit Tagen) bei Flamensbeck und gestern im Gasthaus. Es ist niedrig, dass ich jedes Essen einzeln erwähne, aber mein Zeitbild wäre verlogen, wenn ich es nicht täte. Und was Eva anlangt, so ist es mir um jede Kalorie zu tun, die ihr zugeführt wird. Bei Wagners also ist jetzt Raum geworden, wir durften wieder einen Abend bei ihnen essen, und das ging sehr freundschaftlich in ihrem geheizten Privatstübchen neben der grossen Gaststube vor sich. Der Wirt war gesprächig, erzählte, dass er fünfzehn Jahre lang in Aichach beim Stiegelbräu Hausmeister gewesen, erzählte mit Stolz, dass er niemals in der Partei, dass er katholischer Geselle gewesen, und wie er mit der SA gerauft und sich Respekt verschafft habe. Wieweit wird nun der Mantel nach dem Wind gedreht, wieweit darf man trauen? Jetzt ist jeder hier *immer* Feind der Partei gewesen. Aber wenn sie es wirklich *immer* gewesen wären ... Echt scheint der aufgespeicherte Hass gegen die *ff* zu sein, echt ist wohl auch, dass man Tyrannie und Krieg längst satt hatte ... [...]

2. *Mai, Mittwoch morgens*

Schauerhafte Kälte, Schnee auf Feldern und Dächern, weiteres Schneien. Dies und der ständig fehlende Strom machen das Leben mehr als ungemütlich. Dennoch dominiert das Gefühl des Gerettetseins.

[...]

Nach dem Essen, während Eva schlief, wanderte ich auf Einkauf nach Kühbach. [...] Auf dem Kirchplatz war eine Behelfs- oder Reparaturkolonne der Amerikaner postiert: Ein Camion mit Hebekran, einer mit Radreifen etc., kleinere Wagen, auf einem, hoch aufgebockt, mit tief herabhängendem Ladestreifen ein lang- und dünnhalsiges MG. An einer Hausmauer stand ein Schleifapparat oder eine Drehbank; schwarze, genauer: braune Negersoldaten in undefinierbar grau-grün erdfarbenen Jacken und Hosen, alle den Stahlhelm auf den Kopf gestülpt, hantierten und wimmelten – Dorfkinder standen dicht dabei und dazwischen. Später sah ich auch einzelne blonde Soldaten, in dunklen Lederjacken, Revolver umgeschlallt, Gewehr (anderes als das deutsche, Lauf ohne Holzumkleidung) am Riemen über die Schulter gehängt. Alle Läden waren geschlossen, es war freilich noch nicht ganz fünfzehn Uhr. Ich ging in eine Seitenstrasse, eine junge blonde Frau, bestimmt keine Bäuerin, wahrscheinlich Münchnerin, gab mir Auskunft. Ich solle bis drei Uhr warten, aber voraussichtlich würde nicht geöffnet. Die Besatzung habe am ersten Tage alles aus den Läden geholt, aber sonst sei sie durchaus anständig. «Die Schwarzen auch?» Geradezu beglücktes Aufstrahlen. «Dö san noch freundlicher als die andern», da sei gar nichts zu fürchten ... Ob sie etwas von der Situation wisse? – München sei schon gestern Abend (also am 30.4.) gefallen.

Ich ging auf den Hauptplatz zurück, sprach zwei alte Damen (mehr Damen als Frauen) um Auskunft an. Wieder, nur verstärkt, die gleiche Auskunft über die Besatzung, genau das gleiche Aufstrahlen über die Neger als die ganz besonders gutartigen Feinde. (Es fielen mir alle schwarzen Kinderfrauen, Polizisten und Chauffeure unseres Lebens ein.) Und was man von der Grausamkeit dieser Feinde gesagt habe, das seien alles nur «Sprüch» gewesen, das war nur «Hetz». Welche Volksaufklärung! Die beiden wussten auch Genaues über München, so Genaues, dass es mir heute noch unglaublich scheint. Es gebe ja auch in Kühbach keinen Strom und also kein Radio, aber die Amerikaner hätten es erzählt und

auf der Karte gezeigt: Von sechs Seiten sei man auf München zumarschiert, und die Russen («von Wien her») seien noch früher drin gewesen als die Amerikaner. Aber man höre doch noch immer Geschützfeuer von dorthen, warf ich ein. «Das würde wohl noch eine ganze Weile so gehen, denn in allen Winkeln verteidige sich noch SS.» – Ob es wahr sei, dass zwischen Armee und SS gekämpft werde. Die Auskunft war nicht klar. Die eine alte Dame sagte, «der Ritter von Epp» habe zum Kampf aufgefordert (Kampf gegen wen?), die andere verbesserte sofort eindringlich: Nein! Er habe im Gegenteil dazu aufgefordert, die Ruhe und den Frieden (Bürgerfrieden) zu bewahren, es würde, sobald möglich, aus einer Volkswahl eine neue Regierung gebildet werden. (Soviel ich weiss, ist Epp Statthalter, bayrischer Mutschmann, oder eben nicht Mutschmann.)

Die Läden im Ort seien für etwa eine Woche geschlossen, ich solle aber einmal hintenherum mein Heil probieren, «über den Hof, am Misthaufen vorbei, kommen's zum Lechner». Dort traf ich eine freundliche Person, die mir sogleich ein rundes Sechspfundbrot brachte. Es koste 90 Pf. Ich reichte ihr Geld und Marken, sie wies die Marken zurück, sie seien wertlos. [...]

3. Mai, Donnerstag Vormittag

Nach dem Kaffee gestern der Weg zum Schuster. Bis Haslangkreit wie vorgestern, dann einen seitlichen Feld- und Umweg nach Paar. Solange hatten wir Sturmgewölk hinter uns gehabt, nun kamen wir in ein Regen- und Schneetreiben, das nicht mehr aufhörte, so dass noch heute unser ganzes Zeug total durchnässt ist. [...]

Auf der letzten Wegstrecke überholte uns zu Rad, die braunen Strümpfe bis in die Kniekehlen dunkel vor Nässe, Frau Steiner. Sie war sehr deprimiert: Ihr Mann hatte sich als Offizier tags zuvor den Amerikanern gestellt und war nicht zurückgekommen; sie hatte jetzt auf der Kommandantur in Aichach erfahren, dass er mit andern Gefangenen schon abtransportiert sei, wahrscheinlich nach Frankreich.

Ich tröstetet, es werde nicht für lange dauern. Darauf sie: *Doch*, vielleicht fange es jetzt erst recht an, in Aichach solle ein Amerikaner gesagt haben, sie bekämen jetzt Krieg mit Russland. Ich redete dringlich auf Frau Steiner ein, sie solle sich doch nicht auch dumm machen lassen durch die verlogene Goebbelspropaganda. Eva sagte: Wenn wir es noch lange hörten, glaubten wir es selber. Heute früh das erste Wort der Gruberin: «Die Russen sollen den Amerikanern Krieg erklärt haben!» – Ich betete wieder meinen Spruch her: So dumm seien die Feinde nicht, *erst* brächten sie ihre Beute in Sicherheit und nachher würden sie ihre Zwistigkeiten nicht durch kostspieligen Krieg, sondern Kuhhandel lösen. Aber ein bisschen vor dem «Schliesslich glauben wir's selber noch» hatte doch Gültigkeit. [...]

Vierzehn Uhr

Eva hat mein Tagebuch nachgelesen und moniert, der eigentliche Höhepunkt am 28.4. sei von mir nicht genügend betont worden. Sie meint den Moment, wo wir am Vormittag lesend in unserer Dachkammer sassen. Plötzlich ging das schon gewohnte Geschützfeuer in ganz nahes Krachen und in das Knallen einzelner Schüsse über, Eva hörte auch das Pfeifen einer Kugel – offenbar wurde nun an unserem Waldrand, vor unserem Dorf, unserer Ecke gekämpft. Wir eilten hinunter, das Haus stand leer, man war schon im Bunker, man hatte uns vergessen. Wir standen und sassen eine ganze Weile in eine Küchenecke gedrückt, die uns die sicherste schien. Allmählich liess das Schiessen nach und wuchs der Mut. Wir wollten zum Asambunker hinüber – neues Schiessen liess uns an der Aussenseite des Asambunkers Deckung suchen; erst eine lange Weile später wagten wir die restlichen paar Schritte zum Bunker. Diese paar Schritte Durchgang zwischen den Hofgebäuden führten freilich auch geradewegs feindwärts, denn man sah auf die Wiese und über sie hinweg auf den Waldrand, aus dem die Amerikaner kommen mussten. Danach sassen wir dann im Bunker, manchmal steckte ich den Kopf heraus, ohne etwas zu entdecken, die Bauersfrau holte Essen für ihre Leute, *wir* hungerten, und so gegen zwei Uhr trauten wir uns wieder heim und machten

uns einen Kaffee. Das Dorf war über-, genauer: umrollt worden, nur am Rand «unseres» Waldstreifens hatte eine kleine, letzte Soldatengruppe noch ein paar Minuten Widerstand geleistet, bevor auch sie geflüchtet war. Der Krieg lag hinter uns, während wir ihn noch vor uns glaubten.

Beim Mittagessen sagte uns Asam, und danach wiederholte es mit grosser Bestimmtheit der düstere Staringer, unser vis-à-vis hier, der Evas Schuh nagelte – aber nun klafft auch der meine! –, Hitler sei tot, dies sei, ohne nähere Angabe, durchs Radio gekommen (durch welches?). Asam aber erzählte auch, hinzufügend, er selber glaube es nicht, Offiziere hätten noch gestern mit festester Überzeugung versichert, in vierzehn Tagen komme die «Wende», sie gehe vom Obersalzberg aus und geschehe durch «*die neue Waffe*». Das ist nicht auszurotten, und das findet immer noch Gläubige. Die Propaganda ist eben eine zu grosse und wirklich eine Massensuggestion gewesen. [...]

4. *Mai, Freitag morgens, Haus 11, Tyroller – Gruber* Mit der Gruberin gab es gestern Zwist, der sich heute heftig fortsetzte und wohl noch heute zum Wohnungswechsel führt. [...] Wir mussten wieder zu Flamensbeck unsere Zuflucht nehmen. Er sah sich nach neuem Quartier für uns um, gab uns ein reichliches Abendessen. [...]

Bei Flamensbecks, die leider, leider kein Zimmer haben, in dem wir wohnen könnten, sind wir nicht nur schlaraffen-beköstigt und in gut geheizter Stube gewärmt – heute wieder ganz bereifter Boden! –, sondern dort ist es auch immer am interessantesten. Das Schild «Ortsbauernführer» ist verschwunden, dennoch finden sich immer wieder Leute ein, die Flamensbeck beköstigt und in seinem Stall über Nacht aufnimmt. Jeder bekommt eine Suppe oder ein Stück Fleisch oder Wurst, jeder schneidet sich nach seinem Belieben vom runden Brot herunter, das mit dem Messer auf dem Tisch liegt. «Es ist», sagt Eva, «als ob die Menschen seine Güte riechen.» [...]

Gestern Abend also wieder von Flamensbecks zwei waffenlose,

aber uniformierte Soldaten aufgenommen, mit denen wir uns lange unterhielten. Beide Anfang der Zwanzig, seit mehreren Jahren beim Heer, der eine in kaufmännischer Stellung, der andere – älter, bebrillt, gesprächiger, der Führende, ich hielt ihn für einen Volksschullehrer – stud. jur. im ersten Semester, danach aber, vor fünf Jahren, Soldat. Beide Sudetendeutsche, seit Dillingen von ihrer aufgelösten Truppe fort, bestrebt, über Ingolstadt, Regensburg die Heimat zu erreichen. Sie seien mehrmals an Amerikanern vorbeigekommen, zuletzt an etlichen, die auf einer Draisine das Gleis entlangfuhren, bisher unbelästigt. Sie hätten gestern ein Radio gehört, *alles*, auch Berlin, habe kapituliert, und Hitler sei tot. Der Student erklärte: «Wer mir so etwas noch vor vier Wochen gesagt hätte, den hätt' ich niedergeschossen – aber jetzt glaub' ich nichts mehr...» Man habe zu viel gewollt, man habe übertrieben, man habe Grausamkeiten verübt, wie man in Polen und Russland mit den Menschen umgegangen sei, unmenschlich! «Aber der Führer hat davon wohl nichts gewusst», der Führer sei schuldlos, man sage ja, Himmler habe regiert. (Immer noch der Glaube an Hitler, es ist fraglos ein religiöser Einfluss von ihm ausgegangen.) An die «Wende» und an den nahen Krieg zwischen USA und Russland glaubten die beiden nicht mehr so recht, aber ein klein bisschen doch. Der noch immer kämpfenden SS waren sie feindlich. «Zum Schluss hauen die in Zivil ab und kommen davon.» [...]

5. Mai, Samstag Vormittag, Amtshaus

Das Amtshaus liegt, genau entgegengesetzt zu unserer vorigen Bleibe, ganz am Südende des Dorfes, durch das Oberfenster der südlichen Haustür sieht man den weissen Streifen der Strasse nach Radersdorf, zwischen Wiesenland eingeschnitten, die Anhöhe hinauf ins Leere, ins unbegrenzt Unbestimmte laufen, entfernt zu Seiten der Wiesen- und Ackerebene steht der Wald. [...]

Genau über unserem Fenster war draussen das Hakenkreuz angebracht – es *war* –, auf dem Keilkissen der Waffen-SS habe ich

geschlafen, *ich*, und in unserem Ofen brannte das Hitlerbild; es ist, trotz aller momentanen Schwierigkeiten und guai (zu denen Kälte, Regen und aufgeweichte Strassen sehr vieles beitragen), eine Freude zu leben.

[...]

Unser Auszug erregte Aufsehen im Dorf und zeigte uns, wie viele Leute uns hier schon kannten und mit uns sympathisierten: Wir wurden wiederholt angerufen und befragt. U.a. interpellierte uns dicht vor dem Heim eine junge Frau in reinem Berlinisch, ob wir denn schon abreisten. Ich sagte: Wir täten es gern, aber soweit seien wir noch nicht. Darüber kamen wir ins Gespräch.

Die Frau aus Berlin N, über Schlesien eine Woche vor uns hier gelandet, erzählte, sie habe «von einem Feldwebel gehört, Fritz-sche als Gefangener der Russen habe im Radio mitgeteilt»: Hitler und Goebbels hätten sich erschossen, die Russen seien den Berlinern beim Löschen der Brände behilflich, der Krieg sei völlig zu Ende. (Pfarrer Moll rechnet sogar damit, dass schon in vierzehn Tagen der Eisenbahnverkehr wieder in Gang und so unsere Heimkehr möglich sein werde!) Aber Authentisches war nicht zu erfahren, seit Sonnabend, dem 28. 4., also seit einer Woche, sind wir stromlos und damit abgeschnitten. Als Neuestes hatte der junge Asam beim Abendbrot ein «Nachrichten» überschriebenes Zeitungsblatt vom 28. 4., also auch eine Woche alt, mitgebracht, das eine amerikanische Armee in deutscher Sprache für ihren besetzten Gebietsstreifen herausgibt, und das aus Aichach hierherge-
langt war. Das Blatt berichtete von dem «historischen Zusammen-
treffen» der amerikanischen und russischen Truppen in Torgau –
nun sei das Reich in zwei Teile zerrissen – von dem Händeschüt-
teln zwischen amerikanischen und russischen Kommandanten.
Diese Shakehands standen in schroffem Kontrast zu den Kriegs-
hoffnungen Goebbelsschen Erbes, sie erinnerten freilich auch an
das Händeschütteln deutscher und russischer Offiziere 1939 in
Polen. [...]

Die Frau aus Berlin wurde mir wichtiger als durch die weiterge-

gebenen Gerüchte durch dieses: Sie erzählte, ihr Bruder habe zehn Jahre im KZ gesessen und sie selber acht Wochen, sie erzählte das *stolz*. Mit dem gleichen Stolz und mit Erbitterung zugleich sagte Frau Steiner, die wir trafen – sie wollte zu Rad drei Stunden weit durch das Greuelwetter nach Neuburg, um Auskunft über ihren Mann zu erhalten, nachdem ihre Fahrt nach Aichach ergebnislos geblieben –, sie rühmte sich also, wie oft ihr Mann, der am «Geraden Weg» Redakteur gewesen, «unter Gerlich, dem schärfsten Gegner der Nationalsozialisten, den sie in Dachau totgeschlagen haben» (feststellen: Wer ist Gerlich?!), wie oft er, wie oft sie beide Juden geholfen, Leute aufgenommen, verborgen, befördert hatten, die ohne Papiere waren – «und nun soll *er* leiden, und in Aichach laufen die ärgsten Nazis noch frei herum! Die Amerikaner sind bestimmt in vielen Fällen sehr falsch berichtet!» Ich möchte in die gleiche Rubrik stellen, dass sich der Wagnerwirt neulich seiner Hausknechtproouesses gegen die SA rühmte, und das masslose Schimpfen einer einfachen Frau, die bei ihm einquartiert ist, und manche offene Bemerkung des jungen Asam, und manche versteckte des alten Flamensbeck. Und ich selber: Ich habe der Frau Steiner gesagt, vielleicht könnte ich ihr einmal behilflich sein, mein Name sei angesehen, und mich hätten die Nazis aus dem Amt gejagt. Und ähnliches habe ich sogar dem Flamensbeck gesagt, und er hat sich daraufhin meinen Namen sorglich notiert.

So kommt jetzt alles triumphaliter ans Licht, was bis zum 28.4. hier angstvollst verborgen wurde (beachte den Widerruf des Bauern Tyroller, die Gerüchte seien falsch und SS sei im Dorf), so will aber auch niemand Nazi gewesen sein von denen, die es fraglos gewesen sind. – Wo ist die Wahrheit, wie lässt sie sich auch nur annähernd finden?

Und immer rätselhafter, trotz Versailles, Arbeitslosigkeit und eingewurzeltem Antisemitismus, immer rätselhafter wird mir, wie sich die Hitlerei durchsetzen konnte. Hier tut man jetzt manchmal so, z.B. bei Flamensbeck, als sei Hitlerei im Wesentlichen eine preußisch-militaristische-unkatholische-unbayrische Sache gewe-

sen. Aber München war doch ihr «Traditionsgau». Und wie hat diese Sache das skeptische und sozialistische Berlin gewinnen und behaupten können? (In puncto Religion sagt Flamensbeck, das Programm habe die Religion respektiert, *soweit* sie nicht ins Politische übergreife, und er habe dies tückische «*soweit*» anfangs nicht in seiner Tücke erfasst, aber Fräulein Häberl erklärt doch, Flamensbeck sei lange Zeit ein «fanatischer» Nationalsozialist gewesen.)

Um unsern Ofen zu speisen, berserkere ich mit Wonne auf dem Bodenraum: Wertvolle Rahmenhölzer müssen daran glauben. Hätten wir nur ein Beil oder eine Säge. Ich entdecke eine schwere Anschlagtafel des «Stürmers». Welch ein Entzücken wäre es mir, sie zu verbrennen!

[...]

Im Augenblick schwelgen wir in Fleisch und Fett und jeglichem Nahrungsüberschuss; nur die Milch fehlt, und das ist ein böses Memento. Da die Karten ausser Kurs sind, eine neue Ordnung und Gewalt noch nicht durchgreift, so können wir in kürzester Zeit in Not kommen. Aber aufsparen hätte gar keinen Zweck; wir müssen jede Chance, zu neuen Kräften zu kommen, mitnehmen und jeden Tag als ein für sich Bestehendes betrachten. Natürlich besprechen wir oft, ob und wann und wie und wohin wir von hier fortkommen werden. Aber alles ist absolut dunkel. Nur dies beides nicht, dass wir keine Gestapo und keine Bombe mehr zu fürchten haben, und dies «nur» ist doch so viel, dass wir eigentlich katholisch werden müssten. –

6. Mai, Sonntag nach Tisch, dreizehn Uhr

Bisher unangefochten hier. Kein Bürgermeister, kein Amerikaner – bisher. Beim Essen liehen uns Flamensbecks ein Beil: So kann ich Rahmenleisten für den Ofen zurechthacken. Aus zwei Stühlen – veredelte Bauernstühle, Holz mit Herzchen in der Rückenlehne und Gesässvertiefung in der Sitzfläche, stehen viele im Bodenraum – und aus zwei der strohgeflochtenen Kinderbahnen hat uns Eva ein Regal gemacht. Es ist nun bei angenehmer Temperatur ganz gemütlich hier oben. Nur das zerrissene Schuhwerk und die

Strümpfe wollen nicht recht trocknen. Draussen ist der Boden noch immer aufgeweicht, und der seit heute früh anhaltenden Regenstaupe ist bei anhaltendem Süd Sturm sehr zu misstrauen.

Das jüngste Gerücht – so etwas «soll» immer einer in irgendeinem Radio gehört haben Deutschland habe vor Eisenhower kapituliert, kämpfe aber gegen Russland weiter; Goebbels habe sich und seine Familie erschossen, Hitler sei verschwunden.

[...]

8. *Mai, Dienstag* [...]

Das Licht fehlt nun schon den elften Tag (es ist wohl am 28.4. doch nicht einem Gewitter, sondern dem Kampf erlegen, die Schwestern Steiner-Haberl erzählen von ihrer Radfahrt nach Neuburg, es hingen überall zerrissene Drähte), und mit dem Licht fehlen das Radio und alle Nachrichten.

Daran knüpfen sich die schwersten unserer gegenwärtigen Beunruhigungen und *guai*. Vor allem die Frage: Wie und wann werden wir von hier fort und nach Dresden können? Wie kommen wir überhaupt nur nach Aichach, und was finden wir dort vor? Um wirkliche Hilfe zu erfahren, müsste ich mich als Jude dekuvirieren. Das möchte ich aber erst dann tun, wenn ich aus der hiesigen Umgebung mit Bestimmtheit und sogleich fortkomme. Was ich hier andeute, erwägen wir immer wieder von allen Seiten, es ist ein schwieriges Thema mit vielem Für und Wider. Und es ist gar nicht zu lösen, solange uns alle Nachrichten fehlen ... Aus weiter Ferne hört man immer noch von Zeit zu Zeit Geschützfeuer, Verbände und Aufklärer überfliegen uns beinahe stündlich, es heisst – «es heisst», Gerücht über Gerücht –, im Gebirge kämpften noch Einzelgruppen. Im Wald begegnen wir immer wieder Heimkehrern, meist in Zivil, immer mit ihrem Gepäck unverkennbar. «Der Amerikaner» tut ihnen nichts. Die Armee versickert. Ich frage mich, ob ich von diesen Heimkehrern, einzelnen, auf das ganze Millionenheer schliessen kann. Aber wie viele Schiffe führen im

Frieden über den Ozean, und wie wenigen und vereinzelt begegneten wir auf unsern grossen Fahrten. Deutschland ist wie der Ozean ... Wir sprechen mit den Heimkehrern; sie wissen alle auch nichts anderes als Gerüchte. Der Krieg zwischen USA und Russland spielt darin immer noch seine Rolle. Gestern sprach ich zwei, die sagten: «Der Amerikaner schon – aber wie wird es mit dem Russen sein? Wir sind bei Breslau zu Haus.» Ich: Er tue dem gemeinen Mann nichts. Nur den Offizieren und der SS. Pause, dann mit (verlegenem?) Lachen: «Von der SS sind wir nicht.»

[...]

Evas Gesundheit ist nach wie vor wenig befriedigend, ihre Magerkeit erschreckend. Besondere Quälerei für sie: der Tabakmangel. Jetzt, nach dem Abzug der Soldaten, finden sich nicht einmal mehr Stummel auf den Strassen.

Mein besonderes guaio: der durchaus nicht heilende Daumen, das ganz zerrissene, feuchte, drückende Schuhwerk, das schwere Wasserschleppen.

Nun die Lebensgefahr vorüber, haben wir die kleinen, aber summierten Leiden unseres Zustandes reichlich satt und finden in seiner Romantik keine Entschädigung mehr. Aber das Gefühl der Dankbarkeit ist doch immerfort vorhanden, und viele Stunden des Tages sind immer wieder genussreich. Bukolische Stunden sozusagen. Dazu auch «volksnahe» und also lehrreiche.

[...]

9. *Mai, Mittwoch Vormittag*

[...]

Das Licht und mit ihm das Radio werden stündlich erwartet. Bisher vergeblich. Der «Heckenstaller», der Mühlenbesitzer hier, hat eigenen Strom. Von ihm wurde gestern als bestimmte Radio-Nachricht ausgegeben: Am gestrigen Tage, 8.5. um drei Uhr früh, sei die absolute Kapitulation mit Auslieferung aller U- und «Kleinst-U-Boote» unterzeichnet worden, deutscherseits von Admiral Dönitz. «Aber das mit den Russen stimmte nicht, davon ist

nichts gesagt worden», setzte Asam hinzu. Ein klein wenig hatte also doch auch er an diesen USA:/: Sowjet-Krieg geglaubt.

Die vielen Flieger des gestrigen Tages, die in Gruppen zu drei tief und langsam vorüberzogen, sollen Transporter gewesen sein. Subjektiv, von uns aus, ist das Charakteristische an ihnen, dass wir keine Deckung mehr aufsuchen, keine Furcht mehr haben und doch bei jedem Flugzeug der vergangenen Furcht gedenken.

[...]

10. Mai, Donnerstag Vormittag

[...]

Den heutigen Tag begann ich mit reichlichem Holzhacken. Flamensbeck hat das Beil geliehen, und im Bodenraum lagen viele Dachsparren herum. Es steht da auch noch eine riesige, schwere Anschlagtafel, genauer: ein Anschlagkasten des «Stürmers» – «Die Juden sind unser Unglück!» Ich möchte ihn gar zu gern zerhacken (Polyeucte!), aber ich fürchte, dazu reicht meine Kraft nicht aus.

11. Mai, Freitag morgens

Gestern bis gegen sechzehn Uhr im Wesentlichen zu Haus. [...] Danach der erfolgloseste Weg nach Kühbach. [...] Der Abend brachte dann aber einigen Trost, d.h. eine gewisse Aufhellung oder beginnende Entwirrung der Lage. 1) das Milchauto verkehrt seit heute früh wieder, so dass also der Hinweg nach Aichach gefahren werden kann. (Vorderhand gibt es aber nur erst Milch für die Kinder, und wir müssen also aus unsern Konservenbüchsen weiterleben.) 2) Das Licht war unvermutet wieder da, während wir unsern Schlusskaffee beim Wagner tranken. Licht: Das bedeutet zugleich Radio. (Wieso eigentlich? Immer schäme ich mich meiner physikalischen Ignoranz, jedes Kind ist mir überlegen. Was heisst Bildung?) Wir werden also heute im Schulhaus Nachrichten hören können. Wir wollen nun einige Orientation und weitere Klärung, dazu ein bisschen besseres Befinden Evas abwarten und etwa Montag zusammen nach Aichach reisen.

Die beiden dringendsten guai ausser Evas Rauchzeug sind jetzt mein Schuhzeug und der zu Ende gehende Kaffee.

Das Volk ist absolut geschichtslos, in jeder Hinsicht. Abends kam eine Frau zum Flamensbeck, ihre Kindermilchkarte anmelden, jung, nicht unintelligent. Sie schien Münchnerin, war zu Rad einen Tag in München gewesen. Es hat dort offenbar Unbotmässigkeiten der slawischen Gefangenen gegeben, die auch hier faul, lästig und herrenhaft auftreten, und offenbar hat die amerikanische Kommandantur für Ordnung gesorgt. Die Frau erzählte mit Überzeugung, und Flamensbeck glaubte es fraglos, Amerika habe an Russland ein Ultimatum gestellt, sofort Ostdeutschland zu räumen. Ich fragte die Frau, ob sie etwas von Hitler und den anderen Grossen der NSDAP gehört habe; *nein*, danach zu fragen hatte sie gar keine Zeit gehabt, anders ausgedrückt: Das interessierte sie nicht mehr. Das 3. Reich ist schon so gut wie vergessen, jeder ist sein Feind gewesen, «immer» gewesen; und über die Zukunft macht man sich die unsinnigsten Vorstellungen. Und Patriotismus? Vorm Petershof beschwerten sich ein paar oberbayrische Flüchtlingsfrauen, *sie* hätten weniger Fleisch bekommen als die Bauern. Die Wirtin: «Lasst's mir die Bauern in Ruh», die Bauern hätten gearbeitet, seien die wichtigsten Leute usw. Die Frauen: «Gearbeitet haben *wir*, in den Rüstungswerken ...» Ich nickte heuchlerisch der Wirtin zu, aber recht hatten doch die Städterinnen. Den Bauern ging und geht es unvergleichlich besser als den andern. Ich glaube nicht an den besonderen Patriotismus, nur an den besonderen Egoismus der Bauern. [...]

13. Mai, Sonntag, fünfzehn Uhr

Als vorgestern das Licht wiederkam, hiess es noch, verdunkelt müsse weiter werden. Das wurde gestern widerrufen, und gestern, am 12. Mai 45 also, sahen wir das erstemal seit dem 1. September 39, seit bald sechs Jahren, beleuchtete Fenster. Nur wenige Fenster im Dorf, und doch sah der Ort gleich ganz anders aus. Es war ein grosser Eindruck.

Aber was hilft alle Bewusstheit der überstandenen Not – du darfst beleuchten, du darfst seelenruhig der unaufhörlichen Fliegerei zuschauen, du hast keine Gestapo zu fürchten, du hast wieder die gleichen – nein, wahrscheinlich mehr Rechte als deine Umgebung, was hilft das alles? Guai sind lästiger als Todesnähe, und die guai sind jetzt sehr gehäuft, und unsere Resistenzkraft und Geduld ist sehr erschüttert. Die furchtbare Hitze, dazu die grosse Mückenplage. Das mangelnde Getränk – jetzt ist auch dem Gasthaus der Kaffee ausgegangen. Der Mangel an Wäsche, die unsägliche Primitivität in allem, was zum Essen gehört: Teller, Schüssel, Tasse, Löffel, Messer, teils (oder meist) *ganz* fehlend, teils völlig unzulänglich. Auf die Dauer (und in der Hitze) die Qual des unzulänglichen Servierens bei Flamensbecks – wenn die Frau anrichtet, bekommen wir noch nicht einmal jedes einen Teller –, die Rohheit der Zubereitung – heute zum erstenmal widerstrebte mir der warme, quabblige, fast rohe Speck, die fade Brotsuppe peinigt mich schon seit Tagen. Eva ihrerseits leidet qualvoll unter dem Rauchmangel, sie kann auch nicht wie ich Wasser trinken. Ich weiss, alles das klingt komisch, man könnte auch sagen: unbeschneiden, nach allem, was wir vorher erduldet hatten; es ist nur Kalamität des Alltags. Aber als solches quält es eben ungemein. Wir warten sehnsüchtig auf das Fortkommen aus Unterbernbach.
[...]

15. *Mai, Dienstag, etwa vierzehn Uhr*

[...]

Früh, als ich frisch war, sagte ich zu Eva, ich hätte mehr als «zwei Rosse» im Stall, alle würden sie mir Freude machen, aber in dem Sattel irgendeines von ihnen käme ich nun gern zum Sitzen. Ich könnte: 1) eine Professur übernehmen, 2) ein Unterrichtsministerium, 3) eine Redaktion, 4) die Arbeit am Curriculum, 5) an der LTI, 6) am 18^{ième}, 7) an einer Weiterführung meiner modernen französischen Literaturgeschichte und Prosa bis 1940. Aber

eines von diesen sieben Rössern möchte ich wirklich reiten, solange mein Herz es noch zulässt. Und dazu Garten und Musikmöglichkeit für Eva und Rauchen und Alkohol für uns beide, und noch einmal die Freude des Autos! Wann wird das in Erfüllung gehen? Wenn man heiss und schwer mit Rucksack und Tasche voll Nudeln beladen heimkommt, und Eva klagt um die Zigarette und ich um das Getränk – dann bekommen alle sieben Rösser ein illusorisches und gespensterhaftes Aussehen. Noch geht keine Bahn, noch ist an Abtransport nicht zu denken, noch fehlt es an Kaffee, an Tabak, an Kleidung, an Bewegungsmöglichkeit, an Zeitungen, an Nachrichtenhalten und -empfangen.

Morgen ist unser 16. Mai. Wir werden ihn leichteren Herzens begehen können, als in den vergangenen Jahren, aber «feiern» können, ganz materialistisch mit Wein und Braten und echtem Kaffee und Tabak, feiern können wir ihn noch immer nicht.

Der grösste Eindruck der gestrigen Fahrt nach Aichach: Auf dem Hauptplatz, dicht am alten Tor, weht am Fahnenmast, der so hoch ist, wie es die nazistischen waren, so gross und stofffüppig wie das Hakenkreuzbanner, weiss und rot gestreift mit den goldenen Sternen auf blauer Gösch, das Banner der USA. [...]

Vor dem Strasser-Laden stand ein ziemlich grosser Menschenhaufen, meist ausländische Arbeiter, die als erste abtransportiert werden, vorderhand im Sammellager, dazwischen deutsche Bevölkerung. An der Schwelle ein Zivilist, wie ein bayrischer Hausknecht, mit weisser Ambinde: «Police». Er war aber ein waschechter bayrischer Hausknecht, und auf meine Frage, ob drin ein Dolmetscher sei und ob ich hereindürfe, antwortete er, den Finger an den Lippen, «Nix is». [...] Es fanden sich noch weitere gutbayrische Policemen an, ich fragte einen andern, und er sagte, man könne nach Belieben eintreten und sich einreihen. Drin hinter der Schlange und dem Ladentisch sah ich zuerst nur eine Rauchwolke [...]. Eine junge Person mit grossen, graublauen Augen, unjüdisch, mit stärkst geschminkten Lippen (so stark, dass gar keine Täuschung beabsichtigt war), Zigarette um Zigarette rauchend, lebhaft

im österreichischen Dialekt sprechend, mit den Ausländern, mit den Bayern, mit einem Kollegen, einer Kollegin, lebhaft gestikulierend, in ihrem Abfertigen kurz, bestimmt, aber eigentlich nie unhöflich. Nur immerfort wiederholend, es gebe keine Einreise-Erlaubnis nach München, noch sonst irgendwohin, und sehr oft betonend: Dies und jenes werde die Zivilverwaltung lösen, vorerst aber sei die Militärregierung hier. [...] Nun wurde es leerer und die Wienerin war etwas entlastet. Jetzt sagte ich ihr halblaut in wenigen Worten, wer ich sei, und schob ihr meinen Pass hin. Sofort strahlende Höflichkeit, Hilfsbereitschaft, Achtungsbezeugung. Ein «Herr Professor» um den anderen. Ob ich eine finanzielle Hilfe brauchte, ob ich anständig untergebracht sei, für Kleidung würde gesorgt werden, morgen habe sie den Bürgermeister von Unterbernbach da, sie wolle meinen Namen notieren: «K-l-e-m-p-e-r-e-r», strahlend: «schon g'hört» – sie wird wohl Georg oder Otto Klemperer nennen gehört haben, immerhin, ich hatte meine Chance. – «Ich spreche mit dem Bürgermeister, Herr Professor!» – «Ich möchte eigentlich nicht, gnädiges Fräulein, dass man im Dorf erfahre ...»

Auffahrend: «Ja, glauben Sie denn, Sie haben noch etwas zu befürchten? Im Gegenteil: Sie werden *bevorzugt* behandelt!» Nur mit dem Abtransport müsste ich mich noch gedulden. Aber ich hätte ja gar nichts zu befürchten. «Ihr Haus? Sie erhalten doch Entschädigung ... Also, ich wünsche Ihnen, Herr Professor, recht bald wieder in Ihre Position zu kommen!»

Ich stand dann ziemlich begossen wieder draussen. Erfolg oder Misserfolg? Mit dem Abreisen war es vorderhand nichts und [...] Gott weiss, was sie dem Bürgermeister sagen und wie ich dann vor dem Dorf dastehen würde. Andererseits hatte ich fraglos freundschaftliche Beziehung zum Military Government bekommen. [...]

Abends im Schulhaus sagte ich, ich wollte nicht mehr mit verdeckten Karten spielen, berichtete und zeigte meinen Judenpass. «Wir haben schon ähnliches vermutet.» – «Und wir nehmen auch von Ihnen an, dass Sie einigermassen im Bilde sein dürften.» Die beiden (auch Frau Steiner ist vor ihrer Verheiratung Lehrerin ge-

wesen) erzählten dann von ihrer Liiertheit mit Juden – Freundschaft, «in der Verwandtschaft», Mitleid, Parteirichtung – vom Münchner Ghetto, von mehreren Fällen, wo Juden «gestorben», mit andern Papieren und Namen auferstanden und so durchs dritte Reich gekommen seien. Es wurde ein langer und intimer Abend [...].

16. Mai, Mittwoch, fünfzehn Uhr

[...]

Unter den Leuten, die ich am Morgen sprach, war auch die neu-lich erwähnte Berlinerin mit der eingedrückten Nase und dem intelligenten Wesen. (Intelligent heisst nicht «gebildet»: Sie spricht blühendes Berlinisch und sagt wahrhaftig «*Gorillakrieg*» – herrliche Volksetymologie.) Sie hat «wejen Ausdrücken» mit fünfzehn andern zusammen in der Zelle gesessen, es kommt allmählich mit wachsendem Vertrauen zu mir immer deutlicher und mit immer mehr Details heraus, wie sehr ihre ganze Familie, Vater, Bruder, Mann, der KPD verbunden war und für die KPD gelitten hat. Alles das in schön Berlinischer Tonart, Ruppigkeit und Gefühl wohlgemischt. Eigenheit des Berliners: Er versteht Witz auf Anhieb: Die Frau war sofort entzückt, als ich ihr den Fragebogen des 4. Reichs zum Trost erzählte: «... wenn nicht, warum?»

Wiederholt, von Flüchtlinginnen jeder Gesinnung und Provenienz, hören wir jetzt die Sehnsucht: Wenn wir nur nach Haus könnten, wenn wir nur irgendwelche Verbindung mit unsern Angehörigen bekämen! Und immer wieder: Der Mann ist jetzt fünf, sechs Jahre Soldat – ob sie ihn gleich nach Russland schicken? Er war ja gar nicht bei der *bloss* bei der Wehrmacht! Die Berlinerin sagte giftig: Heute kamen zwei durch, die wollten gar keine Papiere haben; ich kenne doch die Jesichter, die waren bestimmt SS!

17. Mai, Donnerstag

Die Hand zittert vom Gewalt- und Hitzemarsch nach und von Aichach. Halb acht bis halb elf hin, Bureaumühsal, Ohnmachtsan-

fall Evas. Voller Erfolg, Rückmarsch bis jetzt. Ende der Dorfepisode, Anfang der Heimkehr: morgen früh nach München.

Gestern Nachmittag ein Auto mit amerikanischen Soldaten, darunter zwei Chinesen. Der Bürgermeister führte die Leute durchs Haus, öffnete unsere Tür ein wenig, sagte ihnen ein paar Worte, und das war alles. Das Auto fuhr weiter, zwei Soldaten lagerten sich bis zu seiner Rückkehr ins Gras, schenkten den herankommenden Kindern Bonbons oder Schokolade.

Dann erschien Fräulein Häberl, brachte Brot und Quark aus Aichach mit. Dann die zutunliche Berlinerin mit einem Paket Kaffreinerkaffee und zwei Zigaretten. Sie erhielt ein bisschen Zucker von uns, und wir plauderten lange mit ihr. Sie hatte einem kommunistischen Sportverein angehört, hatte Horst Wessel persönlich gekannt. «Ein Zuhälter ... in einer Weiberaffäre, und nicht aus politischem Grund, getötet.» Ihr Mann bei der «neuen Waffe» als Arbeiter tätig, die Fabrik sei – durch Sabotage vermutlich – in die Luft geflogen.

Abends dann noch lange im Schulhaus; wir mussten ein Gesuch um Freilassung des Dr. Steiner begutachten (und mildern); wir erzählten von unserer Vergangenheit, unseren Plänen: Anfreundung. Am Schweizer Rundfunk erschütterte und packte mich der Satz einer alliierten Erklärung: Deutschland habe «aufgehört, als souveräner Staat zu existieren», mit seiner Verwaltung aber können sich die Alliierten nicht selber belasten, da müssten Deutsche unter alliierter Kontrolle arbeiten. Ich nahm hierzu, was die Schwestern aus anderen Radioberichten erzählten: dass in Aachen schon wieder die Schule in Gang sei, mit vornazistischen, «in einer amerikanischen Bibliothek aufgefundenen» Lehrbüchern; dass in Frankfurt noch 140 Juden angetroffen und sofort in den Aufbaudienst eingestellt worden seien. Dass ich sofort versuchen müsste, ins Spiel zu kommen, meine Ansprüche und Kenntnisse anzumelden, stand uns beiden gleich fest. So kam der heutige Gewaltmarsch zustande.

*München. Martinsspital**(Catholic Home for old men and women)**21. Mai, Pfingstmontag*

Das verfolgt mich seit Freitag Vormittag, wo wir aus glücklicher Zuversicht in neues Elend, einen Moment geradezu in Verzweiflung, stürzten. Ich hatte geglaubt, nun wieder einmal ein annähernd grosses Tier zu sein, und sank nun in eine Hilflosigkeit zurück, die kaum geringer war als die der Hitlerzeit. Es gab Minuten, in denen ich zwischen Gestapo und der Military Police, die den Zugang zum Rathaus mit Brachialgewalt sperrte, keinen sonderlichen Unterschied mehr machte. Inzwischen habe ich das Tragikomische und Provisorische des Rückfalls einsehen gelernt, betrachte die Dinge geduldiger und unter dem Gesichtspunkt eines neuen Curriculum-Kapitels, in alledem von Evas Stoizismus unterstützt; aber die gefühlsreichen und immer wieder auftauchenden Hakenworte usspig und «In seines Nichts durchbohrendem Gefühle» dominieren auch heute noch. –

[...]

Wir waren am Donnerstag (17.5.) schon recht müde und erhitzt am späteren Vormittag nach Aichach gekommen. Das Office war voll – gleiches Bild wie bei meinem ersten Dortsein. Miss Lazar, übrigens mit Ehering und diesmal abgespannter, älter, ernster als neulich, begrüßte mich sofort als verehrten Bekannten: Guten Tag, Herr Professor, klappt es denn jetzt? Und dann nach meinen ersten Visiten: «Für Sie ist es das Beste, sofort nach München zu gehen, mit Ihrer Frau, mit allem Gepäck – ich verschaffe Ihnen den Pass.» Ich wandte ein, dort hätte ich weder Quartier noch Kost, und es sei doch unbestimmt, wie ich weiterkäme. – Aber nein, es sei selbstverständlich, sie garantiere mir, etc. etc., ich brauchte mich in München nur bei Militärgovernment zu melden, und für mich – für mich! Ich war eben das grosse Tier – sei selbstverständlich gesorgt. Es war ein amerikanischer Soldat im Office, den ich an Aussehen und Bewegungen sofort als Juden erkannte. Sie flüsterte ihm ein paar Worte zu, und sofort schüttelte *er* mir

die Hand, und zwei Zigaretten wurden mir zugeschoben. (Do you speak German or French? Kopfschütteln. Es ist gar nicht zu sagen, wie sehr ich mein Nichtenglischkönnen bedaure.) Ein stark geschminktes junges Mädchen tauchte als Kollegin der Miss Lazar auf, wie ich danach erfuhr, französische Schweizerin – wir sprachen dann Französisch miteinander. Ihr wurde mein J-Pass erklärt, ich hörte auch etwas von «many books ...» – auch die Französin strahlte Liebe. Inzwischen bekam Eva ihren Ohnmachtsanfall, musste sich ein Weilchen flach auf den Boden legen. Man wollte sie ins Lazarett bringen, wir wehrten ab: «nur Überanstrengung, Blutleere im Kopf». Das brachte nun die Sympathien auf den Höhepunkt. Der Pass für uns kam. Wie aber nach München herein? Ein älterer Herr, offenbar schon im freundschaftlichen Geschäftsverkehr mit dem Government: Wir könnten gern mit ihm fahren. Es war der Direktor der Kunstmühle Aichach AG, die täglich nach München liefert. Abfahrt dreiviertel sieben – aber wie sollten wir von Unterbernbach aus schon um 6.45 Uhr in Aichach sein? – «Sie überbringen dem Bürgermeister unsere Ordre, Sie mit Gepäck morgen früh – oder übermorgen – wie es passe – hereinfahren zu lassen!» Segenswünsche und Entlassung; da flüsterte mir die Französin zu, wir sollten draussen warten, man hätte noch etwas für uns, das dürfe nur «der lieutenant» nicht sehen. Kaum standen wir draussen, kam dann der Jewish soldier und schüttete mir schweigend etliche Konserven in die Handtasche: Cheese with bacon und – offenbar deutsches Heeresgut – Tilsiter Käse in einer Tube. – Wie hätte ich nach all diesen Sympathiekundgebungen annehmen können, hier in München auf ganz andere Behandlung zu stossen? Wie hätte es mir nicht hybridisch zu Kopf steigen sollen, ich gehörte nun zu den Auserwählten, als jüdisches Opfer der Nazis und als grosses Tier der many books?

Wir sagten uns beide, dies sei ein grosser Erfolg, und wir wollten gleich den nächsten Tag weiter, um nicht erst in die Bureaupausen der Pfingsttage zu geraten. Vielleicht sässen wir schon Freitag Mittag in einem Auto, voire einem Flugzeug!, und Freitag Abend in Berlin oder Dresden. Berlin war Evas Idee, dort dürfte

die Zentrale der alliierten Verwaltung sein. Und mich selber lockte Berlin gewaltig. Wir assen im «Bauerntanz» ein dürftigstes Mittagbrot; das Café Mayr war geschlossen, aber die freundliche Wirtin liess uns im Hof sitzen und machte uns eine Limonade zu recht, die sie nachher nicht einmal bezahlt nahm. Mehr konnte sie nicht vorsetzen, denn sie war von polnischen und russischen Arbeitern ausgeplündert worden und hatte ihr Geschirr der amerikanischen Offiziersmesse ausliefern müssen. Wir wanderten dann in grosser Hitze zurück. Eva hielt sich tapfer; das Gefühl des «grossen Erfolges», die Hoffnung auf die nächste Zukunft, gaben mächtigen Aufschwung. Von achtzehn Uhr an waren wir nun in Untertornbach wirklich die grossen Tiere. Flamensbeck beorderte ein Pferdefuhrwerk für fünf Uhr früh. Nach Vorschrift der Amerikaner durfte man nicht vor sechs Uhr auf der Strasse sein. Aber für mich lag ja Sonderauftrag und Sonderpost vor! [...] Nach dem Abendessen schenkten uns Flamensbecks noch als Wegzehrung einen grossen Block Speck und zehn Eier. Wir schieden wirklich von den Fleischtöpfen Ägyptens. Wir waren dann noch in der Schule. Die Schwestern konnten sich nicht genug tun in Freundlichkeiten. Wir bekamen (für alle Fälle!, wenn wir doch etwa Aufenthalt in München hätten) ein Einführungsschreiben für ihre Wohnung in Laim, sie schenkten uns noch Seife und ein Paar Strümpfe für Eva, und das Steinersche Dienstmädchen sollte am Freitag die Sachen, die wir vom Pfarrer und von Steiners geliehen, zurückholen. Wir wurden von den Schwestern fraglos beneidet, es lag ihnen fraglos an unserer späteren Gunst.

[...]

Am Freitag, 18.5., um drei Uhr aufgewacht, um vier Uhr aufgestanden, um fünf Uhr vergeblich auf den Wagen gewartet, um 5.20 Uhr zu Flamensbeck, der fluchend nach dem Rechten sah. Gegen dreiviertel sechs stand der Wagen vor unserm Amtshaus. Ein höchst ungefederter Bauernwagen, man fuhr wie auf der Lafette, aber zwei hübsche Rösser davor, als Mitpassagiere zwei uns schon bekannte Frauen, die in Aichach einkaufen wollten, schöns-

te Morgenfrische, glückselige Rüttelfahrt, Abschiedsblicke über die vertraute Landschaft [...]. Genau um drei Viertel sieben am ersten Ziel. Die Kunstmühle, dicht am Ortseingang gelegen, ist ein bedeutender Gebäudekomplex um einen mächtigen Platz, der Hof und Garten bildet, als offenes Viereck gebaut. [...] Riesige Laster rollten aus den Garagen und gingen in Stellung. Der unsere hatte hundert Sack zu laden, es blieb uns viel Zeit. Der Direktor erzählte indessen. Er habe die Sprengung der Brücke verhindert, indem er die Sprengkapseln entfernen liess; dafür habe ihn der SS-Kommandeur hängen lassen wollen, sein Leben sei fast verloren gewesen, er habe aber alles Wissen geleugnet. (Den Abend zuvor erzählten die Schwestern einen bösen Hängefall: Ein in Unterbernbach lebender «Urlauber», Deserteur also, Familienvater, hatte in Aichach einkaufen wollen und war nicht zurückgekommen. Es kam dann verspätet ein Brief, den er vor der Erhängung geschrieben, letztes Opfer der SS im allerletzten Augenblick.) Der Laster wurde mit Holzgas getrieben, wir sassen im ganz zugebauten Führerstand neben Fahrer und Beifahrer, es war in dem geheizten engen Raum trotz geöffneter Fenster erstickend heiss, und die Fahrt, erst gegen acht Uhr angetreten, ging wahrhaftig nicht viel schneller als im Pferdewagen: Zu etlichen 50 km brauchten wir reichliche zweieinhalb Stunden. Beide können wir nicht angeben, welchen Weg wir im einzelnen verfolgten; wir waren bald auf der Reichsautobahn, die sich nun schnurgerade und öde mitten durch die Natur, meist über Wiesenfläche, selten einmal durch Waldstücke zog. Von der Nymphenburger Gegend her fuhren wir gegen halb elf in München ein, nun gab es aber verschiedene Haltepunkte, an denen Mehl abzuliefern war. Jetzt bekam ich einen Begriff von der Stärke der amerikanischen Besatzung. Geradezu ununterbrochen rollten in allen Richtungen Fahrzeuge aller Art. Riesige Transportwagen, die wie auf Räder gesetzte Oderkähne aussehen, andere Riesen in üblicher Form, teils mit Waren, teils mit einer Menge Soldaten besetzt, andere Riesen mit Gasolintonnen, hiervon lange Züge, immer neue Züge – und dagegen wollten wir ankämpfen ohne Öl! –, Traktoren, die schwere Geschütze schlep-

pen. Dazwischen wusseln immer und immer wieder kleine, un-schöne, aber flinke offene Wagen, oft nur Sitze auf dem Chassis, aber sehr oft mit ragenden Metall-Angelruten, die Radio-Antennen sind. In diesen grauen, hässlichen Würmern sitzen vier bis sechs, manchmal auch nur zwei Soldaten. «Sitzen» stimmt nicht, sie fleetzen sich lässig vergnügt, irgendwo hängt immer ein langes Bein laatschig heraus, und ebenso laatschig liegt die linke Hand zum Anzeigen der Geradeausrichtung auf der Schutzscheibe (einen Winker gibt es nicht, beim Abbiegen strecken sie den Arm nach rechts oder links). Die grossen und die kleinen Wagen haben zumeist Eigennamen; auf kleinen las ich Frauennamen wie Mary Ann, auch Baby-Boy, auf einem Laster: Chicago Gangster. Unter einem Bahnübergang stand (wohl von einem Rohrbruch her) tiefes Wasser. Unser Wagen musste dort warten, weil sich Militärkolonnen nach zwei Seiten, die Räder tief im Wasser, durchwühlten. Plötzlich blieb ein grosser und besonders hoher Wagen stecken, ein Teil seiner Last überschritt die lichte Höhe des Bogens. Der Wagen versuchte immer wieder – es schien sich nur um Zentimeter zu handeln – in irgendeiner Drehung zu passieren.

Schliesslich musste er seine Last buchstäblich fahrenlassen: Es zeigte sich, dass er einen Panzer aufgeladen hatte, den er nun rückwärts abrollen liess. Durch die Stockung hatten wir überreichlich Zeit, die Stärke und Massenhaftigkeit dieses Militärverkehrs zu beobachten. Wir fuhren dann weiter in die Stadt und zu einer Bäckerei, Ecke Erzgiesserei- und Dachauer Strasse. Hier, war verabredet worden, sollte unser Gepäck bleiben, «nur acht Minuten vom Bahnhof entfernt», auch sollte eine Trambahn dorthin gehen. Und hier begann nun der Albtraum dieses Tages und die abscheuliche Enttäuschung. Es gab keine Trambahn in ganz München. Und wir waren nicht acht, sondern wohl reichliche zwanzig Minuten vom Bahnhof entfernt. Staub, zertrümmerte Häuser und Autos der Amerikaner, die durch die schuttverengten Strassen Wolken aufwirbelnd jagen: Das ist seitdem mein Hölleneindruck von München; ich glaube endlos lange in dieser Hölle zu sein, und dabei ist es heute erst der vierte Tag.

Am Bahnhof gab es die zweite Enttäuschung: Die Restaurants, die im April noch in Betrieb gewesen, waren jetzt alle geschlossen. Nirgends eine Ess-, nirgends eine Trinkmöglichkeit. Immer wieder: «wegen Plünderung geschlossen». (An einem Lädchen: «ausgeblindert».) Wir haben von den Plünderungen viel erzählen hören, in Unterbernbach, in Aichach und hier. Die ausländischen Zivilarbeiter und Kriegsgefangenen haben offenbar böse gehaust, die Amerikaner erst spät und milde eingegriffen, sie fanden es wohl natürlich, dass die lange schlecht Gehaltenen sich nun entschädigten ... Wir erfragten die Kommandantur: am Rathaus. Dicht dahinter lag die «Imbisshalle», in der wir im April etwas bekommen hatten. Dort gab es jetzt eine Tasse Brühe und eine Tasse undefinierbares «Fruchtgelee» für mehr Geld, als ein schönes Mittagbrot beim Flamensbeck kostete – sonst nichts. Wir gingen unerfrischt zum Rathaus zurück, und hier hatte ich nun die entscheidende und deprimierendste Enttäuschung. Es standen dort zahlreiche Posten der MP (Military Police). Vor ihnen waren Seile gespannt, und diesseits der Seile stand ein grosser Haufen wartender Leute, zu einem grossen Teil Ausländer. Die Sonne brannte glühend. Ich versuchte ein paarmal, an einen Posten heranzukommen, ihm radebrechend klarzumachen, dass ich ins Rathaus *müsste*, dass ich von den Amerikanern selbst geschickt sei usw. Immer vergeblich. Ich wurde von einem baumlangen Kerl mit Gummiknüttel, ich wurde auch von einem weniger kinohaften Soldaten mit umgehängtem Gewehr am Arm gepackt und zurückgeschoben.

22. *Mai, Dienstag, sieben Uhr, Speisesaal*

Eine Gruppe Ausländer wurde aufgerufen, durfte in ein anderes Abtrennungsnetz hinuntersteigen – der ganze Platz erinnerte mich an einen Viehmarkt –, wurde in das Rathaus gelassen. Der deutsche Haufen wartete weiter. Eine junge Dolmetscherin erschien neben dem langen Gummiknüttel-Kino-Policeman: «Alle, die um Fahrräder hier sind, herübersteigen ins seitliche Netz!» Ein sehr

grosser Teil stieg über das seitliche Seil. «Sie sollen sich an die deutsche Polizei wenden.» – Zurufe: «Da waren wir schon, die schickt uns her.» – «Wir haben hier anderes zu tun – Sie müssen zur deutschen Polizei!» Die Leute trabten resigniert ab. Die Dolmetscherin rief weiter: «Reiseerlaubnis wird nicht erteilt, Reiseerlaubnis wird nicht erteilt.» Der Haufen schmolz zum Häufchen zusammen. Jetzt winkte der Kinoboy den einzelnen Personen, eine nach der andern schlüpfte durch das Seil auf den Tabu-Innenplatz und wechselte einige Worte mit der Dolmetscherin. Die Abfertigung war jedesmal eine blitzschnelle, offenbar negative. Die Reihe kam an mich. Ich zeigte der jungen Person meine Papiere, trug ihr meine Sache so knapp als möglich vor. «Sie müssen zur Kaulbachstrasse 65, da bekommen Sie Wohnung.» – «Ich will aber gar keine Wohnung, Sie sehen doch, mein Fall liegt anders, ich muss weiter, auf Anordnung der Militärregierung selber!...» «Sie müssen zur Kaulbachstrasse 65, es gibt auch noch ein Wohnungsamt in der Reisinger Strasse ...» – «Ich will aber gar keine Wohnung ...» Sie begriff nicht, sie war erstaunt, deroutiert, der Kinoboy wurde ungeduldig. He is university's professor, he says ... Von oben herab: dreimal, viermal, fünfmal ohne Grobheit, aber mit Kino-Impassibilität: No pass (pess!) Kaulbachstreet sixty-five, Kaulbachstreet sixty-five. Dagegen war kein Ankommen, noch ein paar Sekunden länger, und er hätte mich wieder am Arm gepackt und zurückgeschoben. Ès chambres des dames werden wir darüber lachen, aber am Freitag Mittag in der Sonnenglut war es furchtbar.

Eva wartete in einer schattigen Ecke; nun schleppten wir uns also weiter zur Kaulbachstrasse 65, weit draussen im Englischen Garten (parallel zur Ludwigstrasse). Ein wenig beschädigtes, stattliches Gebäude. [...] Das Innere des Hauses war mir nicht recht erklärlich. Später hörte ich, hier sei eine Dienststelle der Gestapo gewesen. [...] An einem Tischchen im Gang installierte sich ein junges Mädchen mit einer Liste; in der Reihenfolge der Eintragungen sollte man nachher vorgelassen werden. Was aber nicht geschah. Von zwei bis vier sassen wir dort und sahen dem Betrieb

zu. [...] Schliesslich wurde es uns zu dumm, wir gingen einfach in den Saal herein. Da wurde an verschiedenen Tischen, in verschiedenen Ecken teils verhandelt, teils sich begrüsst und geplaudert. [...] Ich geriet an den stellvertretenden Herm, er wurde ausnehmend höflich, als er meine Geschichte hörte, brachte mich sofort mit Dr. Neuburger in Verbindung, wir erhielten Stühle an seinen Schreibtisch gesetzt, und nun gab es eine lange und teilnahmevolle (nur eben von all jenen Abschweifungen des Mannes unterbrochene) Beratung. Ihr Resultat war aber trostlos. An Weiterbeförderung sei nicht zu denken, ehe nicht der Eisenbahnverkehr in Gang sei. Und nun gar nach Dresden in russisches Gebiet! In das Rathaus komme niemand herein. Er werde einen Brief an Dr. Maron schreiben, ich solle versuchen, diesen Brief durch einen Posten hinaufzuschicken, vielleicht käme dann Herr Dr. Maron zu mir herunter und wisse Rat. Aber vor allem müssten wir doch Quartier haben, die, ich weiss nicht mehr welche Schule sei näher gelegen, das Martinsspital weiter draussen, aber ein bisschen weniger kasernenartig, er schreibe uns besser einen Ausweis für das Martinsspital, aber jetzt müssten wir uns recht sehr beeilen, noch vor's Rathaus zu kommen, ehe dort Schluss gemacht werde, es sei ja schon vier vorbei ... «also, Herr Professor, alles Gute!» Wir schleppten uns wieder zum Rathaus zurück, es standen nicht mehr soviel Wartende da wie vorher. Ich bat in grässlichem Englisch einen Posten, meinen Brief hinaufzuschicken. Späterhörte ich einen andern Posten Französisch sprechen. Ich fragte ihn, ob mein Brief befördert worden sei. – Ja, und der Herr sei auch noch oben. Ich wartete weiter. Aber kein Bote erschien, der mich hinaufholte, und kein Dr. Maron, der zu mir herunterkam. Stattdessen sah ich, wie Beamte in Grüppchen das Rathaus verliessen. Einmal ging Eva an einen Herm heran, ob er der Dr. Maron sei oder über ihn Auskunft erteilen könne. Vergebens natürlich ... [...] ... «in seines Nichts durchbohrendem Gefühle» ... rettungslos in der Falle. Wir schleppten uns, schleppen ist wahrhaftig keine Übertreibung, den unendlichen Weg über das Isar-Tor zum Ostfriedhof hinaus, an dem das Martinsspital liegt. Wir haben in all dieser Zeit keinen

strapaziöseren Marsch-, Hunger-, Hitze-, Enttäuschungstag erlebt als an diesem Freitag, dem 20. Mai. Wir waren wirklich aus dem Paradies, dem irdischen: Unterbernbach, dem himmlischen unserer Hoffnungen und unseres Herrengefühls, in ein neues Inferno gestossen worden. Denn München in seinem jetzigen Zustand, und dies ist wieder wirklich keine Übertreibung, München ist eine mehr als danteske Hölle ... Als wir hier nach 19 Uhr ankamen, war Eva mit ihren Kräften zu Ende. Immer wieder wurde ihr so schlecht, dass sie sich lang hinlegen musste, auf dem Sofa in der «Pforte», auf den blossen Fussboden im Speiseraum. Die barmherzigen Schwestern – welchen Ordens? – mit riesigen weissen Hauben und Schulterkragen – nahmen uns sehr freundlich auf, wir bekamen ein Glas Wein, Eva bekam etwas Lavendelparfüm ins Waschwasser, es gab noch ein leidliches Abendbrot für uns. Es wurde uns aber auch gleich gesagt, dass das Heim überfüllt sei und wir nur provisorisch aufgenommen seien. Auf einem langen Gang lagen in ihren Betten aufgereiht ein halbes Dutzend alte Frauen, Kranke, dann ein Wandschirm, und dann, isoliert in der Nähe eines offenen Fensters, standen, ebenfalls in Längslinie, zwei weitere Betten; sie waren für uns bestimmt. Da wohnen wir nun, Gott weiss, auf wie lange.

Der Rahmen der nächsten drei Tage ist nun durch die Hausordnung hier und durch unsere langen Wege bestimmt. [...]

Wir machten am Sonnabend einen vergeblichen Vorstoss gegen Laim – es liegt allzuweit draussen –, wir versuchten auf dem Rückweg wenigstens an die Erzgiessereistrasse heranzukommen, es wäre kein grosser Umweg mehr gewesen, aber auch dazu wurde die Zeit zu knapp. Wir gingen dann am Sonnabend direkt zur Erzgiessereistrasse und holten uns den Rucksack mit Lebensmitteln und einigen Notwendigkeiten her – aber den Pinsel zum Rasierzeug vergassen wir, und Mäntel und warme Kleidung für Eva liessen wir dort, denn es war ja so furchtbar heiss, und inzwischen ist der Wetterumschwung gekommen, und heute, am Dienstag, sitzen

wir frierend und gefangen bei Regengüssen und wissen aus Erfahrung, dass Regen nach Gewitter in München tagelang, drei, vier Tage anhält. [...]

Ist Münchens Höllenzustand seit dem April wirklich höllischer geworden, oder bin nur ich empfindlicher geworden? Wahrscheinlich sind durch die Angriffe des letzten Monats weitere Zerstörungen hinzugekommen, und was inzwischen an Aufräumarbeiten geschafft worden – der Bagger am Bahnhof arbeitet noch immer, ohne dass man ein Abnehmen des Schutthaufens bemerkt –, lässt die Vernichtung nur noch stärker hervortreten. Auf all unsern kilometer-kilometerlangen Gängen durch Innen- und Aussenbezirke, vom Südosten nach Südwesten und Nordwesten: überall dasselbe Bild in immer neuen Variationen, mit immer neuen Kinoeffekten: völlige Geröllhaufen, Häuser, die unversehrt scheinen und nur noch Kulissen sind, Häuser mit abgerissener Aussenmauer und dachlos, aber die einzelnen Stockwerke, die einzelnen Zimmer mit ihren verschiedenfarbigen Tapeten sind noch da, irgendwo ist ein Waschbecken erhalten, schwebt ein Tisch, steht ein Ofen, Häuser, die innen ausgebrannt sind ... [...]

Aber den furchtbarsten Eindruck erhielt ich am Sonnabend Nachmittag, als wir jenseits (westlich) der Bahnstrecke von Laim kommend die Erzgiessereistrasse anstrebten. Längs der Strecke liegen (oder lagen) grosse Gebäude des Zolls, des Eisenbahnverkehrs etc. Hier ist alles zerstört, die ungeheuren Schuttmassen versperren den Weg, und die brüchigen Ruinen und die schwebenden und phantastisch hängenden Balken, Betonklötze, Blechdächer drohen bei jedem Windstoss zu stürzen. Vor uns und gegenüber, im Norden und Osten, war blaugrauer Gewitterhimmel, gegen den grauweisslich das Ruinenbild der Stadt stand. Ein heftiger Gewitterwind brach los, alles war in Staub gehüllt, alles nahm eine fahle Farbe an, alles drohte. Das gab wahrhaftig einigermassen die Vorstellung eines anbrechenden Jüngsten Gerichtes. Und durch den Staub, den Schutt, das Lärmen des Sturms rasten immerfort die Cars der Amerikaner. Ihr Rasen brachte erst die entscheidende Kulmination des Höllbildes; sie sind die Engel des Gerichts

oder die Zentauren am Blutstrom oder etwas Derartiges; und sie sind die frohlockenden und vergnügten Sieger und Herren. Sie fahren eilig und nonchalant, und die Deutschen trotten demütig zu Fuss, sie spucken überallhin die Fülle ihrer Zigarettenstummel, und die Deutschen sammeln die Stummel auf. Die Deutschen? *Wir*, die Befreiten, schleichen zu Fuss, *wir* bücken uns nach den Stummeln, *wir*, die wir gestern noch die Unterdrückten waren, und die wir heute die Befreiten heissen, sind schliesslich doch nur die Mitgefangenen und Mitgedemütigten. Merkwürdiger Konflikt in mir: Ich freue mich der Rache Gottes an den Henkersknechten des 3. Reichs – «heut' ist Muschelchens Todestag», sagte Eva am 20., und ich: «Es ist jedes Haar seines dichten Fellchens mit einem deutschen Leben bezahlt» –, und ich empfinde es doch als grausam, wie nun die Sieger und Rächer durch die von ihnen so höllisch zugerichtete Stadt jagen.

Im Übrigen machen die Amerikaner weder einen bössartigen noch einen hochmütigen Eindruck. Sie sind überhaupt keine Soldaten im preußischen Sinn. Sie tragen keine Uniformen, sondern Monteuranzüge, Overalls oder Overallähnliche Kombinationen aus hochreichender Hose und Bluse in graugrüner Farbe, sie tragen kein Seitengewehr, nur eine kurze Flinte oder einen langen griffbereiten Revolver, der Stahlhelm sitzt ihnen bequem wie ein Zivilhut auf dem Kopf, nach vorn oder hinten gerückt, wie es ihnen passt. Unten an der Isar stand einer im Stahlhelm mit aufgespanntem Regenschirm, eine Kamera in der Hand – der Schirm schien für die Kamera dazusein. Marschieren habe ich noch nicht die kleinste Gruppe sehen: alle fahren – wie, das beschrieb ich schon. Auch der Verkehrsschutzmann hat nicht die straffe Haltung und Bewegung des Deutschen. Er raucht im Dienst, er bewegt den ganzen Körper, wenn er mit schwungvoller Armbewegung die Wagen dirigiert, er erinnert mich an Filmaufnahmen von Boxkämpfern, vielmehr von Schiedsrichtern, die um die Kämpfenden kreisen, sie trennen, auszählen ... [...]

Ein kleiner Wagen trug die Aufschrift: «Alles kaputt». Das war wohl die gleiche Gesinnung wie in der Kreideinschrift auf einer

Hausmauer: «Tod den (sic) Hitler», wobei die Hitler für die Hitlerleute stehen mag. An der Feldhermhalle steht mit Riesenlettern sorgfältig gemalt: «Buchenwald, Velden, Dachau – ich schäme mich, ein Deutscher zu sein.» Folgt der Name des Autors, den ich nicht entziffern konnte. In nächster Nähe steht an einem Haustor, kleiner und nur mit Kreide, nicht so monumental und fixiert wie der vorige Satz: Au pays de Crématoires. Es gibt hier auch französische Besatzung, ich begegne oft Wagen mit der französischen Flagge und der grossen weissen Aufschrift «French», ich habe auch schon an Häusern, offenbar Militärquartieren, die Trikolore gesehen. [...]

Das zweite Neue dieses Aufenthalts ist das Martinsspital. Ein riesiger roter Gebäudekomplex am Ostfriedhof, ein offenes Viereck mit ungleich grossen und ungleich gebauten Seitenflügeln, mit einem rückwärtigen Klotz in der Mitte der Frontlinie, mit eingebauter Kapelle, mit besonderem Stall- und Waschhaus, mit grossem Garten und sehr grossem Gemüsegarten. Es ist eigentlich merkwürdig, dass die Luft hier draussen staubfreier, ländlicher, dass alles friedlicher scheint als in der Stadt selber, dass ich hier ruhiger atmen kann und nicht das ganze Grauen der Zerstörung empfinde. [...]

Das Spital ist ein katholisches Altersheim, es soll 500 Männer und Frauen zu Insassen haben. Zur Zeit ist es überfüllt mit überall hingestopften Flüchtlingen jeder Art: Man weist ihm heimkehrende Soldaten zu, arische Flüchtlinge, Juden, Dachauer KZ-Leute. Ein Teil dieser Flüchtlinge – sie kommen und gehen, ich weiss selten woher, noch seltener wohin, denn niemand kommt ja aus München heraus – kampiert im Luftschutzkeller und isst in «unserem» Speisesaal. [...] Wir beide haben, wie gesagt, unsere Betten auf einem langen Gang der Abteilung für Männer und Eheleute. Auf dem Gang liegen mehrere Frauen Tag und Nacht. Die an den Gang stossenden Zimmer sind stark belegt. Abends und morgens schleichen alte und uralte Männer, den Nachtopf in der Hand, zum Klosett. Schneewittchen ist hier etwas durchaus Schickliches. Ein noch halbwegs mobiler Mann führt morgens

und abends ein freundschaftliches Gespräch mit uns, während er den Topf wie ein Brunnenglas in der Hand hält. Er (der Topf) ist hier übrigens durchweg aus Porzellan. Wir wissen schon, dass er (der Nachbar) mit Versuchstieren für Kliniken handelte, und dass seine Frau Gesellschaftsdame oder Zofe in Dresden war. Kleine, ganz kleine Leute, die old men and women. Und die meisten von ihnen vollkommen vergreist, körperlich und geistig. [...]

23. *Mai, Mittwoch früh, halb sieben Uhr, Speisesaal*

[...] Die Verpflegung hier immer unzulänglicher geworden und immer stärker begleitet von den Jammerrufen der unbarmherzigen Schwester, dass es an allem fehle, und wie lange man bleibe. Gipfelpunkt gestern Abend: Von heute, 23. 5., ab keine Verpflegung mehr, nur noch den «nackten Kaffee», man müsse sehen, sich in der Stadt zu beköstigen – die alten Leute klagten, den Flüchtlingen ginge es besser als ihnen! (Aber ich selber sehe, wie ein paar Angestellte des Heims wesentlich besser verpflegt werden als die bösen Flüchtlinge.)

Im Haupteingang hängt ein hübsches grosses Ölgemälde: Der heilige Martin beugt sich vom Pferd zur Bettlerfamilie; er hat nur noch den halben Mantel um, die andere Hälfte trägt der bettelnde Alte schon.

[...]

24. *Mai, Donnerstag früh, sieben Uhr, Speiseraum* Gestern wieder ein dies ater, noch schlimmer als der schwarze Freitag unserer Ankunft. Am Mittwoch Nachmittag in der Kaulbachstrasse war es ähnlich zugegangen wie beim erstmal, nur kam ich etwas rascher durch. Neuburger gab mir wieder ein paar Zeilen an Maron mit, der mich am Freitag auf dem Rathausplatz gesucht und entweder verfehlt oder nicht mehr angetroffen habe. Am Mittwoch also sollte ich ohne Weiteres zu ihm vordringen können. Das gelang auch, man liess mich passieren, oben in den endlosen gotischen Gängen wies mir ein Posten das Zimmer, 95, Dr. Maron,

fraglos Rechtsanwalt, Mitte fünfzig, nahm sich geradezu herzlich meiner an. Sein Dienstzimmer war überfüllt. Ich möchte als «privat» draussen warten – nach wenigen Minuten war er bei mir, war er im Bilde. [...] Maron liess sein Dienstzimmer im Stich – «es muss Ihnen doch geholfen werden!» –, wir gingen in ein Haus dem Rathaus gegenüber: «Verkehrspolizei für Deportierte und Ausländer». [...] Ein Offizier, jung, aber mit grosser Glatze, fliessend Deutsch, fliessend Englisch, fliessend Französisch. An ihn geriet ich sehr bald, er führte mich in einen Sonderraum, war rasch im Bilde und wurde ungemein höflich, ja herzlich und persönlich aus sich herausgehend. Offenbar, sicherlich war er selber süddeutscher Jude («gell?»), der in Deutschland Angehörige verloren hatte. Er deutete es an, er sagte auch: «Unsere höheren Stellen sprechen gern und entrüstet von den Nazigreueln den Juden gegenüber, aber sie tun leider nicht genug für die Überlebenden.» Mit alledem stand er meinem Fall ratlos gegenüber. Er war eben doch subaltern und starr an einige Vorschriften gebunden. Ich sei ja Jude, aber doch deutscher Staatsangehöriger. Und meine Frau sei Christin und Deutsche. Und eine Zivilperson dürfe nicht im Wagen weiterbefördert werden. [...]

Ich ging geradezu gebrochen fort und traf mich mit Eva, die inzwischen ebenso erfolglos nach weiteren Lebensmittelkarten in der nahen Sparkassenstrasse geforscht hatte. Wir erfuhren, dass die Reisingerstrasse in der Nähe des Sendlinger Tors und dass unmittelbar am Sendlinger Tor die Blumenschule gelegen sei, die uns gleich anfangs als Ess- und Wohngelegenheit offeriert worden war. Wir hatten bisher ganz ähnlich wie am ersten Freitag nur eine Tasse Suppe der nahen Imbisshalle im Magen. Wir gingen zum Sendlinger Tor. Dicht neben dem beschädigten Tor inmitten grausamster Zerstörung ist diese Schule merkwürdig gut erhalten. Aber es ist ein düsteres, stinkendes Haus, eher ein vernachlässigtes Gefängnis als eine verkommene Kaserne. Der Essraum eine allerdüsterste Spelunke mit fragwürdigen Tischen und Bänken. Es hiess dort: Sie müssen Speisekarten der Reisingerstrasse beibringen.

Ich liess Eva in der Spelunke und ging zum Wohlfahrtsamt. Zwei Sekretärinnen und an einem Tisch für sich, den Unterkörper unsichtbar, erschreckend puppenhaft mit Händchen wie ein zweijähriges Kind, ein Zwerg, aber ohne die Runzeln sonstiger Zwerggesichter, glatt, intelligent aus dunklen winzigen Augen blickend, sehr elegant gekleidet, sehr würdig und sorgfältig hochdeutsch sprechend. Eigentlich sei nur die Kaulbachstrasse zuständig, und ohne deren Anweisung dürfe man mir nicht..., aber eine Ausnahme sei doch zulässig, und also erhielt ich 2 x 2 Mittagsettel. Wir bekamen daraufhin einen tiefen Teller dicker Suppe, in der sogar Fleischbröckchen schwammen ... Weiter nach Erzgiessereistrasse. Gleich am Eingang der Dachauer Strasse begann es zu tropfen; Eva war ganz leicht gekleidet, ich liess sie in einem Hausflur und ging das lange Ende zu unserm Bäcker allein. Von dort nahm ich unsere Mäntel, einen Karton und ein Brot mit. [...] Der Rückweg wurde mir unsäglich schwer; nach zwei Minuten merkte ich, dass ich den schweren Karton nicht bis zum Spital bringen würde; mein Herz versagte, ich musste alle paar Schritte absetzen. Endlich hatte ich den Hausflur erreicht: Eva öffnete den Karton, erleichterte ihn, übernahm einiges in ihre Handtasche, machte aus anderem ein sehr kunstvolles Sonderbündel. So, mit verteilter Last, habe ich dann den Rückweg bewältigt, aber mit grosser Anstrengung. [...]

Im Spital meldete ich mich bei der Oberin und bat um Klärung der Verköstigungssache. Das Gespräch gestaltete sich so, dass ich als Protektor einerseits der Flüchtlinge, andererseits des Spitals selber dastand. Ich suggerierte der Oberin ein Schreiben an «die in Frage kommende Stelle», man solle ihr unbedingt Lebensmittel für die Flüchtlinge und nur eine begrenzte Anzahl von Flüchtlingen zuweisen. Mit diesem Schreiben würde ich selber an den richtigen Mann zu kommen suchen. –

Zwanzig Uhr

Heute Vormittag, am Donnerstag, 24.5., also, nahmen wir wieder unsere unseligen Wege auf; im Polizeibureau an der Ecke der Direnhofer- und der Tegernseer Landstrasse, in grausam verwüsteter Gegend – das Bureau selber in halbzerstörtem Haus durch

Kreide-Anschrift bezeichnet, nur dem Eingeweihten auffindbar – meldete ich uns an: «Schlafstelle» Martinspital. (Hier sah ich den Zug der heimkehrenden Polen, eine Kolonne von 60 bis 70 Lastern, mit Blumen, Girlanden, weissroten Fahnen geschmückt – ein Wagen trug an der Stirnseite richtig das polnische Wappen –, schwarze Soldaten chauffierten, die Insassen, Weiber mit bunten Kopftüchern, Männer in verschiedenster Kleidung, die blauweissen Leinenhosen und -jacken der Dachauer darunter, ein Dachauer trug zur Sträflingskleidung einen Zylinder.) Danach wieder zum Rathaus und nachher Eva in der Markenausgabe getroffen. Auf dem Rathaus kam die grosse Wendung: Ich lief Maron vor seinem Zimmer in die Arme; er war gar nicht verwundert über meine Erfolglosigkeit, er sagte im Punkte des Wohnens und Essens, Kaulbachstrasse 65 sei bereits angewiesen, eine neue Stelle zu schaffen, die Simonschule. (Das Schreiben der Oberin schien ihm belanglos, er wollte es aber weitergeben.) Ich sagte: Dann wollen wir zu Fuss weiter, wenn das möglich sei. Er sofort: Wenn Sie es wagen! Ich: Ob es möglich sei? Er: Warum nicht, ich hätte nichts zu riskieren, über 50 km könne er mir einen Ausweis geben, aber es werde mich kaum jemand fragen, auch könne man ja um verdächtige Posten herumgehen. Er sprach, als sei die Sache leicht und unbedenklich, er wünschte mir herzlich Glück und schüttelte mir erleichtert die Hand. Darauf waren Eva und ich entschlossen, «es zu wagen». (Aber eben sagt mir hier ein junger Mann, wir würden unweigerlich irgendwo angehalten und, falls ohne Ausweis, zurückgeschafft. Da bin ich nun wieder schwer bedenklich.) Wir assen nun wieder in der Blumenschule; auf dem Platz vor ihr war ein grosser Haufen deutscher Soldaten aufgestellt: Entlassene, von denen 145 gleich darauf zur Verpflegung ins Haus strömten. Was wir aber noch sahen, waren Trambahnen: Der Verkehr vom Ostfriedhof bis zum Sendlinger Tor war jetzt in Gang, eine herrliche Erleichterung für uns. Nun wieder zum Glas Lurke am Stachus und wieder zum braven Bäcker in der Erzgiessereistrasse. Dort packte Eva Wichtigstes in die graue Handtasche, die andern

Sachen überliessen wir den guten Leuten zu treuen Händen bis auf Abruf, kauften ihnen noch reichlich Brot ab (das an vielen Stellen nicht zu haben und das auf unsere verfallenden Aichacher Marken nirgends sonst abgegeben wurde), wanderten zum Sendlinger Tor zurück und fuhren triumphaliter mit der Tram nach Hause. Der Oberin berichtete ich so, als hätte ich ihr Entlastung durch die Simonschule verschafft und das Gesuch an wesentliche Stelle geleitet. Ich sagte ihr weiter, wir würden morgen oder übermorgen abmarschieren, sie sollte mir nur vom Hausschuster die Schuhe nähen lassen und uns ein Paket auf Abruf aufbewahren. Beides war ihr recht, und zum Dank für meine «Hilfe» schenkte sie uns eine Tüte Semmeln und anderes Gebäck. [...]

25. *Mai, Freitag früh, vor sieben Uhr*

Dies ist der angenehme Unterschied gegenüber unserer Situation vom 3. April (Aufbruch von Falkenstein): Der Kopf steht nicht mehr auf dem Spiel. Und dies der unangenehme: Damals hatten wir keine Wahl, wir *mussten* fort, während wir diesmal wählen müssen. Den Kopf riskieren wir nicht, aber die allergrössten Peinlichkeiten, wenn wir die falsche Wahl treffen: Werden wir beim Wandern «geschnappt», kann man uns rücktransportieren, vielleicht auf Wochen in ein Camp sperren. Dann sind wir noch schlechter daran als hier. Erneuert man uns die Marken nicht, dann müssen wir Hungers halber kapitulieren. Wiederum: Bleiben wir, so bekommen wir, wie sich gestern ergab, auch hier Markenschwierigkeiten. Wir sollen und können nicht «nachweisen», dass wir regulär abgemeldet von Aichach dauernd nach München gewiesen sind; auf dem amerikanischen Pass steht nur: «Für drei Tage zum Besuch eines Doktors.» Es kann uns also blühen, *ohne* Marken allein auf die unmögliche Verpflegung irgendeiner Blumenschule angewiesen zu sein. Das wäre genauso schlimm wie irgendein Camp und vielleicht schlimmer ...

Noch eine Auskunft einholen? Entweder ist sie negativ oder falsch, wahrscheinlich ist sie ungewiss, denn niemand weiss, was

die nächste Dienststelle, was die nächste Stunde anordnet. Maron sagte: «Unsere vorgesetzte Behörde ist die Landesregierung in der Holbeinstrasse. Ungewiss, ob man Sie vorlässt, ungewiss, was Sie erreichen.» Im Übrigen: Kaulbachstrasse 65 oder, «wenn Sie es wagen ...»

Nachts um zwei Uhr wachten wir auf, Eva kam an mein Bett, wir erwogen wieder hin und her. Ergebnislos. Mariez-vous! Ne mariez pas! –

[...]

Was ich am ausführlichsten hätte notieren sollen – aber immer fehlte die Zeit – und was ich nun nur zusammenfassend skizziere, ist der La Bruyère dieser Tage. Hier im Speiseraum, in der Kaulbachstrasse 65, in der Spelunke der Blumenschule (unten im Essraum und oben in der Kleiderkammer) habe ich das zusammengeströmte Menschengemisch gesehen. Am auffallendsten die Dachauer in ihrer langstreifigen weissblauen Leinwand. Furchtbar verbitterte Äusserungen. Am wildesten klang es im Essraum der Blumenschule. Da erkundigte sich ein entlassener Soldat, der mich ausnehmend an den jungen Lerch erinnerte – angeklebtes, glatt pomadisiertes helles Haar, gelecktes Gesicht, Brille, dummfreches Gesicht –, was es mit Dachau auf sich habe und mit den Plänen der Entlassenen. Er machte einigermassen den Anwalt des 3. Reiches. Das sei doch «auch sozial» gewesen. Was denn die zwei Entlassenen nun von der Zukunft dächten. Antwort: Sie wollten nach Haus, sie wüssten, was sie zu tun hätten, das Lager bleibe, da kämen jetzt die hinein, die so gewütet hätten gegen die KPD. – Aber es gäbe doch gar keine KPD mehr in Deutschland, sagte der Dumme. – Wildes Hohngelächter. – Bei uns am Tisch in ihren Kitteln: der Junge, der von 16 bis 20 Jahren gesessen hat. Bruchstück: «... man musste es aufkriegen, der SS-Mann hielt dir den Revolver an die Hand. Einer konnte es wirklich nicht, soviel er zog. Er schoss ihm den Finger ab. Andern wurden die Zähne ausgeschlagen ...» (Jetzt Anschläge in den Strassen, «Dachau-Häftlinge» sollen sich zur Untersuchung melden, falls sie beschädigt worden sind.) Der ursprüngliche Kamerad dieses Jungen, mit dem er ständig Karten spielt, ist ein schweigsamer, winziger, fast

zwerghafter Mensch mit merkwürdig idiotischem, zugleich auch verkniffen schlauem Gesicht. Scheint auch Jude. Jetzt sind hinzugekommen ein Knabe von höchstens fünfzehn Jahren, ganz weiche Züge, übergrosse Augen, aufgeschwemmte, krankhaft blasse Bakken, still vergnügt, ganz im Dachauleinen. Sodann zwei Leute in Zivil, Ende zwanzig etwa. Der eine, Hamburger, kleine, funkelnde Augen, fanatisches Gesicht. Einmal, als sich Flüchtlinge über Hunger beklagten, brach es aus ihm heraus, ohne Geschrei, ganz sachlich und leise: Die Entente sei viel zu human. 40 Prozent des deutschen Volkes müssten ausgerottet werden. [...] – Dann die Zivilisten. Eine Breslauerin mit zwei kleinen Mädchen, ganz proletarisch. Sie hält die Kinder (und erzählt es auch) buchstäblich zum Betteln an. Die Kinder bitten in Bürgerhäusern um Essen, essen etwas an Ort und Stelle, bringen etwas nach Haus. Die Frau sagte: «Was ist eigentlich ‚Gestapo‘, ich habe das nie gehört. Ich habe mich nie um Politik gekümmert, ich weiss nichts von den Judenverfolgungen ...» etc. Ist dieses Nichtwissen wahr oder erst jetzt eingetreten? Sie sagt von den Dachauern immer nur: «Die Sträflinge», sie unterhält sich mit ihnen, aber sie hält doch ängstliche Distanz. Ihr Vater, sagt sie, sei Sozialdemokrat gewesen, aber nicht Kommunist, ihr Mann – sie weiss nicht, wo er steckt – «unpolitischer» Mechaniker. Was an diesem Nichtwissen ist Wahrheit? – Ähnliche Rätsel gibt mir die Familie Apostel aus Oepeln auf. Das graue Männchen ist schon recht verblödet, spricht noch von «Reichsregierung», scheint nicht mehr ganz beisammen. Die Frau dagegenjünger, ist sehr agil. Ihr so sehr verehrter Chef, der Justizrat Steinitz, war doch ein so guter Mann, es sind doch «solche Härten» vorgekommen. Aber dann war sie im Polizeidienst, «mit 190 M Nettogehalt», Angestellte, «aber mit Beamtenarbeit» ... aber selber ganz unpolitisch, und von alledem hat sie «gar nichts gewusst», und die Dachauer sind auch für sie «Sträflinge», und vor den Russen hat sie Angst, und von Hitler sagt sie noch immer «der Führer». Da sie nun meine Stellungnahme und Position kennt, ist sie natürlich sehr judenfreundlich und sehr vor-

sichtig. – Noch die Figur des netten Neunzehnjährigen in der Kaulbachstrasse. Mischling aus Mannheim, am Atlantikwall gebaut, von ☒ verschleppt, Vater in Buchenwald, ob tot oder lebend? Mutter in Mannheim – oder wo? Er selber Abiturient, wollte so gern Medizin studieren. [...]

26. *Mai, Samstag früh, halb sieben Uhr, Speiseraum* Gestern Nachmittag noch einmal in cittä, in einer Bude nach langem Schlangestehen Käse erobert – Gültigkeit, Annahme unserer Marken so quallenhaft unbestimmt wie alles; der eine akzeptiert, der andere weist zurück: Urlauber *nach* Indigènes oder Aichacher *nein*, oder anstandslos beide etc. etc. –, Kaffeemahlzeit an der Stachusbaracke, die mit ihrer Lurke für 20 Pf das Glas ungemaine Geschäfte macht. Zurück in tiefer Müdigkeit, obschon wir doch nun die Tram haben, aber die Müdigkeit und völlige Zerschlagenheit geht für uns von München aus. Dieser Alldruck aus Vernichtung, Staub, rasenden Cars der Amerikaner, aus Mangel an allem und vor allem aus absoluter Ungewissheit, Unzuverlässigkeit, Qualligkeit – dieser in buchstäblichem und metaphorischem Sinn fürchterliche Gallert aus Schutt, Geröll und Staub.

Wir sind polizeilich abgemeldet: Wegzug von Schlafstelle im Altersheim Giesing nach Falkenstein im Vogtland, Hauptstrasse 5b. Wir *müssen* hier fort, ich habe es der Oberin gesagt, dass wir heute fortgehen, ich habe mich als Wohltäter des Spitals, als der Einflussreiche drapiert, dafür hat sie uns heimliche Esszuschüsse bringen lassen (auch gestern Abend noch Brot und Butter nach der Suppe – *heimlich* auf den Gang hinaus), dafür hat sie meine Pirnaer Schuhe mustergültig und durchgreifend reparieren lassen, dafür bewahrt sie uns einen Karton mit Sachen auf Abruf – *disjecta membra*: ein Teil hier, ein Teil beim braven Bäcker [...]

Unser Fluchtversuch hat fraglos weniger Aussicht auf Gelingen als der damalige. Nur steht auf Scheitern nicht wie damals der Tod. Dafür aber schwere Lächerlichkeit und Demütigung. Kom-

men wir nicht durch, so muss ich mich an die Kaulbachstrasse wenden, und das wird sehr bitter. Aber wir haben hin und her erwogen, und das Resultat war immer das gleiche: Strapazen und Enttäuschungen bringt uns die Flucht bestimmt, aber der Aufenthalt in München ebenso bestimmt. Wir kamen beide zu dem gleichen Ergebnis: Müssen wir aus Nahrungsmangel umkehren oder schicken uns die Amerikaner zurück, dann sind wir wenigstens eine Weile ausserhalb Münchens gewesen.

Im Übrigen ist das Unternehmen natürlich ein fast irrsinniges: ohne ordentliche Wanderausrüstung, ohne Gewissheit der Lebensmittelmarken des Quartiers drei-, vierhundert Kilometer zurücklegen zu wollen. [...]

Rückreise München – Dresden

26. Mai – 10. Juni

Am Sonnabend, dem 26. Mai, nach dem Frühstück nahmen wir von der Oberin des Martinsspitals Abschied; zu meiner Beschämung dankte sie mir, sie fühle bereits die wohlthätige Wirkung meines Eingreifens, denn es kämen jetzt keine Flüchtlinge mehr zu ihr. Ich tat, als wäre wirklich ich der Urheber dieses Stopps.

Wir begannen unseren Marsch durch München gegen zehn Uhr; die Isar-Anlagen und der Englische Garten – manche Trichter, aber doch sehr friedliches, staubloses Grün – gefielen mir sehr, wie ich denn dieses Mal München in all seiner Trostlosigkeit als mächtige Prunkstadt vieler Jahrhunderte hoch über das zierliche Rokoko-Kästchen Dresden stellte. [...]

Eine Trambahn kam, brachte uns aber nur wenige hundert Meter vorwärts. Wir gingen auf *Freimann* zu weiter, so wie früher der Autobus gefahren war. Nichts mehr von verstreuten dörflichen Anwesen, vielmehr Häuser und Industrie, natürlich vielfach in Ruinen oder doch angeschlagen. Dann war der Ort zu Ende, die Landstrasse machte eine Biegung ins Freie hinaus. Gerade an dieser Stelle stand dicht bei der Strasse eine grosse Esche im Wiesengelände. Es begann ein wenig zu regnen, wir lagerten im

Schutz des Baumes und begannen, Brot und Ei auszupacken. Ein paar Schritte von uns entfernt liess sich eine kleine Wandergruppe nieder. Indem kam puffend ein Bulldog mit leerem Anhänger gerasselt, die Leute neben uns, Heimkehrer, auch Mädchen dabei, liefen auf ihn zu, hielten ihn an und begannen hinaufzuklettern. Da raffte Eva unser Zeug zusammen, und gleich darauf sassen wir auch auf dem Wagen. Es ging ein wenig weiter, dann sperrte eine Kontrollwache die Ausfahrt aus Grossmünchen. Erste kritische Situation. «Have you pass?» – «Yes, Sir, a jewish pass.» Der Posten gab sich mit der Kennkarte zufrieden, und meine Hoffnung auf Erfolg wuchs. Der Wagen brachte uns etwa 5 km weiter, bis *Garching*. Dort, auf der Strasse hockend, machten wir mit der Soldaten- und Mädelsgruppe einen Tausch, der Eva beglückte: Wir bekamen zwanzig italienische Zigaretten für einen Kanten Brot. (Das Stummelsammeln hat deshalb doch nicht aufgehört.) Keine zehn Schritte Wanderung, da kam ein Bauernwagen, das Pferd trabte langsam, aber doch schneller als wir. Es brachte uns ca. 4 km weiter, bis *Dietersheim*. Von da an sind wir an diesem ersten Tag wirklich zu Fuss gewandert, von einem ganz kleinen Stück abgesehen, das wir auf einer Egge durchfuhren, und an den nächsten Tagen wurden die Fahrgelegenheiten viel seltener. Das Land lag vollkommen flach, nichts als Wiese und Feld, nur in der Ferne westlich gab es einen Hügelzug, und erst in der Nähe Freising's einige Auwaldstreifen. Oft sah man Kampfstreife, und das gilt mehr oder minder für die ganze Strecke München-Dresden: verbogene, ausgebrannte, irgendwie gescheiterte Automobile, Panzer, MGs. Lagerfeuerasche, verstreute Munition, zersplitterte Bäume, halb oder ganz zerstörte Gehöfte, tiefe Furchen oder Wegbruch eines Teils der Strassendecke; überall, und auch das hat einigermaßen Allgemeingeltung, ist grosses Leben auf der Landstrasse. Die Amerikaner fahren und fahren, in welcher Fülle und verschwenderischen Üppigkeit, das wird mir erst am Gegensatz der Russenzone ganz deutlich werden; zu ihren Militär- und Materialtransporten kommen die Camions, in denen ausländische Arbeiter und

deutsche Soldaten fortgeschafft werden. Die deutschen Soldaten werden wohl erst in ein Lager oder eine Sammelstelle gebracht, ihr Pass muss registriert sein, ehe sie wirklich heimdürfen (und SS bleibt gefangen). Dazu immer-immerfort die Menge der Wanderer. Die meisten Heimkehrer mit schon erhaltenem amerikanischem Ausweis. Soldaten in halbem und viertel Zivil, mit Tornistern und Rucksäcken, mit Paketen, mit Handwagen, in denen gleich eine Gruppe gemeinsam ihr Zeug rollt, oft bei ihnen Wehrmachshelferinnen. Ausser den Soldaten, nicht immer sofort von ihnen unterscheidbar, die Entlassenen der KZ-Lager und Zuchthäuser. Manchmal noch ganz in den weissblauen Leinenanzügen, manchmal mit Sträflingshosen oder Jacken, oft schon ganz in einem wüsten und zusammengestückelten Zivil. (Auf einem Flüchtlingsauto sah ich einen Dachauer noch ganz in Weissblau, aber mit einem Zylinder auf dem Kopf.) Auf der Egge sass ich zusammen mit einem biedereren bayrischen Handwerker in beinahe anständigem Zivil. Er kam aus Stadelheim, als «Politischer» vor den «Kriminellen» entlassen. «Auslandsfunk gehört, die Sauhunde, aber jetzt!!» Täglich «abgehackte Köpfe», später Hungersterben, «Absicht, alle hinzumachen ... wenn die Amerikaner nur eine kleine Weile später kamen, dann waren wir alle hin.» Solche Erzählungen habe ich in vielen Varianten aus verschiedenen Lagern oft gehört.

Als wir von der Egge stiegen, gerade vor dem Dorfgasthaus von *Achering*, begann heftiger Gewitterregen, und das Wirtshaus füllte sich schnell. Es gab nichts als einen schauerlichen Pfefferminztee, den alle Welt mit komischen und resignierten Bemerkungen trank. Um halb sieben erst konnten wir weiter. Das Wetter war jetzt sehr schön, die Landschaft, die Beleuchtung auch, bedrohlich wirkte nur die Sperrstunde einundzwanzig Uhr. Das Grenzschild «*Unmittelbare Stadt Freising*» erreichten wir zu guter Zeit [...].

Es war schon halb neun, als ich das deutsche Polizeibureau auf dem zentralen Marienplatz fand und um Unterkunft bat. Zwei gemütliche Zivilisten mit Armbinde berieten, schickten uns mit Empfehlung in zwei Hotels, beide lehnten ab: von den Amerika-

uern beschlagnahmt. Um neun standen wir wieder im Polizeibureau: Behalten Sie uns hier, sonst verhaften uns die Amerikaner! Darauf ging der eine der Beamten mit uns. Er führte uns in ein Haus dicht am Marktplatz, eine Treppe hinauf, man sah allerhand Bombenschaden, in einen grossen Raum, offenbar ein Massenquartier für Soldaten, Bettschragen übereinander längs den Wänden, Waschtisch, Zimmertisch. Alles schien in Gebrauch: In der Waschschüssel stand gebrauchtes Wasser, auf dem Tisch lagen Essreste, zwei zerbrochene Zigarren, mehrere Messer, ein Löffel, eine Gabel, Rasierpinsel, an denen noch Seife hing, am Garderobebrett hingen Gasmaske und Brotbeutel. Der Polizeimann sagte, die Leute seien weg, wir sollten es uns bequem machen, unten sei die Wirtschaft, auf dem Korridor Wasserleitung und Klo, womit er sich empfahl. Die Wirtschaft unten war zu, kein Mensch zu sehen. Wir standen hilflos und verdurstet auf dem Hof, von dem aus grosse Verwüstung anliegender Gebäudeteile sichtbar war. Ein junger Mann öffnete ein Parterrefenster, ich hielt ihn für den Wirt. Er meinte mitleidig, vor acht Uhr morgens werde es im Lokal sicher nichts geben, mit einer Flasche Bier und einem Seidel aber helfe er gern aus. Wir nahmen das durchs Fenster dankend an, hielten dann in unserer Behausung ein sehr vergnügtes Abendmahl aus eigenen Beständen, wickelten uns völlig in unsere Mäntel und schliefen ausgezeichnet auf dem gebrauchten Bettzeug des Oberstocks. Dies war der erste Trampstag, Samstag, 26. Mai, Strecke München-Freising, 36 km.

Am Sonntag bei strahlendem Wetter vor sechs wach, frisch und zuversichtlich. Die ganzen ersten Tage waren wir ja immer in Gefahr, angehalten und zurückbefördert zu werden; irgendwer hatte uns den Floh ins Ohr gesetzt: Ehe ihr nicht über die Donau bei Regensburg seid, müsst ihr mit Rückschub rechnen! und einer der Gefahrtage und die nächste Nähe Münchens waren ja nun glücklich überstanden, auch hatten wir statt des in Rechnung gestellten Marschtempos von täglich 20 km 36 hinter uns gebracht. Wir waren rasch und ungewaschen fertig, wir nahmen von dem Soldaten-

erbe mit, was wir gebrauchen konnten: ein Glas, die Bestecksachen, ein Taschenmesser (die Sachen haben uns unendliche Dienste geleistet), einen Brotbeutel. [...] Es war Evas Plan, westlich an Landshut vorbei, unmittelbarer nördlich auf Regensburg vorzustoßen, einmal, um ein paar km zu sparen, sodann auch, um besser an etwaigen Kontrollen und Sperren vorbeizukommen. [...]

Der weitere Verlauf des Tages war bei grosser Hitze sehr anstrengend, zu Rucksack und Handtasche trat jetzt das Überdem-Arm-Tragen des Mantels, und die überschweren und faltenharten uralten Militärstiefel machten sich immer quälischer bemerkbar. Etwa 5 km unbarmherzig reiz- und schattenlose Landstrasse – das Fehlen der Chausseebäume ist ein böses, weitverbreitetes Charakteristikum Oberbayerns, irgendwie verwandt dem Fehlen der Balkons in München – wirkten stark deprimierend. Beim Mantel fällt mir noch ein: Tags zuvor, als ich ihn noch anhatte, war er mit dem Leuchtknopf des vorigen Winters versehen. Zwei Radler kamen uns entgegen, und einer rief lachend: «Der trägt noch den Parteknopf!»

Im Dorf *Langenbach* bekamen wir, zwar nur auf Bitte, aber doch ein richtiges und ausreichendes warmes Mittagbrot, und das ermutigte uns nicht nur physisch, sondern auch seelisch, denn wir entnahmen daraus, dass der eigentliche Hungerbezirk der Hauptstadt durchschritten war. Aber die Erfrischung hielt nicht lange an. Die Hitze war zu gross. [...] Die passierten Dörfer hiessen *Inkofen*, *Kirchamper*, *Ambach*. Hier standen wir um siebzehn Uhr, sehr verdurstet, und hier bekamen wir jeder eine richtige halbe Mass im Wirtshaus – seltene und fast Freundschaftsgabe, viel schwerer zu erhalten als Milch.

Irgendwo hatte Eva eine genaue Karte gesehen, aus der hervorging, dass wir uns beim Dorfe Thalbach, dicht bei Moosburg, zwischen Landshut und nördlichem Abschwenken zu entscheiden hatten. Wir nahmen uns vor, dort den Lehrer zu besuchen und um Rat und Karteneinblick zu bitten. Das Wandern ging in Marschieren, in schweigende Energietätigkeit über, man marschierte allmählich mehr mit zusammengebissenen Zähnen als mit den Füßen.

Das Dorf *Feldkirch*, dann wohl eine kleine Häusergruppe, rechts lag weiss und städtisch ausgedehnt der Ort Moosburg, über den der Weg sicher nach Landshut führte – von Thalbach war nichts zu sehen, und ein paar Vorbeikommende wussten nichts von Thalbach. (Es stellte sich später heraus, dass wir an diesem Nest schon vorbeigekommen waren.) Stattdessen tauchte ein Strassenschild auf, demzufolge 8 km nördlich Gammelsdorf lag. Erreichten wir Gammelsdorf, so waren wir bestimmt dem Ziel Regensburg nähergerückt, als wenn wir auf Landshut abbogen. [...]

Wir wanderten verbissen weiter. [...] Endlich ein Einspänner, zwei ganz junge Menschen, fast Kinder, darauf, Bruder und Schwester. Sie nehmen uns bei grösster Enge in dem winzigen Gefährt auf, sie haben nur für 1'500 Meter den gleichen Weg, aber danach soll es nicht mehr weit sein, und wir ruhen ja eben aus. Aber das Ausruhen hat nicht vorgehalten, und es ist spät geworden, und der Weg dehnt sich endlos, und immer wieder hügelig, und hinter jeder Erhebung soll der Kirchturm von Gammelsdorf «schon sichtbar» sein, und er bleibt unsichtbar. Es war eine schwere Strapaze und auch Aufregung. Endlich, um dreiviertel neun, sind wir in *Gammelsdorf*, fragen uns zum Pfarrhaus durch und stehen mit vergeblichem Klingeln vor verschlossenem Tor. Verzweifelt zum nahen Wirtshaus, eine gutmütige Frau, aber sie hat keinen Platz. Sie gibt uns Bier zu trinken, sie verspricht uns für den Notfall ein Lager in der Scheune, aber erst soll ich einmal drüben beim Wagner Schmid anfragen. Ich gehe hinüber, glaube in einem zweiten Gasthaus des Ortes zu sein, bin stattdessen (die Leute lachen über meinen Irrtum) bei einem Bauern, der gleichzeitig Wagner von Beruf ist. Auf meinen kurzen Bericht hin, dass ich zum Pfarrer gewollt, dass ich als Professor nach Hause müsse ..., wohl auch auf mein sehr erschöpftes Aussehen hin wunderbar aufgenommen. [...] Wir bekommen «Ochsenaugen» zum Abendbrot, wir bekommen Milchkaffee, das Radio berichtet über Streichers Gefangennahme und ähnliches, der Hausherr und seine mir noch nicht entgliederbare Familie sprechen interessiert und sym-

pathisch Politik, katholisch antinazistische natürlich. Ich bin bei solcher Gelegenheit immer der wahrscheinlich auch katholische, jedenfalls stark religiöse hohe Schulmann, der regelmässig mit dem Satz operiert und Herzen gewinnt: «Vor allem muss die Jugend wieder die zehn Gebote lernen.» Womit ich übrigens wirklich das Wesentliche sage und auch meine eigene Überzeugung ausspreche (zugleich aber doch Versteck spiele). [...]

Das also war der zweite Wandertag, Sonntag, 27. Mai, Strecke Freising-Gammelsdorf.

Für Montag hatten wir uns nach diesen Strapazen einen halben Rasttag angesetzt, er verlief teils gut, teils ungut. Die Enttäuschung bestand darin, dass wir weder den Pfarrer antrafen noch unsere Einkäufe tätigen konnten – damit glückte es fast nie, denn entweder verlangte man Umstempelung oder Umtausch unserer Urlaubermarken, oder diese Marken wurden überhaupt nicht anerkannt, oder es war gerade eine neue Bestimmung oder Ausserkraftsetzung im Radio bekanntgegeben worden, oder die Läden waren abgeschlossen, oder man lachte uns einfach aus, wenn wir Marken anboten – etwas stimmte nie, und entweder bekamen wir unsere Nahrung bloss so oder überhaupt nicht. Im Anfang hat mich das sehr erregt, nachher stumpfte ich dagegen ab: An zeitweises Hungern und an Betteln gewöhnte ich mich, und richtiges Verhungern war eben eine Todeschance unter den vielen Todeschancen der letzten Monate, und schliesslich nur eine sehr kleine, denn schliesslich stiess man ja vorderhand noch auf Verpflegstationen für Militärheimkehrer und Flüchtlinge ... Der Enttäuschung stand gegenüber, dass ich mich richtig waschen und rasieren konnte, dass uns ein zweites Gasthaus Mittagessen und ein bisschen Brot versprach und vor allem, dass uns das Haus Schmid ungewein freundlich behandelte. Wir bekamen ein reichliches Frühstück (Milchkaffee und Brot – der Reichtum an Milch blieb bis über Regensburg hinaus bis zum Auftauchen der Fabrikschlote, also etwa bis Weiden). Der noch junge Bauer, Witwer einer Witwe, mit erwachsenen Stieftöchtern hausend, zeigte uns stolz seine Wirtschaft, den vollen Stall, die an Traditionserlaubnis ge-

bundene Hopfenpflanzung (ein Signum der ganzen Gegend, an Sondererlaubnis schon vor der Hitlerei gebunden), die Werkstatt mit einigen fertigen Deichseln und Jochbögen, mit einigen krummen, eben für Wagnerzwecke ausgesuchten Naturhölzern. Wir wollten dem wirtschaftführenden Mädchen zahlen, sie wollte nichts nehmen, sagte schliesslich, ich möge, «damit Sie a Ruh geben», für alles zwei Mark zahlen. Ich tat es, und als wir uns verabschieden wollten, fühlte sie sich nun verpflichtet, uns noch verschiedene Eierkuchen vorzusetzen und etwas Brot für die Wanderung mitzugeben. Danach mussten wir noch das verabredete Mittag im Gasthaus essen, und auch hier bekamen wir Brot mit. So hatten wir für eine Weile ausgesorgt ...

Um zwei, sehr vollgeessen und bei sehr schwerer Hitze, wanderten wir weiter, langsam bis zum ersten Waldstreifen, wo wir fast eine Stunde ruhten. Es half nichts, wir blieben müde, mich quälten die Füsse, die hübsche Landschaft [...] kam gegen die Hitze und die grausamen Stiefel nicht auf, eine Tasse Buttermilch in *Obermünchen*, selbst die allerdings anspannende Ruhepause auf einem wild von Ungarn kutschierten, vollgestopftem Heuwagen halfen nicht über Depression hinweg. Immerhin schafften wir eine Strecke von 15 km, davon gut und gern 12 zu Fuss. Unterwegs geriet ich mit dem ständigen Wieviel-Uhr-Fragen das erste (nicht letzte) Mal an einen polnischen Arbeiter, der mir, ohne deutsch zu können, die erplünderte goldene Damenarmbanduhr hinhielt. Wir erreichten mühselig, aber diesmal nicht gar so spät, *Pfeffenhausen*, einen Marktflecken wie Inchenhofen.

Ich wandte mich wieder an den Pfarrer und traf ihn auch. Ein älthlicher Mann, pfeiferauchend, dem Anschein nach ungeistiger, bäurischer als Moll in Unterbernbach. Seine erste Gegenfrage, warum ich nicht ein Dorf gewählt hätte, hier im Marktflecken sei alles so voll. Aber er setzte gleich hinzu, es werde sich Rat schaffen lassen, liess uns stehen und ging, so wie er war, über die Strasse in ein Gehöft. Nach einer ganz kleinen Weile kam er zurück, es stimme schon, erbringe uns gleich zu guten Leuten. Un-

terwegs erzählte ich ihm unsere Absicht, in Regensburg Dr. Ritter aufzusuchen. Sofort: «Den Dr. Ritter vom Krankenhaus? Der hat mich auch schon unterm Messer gehabt ...» Da wusste ich at once, dass Ritter lebte, noch seinen alten Posten bekleidete und zu Hause war ... Der Pfarrer verabschiedete sich eilig, wir sahen ihn nicht wieder. Die Bauernfamilie und das Bauernhaus, dem wir übergeben worden, waren unvorstellbar dreckig, bühenmässig, Nestroy mässig, die Frau phantastisch zerlumpt, der Mann an die Armenhäusler erinnernd, die in Landsberg a.W. die Strassen kehrten, die unendlich geschwätzige Tochter wenig besser gekleidet als die Mutter, alle zusammengedrängt in einer kleinen und schmutzstarrenden Küche. Wir wurden aber freundlich aufgenommen und einigermassen beköstigt, und die Unterhaltung war insofern interessant, als auf das dritte Reich geschimpft (Mit dem Hitler sein wir reingefallen!), von den Amerikanern aber auch nichts Gutes gesagt wurde, sie plünderten zuviel, hiess es wiederholt. Als wir aus der stickigen und stinkenden Küche zum Schlafen geführt wurden, ergab es sich, dass die Leute ihr eigenes Ehezimmer uns überlassen hatten, und dass dies Ehezimmer ungleich wohlhabender ausgestattet war, als wir nach Küche und Kleidung der Leute hätten vermuten können. Über dem breiten Bett hing eine heilige Familie als Reliefbild, es gab allerhand gestapeltes Kinderspielzeug, einen Kasten mit einem Strandbild, Nippes. Es gab auch einen richtigen Nachtstuhl, ein Prunkmöbel. Aber erwartet wurde, dass man einfach in den ans Haus gebauten Stall ging.

Von diesem Tag an trage ich noch das später oft wiederholte Gefühl des Wartens auf einen Wagen nach. Man unterscheidet die Geräusche. Die raschen und schmetternden amerikanischen Autos und Autokolonnen kommen nicht in Frage, auch die von den Amerikanern gestellten Transportautos für Militärheimkehrer nicht. Ein Trecker bietet bessere Aussicht, aber manchmal führt er Mist. Am sichersten sind die Pferdefuhrwerke – aber plötzlich biegen sie, zehn Schritt ehe sie unsere Lagerstelle an der Strasse erreichen, ins Feld ab. Es gibt auch die Enttäuschung geführter Pfer-

de ohne Wagen. Und dann gibt es noch den Ochsenwagen, sie sind nicht viel langsamer als Pferdewagen, aber sie fahren meist nur sehr kurze Strecken. Ich weiss nicht, warum es uns später nicht so oft wie am ersten Tage glückte, einen Wagen zu erwischen – vielleicht weil wir dann seltener auf Hauptstrassen wanderten? Aber das Pferdefuhrwerk sucht doch auch lieber die Neben- als die Auto- und Hauptstrasse. (Wir vermissten die Hauptstrassen nur, weil es auf ihnen mehr Stummel zu sammeln gab – die üppigen Amerikaner rauchen wie die Schloten und werfen oft halbe Zigaretten weg. Die Russen sind weniger reich, rauchen Mundstückzigaretten und werfen nur das Mundstück fort.)

Dies der dritte Tag mit seinem geringen Ergebnis: Gammelsdorf-Pfeffenhausen, Montag, 28. Mai.

Für den nächsten Tag war uns die Hoffnung auf ein Mietauto gemacht worden, sie ging in Erfüllung, aber nur recht unvollkommen. Die Bäuerin [...] führte uns zur Molkerei, wo es ganz ähnlich zugeht wie in Aichach, nur dass sich hier die Fahrer erst flehentlich bitten liessen, einen Gast mitzunehmen. Und dann mussten wir von acht bis Viertel neun bei steigender Sonnenglut an der Rampe warten, ehe das Ein- und Ausladen beendet war, und als wir fuhren, wurden wir schon nach 6 km wieder abgesetzt – es hatte sich kaum gelohnt. Der Ort hiess – glaube ich – Gisselsdorf. Hier begann unser Wandern. Bei mörderischer Hitze brauchten wir für die etwa 15 km bis Langquaid ganze sieben Stunden. Ausser der Hitze quälte diesmal der Hunger, alle Bemühungen um eine ordentliche Mahlzeit im Gasthaus oder beim Bauern scheiterten, Geld schien wertlos. In einem Gasthaus gab man uns mürrisch einen Teller Suppe, einen für beide zusammen, und lehnte dann mürrisch die Bezahlung ab, in einem andern Wirtshaus kratzte man jedem von uns ein winziges Teilerchen Kartoffelsalat zusammen, in Bauernhäusern trieben wir für einen Groschen oder umsonst eine Tasse Milch auf – es war abscheulich und deprimierend (dabei doch nur ein Vorspiel der Hungertage im Vogtland). Die Landschaft, immer Variante desselben Themas, bot diesmal

besonders viele Feldblumen in Rot und Blau und Gelb, dazu etliche malerische Flussbilder. Einmal, das sehe ich vor mir, lässt eine Polengruppe mit Frauen Pferde im Wasser baden und saufen, während der Wagen zur Fahrt bereitsteht. Einmal stossen wir auf einen sehr zigeunerhaften Wanderzirkus, dessen Wohnwagen rastet. Ich trage Evas flammenzerfressenen Pelz über dem Arm, eine junge Frau mit frechem Gesicht, sehr zigeunerhaft, greift nach dem Pelz: Wozu braucht ihr den, lasst ihn mir! Ich zucke unwillkürlich zurück. Die Person, gekränkt, sagt verächtlich: Ich will ihn nicht haben, ich nehm ihn nicht geschenkt. Eine Minute vorher hatte ich die Leute gefragt, ob wir ein Stück in ihrem Wagen mitkönnten, sie zogen aber in anderer Richtung, nach Nürnberg zu. Ein drittes Bild dieser Wegstrecke: Unter uns, in der Nähe des Dorfes Laaberberg a. d. Laaber, aber ganz isoliert im grünen Rasen, liegt ein grosser, grauer wimmelnder Haufen, wie aufgeblasenes Schlauchstück, flach, anfangs undefinierbar. Dann unterscheidet man: ein amerikanisches Truppenlager, in dem zwischen die Zelte Autos gestellt sind, also durchweg eine Mischung aus Zelt- und Wagenstadt. Aus dem Gewimmel klingt lange Geschrei zu unserm hochgelegenen Weg herauf ... Einmal plaudern wir lange mit einem alten Schlesier. Er erzählt, wie in seiner Heimat die Pfarrer einen verbotenen Hirtenbrief von der Kanzel verlesen haben: Die Gendarmen haben sich Blasen an die Füsse gelaufen, um in allen Dörfern die Geistlichen zu warnen: «Wir werden von Regierung wegen morgen um die und die Zeit in der Kirche sein – lest den Brief vorher, oder lasst die Gefahrenstellen weg, wir dürfen nichts hören!»

In *Langquaid*, einem sehr grossen Flecken, [...] halten wir um fünf längere Rast. Im Wirtshaus, wie überall in diesem Bezirk, wird viel auf die Amerikaner gescholten: Sie plündern, sie rauben Schmuck und Uhren, einer hatte den ganzen Arm mit Uhren bebändert ..., der Kommandant aber hat auf deutsche Beschwerde erwidert: «Ihr lebt hier noch wie im Paradiese, verglichen mit dem, was unsere Verbündeten in Russland und Frankreich von euren Soldaten auszustehen hatten.» [...]

Wir sind ein bisschen erholt, die Sonne ist ein bisschen herunter, so fressen wir noch die paar km bis zum nächsten Flecken, *Schierling* – von da soll es Milchauto bis nach Regensburg (32 km) geben

Wir fanden wieder einen guten Pfarrer, ich weiss nicht mehr, wie er aussah, ich weiss nur, [...] dass auch er sich sofort mit grosser Liebenswürdigkeit in Marsch setzte und unsere Sache ordnete, während wir ein Bier tranken. [...] Ich weiss, dass wir sehr wohl aufgehoben und gepflegt wurden, man legte uns Matratzen und Bettzeug im Vorraum des Oberstocks auf den Boden, man gab uns auch am nächsten Morgen zu essen und war zu Geldannahme nicht zu bewegen. [...]

Vierter Tag also: Dienstag, 29. Mai, Strecke Pfeffenhausen-Markt Schierling, etwa 20 km.

Der fünfte Tag, Mittwoch, begann mit einer schweren Enttäuschung und brachte drei dramatische Höhepunkte. Der Mann des Milchautos war ein rüder Dickkopf und lehnte es ab, uns mitzunehmen. Wir begannen nun die Wanderschaft mit einem sehr müden Schlich nach dem 4 km entfernten Eggmühl. [...] In *Eggmühl* lag auf steinernem Sockel ein recht trübseliger Löwe. Da fiel mir ein, dass es sich hier offenbar um das Schlachtfeld Eckmühl handelt, nach dem ein napoleonischer General und Herzog von 1805 heisst. Später kam – ja was? die Stichworte tanzen hier aus der Reihe, und die Erinnerungen tun es auch. Da war Waldrast und das beschriebene vergebliche Warten auf ein Fuhrwerk, da war ein Heimkehrerlager mit Kinderwagen und aufgehängter Wäsche, da war Eva nacktbeinig in Hausschuhen, da war Landschaft wie «englischer Garten» und in weiter Feme eine Hügellinie, die wohl schon das nördliche Donauufer bezeichnete. Da waren zwei Teller Suppe, die wir auf der Treppe des wohlthätigen Bauernhauses löf-felten, wobei ich an die Zeiten im Elternhaus dachte: Man reichte dem Bettler einen Teller Suppe auf die Treppenstufe des Küchenausganges, und x-mal fand man nachher die Suppe unangerührt – dem Mann war es um Geld für Schnaps zu tun gewesen – Hunger hatte er keinen, wer hatte vor dem Weltkrieg in Deutschland Hun-

ger? Wieder eine Rast, am frühen Nachmittag, und dann erscheint der Ochsenwagen, der uns eine merkwürdig lange Strecke in würdigem Tempo mitnimmt, und der bereits zwei ältere Frauen zu Passagieren hat. Die Frauen, Kleinbürgerinnen aus Regensburg und von ausgedehnter Hamsterfahrt heimkehrend, fühlen sich zu uns hingezogen, die eine erzählt mit ungeheurer Lebendigkeit des Tonfalls, Mienenspiels und ausholenden Gestikulierens das Regensburger Ereignis. Die Amerikaner hatten ein Ultimatum auf Übergabe gestellt, andernfalls wollten sie die wehrlose und schon schwer beschädigte Stadt durch ein massiertes Fliegergeschwader vernichten. Die SS weigerte sich, die Frauen der Stadt demonstrierten leidenschaftlich auf dem Markt. Da stieg der Domprediger Dr. Maier auf und sprach – tiefe Verbeugung, weit ausgebreitete Arme, pathetischstes, weichstes Flehen in der Stimme («Gerad so hat er gesprochen!») Wir fordern nichts, wir wollen nichts als bitten, dass uns das Schlimmste erspart bleibe! Indem kam SS, drängte uns zurück, trieb uns fort... ich habe geschrien und geweint und mich gewehrt... und dem Dr. Maier banden sie die Handgelenke zusammen, und «Betet für mich» hat er noch g'sagt... Und am nächsten Morgen hing sein Leichnam auf dem Markt, und so schön weiss war er, gar nicht wie ein Gehenkter!

Nachdem uns das Ochsengespann ausgebootet, gingen wir noch eine ganze Strecke mit den Frauen zusammen weiter, und das Plaudern half über die Mühsal weg, aber allmählich blieb ich doch zurück, ich hinkte allzu schmerzhaft, auch lasteten Rucksack und übriges Gepäck. Plötzlich, in einer Ortschaft, ich glaube in *Köfering*, kamen die Frauen mit einer dritten Person auf uns zu. Die Freundschaft oder Verwandtschaft ist mir nicht klar geworden, jedenfalls wohne hier die Tante Völkel, und bei ihr sollten wir einen belebenden Kaffee erhalten, und schon war uns als Abschiedsgeschenk der zwei vom Ochsenwagen ein Stück Eierkuchen in den Mund geschoben und eine fettige (fettige! welche Herrlichkeit) Tüte mit Eierkuchen in die Hand gedrückt, und schon sassen wir in einem säubern und friedlichen Landhausgar-

ten, und Tante Völkel, die Witwe eines Lehrers und Mutter eines niedlichen Mädchens, versorgte uns wirklich mit Kaffee, und wir kamen wieder zu Kräften ... Wir hatten die Absicht, uns möglichst nahe an Regensburg heranzuschieben, im letzten Dorf zu übernachten und dann am nächsten Morgen in die Stadt einzuziehen und Ritter aufzusuchen. Es war uns ganz klar geworden, dass er ein sehr angesehener und einflussreicher Mann sein musste ... Wir waren gewarnt worden: nicht allzunah an Regensburg heran, denn da sei alles zerstört. Aber da wir nun wieder erfrischt waren, und da uns bald auch ein Pferdewagen 2 km weit mitnahm, und die Berglinie jenseits der Donau – jenseits! das wussten wir nun genau, und es lockte, denn dort schien mir der Sieg dieser Unternehmung zu liegen –, da also die Berglinie immer näher rückte, so marschierten wir bei drohendem Gewitter immer voran, standen wir mit einem Male in dem letzten Ort vor Regensburg, in *Burgweinting*, und damit plötzlich inmitten vollkommener Zerstörung (während bisher von Schäden wenig zu merken gewesen, ich glaube sogar gar nichts). Wir fragten uns zum Pfarrer durch: Er sei in der Kirche. Er kam aus der Sakristei, ein junger Mann, Kaplan. Er sagte sofort ein eindringliches Unmöglich. Kein Haus sei unbeschädigt, kein Winkel leer, kein Stück Brot aufzutreiben, wir müssten, müssten durchaus die Müdigkeit überwinden und die letzten 5 km nach Regensburg noch durchhalten, er gebe uns eine Empfehlung an die Cäcilienkirche, eine Kirchenmusikschule, dort fänden wir bestimmt Unterkunft. Ich wandte ein, es sei neunzehn Uhr vorbei, und ich könnte nicht mehr traben. Doch! wir würden es schaffen, die Cäcilienkirche liege nicht weit von unserem Einzugspunkt, auch sei in Regensburg die Sperrstunde auf halb zehn Uhr vorgerückt. Beide Angaben erwiesen sich nachher als falsch: Ein Glück, dass ich das erst nachher erfuhr – wir haben das Haus keine zwei Minuten vor der Sperrfrist erreicht. Der Endspurt des Tages war wirklich nur noch Endspurt, nur höchster Effort. Zerstörtes Vorortgelände, Trichter, Ruinen, Aussengürtel einer Grossstadt, wie wir das wiederholt gesehen. Allmählich kamen Stadtstrassen, und schliesslich hatten wir die Cäcilienkirche aus-

gemacht. [...] Ich klingelte erst eine Schwester, dann die Oberin heraus [...]. Schliesslich wurde uns ein hübsches, sauberes Zimmer angewiesen, aber zu essen war nichts aufzutreiben, doch brachte uns irgendein Hausbewohner Kaffee auf die Treppenstufen. [...]

Wir hatten also an diesem fünften Wandertag, Mittwoch, 30. Mai, die Strecke Schierling-Regensburg geschafft, und damit unser erstes Ziel erreicht.

Der sechste Tag war ganz von *Regensburg* ausgefüllt. Er begann peinlich. Wir machten bei Regen einen sehr langen und nüchternen Weg durch die Länge der Stadt ins Krankenhausviertel, Prüfeningstrasse. Wir fanden Ritters Privathaus, jeder kannte es, und klingelten umsonst. Wir suchten eines der grossen Krankenhäuser auf, das als seines bezeichnet wurde. Schwestern und Oberin waren sehr freundlich, Herr Doktor aber war eben zu irgendeiner Sitzung fortgefahren. Man telefonierte mit seiner Wohnung, es liess sich keine Verbindung herstellen. Sehr abgekämpft und müde gingen wir noch einmal zur Villa. Diesmal hatten wir Glück: Ein Herr öffnete, dem Aussehen nach unverkennbar ein Bruder Ritters. Ein jüngerer, dachte ich, denn er glich einigermaßen dem Ritterbild von 1919. Es war aber ein älterer Bruder, ausgebombter Kinderarzt aus Köln. Mit ihm fanden wir sogleich Kontakt. Nach einer Weile kam ein junges Mädchen, älteste Tochter, und brachte uns Tee. Eine Stunde später war dann Ritter selbst da, riesige Erscheinung, dicker und älter im Gesicht, aber die gleiche Herzlichkeit und warme Nähe wie anno dazumal. Seine Frau und sein Junge, erzählte er, waren in einem nahen Dorf untergebracht. Es gab noch einen kalten Moment, als unvermutet die (noch ziemlich junge) Frau doch auftauchte und uns erst etwas befremdet gegenüberstand, aber bald fand auch sie den Ton der Freundschaft. Es war noch irgendein dem Haus befreundeter und eben hier einquartierter Auslandsingenieur und -kaufmann zugegen.

Ritter sorgte sofort dafür, dass wir zur Nacht ein Zimmer in seinem Krankenhaus erhielten, wir waren den ganzen Tag über seine Gäste, wurden mittags und abends üppig fetiert – das bloss Am-

gut-gedeckten-Tisch-Sitzen war schon Erholung für uns –, ich erhielt Schuhe (freilich Nr. 46 statt 42) und Strümpfe und ein Stückchen Seife geschenkt, kurzum: Wir wärmten uns innerlich und äusserlich durch. Ritter war ein hochangesehener, saturierter Mann geworden, offenbar einer der leitenden Männer Regensburgs. Ihm unterstehen zwei Häuser, das «Männer- und das Frauenhaus», zusammen 700 Betten. [...] Von den Amerikanern war er nicht sehr erbaut, sie hatten geplündert, und sie liessen es an Brutalität des Siegers nicht sonderlich fehlen. Sie standen eben auch auf dem Standpunkt der Vergeltung. Über die Nazis urteilte er mit äusserster Härte. In seinem frommen Munde überraschte es mich, als er zu Himmlers Selbstmord erklärte, Zyankali wirke in ein paar Sekunden – das sei «zu wenig» gewesen für diesen Bluthund. Ich habe noch den anwesenden Auslandsingenieur (von der AEG oder von der Siemensfirma) erwähnt. Er interessierte mich deshalb, weil er den Antisemitismus von 1919 sqq. für kommerziell begründet hielt: «Sie» hätten in allen dominierenden Wirtschaftsstellungen gesessen, als er aus Indien nach Deutschland zurückgekommen sei, ich notiere das, nicht weil ich es ohne Weiteres glaube, sondern weil es mir den einen der vielen Wege andeutet, auf denen die Hitlerei marschieren konnte. [...]

Aufs Bestimmteste wurde uns versichert, dass von Regensburg, genauer: von der Station Walhalla aus, schon Güterzüge nach Norden liefen. Mit der Hoffnung hierauf und sehr erleichtert legten wir uns im Krankenhaus schlafen, nachdem wir uns von der Familie verabschiedet hatten. Ritter selber brachte uns hinüber und kümmerte sich auch noch am nächsten Morgen um uns, da freilich schon im weissen Mantel und von allen Seiten als Chef beansprucht, so dass es einen etwas abrupten Abschied gab. Das war der Tag sechs, der Ruhetag in Regensburg, Donnerstag, 31. Mai.

Mit Regensburg schliesst sehr deutlich der erste und eigentlich heroische Teil unserer Wanderung, in dem wir fast ausschliesslich auf unsere Füsse angewiesen waren.

[...] Das Mass der Strapazen wurde dadurch kaum verringert, es verlagerte sich nur alles. Ich könnte auch formulieren: Ich marschierte weniger, aber hungerte mehr. Oder: Ich marschierte weniger, war aber auch schon viel ermüdeteter als vordem.

[...]

Wir gingen am Morgen des Freitag, 1. Juni, durch die nicht allzu zerstörte enge Innenstadt und dann auf einer breiten, auch von Fuhrwerk massenhaft benutzten Pontonbrücke über den Strom. [...] Wir kamen nach etwa 5 km zur Station Walhalla, ohne die Walhalla gesehen zu haben. Enttäuschung: Der Zug ging erst von Regenstauf ab, 10 km weiter. So sind wir an diesem Tag doch wieder im Ganzen rund 20 km marschiert. [...]

Regenstauf selbst, das wir nach siebzehn Uhr erreichten, ist ein stattlicher Flecken: In ungefähr jedem Haus gab es einen Gasthof, und in keinem Gasthof auch nur einen Schlucken Kaffee. Wir mussten durch den Ort bis zum alleinstehenden Streckenhaus 7. Hier am Bahndamm und dichtbei an Wegrand und Wiese entwickelte sich ein Lagerleben wie seinerzeit in Suchering. An der Pumpe des Streckenhäuschens konnte ich unser Wasserglas füllen, so hielten wir im Gras Mahlzeit und warteten auf den Zug, den ersten für uns seit dem Kriegsende. Er kam nach sechs: ein Pack- und zwei offene Güterwagen. Wir fanden Platz in dem einen der Güterwagen, es war eine Seligkeit, nun sooo schnell nach Norden zu rollen, in knapp anderthalb Stunden waren die 30 km bis *Schwandorf* geschafft, wir waren in der Oberpfalz, im beginnenden Industriegebiet. Auf dem Markt erhielt ich amerikanische Auskunft – ich operierte natürlich mit meiner Sendung –, dass anderntags ein amerikanisches Auto uns mitnehmen würde, und die deutsche Polizei wies uns auf die Stadthalle als Gemeinschaftslager der Flüchtlinge und militärischen Heimkehrer. Es war ein wüstes und beschädigtes Haus, Hauptraum darin ein Festsaal mit Bühne – Erinnerung an Prenden 1905 oder 06! – viel Militär, wenig Zivil, kleinstes Volk mit Kindern lagerte auf Matratzen, die Matratzen waren vergeben, es gab aber noch Stroh, und wir mach-

ten uns vergnügt ein Strohlager zwischen Soldaten zurecht. Es gab auch an schmierigen Tischen eine reichliche Suppe zu essen, und wir waren doppelt vergnügt. Wir untersuchten das weitläufige bombengeschädigte Gebäude. In einem Nebenraum war der Boden dicht bedeckt mit Tausenden von Papp-Einlegesohlen (wir nahmen einige davon mit). Auf dem Hof schwelten in einem Bombentrichter stinkend russische Uniformstücke und Fetzen aller Art. Hier war also, schloss Eva, eine Schusterwerkstatt oder ähnliche Arbeitseinrichtung russischer Gefangener gewesen. Es gab ausserhalb des Saales auch eine Wasserleitung und Wascheinrichtung, etliche Soldaten rasierten sich da. Die Fenster des Saals waren zerbrochen, so fehlte es nicht an frischer Luft, und wir schliefen gut und romantisch – eine Weile ist so etwas romantisch, später in der Wiederholung nur noch dreckig und primitiv – unter unsern schier Dreissig-Jahre-Mänteln.

Tag sieben also: Strecke Regensburg-Schwandorf, 50 km, Freitag, 1. Juni.

Am Sonnabend, den 2. Juni, vor fünf wach und zeitig zum Markt, wo sich in verschiedenen Gruppen je nach Fahrziel Soldatengruppen sammelten. Wir stellten uns zu der nach Weiden strebenden. Es war uns tags zuvor bei den Amerikanern versichert worden, dass man uns mitnehme. Wir fanden dann einen der vielen Gasthöfe offen und bereit, uns einen Kaffee zu unserem Brot abzulassen. Gegen acht begannen amerikanische Laster vorzufahren. Wir kamen auf dem für Weiden bestimmten unter, ich aber in sehr gequetschter und wenig blickfreier Stellung. [...] Wir waren kaum 20 km gefahren, da hielt der Wagen vor einem Berg bei einem hochgelegenen Ort: *Nabburg a. d. Naab*. Alle aussteigen, das Auto fährt zurück. Vielleicht (!) kommt ein anderes. Man stand murrend an der Landstrasse, so machten «sie» es immer. Viele Soldaten nahmen sofort die Fusswanderung auf. Ich kletterte zur Stadt hinauf, die wir vorhin bereits z.T. durchfahren hatten, zeigte dem Zivilpolizisten einen älteren (ungültigen) englischen Wisch, den er nicht lesen konnte, drang so bis zu einem Dolmetscher vor, der Mann war aus Köln, kannte den Musiker Otto Klemperer –

und war sofort Feuer und Flamme. Ich erhielt eine Empfehlung an den Vorsteher eines benachbarten Flüchtlingslagers und einen Mann, der mich und Eva dorthin führte. Im Lager sah es nicht gut aus, es handelte sich um Zivil, Frauen und Kinder dabei, das schlecht ernährt schon lang und ungeduldig auf Weitertransport wartete – woher? Ich weiss es nicht, im Allgemeinen hielt man ja in Bayern die Zivilflüchtlinge noch fest, um Landstrasse und Transport für die ausländischen Arbeiter und die zurückzuführenden Soldaten freizuhaben –, und das nun in uns unberechtigte Vordringlinge sah. Auch der Lagerhalter war anfangs überreizt und wenig zugänglich. Erst als ich energisch wurde, erzwang er mir Platz auf einem vorfahrenden und bestürmten Camion, reichte mir auch noch ein Brot hinauf. Wieder fand Eva beim Fahrer Unterkunft (als «gebrechlich»), wieder stand ich äusserst gequetscht unter böswilligen Nachbarn diesmal. Es war noch ziemlich früh am Vormittag. Wieder dauerte die Fahrt nicht lange: 6 km vor *Weiden*, mitten auf der Landstrasse erneutes Ausladen bei vielem Schimpfen. Wir wanderten zur Stadt hinein, ich ging wieder auf die Kommandantur, ich fand selbst mit Hilfe der Polizei, die mit einem Schluck Bier aushalf, keine Ess- und Trinkmöglichkeit, ich erhielt nach einer Stunde von der Kommandantur einen Zivilpolitisten, der uns wieder zu einem umlagerten und umschimpften Auto und dort hinaufschaffte. Wir fuhren am frühen Nachmittag weiter, durch hübsche Gebirgsgegend, aber müde und skeptisch, und erreichten das Nest *Windisch-Eschenbach*. Noch einmal beschwörender Kampf mit der Kommandantur [...]. Immerhin, es klappte noch einmal. Wir erhielten im nahen Gasthaus eine Abendsuppe, wir wurden wieder in ein menschenvolles Auto gepresst, immer durch schönes Gebirgsland, zuletzt durch eine ganz von mächtigen Bäumen überwölbte Allee gefahren, bis zum Dorf Reuth. [...]

In *Reuth*, abends Abgekämpftheit und Mattigkeit, gehe ich zum Bürgermeister, er weist mich mit bürgermeisterlichem Quartierzettel, auf Lager und Essen lautend, ins Gasthaus, das einem Fleischer gehört. Der Wirt und Fleischer, übellaunig und sehr grob:

«Meinen Sie, ich richte Ihnen einen Salon her? Im Saal auf Stroh können Sie schlafen, wenn Sie wollen, zu essen und zu trinken geb ich Ihnen nichts, wir haben nichts mehr.» – Es sei doch Anweisung des Bürgermeisters. – «Der Bürgermeister kann mich! Er ist Bäcker, er soll Ihnen selber Brot geben.» Ich liess Eva im Wirtshaus, lief selber zum Bürgermeister zurück, fand dort nur die Frau, hilflos von andern Flüchtlingen belagert. Der Ort sei überfüllt und kahlgegessen, ihr Mann unterwegs, um wenigstens alle Welt vor der Sperrstunde – ich glaube, die war hier schon auf zweiundzwanzig Uhr gerückt – von der Strasse zu schaffen. Ich pantherte herum, bis der Bürgermeister zurückkam. Er sagte, er könne nicht helfen, der Gastwirt habe wirklich nichts mehr. Ich kehrte um zehn zurück, wir assen trockenes Brot, das uns der Bürgermeister gegeben, und tranken Wasser dazu.

Eva hatte inzwischen einen Gartenpavillon entdeckt, in dem viel Gepäckstücke, aber nur ganz wenig Menschen lagen, dort schliefen wir, behelfsmässig wie in einem Wartesaal.

Das war der Tag acht, Samstag, 2. Juni, einer der wütesten und anstrengendsten trotz geringer Fussleistung, vielfach unterteilte Strecke Schwandorf-Reuth, ich weiss nicht, wie viele km lang.

Sonntag, der neunte Wandertag, brachte einen wunderschönen, nur bei nüchternem Magen sehr anstrengenden Fussmarsch, 11 km weit, zur Station Wiesau. Wir brachen am allerfrühesten Morgen, lange vor sechs, auf, um die Hitze zu vermeiden. Wir gingen richtige Mittelgebirgswege, wie sie Verschönerungsvereine den Touristen mit Markierungen (an unnützen Stellen, nie an nötigen) bezeichnen, mit Wald und Wiese und Ferneblick. [...]

In *Wiesau* haben wir uns wohl gründlich restauriert. Notiz und deutliche Erinnerung setzen erst wieder auf dem Güterzug ein, der uns um Mittag nach *Markredwitz* brachte. Dort wurde umgestiegen und erst einmal in dem neuen, offenen Wagen bis vier Uhr auf Weiterfahrt gewartet. Dabei gab es ein komisches Intermezzo.

Auf der gesamten Strecke Wiesau-Hof durfte nur und ausschliesslich Militär den Güterzug (Personenzüge gab es noch nicht) benutzen. Ich für meinen Teil hatte Ausweis und Empfehlung – aber doch auch nur fragwürdiger Natur – bei mir. Ich hätte mich jedenfalls auf Erklärung, Diskussion, eventuell Kampf einlassen müssen, wenn Kontrolle kam. Und auf dem Bahnhof Marktredwitz kontrollierte ein übereifriger Kapo wirklich. Es waren mehrere Zivilisten, auch Frauen an Bord. Sie wurden von den hilfreichen Soldaten derart umstellt und unter Gepäck- und Kleidungsstücken verborgen, dass der Kapo sie nicht bemerkte. Da duckten und tarnen wir beide uns denn auch ein bisschen und blieben ebenfalls ungesehen. Gegen Abend, etwa um reichlich achtzehn Uhr, war der Zug in *Oberkotzau*, 6 km vor Hof, und weitere Bahnverbindung gab es nun erst von Feilitzsch an, 6 km hinter Hof. Wir wanderten also bei grosser Hitze nach *Hof*. [...]

Auf der Polizei wussten sie wegen Beköstigung gar keinen Rat und wegen Unterkunft eigentlich auch keinen: Ganz, ganz weit draussen sollte in einer beschädigten und stillgelegten Garnfabrik ein Flüchtlingslager sein. [...] Es blieb uns also nichts anderes übrig, als wirklich nach der Fabrik in der Leopoldstrasse, hoch oben und weit, weit draussen zu schleichen, obwohl die Sperrstunde (hier halb zehn) fast schon da und meine Kraft wirklich zu Ende war. (Die Füsse, das Gepäck). Einen Augenblick war ich in Versuchung, im Gebüsch an der Vorortstrasse oder in einem Güterwagen an einem Bahnübergang die Nacht zu verbringen. Dann endlich war die Fabrik doch erreicht. Aber in dem Schlafsaal war ein solches Gewimmel und eine so grausige Luft – immer ärmstes Volk mit Säuglingen und Windeln, das haben wir in diesen Monaten hundertmal schauernd gerochen –, dass wir flüchteten. Der Saal lag ein paar Stufen hoch, unten beim Eingangstor vom grossen Hof aus, in dem es Waschgelegenheit gab, war ein Flur, in dem es etliche Matratzen gab. Dort betteten wir uns auf unter Kopfschütteln eines alten Fabrikwächters und etlicher Flüchtlingsfrauen, die uns teils für hochmütig, teils für verrückt hielten.

Übrigens hatten uns die Leute aus selbstgekochtem Vorrat noch einen Becher kalten Kaffee geschenkt. Wir schliefen so in verschwitzten Kleidern, es war die dritte Nacht in Kleidern.

Das war der neunte Tag, Sonntag, 3. Juni, Strecke Reuth-Hof, mit weiten Märschen am Anfang und Schluss des Tages.

Am zehnten Tag, Montag, 4. Juni, wieder um fünf Uhr begonnen, schöne Morgenfrühe, schöner Gebirgsblick – alles wäre schön gewesen, ohne die Müdigkeit und all das andere, was nun summiert auf uns lastete. So wurde aus der touristischen Sommerfreude sehr bald wieder das mühselige, heisse, nüchterne und beladene Trotten, die Strapaze auf baum- und erbarmungsloser Hoch- und Tiefstrasse. Um acht waren wir in *Feilitzsch*, dem ersten Dorf mit sächsischem Namen [...]. Von Feilitzsch aus sollte ein Zug nach Plauen gehen. [...] Auf dem Bahnhof erfuhr ich, dass ein Zug hier nicht durchkomme. Nur eine Lokomotive werde um 13.30 Uhr passieren, aber da ich doch Kurier des Zaren sei (meine fragwürdigen Zettel und Papiere taten Wunder), so solle ich mitgenommen werden. [...] Wir frühstückten ausführlich im Dorfgasthaus (ausführlich heisst in diesem Fall: Wir bekamen schwarzen Kaffee und assen unsere Brotreste dazu), und gingen dann anderthalb km zum Dorf *Trogen*, wo sich ein Auffanglager befand. Das war ein Jugendarbeitslager des dritten Reichs gewesen, sehr hübsch angelegt: grosse saubere Baracken um einen viereckigen mächtigen Platz, Rasen und allerhand Grün, herum, an den Wänden, allerhand Moralsprüche des Nazismus. Jetzt lagen in den ausgeräumten Baracken Strohbindel, es standen nur noch ein paar Tische ohne Stühle darin, alles war wüst, ohne die ehemalige Hübschheit ganz abgestreift zu haben. Und merkwürdigerweise gab es in diesem Lager auch noch richtige Verpflegung, Brot, Suppe, Kaffee. [...] Wir ruhten uns entspannt aus, lagerten eine Weile am hohen Strassenrand über dem RAD-Lager, gingen dann langsam und siegesgewiss zum Bahnhof Feilitzsch zurück. Dort hatte sich inzwischen ein Häufchen Militär angefundenes, ich fragte mich, wie eine einzelne Lokomotive uns alle mitnehmen solle.

Der Telegraph meldete sie, alles stellte sich zurecht. Es erschien eine Lokomotive mit angehängtem, hohem, fest geschlossenem Kohlentender. Auf den Kohlen sassen, im Lokomotivstand standen eine Unmenge Soldaten (von Hof her), ein paar junge Kerle kletterten wie die Affen im Nu, von ihren Kameraden unterstützt, auf den Kohlentender, es war ein Gewirr und Geschrei, ich brüllte meinen Kapo an, der seinerseits eine hilflose Figur machte, und schon setzte sich die Lokomotive wieder in Bewegung, und die Nichtmitgekommenen zogen resigniert ab. Ich wütete gegen den Kapo, aber davon wurde nichts anders, und um zwei Uhr etwa nahmen wir also die Fusswanderung wieder auf. [...]

Wir tippelten auf dieser Autostrasse 7 km ab, kamen dann bei einem Dorf *Pirk*, 17 km von Hof entfernt und schon in der Amtshauptmannschaft Plauen gelegen, an eine riesige, halbfertige Autostrassenüberführung, die wie ein antiker Viadukt aussah, ebenso grandios und ebenso ruinenhaft – sie schien mir ein Symbol der nazistischen Hybris. [...]

In dem ganz waldumschlossenen Dorf *Magwitz* kamen wir in einem wohlhabenden und wohlwollenden Bauerngehöft gut unter: Wir wurden ausgezeichnet gepflegt, wir schliefen in einer grossen Scheune, konnten uns ziemlich weit auskleiden und am nächsten Morgen waschen. [...]

Der zehnte Tag, Montag, 4. Juni, führte also von Feilitzsch nach Magwitz.

Am elften Tag, Dienstag, dem 5. Juni, brachen wir spät, erst um acht Uhr, auf, Eva mit gewaschenem Haar, ich rasiert. [...] Wir kamen dichter an Plauen heran, als in unserer Absicht lag, wir fanden dann eine Strasse nach *Oelsnitz* und in diesem langen und öden Ort eine Flüchtlingschule, die uns mit Brot und Suppe pflegte. Vom frühen Nachmittag an ging es dann durch schöne Erzgebirgsgegenden, die nun schon zum näheren Falkensteiner Bezirk gehörten, und die wir teils hatten nennen hören, teils wirklich schon kannten.

Einmal nahm uns nach langer Zeit wieder ein Pferdewagen mit, einmal, im Gasthaus *Tirpersdorf*, fanden wir nicht nur eine grosse Kanne Kaffee, sondern auch ein süddeutsches Nachrichtenblatt,

die «Hessische Post» vom 26. Mai. Der eigentliche Schlussakt des Krieges ist uns ja bis auf den heutigen Tag dunkel geblieben. [...]

Um halb neun waren wir in *Falkenstein*. Scherners Apotheke war leicht angeschlagen, ihr Privathaus schwerer. Geschützfeuer der Amerikaner, wie wir später erfuhren. Wir riefen und klatschten vor dem verschlossenen Haus. Trude Scherner öffnete, er selbst war mit seinem «Uhlmannchen» auf Wareneinkauf nach Leipzig gefahren, er kam um zehn, als wir gerade aufbrechen wollten, triumphierend zurück, er hatte, statt für die bewilligten 200, für 10'000 M einkaufen können, er war jetzt nach der völligen Zerstörung der anderen Apotheke sozusagen Monopolinhaber. Grosse Herzlichkeit, grosse Bewirtung, vieles Durcheinandererzählen, und erst um elf, der hier gültigen Sperrstunde, lagen wir auf unsern alten Ruhestätten im Privatkontor der Apotheke. Dort war das Hitlerbild verschwunden und durch eine Landschaft ersetzt. Scherner erzählte, wie unmittelbar vorm Einmarsch der Amerikaner (die Stadt hatte vierzehn Tage unter Feuer gelegen) die Parteileute bei ihm gewesen und ihn gezwungen hatten, alle nazistischen Bücher, die er vordem zwangsweise hatte kaufen müssen, und die er nun für mich zu bewahren versprochen hatte, in ihrer Gegenwart zu verbrennen ... Wir hatten nun also die feste Absicht, hier eine Weile auszuruhen [...]. Dies war der elfte Reisetag, der letzte der zweiten Phase (Regensburg-Falkenstein), die Strecke Magwitz-Falkenstein, Dienstag, 5. Juni.

Am Mittwoch sah alles anders aus. Buchstäblich der nackte Hunger trieb uns, Falkenstein so rasch als möglich zu verlassen. Scherners hatten uns am Einzugsabend mit einer vorhandenen Kartoffelmahlzeit satt gemacht. Aber nun hatten sie kein weiteres Bröckchen übrig. Auf dem Rathaus erhielten wir wohl Marken, aber auf die Marken war nichts einzukaufen, Brot ausverkauft, Butter seit Langem nicht zu haben etc. etc. Im Restaurant gab's auf Kartoffelmarken einen Teller saft- und geschmacklose Rübenschnitzel – denen wir nachher wiederholt als typische Elends- und Vogtlandsspeise begegneten –, sonst nichts. Scherner nahm seinen Krückstock, stützte sich mit der andern Hand schwer auf

mich und machte einen Bettelgang durch die Hauptstrasse. Er kannte jeden Passanten und sprach mit jedem, er klopfte an die Türen und Schaufenster geschlossener Läden und drang ein, er erzählte überall unsere Geschichte, und so wurde eine Portion Fleisch gekauft und ein Stück Brot als Geschenk erhalten. Das war sehr rührend und half einigermaßen über die momentane Not, aber es war auch sehr peinlich und liess sich unmöglich fortsetzen. Ich rüstete sogleich die Weiterreise. Ich ging zur amerikanischen Kommandantur: Ein sehr junger, impassibler Leutnant und ein bildhübscher knabenhafter, gutmütiger, schlanker Halb neger als Dolmetscher. Er bot mir einen Sessel am Schreibtisch seines Leutnants, beugte sich mit kindlichem Lächeln über mich und fragte mit weicher Stimme: «Was willst du?» Ich explizierte mich, er setzte es seinem Leutnant auseinander, und dieser schrieb in Blockschrift, aber ohne Amtsstempel, so wie er es verstanden hatte: «This Professor Victor Israel Klemperer is a half Jew and he would like to go to Dresden. He is one of Germany's famous professors in philosophy and languages. He is a good man and we would recommend everything possible to help him.» Mit diesem Zettel, mit dem ich noch viel renommirt habe, ging ich zur «Fahrbereitschaft». Umsonst, in Richtung Schönheide, wo es Bahn nach Aue und weiter nach Chemnitz geben «sollte», und von Chemnitz «sollte» schon ein regulärer Zug nach Dresden gehen – dorthin also fuhr man von Falkenstein aus gar nicht, aber vielleicht von Auerbach aus. Ich ging auf Scherners Rat noch zu einem Rechtsanwalt Reichenbach, a half Jew oder ein ganzer, Vetter jedenfalls – wie sich herausstellte – unseres unglücklichen Dresdener Reichenbach, seit der Umwälzung auf hohem Verwaltungsposten. Er nahm mich sehr gut auf und versprach, uns am nächsten Morgen nach Auerbach zu bringen, mir dort auch behilflich zu sein. Im Übrigen verging der Tag in wechselseitigen Gesprächen. Scherner berichtete, wie schwer die innerlich intakte, aber ganz nazistisch und führer gläubig aufgewachsene Uhlmann an dem Umschwung und dem Erfahren der Wahrheit gelitten habe. Ohne mein Juden-

tum aufzudecken, gab ich dem Mädels doch allerhand Auskunft. – Eva meinte, ich hätte sie zu hart angefasst. Mit der antinazistischen Dumpier zu sprechen war einfacher. Mit Norma Dettke wurden wenige harmlose Worte gewechselt, ihr Mann, der Hitler- und sieggläubige Nazibalte, dem der Krieg so gut bekam und noch nicht lang genug gedauert hatte, befand sich zu meiner innigen Freude offenbar in amerikanischer Gefangenschaft.

Dies der zwölfte Tag, Mittwoch, 6. Juni, ganz in Falkenstein verbracht.

Donnerstag, den 7. Juni, recht bedrückter Aufbruch von Falkenstein, im Grunde ging es ja wieder ins Ungewisse. Der Anwalt kam mit einem Begleiter im schönsten Automobil, brachte uns in wenigen Minuten nach Auerbach, liess uns aber dort eine reichliche Stunde vor irgendeiner Amtsstelle warten. In der Zwischenzeit kam er einmal heraus, drin befand sich ein russischer Offizier, vielleicht werde der uns weiterhelfen. Aber dann, nach einer Stunde, hiess es, leider sei alles umsonst, die Kommandantur lasse niemanden in das angrenzende Niemandsland und in die russische Zone hinüber, das vernünftigste sei, ich kehre gleich mit ihm, Reichenbach, nach Falkenstein zurück. Als ich mich dagegen erbittert wehrte, meinte er, er wisse freilich von vielen, die heimlich und auf eigene Faust hinübergekommen seien, und nach einer Pause, er könne auch einmal versuchen, ob ich auf der Kommandantur nicht vielleicht doch einen Pass bekäme. Wir fuhren also dorthin. Es war grosses Gewimmel in vielen Zimmern, Reichenbach kannte gleich das richtige Loch und die richtige Dolmetscherin. [...] Die Dolmetscherin verwechselte mich einigermaßen mit Otto Klemperer und machte einen «Musikprofessor» und Besitzer einer Farm bei Dresden aus mir. Nach einigem Warten erhielt ich denn auch meinen Passierschein, den ich nicht ein einziges Mal gebraucht habe. Ich weiss nicht, wo das berühmte Niemandsland, ich weiss nicht, wo die eigentliche russische Zone begann, ich bin weder von Soldaten noch von Plünderern im Geringsten belästigt worden ... Den Pass hatten wir und sollten nun auch von

einer Speditionsfirma nach Schönheide mitgenommen werden. *Sollten*. Aber diese bestimmt dorthin fahrende und Leute mit Passierschein gern mitnehmende Firma fuhr überhaupt nicht in diese Richtung, und Privatautos, hiess es, scheuten noch die Unsicherheit des Niemandlandes, und so mussten wir die etwa 18 km zur «Sollte»-Bahnstation wieder tippeln. Als Mahlzeit bekamen wir in Auerbach mit Müh und Not und Kampf wieder Rübenschmitzel, Läden zum Einkaufen waren geschlossen, in Mittagsglut wurde losgewandert. Ein Pferdewagen half über die böseste Nachtschicht, so kamen wir nach *Rodewisch*. [...] In Rodewisch glückte der Brotkauf, in *Rützensgrün* schenkten uns freundliche Krämerleute einen Topf Kaffee, den wir auf der Treppe tranken, dort tauschte Eva auch gegen Zucker von einer Frau Tabak ein, in *Schnarrtanne* sah ich den letzten amerikanischen Posten – er liess Kinder auf sich herumklettern, als wäre er ein gutmütiger Bernhardinerhund.

Dieser Weg nach Schnarrtanne und dann nach *Schönheide* weiter war so baedekerhaft und bildschön und gefundenes Touristenessen wie neulich der Lupinenweg. Aber das stieg und stieg und stieg, und ich war bei ständiger Hitze so sehr von Kräften. Und schliesslich noch die weite Strecke von Schönheide nach *Schönheiderhammer*. Aber da war der Bahnanschluss wirklich erreicht. Wir übernachteten im Carlshof, ohne Verpflegung, ohne Möglichkeit, aus den Kleidern zu kommen. [...]

Der dreizehnte Tag also: Donnerstag, 7. Juni, Strecke Falkenstein-Schönheiderhammer.

Der vierzehnte und vorletzte Reisetag ist durch trocken Brot und Wasser ausgezeichnet. Und durch den Fanatismus der durchweg überreizten kleinen Flüchtlingsleute in dem Carlshof. Eine Frau, Breslauerin, schimpfte fanatisch auf Hitler, eine andere, die vor den Russen geflohen war, schimpfte ebenso fanatisch auf die Russen und erklärte alle deutschen Greuelthaten in Russland für Lügen und Hetzpropaganda – niemals hätte ein deutscher Soldat geplündert oder sonst etwas Böses begangen. Wir hielten uns abseits und sassen im Garten des Lokals oder am Bahnrand, bis endlich der Zug kam, ein richtiger Personenzug, für den wir Billette

zweiter Klasse hatten lösen müssen. Wir waren nach drei Viertelstunden in *Aue*, das mir vom Zug aus eine grössere Stadt schien, ich eroberte im Wartesaal die famosen Rübenschnitzel – leider widerstanden sie Eva diesmal –, wir waren um halb vier in *Chemnitz* [...].

Vierzehnter Reisetag also war Freitag, 8. Juni, Strecke Schönheiderhammer-Chemnitz.

Die Innenstadt Chemnitz' schien ganz zerstört, viele Häuser standen zwar, waren aber unbewohnt und unbewohnbar, dazwischen Ruinen, Schutthaufen, irgendwo ein grosser Platz mit nichts als Geröll und einem riesigen Kandelaber, der unversehrt hervorragte – im Ganzen das übliche Bild. [...] Dann sahen wir vor einem halbzerstörten Haus ein Häufchen Leute stehen, es scheint irgendein Lager zu sein, wir fragen, ob man hier eine Tasse Kaffee bekomme und werden in den ersten Stock gewiesen. Dort, Erscheinung wie aus einer versunkenen Welt, in einem langen Saal *das* elegante Musikcafé des Vorkriegs. Weissgedeckte Tische, alle eng besetzt – man gibt die Garderobe draussen ab! – Geschirr in Menge (allerdings keine Löffel), befrackte Kellner, Kaffee in Kannchen, Brambacher Mineral, Bier, Mokkatassen schienen sogar auf echten Kaffee hinzuweisen, eine Jazzkapelle, so negroid als möglich, beginnende Eleganz gemalter Kokotten, beginnende Inflationspreise: Es war der Anfang des Treibens von 1919, der Hurra-wir-leben- und Schieberstimmung, aber alles doch ungleich grausiger und erschütternder und jämmerlicher als damals, denn das Haus war zerstört und der Saal zurechtgeflickt, dass man stolperte, und die Stadt ringsum liegt in Trümmern, und was zu Nepp-Preisen geboten wird, ist Ersatz und Elend und mildert den Hunger nicht, überfüttert ihn nur. Eva glaubte, unter den Mädeln und Huren schon den Übergang zu russischer Haartracht (*Cléo de Mérode*) feststellen zu können, ich selbst hatte wiederholt den Eindruck, dass allerhand russische Zivilverwaltung und wohl auch Polizei unter den Gästen sass – aber das mag Autosuggestion gewesen sein. Mit Bestimmtheit beobachtete ich an mir, dass dies

Kaffeehaustreiben, die Wonne meiner Jugend, mich recht sehr anödete, dass ich mich ein bisschen schämte, weisshaarig unter all dem jungen Volk zu sitzen und wehmütig als grässliche Variation oder übersteigernde Wiederholung zu konstatieren, was die Jungen als etwas ganz Neues mit Entzücken aufnahmen (mit Händeklatschen und kavaliersmässig protzigem Zahlen – ich sah einen mir noch unbekanntem Zwanzigmarkschein der sächsischen Staatsbank vom April 45, auch dies ein Anfang und eine Wiederholung). – Bei alledem: Ich hatte immerhin den momentanen Eindruck, aus dem Stromerleben aufgetaucht und wieder zu den Freuden (wenn auch vorerst den verlogenen) der Zivilisation zurückgekehrt zu sein. – Ich wurde sehr enttäuscht, und es war wieder eine doppelte Enttäuschung. Ich belud mich, wir wanderten eine Weile durch die schwüle Hitze, fanden weiter draussen eine Trambahn, die bis zum Bahnhof Hilbersdorf ging, und erfuhren dort (wo wieder ein Flüchtlingshaufen auf den Treppenstufen etc. kampierte), dass der nächste Zug nach Dresden erst heute, «etwa» um drei Uhr nachmittags fahren werde. Aber «gestern» sei er erst um sieben Uhr abends abgegangen, und immer sei er sehr überfüllt und unregelmässig. Welch vielfältige Kalamität für uns! Hier ohne Marken und soutien, und nachher, Sonnabend nachts in Dresden gelandet, ebenfalls hilflos. Aber das ist nur die eine und nur die guao-Seite meiner Enttäuschung. Wir gingen ratlos und übermüdet die Strassen weiter hinaus und stiessen auf einen einfachen Gasthof. Es war drin in Gaststube und Wohnstube ein sehr reges Leben, deutsches Militär, Zivil und russisches Militär durcheinander. Ich sah die Russen zum erstenmal, graugrün und sportlich leicht gekleidet wie die Amerikaner, aber in Kitteln. Die Wirtin nahm uns seltsamerweise sogleich freundlich auf; wir sollten im Saal schlafen, er sei wenig besetzt, sie wolle uns auch Kaffee und Kartoffeln kochen (ich gab ihr unsere Kartoffel- und Urlaubermarken). Wirklich brachte sie uns nachher eine Schüssel Pellkartoffeln und eine Kanne Kaffee, später sogar noch Bier, wir waren wie erlöst. Ein junger Mann, «Verlader» aus Duisburg, von seiner Familie getrennt, setzte sich zu uns.

[...] Bald darauf kam jemand von den Wirtsleuten: Die Russen wollten wissen, was für ein Professor ich sei, einer habe ganz aufgeregt gefragt, was das für ein «Typ» sei. Dass ich in dem armseiligen Vorstadthotel unter Landsern und Volk auffiel, verdanke ich kaum meinem bedeutenden Gesicht, viel eher dem hohen weissen Kragen, den ich am 15. Februar in Klotzsche gekauft und immer vermieden hatte, und den ich nun tragen musste, da *das* Hemd mit dem weichen Umlegekragen gänzlich hinüber war: Dieser bourgeoise Stehkragen und dazu die zerschlissene Kleidung des Landstreichers und der mehrtägige weisse Stoppelbart – es sah nach Evas Wort aus wie die schlechte Verkleidung eines flüchtigen Bourgeois und Antibolschewiken. Ein riesiger Kerl, Hauptmann, wie ich nachher erfuhr, kam an mich heran und sprach mich russisch an. Er rückte mir dicht auf den Leib, setzte sich derart an die Kante des Tisches und Sofas, dass mir keinerlei Bewegung blieb und sprach nicht unfreundlich, aber sehr energisch und eindringlich. Ich sagte: «Je ne comprends pas» und «Ja Gewree» (wie mir Eisenmann beigebracht), gab ihm meinen Pass, wies auf das «J» – er redete ungeduldig weiter. Endlich kam eine ältere Dame am Krückstock, Baltin, die russisch verstand, und machte die Dolmetscherin. Der Offizier wollte vor allem wissen, wann ich «nach Deutschland gekommen» sei. Es dauerte lange, bis ich den beiden klarmachte, dass meine Familie seit 200 Jahren in Deutschland lebte, dass Landsberg a. W. bis 1918 zur Provinz Brandenburg gehört. Danach gab ich genaue Auskunft über meine Position vor und nach 1933, sagte auch mit einigem Avec, dass unsere Familie drei Brockhausleute gestellt und dass Georg Lenin behandelt habe. Da stand der Offizier endlich auf, klopfte mich freundlich begönnernd auf die Schulter und ging. [...]

An die Gaststube stiess ein Saal mit Bühne und Kapellenraum, wie wir ihn schon oft gesehen. Dieser war offenbar schon vor längerer Zeit als eine Art Hilfskaserne eingerichtet worden: Ausser etwa zwanzig zweistöckig angeordneten Bettschragen, in denen aber nur noch unbezogene Strohmattlatzen lagen, enthielt er Mili-

tärkleiderschränke und einen langen Tisch. Es schliefen im Augenblick nur ganz wenige Soldaten dort; wir legten uns in allen Kleidern unter unsere Mäntel und verbrachten die Nacht. An Waschen war nicht zu denken; es gab keine erreichbare Pumpe, und das Wasser galt als typhusgefährlich.

Am Sonnabend, 9. Juni, war ich sehr zeitig, wohl vor fünf Uhr, munter und setzte mich mit dieser Schreibung an einen Fenstertisch des Gastzimmers. Nach einer Weile klopfte es herrisch ans Fenster, draussen stand ein russischer Soldat und verlangte mit energischsten Gestikulationen und Stimmaufwand Einlass. Die Haustür war verschlossen, niemand wach, ich konnte nicht öffnen, niemand zeigte sich. Ich trat schliesslich in die Unsichtbarkeit des Saals zurück, ein wachgewordener Soldat murrte, wie ich so unvorsichtig hätte sein können, mich am Fenster zu zeigen; er könne uns alle in Ungelegenheiten stürzen. Als der Iwan sein Lärmen nach einiger Zeit aufgab, holte ich in gebückter Stellung Mäntel und Gepäck wieder ins schützende Dunkel eines unteren Bettschragens und schrieb noch eine Weile am Saaltisch. Mir war recht übel zumute. Was ich bisher bei den Russen erlebt, sah nicht nach persönlicher Freiheit und Sicherheit aus.

Am Sonnabend, dem 9. Juni, war ich vormittags beim Friseur und liess mich scheren, dann warteten wir – ungegessen, nachdem alle Versuche, ein Mittagbrot zu erhalten, gescheitert waren, sehr skeptisch unter einer Riesenmenge auf dem Bahnhof. Wären wir nicht befördert worden, so wären wir zu Fuss gegangen. [...] Und am Morgen des fünfzehnten Reisetages, am Sonntag, den 10. Juni, waren wir also in Dresden.

Aber eigentlich gehört dieser Sonntag auch noch zur Heimreise, denn er brachte ja den märchenhaften Umschwung. Der Tag begann trübe genug. Wir wanderten müde und hungrig zum Neustädter Bahnhof – nada! Wir wanderten zu dem gegenüber befindlichen Polizeibureau. Eine richtige und eine falsche Auskunft bei sehr freundlicher Aufnahme. Gehen Sie gleich nach Dölzsch! Ich wandte ein, es werde Zeit kosten, bis ich da in mein Haus käme. Der Beamte feixte: Sie wissen gar nicht, wie schnell das

manchmal geht! Und damit hatte er recht behalten. Wobei mir zugute kam, dass Berger getürmt war ... Aber was den Hunger anlangte, so hiess es, im Flüchtlingslager Glacisstrasse würden wir beköstigt werden, und dort schliefen über verlassenen Räumen im Oberstock russische Posten. Der Weg war also ganz umsonst. Nun sagte uns jemand auf der Strasse, ein Lager befinde sich, ich glaube, in der Marggrafenstrasse. Dort fanden wir nur ein Lazarett, aber keine Verpflegstelle. Dann wanderten wir, immer nüchtern und nach der unmöglichen Nacht, durch all die Zerstörung der Altstadt hinüber. In der Theaterstrasse sollte eine Auskunftsstelle über Einwohner und Ausgebombte sein. Sie war geschlossen. Dann schleppten wir uns – kein übertriebenes Verb! – zum Schweizer Viertel: das Haus der Frau Ahrens, das Haus der Windes zerstört, keine Auskunft zu erlangen. Nur ein alter Mann, der seine Frau verloren und dem tags zuvor ein russischer Soldat seinen Hund geraubt hatte, gab mit Bestimmtheit an, dass die Ahrensleute gerettet seien (er wusste aber nicht, wohin). Schliesslich fanden wir, innen ein bisschen beschädigt, aber im Ganzen geradezu wunderbar zwischen lauter Ruinen erhalten, das Glaserische Haus. Dies war die Wendung zum Märchen. Frau Glaser empfing uns mit Tränen und Küssen, sie hatte uns für tot gehalten. Er, Glaser, war etwas klapprig und apathisch. Wir wurden gespeist, wir konnten uns ausruhen. Am späteren Nachmittag stiegen wir nach Dölzchen hinauf.

Anhang

Anmerkungen

- 6 *Neumanns-Kötzschenbroda* – Gemeint ist: Neumanns haben im »Feindsender« gehört.
»*Ich, Claudius, Kaiser und Gott*« – Roman von Robert von Ranke Graves.
(*Neuestes »Postschließfach«: Enveloppe V. Hugo Lyrik*) – Klemperer verwahrte die neuen Tagebuchseiten, bis seine Frau sie nach Pirna in Sicherheit brachte, zwischen Victor Hugos Lyrik.
- 8 *der jüdische Krieg* – S. Bd. I, Anm. zu S 117.
- 10 *Maximilian Müller-Jabusch* – Zeitweilig Feuilletonist der »Vossischen Zeitung«; Klemperer lernte ihn während des 1. Weltkriegs als Redakteur der »Wilnaer Zeitung« kennen.
- 11 *alias Ernemann* – Alexander Ernemann war der Direktor der Dresdener Goehle-Werke.
- 14 *vivendis* – (lat.) Hier: Lebensmittel.
- 15 »*Ben Hur*« – Roman von Lewis Wallace (1827–1905).
- 18 *Rommel* – Erwin Rommel (1891–1944), Generalfeldmarschall; führte seit Februar 1941 das deutsche Afrikakorps, mit dem er bis Ägypten (El-Alamein) vordrang. Kommandierte von Februar bis März 1943 die Heeresgruppe Afrika in Tunesien, später eine Heeresgruppe in Norditalien und Frankreich. Rommel, der mit den Verschwörern des 20. Juli sympathisierte, wurde von Hitler am 14. 10. 1944 nach Bekanntwerden seiner Pläne zur »Öffnung« der Front im Westen zum Selbstmord gezwungen.
- 19 *Eisners Tod* – Kurt Eisner (1867–1919); 1918–19 bayerischer Ministerpräsident; wurde am 21. 2. 1919 ermordet.
- 20 *Darlan* – François Darlan (1881–1942), französischer Admiral; 1939–40 Oberbefehlshaber der französischen Flotte, ab 1940 in der Regierung Pétain, 1942 Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte, ergab sich nach der Landung der Alliierten in Nordafrika und wurde kurz darauf von Gaullisten ermordet.
- 21 »*Leipziger NN*« – »Leipziger Neueste Nachrichten«.
- 22 *Rostoski* – OMR Prof. Dr. med. Otto Rostoski, Direktor der inneren Abteilung am Stadtkrankenhaus Johannstadt.

- 23 *Dr. Magnus* – Dr. med. Fritz Magnus-Alsleben.
Dr. Katz – Dr. med. Willy Katz, praktischer Arzt, Chirurg und Geburtshelfer.
- 24 *il faut s'abêtir* – (franz.) man muß verblöden.
- 27 *Moreaudenkmal* – Jean Victor Moreau (1763–1813), französischer General; von Napoleon verbannt, nahm 1813 als militärischer Berater des Zaren an den Befreiungskriegen teil und wurde in der Schlacht bei Dresden tödlich verwundet.
Wasserturm – Gemeint ist der Bismarckturm.
- 30 »*Pippa*« – »Und Pippa tanzt!«, ein unter schlesischen Glasarbeitern spielendes Drama von Gerhart Hauptmann (1862–1946), entstanden 1906.
- 31 »*Jettchen*« – »Jettchen Gebert«, Roman von Georg Herrmann. (S. Bd. I, Anm. zu S. 662.)
- 33 »*Il faut que l'Allemagne ...*« – (franz.) »Deutschland muß den Krieg verlieren.« – »Nicht sprechen!«
- 36 *non si sa mai!* – (ital.) man weiß nie.
- 37 *Regnavi – sum sine regno* – (lat.) Ich habe geherrscht – ich bin ohne Herrschaft.
Kipser Strecke – Strecke nach Kipsdorf.
- 41 *als in Neapel der Boden bebte* – Am 14. 1. 1915 erlebten die Klemperers in Neapel ein Erdbeben; Klemperer schildert es in »Curriculum vitae«.
Fetscher – Prof. Dr. med. Rainer Fetscher (1895–1945); praktischer Arzt und Dozent an der TH Dresden, aktiv am Widerstand gegen das NS-Regime beteiligt. Wurde am 8. 5. 1945 auf dem Weg zu einer Einheit der Roten Armee, mit der er über die Mitarbeit der Dresdner Antifaschisten bei der Normalisierung des öffentlichen Lebens beraten wollte, von SS-Leuten erschossen.
- 42 *Ziegler* – Theobald Ziegler, »Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts«, Berlin 1901.
Ricordati – (ital.) Erinnerung dich.
- 44 *vel femina* – (lat.) oder Frau.
- 45 *Dr. Glaser* – Dr. jur. Fritz Salo Glaser, Rechtsanwalt.
feu – (franz.) verstorbener.
- 47 *in diesen Tagen Auschwitz* – Klemperer hört zum erstenmal den Namen Auschwitz. Das KZ wurde bereits am 20. 5. 1940 errichtet; am 7. 3. 1941 erfolgte der erste Masseneinsatz von Auschwitz-Häftlingen in den Industriebetrieben.
a più non posso – (ital.) Richtig wäre: che di più non si può – wie es mehr nicht sein kann.
- 50 *Basil Zaharoff* – (1849–1936), Rüstungsindustrieller und internationaler Waffenhändler, Agent des britischen Ge-

- heimdienstes; hatte massgeblichen Einfluss auf die profitable Kriegsrüstung, die zur Verschärfung der internationalen Konflikte und schliesslich zum 1. Weltkrieg führte.
- 52 *Disraeli* – Benjamin Disraeli (1804-1881), englischer Schriftsteller und Staatsmann.
- Dr. Neumark* – Dr. jur. Ernst Neumark, Rechtsanwalt; Vertrauensmann der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland.
- 55 *Beneficium dare socialis...* – (lat.) Wohltätig zu sein ist soziales Verhalten (Seneca).
Abraham Geigers Reformprogramm – Abraham Geiger (1810-1874), Rabbiner in Wiesbaden, später in Breslau; bekannt geworden durch reformatorische Bestrebungen und daraus folgende Auseinandersetzungen mit orthodoxen Juden in Breslau und Berlin.
- 60 *Houston Stewart Chamberlain* – (1855-1927), englischer Geschichtsphilosoph; seit 1916 deutscher Staatsbürger. In seinem Werk «Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts» (1899) vertrat er eine völkisch-mystische Ideologie, die starken Einfluss auf die Rassenideologie der Nazis ausübte.
«*Friedemann Bach*» – Roman von Albert Emil Brachvogel (1824-1878).
- 62 *JMA Quelle* – Jüdische Märchen-Agentur.
Köhler – Beauftragter für Judenangelegenheiten des Kreisleiters der NSDAP Wagner. Köhler hatte ein Arbeitszimmer im Gemeindegemeindeamt der Israelitischen Religionsgemeinde in der Zeughausstrasse.
- 67 *H.G. Wells* – Herbert George Wells (1866-1946), englischer Erzähler, Essayist und Sozialreformer.
- 71 *Reichstag... Regierungserklärung* – Am 26.4.1942 wurde Hitler vom Reichstag als «Oberster Gerichtsherr» ausgerufen.
- 73 *Darwin* – Charles Darwin (1809-1882), englischer Naturforscher, Begründer der modernen Abstammungslehre.
- 75 *Arthur Eloesser*-(1870-1937), Theater- und Literaturhistoriker; Kritiker der «Vossischen Zeitung» und Mitarbeiter der «Neuen Rundschau».
- 77 *Holitscher* – Arthur Holitscher (1869-1941), kulturkritischer Reiseschriftsteller. – Klemperer las die im Ergebnis einer Palästina-reise 1922 erschienene Reportage «Reise durch das jüdische Palästina».
- 79 *Heyses 80. Geburtstag* – Paul Heyse (1830-1914); erhielt als erster deutscher Schriftsteller den Literatur-Nobelpreis (1910).
Eduard Simson – Eduard von Simson (1810-1899); 1867 bis 1874

- Präsident des Reichstags, 1879-91 Präsident des Reichsgerichts in Leipzig.
- 80 *Reuter* – Fritz Reuter (1810-1874), deutscher Erzähler.
Kutzbach – Prof. Dr.-Ing. e. h. Karl August Kutzbach.
- 83 «*Tohuwabohu*» – 1920 erschienener satirischer Roman von Sammy Gronemann. (Vgl. Bd. I, die dritte Anm. zu S. 592.)
- 87 *reiteratur-Rezepten* – Dauerrezepten.
- 92 *Emil Rathenau* – (1838-1915), Vater Walther Rathenaus und ein Vetter des Malers Max Liebermann, gründete 1883 die spätere Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft (AEG), die sich in kurzer Zeit zu einem der mächtigsten Unternehmen Berlins entwickelte.
- 99 (A-K) – Möglicherweise: Griechisches Lexikon (A-K).
- 104 *Je n'en ai qu'un très faible espoir* – (franz.) Ich habe nur eine sehr schwache Hoffnung darauf.
Eva Chamberlain-Wagner – Richard Wagners Tochter Eva war mit dem britischen Kulturphilosophen H. St. Chamberlain verheiratet.
- 111 *Lykurgus* – Lykurg, sagenhafter Gesetzgeber Spartas im 9.Jh.
Solon – (um 640-um 560), athenischer Gesetzgeber und Dichter.
sq. – Abkürzung für *sequens* (lat.): und folgendes.
c-à-d. – Abkürzung für *c'est-à-dire* (franz.): das heisst.
- 113 *Brand in der Ausstellung «Sowjetparadies»* – Am 18.5.1942 verübten Mitglieder der jüdischen Widerstandsgruppe Herbert Baum einen Anschlag auf die nationalsozialistische Propagandaausstellung «Das Sowjetparadies» im Berliner Lustgarten. In einer Vergeltungsaktion vom 27. bis 29.5.1942 wurden 154 verhaftete Berliner Juden und 96 jüdische Häftlinge im KZ Sachsenhausen erschossen. Die Angehörigen der 154 Juden wurden nach Theresienstadt, weitere 250 Juden nach Sachsenhausen und Auschwitz deportiert. 28 Mitglieder der Gruppe Baum wurden in Plötensee hingerichtet.
Attentat auf Heydrich – Am 4.6.1942 wurde Heydrich bei einem von Angehörigen der von der Londoner Exilregierung geleiteten Widerstandsbewegung organisierten Attentats in Prag getötet.
- 114 *NSV-Nationalsozialistische Volkswohlfahrt*.
- 115 *Dubnow-Erinnerungen* – Semjon Dubnow (1860-1941), Historiker, Verfasser einer mehrbändigen «Jüdischen Geschichte»; emigrierte nach Hitlers Machtergreifung nach Riga, wo er während der deutschen Besetzung mit den Juden dieser Stadt ermordet wurde. – Klemperer las die 1937 erschienene Autobiographie «Mein Leben».

- 119 *Monna Vanna* – Titelheldin eines Stückes von Maurice Maeterlinck (1862-1949); Monna Vanna ist an eindrucksvoller Stelle des Stückes nackt unter ihrem Mantel.
- 120 *von zwei mir schon bekannten Kerlen ...* – Die SS-Leute Johannes Clemens, genannt «der Schläger», und Weser, genannt «der Spucker».
- 128 *Guillemets* – (franz.) Anführungszeichen.
Bachofen – Johann Jakob Bachofen (1815-1887), Schweizer Altertumsforscher und Rechtshistoriker. Vertrat in seinen geschichtsphilosophischen Werken die romantische Richtung.
Spengler – Oswald Spengler (1880-1936), Geschichtsphilosoph; entwickelte eine «Morphologie der Weltgeschichte», die den Formenwandel der Kulturen beschreibt. Hauptwerk: «Der Untergang des Abendlandes» (1918/22).
- 129 *Odin* – nordische Namensform für den germanischen Gott Wodan.
- 135 *Major Schindhelm* – SS-Obersturmbannführer Schindhelm war bis Oktober 1942 stellvertretender Leiter der Staatspolizeileitstelle Dresden und Leiter der berichtigten Abteilung IV.
- 137 «*Saint Joan*» – Drama (1923) von George Bernard Shaw (dt. «Die heilige Johanna»).
- 140 *Povera e nuda vai* – (ital.) Eigentlich: Povera e nuda vai, o filosofia – Arm und nackt gehst du, Philosophie!
Tobruk von Rommel erobert – Die Eroberung der schwer umkämpften Stadt ermöglichte den deutschen Truppen den Vormarsch nach Ägypten.
Sewastopol unmittelbar vor dem Fall – Am 7.6.1942 stiessen deutsche Truppen in die Krim vor und begannen mit der Belagerung von Sewastopol.
- 142 *Das Dorf, in dem die Leute gehaust* – Als «Vergeltung» für das Attentat auf Heydrich wurde am 10. 6.1942 das tschechische Bergarbeiterdorf Lidice von einem SS-Kommando dem Erdboden gleichgemacht. 201 Einwohner wurden sofort erschossen, 203 Frauen wurden ins KZ Ravensbrück verschleppt, 93 Kinder zum Zweck der «Eindeutschung» in SS-Lager deportiert.
- 143 *Hühnlein* – Major Hühnlein, Chef des NS-Kraftfahrwesens; leitete als Oberstaffelführer sowohl die Motor-SA als auch das NSKK (Nationalsozialistisches Kraftfahrerkorps).
- 144 *Der Hundebrot in den «Webern»* – In Gerhart Hauptmanns Schauspiel «Die Weber» schlachtet die Weberfamilie Baumert aus Hunger ihren Hund.
Lydia Rabinowitsch – Nationalökonomin; Schwester der Münchner

Revolutionärin Sonja Lerch. (S. Bd. I, Anm. zu S. 634.)

- 144 *Eva Brandström* – In Abwandlung des Namens Elsa Brandström (1888-1948), Tochter des schwedischen Gesandten in Petersburg, «Engel von Sibirien» genannt; pflegte aufopferungsvoll in russischen Kriegsgefangenenlagern an Flecktyphus erkrankte Soldaten und widmete sich uneigennützig karitativen Aufgaben. Als Hitler sie für seine Ziele gebrauchen wollte, telegraphierte sie zurück: «Nein. Elsa Brandström-Ulich.» Kurze Zeit später emigrierte sie mit ihrem Mann, dem Dresdner Ministerialrat Prof. Robert Ulich, in die USA.
- 145 *Delteil* – Joseph Delteil (1894-1978), französischer Schriftsteller und Lyriker.
Bubers «Chassidim» – Martin Buber (1878-1965), Religionsphilosoph und Schriftsteller; exilierte 1938 nach Jerusalem. Buber erstrebte die menschliche und politische Erneuerung des Judentums aus dem Geist des Chassidismus. Schwerpunkt seiner pädagogischen, religiösen und politischen Positionen war das unmittelbare Verhältnis zum Gegenüber.
- 150 *Glückel von Hameln* – Schriftstellerin (1646 bis 1724), verfasste ein Memoirenbuch (etwa 1690-1719), das für die Familien-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der jüdischen Minderheit in Deutschland um 1700 von Bedeutung ist.
- 151 *Sewastopol gefallen* – Am 4.7.1942 eroberten deutsche Truppen Sewastopol.
- 152 *Vivendanot* – Lebensmittelnot.
Die grosse Offensive ist nun doch gekommen – Ziel der am 28.6.1942 begonnenen deutschen Sommeroffensive waren die Erdölfelder des Kaukasus und Stalingrad. Dabei gelangten die Truppen bis in die Stadt Stalingrad und zum Elbrus, konnten die Südgrenze der Sowjetunion aber nicht erreichen.
in Ägypten scheint Alexandria den Engländern verloren – Nach Überschreitung der ägyptischen Grenze und der Eroberung von Marsa Matruk (28.6.1942) blieb der Vormarsch des Afrika-Korps wegen Nachschubmangels in der El-Alamein-Stellung stecken. Alexandria wurde nicht erreicht.
- 155 *Cras mihi* – (lat.) Morgen mir.
- 158 *Oldenburg-Januschau* – Klemperer las die «Erinnerungen» von Elard von Oldenburg-Januschau, Leipzig 1936.
- 163 *Werner von Siemens* – (1816-1892), Techniker, Erfinder und Unternehmer.

- 167 *Hindemith* – Paul Hindemith (1895-1963), Komponist.
Paul Hartmann – (1889-1977), Schauspieler; 1942-45 Präsident der Reichstheaterkammer.
Lehmann – Lotte (eigentlich Charlotte) Lehmann (1888 bis 1976), Sängerin.
- 170 *Schoeps* – Hans Joachim Schoeps (1909-1980), Religions- und Geistesgeschichtler. In seiner Schrift «Wir deutschen Juden» vertrat Schoeps 1934 (gegen die im gleichen Jahr erschienene Schrift «Wir Juden» von Joachim Prinz) eine dezidiert antizionistische Position.
- 171 *Seegurke* – Von Klemperer auch später gern gebrauchtes Wort; er nahm an, dass diese Tiere im After ihres Wirtstieres leben.
- 177 *Sombart* – Werner Sombart (1863-1941), Ökonom, Historiker und Soziologe; begann als Vertreter der Historischen Schule und wandelte sich zum sozial-konservativen Theoretiker und Sympathisanten des Nationalsozialismus, distanzierte sich später.
- 178 *Lord Lansdowne* – Henry Charles Keith Petty-Fitzmaurice, Marquess of Lansdowne (1845-1927), britischer konservativer Politiker, Kriegsminister, Aussenminister; forderte nach Ausbruch der russischen Revolution öffentlich den sofortigen Friedensschluss mit Deutschland zum gemeinsamen Kampf gegen Sowjetrussland.
- 181 *Schönerer* – Georg Ritter von Schönerer (1842-1921), österreichischer Politiker; einer der Führer der Deutschnationalen Bewegung, vertrat einen radikalen Antisemitismus, später Vorkämpfer der Los-von-Rom-Bewegung.
Lueger – Karl Lueger (1844-1910), österreichischer Rechtsanwalt und christlich-sozialer, konsequent antisemitischer Politiker; seit 1897 Bürgermeister von Wien.
Eyselsberg – Vermutlich Anton Freiherr von Eiselberg (1860-1939), Chirurg; von 1901 bis zu seiner Emeritierung Leiter der chirurgischen Universitätsklinik in Wien, Lehrer vieler bedeutender Ärzte.
- 188 *nisi* – (lat.) wenn nicht.
- 191 *Dopo lavoro* – (ital.) Nach der Arbeit; Kurzbezeichnung für Opera Nazionale Dopolavoro (Nationales Feierabendwerk), Freizeitorganisation im faschistischen Italien, die als Vorbild für die deutsche Organisation «Kraft durch Freude» diente.
y en a tant – (franz.) es gibt so viele davon.
- 193 *J'en doute* – (franz.) Ich zweifle daran.
- 195 «*Verein nicht-arischer Christen*» – Gemeint ist vermutlich «Bund nichtarischer Christen». (S. Bd. I, die zweite Anm. zu S. 255.)

- 195 *Duesterberg* – Theodor Duesterberg (1875-1950), Zweiter Bundesführer des «Stahlhelm» und Kandidat der Deutschnationalen Volkspartei bei den Reichspräsidentenwahlen 1932. Die Nazis vereitelten seine Wahl, indem sie erklärten, Duesterberg sei teilweise jüdischer Abstammung. Nach dem Röhm-Putsch wurde auch Duesterberg vorübergehend in Dachau inhaftiert. 1949 veröffentlichte er den Bericht «Der Stahlhelm und Hitler».
- 197 *in semiticis* – (lat.) Hier: in der Judenfrage. – Der Begriff Semiten für Angehörige einer sprachlich verwandten Gruppe von Völkern, benannt nach ihrem sagenhaften Stammvater Sem, im Alten Testament der älteste Sohn Noahs, wurde 1781 von A.L. Schlözer nach der Völkertafel im 1. Buch Mose geprägt.
- 198 *sc.* – Abkürzung von *scilicet* (lat.): nämlich.
- 200 *Sephardim* und *Aschkenazim* – Bezeichnung für die beiden grossen Gruppen europäischer Juden. *Sephardim*, benannt nach der hebräischen Bezeichnung für Spanien (*Sefarad*), gilt für die Nachkommen der 1492 aus Spanien und Portugal vertriebenen Juden, die sich im 15. und 16. Jh. in verschiedenen europäischen Ländern, in Nordafrika, dem Nahen Osten und in Amerika ansiedelten und bis in die Gegenwart ihren altertümlichen spanischen Dialekt beibehielten. – *Aschkenasim* ist der hebräische Name eines Volkes aus dem Alten Testament; seit dem 11. Jh. in der hebräischen Literatur Bezeichnung für die Deutschen; schliesslich der Name für die aus Deutschland bzw. Mittel- und Osteuropa stammenden Juden. In diesem Kulturkreis entstand die Sprache *Jiddisch*. *nasci* – (lat.) geboren werden.
- 202 *more Dresdensi* – (lat.) nach Dresdner Sitte.
- 203 *j'accuse* – (franz.) Ich klage an. Berühmter offener Brief, mit dem Emile Zola in die Dreyfusaffäre eingriff.
comme une vieille édentée – (franz.) wie eine zahnlose Alte.
- 207 *Harald Kreutzberg* – (1902-1968), Tänzer und Choreograph.
- 209 «*alte Plag*» – Nach dem Volkslied «Der Tod von Basel».
seu – (lat.) oder.
- 210 *Les extrêmes se touchent* – (franz.) Die Gegensätze berühren sich.
- 214 *Görlitz* – Der Historiker Walter Görlitz (geb. 1913).
- 222 *Bruch-Max* Bruch (1858-1920), Komponist.
- 223 *la maison juive morte* – (franz.) das Judenhaus ist tot.
- 224 *Plato* – Platon (427-347 v. u. Z.), griechischer Philosoph.
- 225 *Thierack*-Otto Georg Thierack (1889-1946), Jurist; 1933 als sächsischer Justizminister mit der Gleichschaltung beauftragt, 1935 Vize-

- präsident des Reichsgerichts, 1936-42 Präsident des Volksgerichtshofs, 1942-45 Reichsjustizminister. Selbstmord im Internierungslager Eselheide bei Paderborn.
- 225 *source aryenne* – (franz.) arische Quelle.
- 227 *largesse* – (franz.) Breite, hier: Grosszügigkeit.
- 229 *Polyphemstag* – Der Zyklop Polyphem drohte Odysseus: «Dich will ich als letzten fressen». (Vgl. Bd. 1, Anm. zu S. 154.)
«*Enfants gâtés*» – «Les Enfants gâtés», Roman von Philippe Hériats (1898-1971).
- 231 *Albrechtsschlösser* – 1850/54 für den Prinzen Albrecht von Preußen auf Loschwitzer Weinberggrund erbaute Schlösser.
- 233 *Eva brachte einen neuen Franzosen* – Gemeint ist «Les Javanais» von Jean Maiaquais.
- 234 *Ravensberg in Mecklenburg* – Gemeint ist das KZ Ravensbrück, in dem vor allem Frauen interniert waren.
So werde ich wohl Marckwald wohl... – Dieser entgleiste Satz zeigt eine ganz seltene, unbeabsichtigt zutage tretende Erschütterung Klemperers. Von den 50 Dresdnern, die am 8.9.1942 mit dem Transport V/6 nach Theresienstadt verschickt wurden und am 11.9. dort ankamen, starben 39 in Theresienstadt, darunter schon am 14.9. Fritz Marckwald. Angehörige dieser Gruppe wurden nach Auschwitz weitertransportiert und sind dort angekommen.
- 235 *Paul Ernst* – (1866-1933), Dramatiker und Erzähler.
- 240 *Ralph von Klemperer* – (1884-1956), Dr.-Ing; 1919-36 Direktor der AG für Cartonnagen-Industrie in Dresden, danach Emigration nach Südafrika.
souvenirs lointains – (franz.) weit zurückliegende Erinnerungen.
- 245 *Ménage* – (franz.) Ehepaar.
- 247 *Und Stalingrad fällt eben* – Im September 1942 drang die 6. Armee in die Vororte Stalingrads ein und eroberte bis zu 90% der Stadt, konnte sie aber nicht vollständig einnehmen.
Jom Kippur – Jom ha-Kippurim (hebr.) «Tag der Sühnungen», Versöhnungstag, der höchste jüdische Feiertag, der den Abschluss der mit dem Neujahrsfest beginnenden zehn Busstage bildet.
- 250 *spropositi* – (ital.) Geschwätz.
- 254 *Arbeit an Pourrat* – Eva Klemperer hatte bei Natscheff «Vent de Mars» von Henri Pourrat entliehen. Klemperer erwog den Plan eines Ergänzungsbandes seiner «Modernen Prosa» unter dem Titel «Vom ersten zum zweiten Weltkrieg». Dieser Band wurde nicht geschrieben.

- 255 *Thomas Mann soll im amerikanischen Rundfunk ...* Im Herbst 1940 folgte Thomas Mann der Aufforderung von BBC London zu monatlichen Ansprachen an deutsche Hörer. Zunächst sandte er Manuskripte, später sprach er die Sendungen in Kalifornien selbst auf Band. Sie wurden dann nach London überspielt und von dort gesendet. Insgesamt hielt er 55 Rundfunkansprachen.
- 259 *Frauenlager in Mecklenburg* – Gemeint ist das KZ Ravensbrück. *Feldmarschall Bock* – Generalfeldmarschall Fedor von Bock führte im 2. Weltkrieg Heeresgruppen gegen Polen, Frankreich und die Sowjetunion; im Juli 1942 wurde er von Hitler verabschiedet. Am 3.5.1945 kam er bei einem Luftangriff ums Leben.
- 262 *Chaseirim* – Chaseirim (jidd.) Schweine.
- 270 *Rachmonesstellung* – Rachmoness (jidd.) Mitleid, Barmherzigkeit.
- 274 *Tobruk geräumt* – Im Oktober 1942 begannen die Briten unter General Montgomery eine Gegenoffensive in Nordafrika, in deren Ergebnis sie die gesamte Cyrenaika zurückeroberten.
- 275 *Adolf Bartels* – (1862-1945), Literaturhistoriker, Lyriker, Erzähler; veröffentlichte 1901f. eine extrem «völkische» und antisemitische «Geschichte der deutschen Literatur» in 2 Bänden. Hitler, der Bartels bereits 1926 in Weimar besuchte, ernannte ihn aus Anlass des 80. Geburtstages zum Ehrenmitglied der NSDAP und verlieh ihm das Goldene Parteiabzeichen.
- 276 *englische Luftlandetruppen in Tunis gelandet* – Im November 1942 landeten amerikanisch-britische Streitkräfte unter General Eisenhower in Marokko und Algerien; die französischen Vichy truppen gingen zu den Alliierten über. Deutsche und italienische Truppen landeten in Tunesien und mussten schwere Niederlagen hinnehmen.
- 278 *y compris* – (franz.) einbegriffen.
immer noch den «Weissen Affen» – Klemperer las den Roman «Der weisse Affe» von John Galsworthy vor, einen Fortsetzungsband der «Forsyte Saga».
- 281 *Appelius* – Mario Appelius, «Die Tragödie Frankreichs», 1941.
- 282 *Darlan ist jetzt der « Verräteradmiral»* – Vgl. Anm. zu S. 20.
- 284 *causa sufficiens* – (lat.) hinreichender Grund.
- 288 *Frenssen* – Gustav Frenssen (1863-1945), Schriftsteller, von 1890-1902 evangelischer Pfarrer; vollzog eine weltanschauliche Wandlung zu einem völkisch-germanischen Gottglauben.

- 288 «*Waldjuden*» – Klemperer hatte von Frau Ziegler den Roman «Der letzte Waldjude» von Opatoschin erhalten.
menu peuple – (franz.) Hier: kleine Leute.
Solamen miserum, miserrimum – (lat.) Trauriger, sehr trauriger Trost.
- 289 *Kommissar Schmidt* – Henry Schmidt (geb. 1912), SS-Obersturmführer, organisierte von April 1942 bis Februar 1945 als Leiter des für die «Endlösung der Judenfrage» verantwortlichen Referats II B (später IV 4) der Staatspolizeileitstelle Dresden die Ausrottung der in Dresden und Umgebung lebenden 985 Bürger jüdischer Herkunft. Schmidt, der nach dem Kriege unter falschem Namen lebte, wurde im April 1986 verhaftet und am 28.9.1987 vor dem Bezirksgericht Dresden zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurteilt.
die «grossangelegten Operationen» der Russen – Die sowjetische Gegenoffensive hatte am 19.11.1942 begonnen. Nach Vereinigung der beiden Stosskeile westlich Stalingrads, war die deutsche 6. Armee seit 22.11. eingeschlossen.
- 292 *prise de pouvoir* – (franz.) Machtergreifung.
Kommissar Müller – Kriminalobersekretär Rudolf Müller, stellvertretender Leiter des Judenreferats der Dresdner Gestapo.
- 296 *Brigitte in Quedlinburg* – Gemeint ist Annemarie Köhler in Pirna.
- 304 *Kaddisch* – (aram.) heilig, Heiliger; jüdisches Gebet besonders für das Seelenheil eines Verstorbenen während des Trauerjahres und an Gedenktagen der Verstorbenen.
in einem Paschkyladen – Die Firma E. Paschky, Fischwarenhandlung, besass in Dresden 16 Filialen.
- 305 *Monitum* – Von *monitus* (lat.) Ermahnung.
- 314 «*Das Bild zu Sais*» – «Das verschleierte Bild zu Sais», Ballade von Friedrich Schiller.
«*Des Sängers Fluch*» – Ballade von Ludwig Uhland (1787-1862).
Hebels «Schatzkästlein» – Johann Peter Hebel (1760 bis 1826), Erzähler und Lyriker; veröffentlichte 1811 «Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes».
- 315 *Herbert Norkus* – Berliner Hitlerjunge, der am 24.1.1932 bei politischen Auseinandersetzungen ums Leben kam und zum Märtyrer stilisiert wurde.
- 318 *In Stalingrad geht eine ganze Armee ... verloren* – Am 31.1.1943 kapitulierte der Stalingrader Südkessel unter Generalfeldmarschall Paulus und am 2.2. der Nordkessel; 90'000 deutsche Soldaten gingen in die Gefangenschaft.

- 319 «*Back to Methuselah*» – Drama (1921) von George Bernard Shaw (dt. «Zurück zu Methusalem»).
- 320 *Wegner* – Klemperer las das Reisebuch «Am Kreuzweg der Welten» (1930) von Armin T. Wegner (1886-1978). 1933, nach dem Boykottaufruf gegen jüdische Geschäftsleute, hatte sich Wegner mit einem Sendschreiben an Hitler gewandt, in dem er vor weiteren antisemitischen Ausschreitungen warnte und seinen Abscheu zum Ausdruck brachte; er wurde verhaftet und durch 7 Gefängnisse und KZs geschleppt. Nach seiner Entlassung verliess er 1936 Deutschland.
- Taine* – Hippolyte Taine (1828-1893), französischer Kulturkritiker, Philosoph und Historiker; Begründer des literarhistorischen Positivismus.
- Boileaus «Art poétique»* – Nicolas Boileau-Despréaux (1636-1711), französischer Dichter und Kritiker. In seiner «Art poétique» (1674) fasste er die Regeln der klassischen Dichtkunst zusammen, wie sie sich, in Anlehnung an Aristoteles und dessen Kommentatoren, in der literarischen Praxis des 17. Jahrhunderts herausgebildet hatten.
- 321 *faculté maîtresse* – (franz.) herausragende Fähigkeit.
- 322 *Nutrimantum spiritus* – (lat.) Nahrung des Geistes.
- 323 *Signum coeli* – (lat.) Zeichen des Himmels.
- «*das Schwert von Bannockburn*» – Zitat aus der Ballade «Das Herz von Douglas» von Moritz Graf von Strachwitz.
- 330 *Brüning in London* – Heinrich Brüning (1885-1970), Zentrumspolitiker, deutscher Reichskanzler; emigrierte 1934 in die USA, wurde 1939 Professor für Verwaltungswissenschaften an der Harvard University; 1951-54 Professor für politische Wissenschaften in Köln.
- der gestürzte Graf Ciano* – Der politisch geschwächte Mussolini hatte als letzte Machtprobe eine Regierungsumbildung vorgenommen, dabei alle seine Minister, auch den Schwiegersohn Ciano, ausgetauscht.
- 331 *captatio benevolentiae* – (lat.) Hier: Trachten nach Wohlwollen.
- 334 *Wippchenscherz* – S. Bd. I, die erste Anm. zu S. 255.
- 335 *Esser* – Hermann Esser (1900-1981), einer der frühesten Gefährten Hitlers. Zeitweilig bayrischer Wirtschaftsminister und Chef der bayrischen Staatskanzlei, wurde bald seiner Ämter enthoben. Am 23. Jahrestag der Parteigründung (24.2.1943) hielt Esser im Münchner Bürgerbräukeller die Festrede.
- 336 *distributori laborum* – (lat.) dem Verteiler von Arbeit.
- 337 *Juden von auswärts ins hiesige Lager* – Während des Prozesses gegen den Gestapokommissar Schmidt berichtete der Zeuge Justin

- Sonder, dass er Ende Februar 1943 in seiner Heimatstadt Chemnitz auf offener Strasse verhaftet und vier Nächte später gemeinsam mit 40 weiteren Chemnitzer Juden in das Dresdner Lager Hellerberg transportiert wurde.
- 337 *Evakuierung stehe unmittelbar bevor* – Kommissar Schmidt hatte Ende Februar 1943 direkt von Eichmann den Befehl erhalten, das Lager Hellerberg aufzulösen. Das Lager wurde zum Polizeigefängnis erklärt und von Schutzpolizisten bewacht. In der Nacht vom 2. zum 3. März wurden die Insassen des Barackenlagers auf LKWs unter strenger Bewachung zum Güterbahnhof Dresden-Neustadt gebracht, in Vieh waggons verladen und in das KZ Auschwitz deportiert. In den Abendstunden des 3. März erreichte der Transport, der zuletzt etwa 30 Güterwagen mit mehreren tausend Menschen umfasste, Auschwitz-Birkenau. Die meisten wurden schon bei der Ankunft selektiert und mussten den Weg direkt von der Rampe in die Gaskammer gehen.
- 338 *Némirovsky* – Klemperer hatte den Roman «David Golder» von Irène Némirovsky gelesen.
Johannes Schlaf – Klemperer hatte sich vergeblich bemüht, den Roman «Das dritte Reich» (1900) von Johannes Schlaf (1862-1941) zu entleihen, so las er den Roman «Der Kleine» (1904).
- 343 *Oppenheimer* – Franz Oppenheimer (1864-1943), deutscher Ökonom und Soziologe; starb im amerikanischen Exil. – Im Februar 1943 hatte Klemperer Oppenheimers Studie «Der Staat» («Neue Rundschau», Juli 1907) exzerpiert.
Gumplowicz – Ludwig Gumplowicz (1838-1909), österreichischer Volkswirt; einflussreicher Vertreter des Sozialdarwinismus.
- 348 *Wildenbruch* – Ernst von Wildenbruch (1845-1909), Dramatiker, Erzähler und Lyriker.
Johst – Hanns Johst (1890-1978), Lyriker, Erzähler, Dramatiker; 1933-1945 Präsident der Reichsschrifttumkammer in der Deutschen Akademie der Dichtung. 1949 zu zehnjähriger Berufsbeschränkung, drei Jahren Arbeitslager und Einziehung der Hälfte seines Vermögens verurteilt.
- 351 *vocepopuli* – (lat.) durch die Stimme des Volkes.
- 354 «*Le leurre éternel du printemps*» – (franz.) Das ewige Lockmittel des Frühlings.
am 16. April – Am 16. April 1920 zogen Klemperers nach Dresden in die Pension Blancke, Bendemannstrasse 3 (wahrscheinlich heutige Rugestrasse).
- 360 *Eva Büttner* – Gattin des Komponisten Paul Büttner, Direktor des

- Dresdner Konservatoriums; nach dem Tode ihres nichtjüdischen Ehemannes (1933) täuschte Eva Büttner Selbstmord vor und überlebte durch den Mut von Menschen, die sie versteckten.
- 360 *Chassidim* – (hebr.) die Frommen. Bezeichnung für Anhänger einer im 18. Jh. in der Ukraine gegründeten Bewegung, die in Osteuropa im 18. und 19. Jh. weite Verbreitung fand; Betonung des Gefühls in der Religion, Neigung zu Einfachheit und Askese, als Form lebendiger Gotteslehre enge Bindung an einen Meister.
- 362 «*Zwischen Weiss und Rot*» – Zweiter Band der Romantrilogie «Die deutsche Passion» von Edwin Erich Dwinger.
- 365 *Aris* – Helmut Aris (1908-1987); gehörte zu den 100 Juden Dresdens, die noch am Morgen des 13.2.1945, dem Tag des Luftangriffs auf die Stadt, den Deportationsbefehl zugestellt bekamen. Er überlebte und war bis zu seinem Tode Präsident des Verbandes der Jüdischen Gemeinden in der DDR.
- 366 *Frau Kreisler* – Die Sängerin und Gesangslehrerin Charlotte Jos. Kreisler-Weidlich.
- 368 *Verschwörerprozess* – Vermutlich die Verhaftungswelle um die Gruppe der «Roten Kapelle», die vom August 1942 bis März 1943 dauerte. 126 Menschen wurden in diesem Zusammenhang verhaftet, die meisten davon verurteilt und hingerichtet.
- der Mann aus Wehlen* – Die durch Richter vermittelte Ausweichadresse in der Sächsischen Schweiz.
- 369 *Perez* – Jichak Lejb Perez (1851-1915), jiddischer Schriftsteller. – Klemperer las «Noveletten und Legenden».
- Rastelli* – Enrico Rastelli, weltberühmter Jongleur.
- 371 *Schmidt oder Schmitz* – SS-Obersturmführer Henry Schmidt. (Vgl. Anm. zu S. 289).
- 372 *Massengräber bei Katyn* – Im Wald von Katyn, 20 km westlich von Smolensk, entdeckten deutsche Soldaten Ende Februar 1943 in Massengräbern über 4'000 Leichen polnischer Offiziere, die im September 1939 in sowjetische Gefangenschaft geraten und im Lager Kozelsk festgehalten worden waren. Inzwischen aufgefundene Dokumente belegen, dass die Erschiessung auf Weisung Stalins geschah.
- 379 *Afrika verloren* – Am 13.5.1943 kapitulierte die «Heeresgruppe Afrika». 252'000 deutsche und italienische Soldaten gingen in die Gefangenschaft.
- 385 *Prof Dr. Johann von Leers* – (1902-1965), Hauptschriftleiter der NS-Zeitschrift «Wille und Weg»; veröffentlichte 27 rassistische und antisemitische Bücher, von denen vor allem «Juden sehen dich an» weite Verbreitung fand.

- 385 *Matthias Erzberger* – (1875-1921), Zentrumspolitiker; hatte massgeblichen Anteil an der Friedensresolution des Reichstags (1917), wurde im Oktober 1918 Staatssekretär und unterzeichnete den Waffenstillstand (11.11.1918). Im betonten Gegensatz zum Aussenminister setzte er sich für die Annahme des Versailler Friedens Vertrages ein, wurde am 26.8.1921 das Opfer eines Attentats.
- 386 *in Warschau ein Blutbad* – Am 19.4.1943 begann ein Aufstand von etwa 1'100 Juden des Warschauer Ghettos gegen den Abtransport in die Vernichtungslager, der durch Massenerschiessungen, Sprengungen und Grossbrände erstickt wurde und mit der fast vollständigen Vernichtung der Überlebenden endete.
- 388 *Auflösung der Komintern* – Am 15.5.1943 löste Stalin die 1919 in Moskau gegründete Kommunistische Internationale (Komintern) im Interesse des Bündnisses der UdSSR mit den Westmächten auf.
- 392 *Schliessen* – Alfred Graf von Schlieffen (1833-1913), preußischer Generalfeldmarschall; entwickelte als Generalstabschef den Plan, im Falle eines Zweifrontenkrieges, unter Verletzung der Neutralität Belgiens einen raschen Sieg über Frankreich herbeizuführen und danach gegen Russland vorzugehen.
- 393 *Kahlenberg und Hirschels würden «morgen» evakuiert* – Die Ankunft der Kahlenbergs und der Familie Hirschel mit dem Transport V/9 wurde vom jüdischen Ältestenrat in Theresienstadt für den 21. 6.1943 nachgewiesen. Am 28.10.1944 wurde die Familie Hirschel mit ihren beiden Söhnen und Kahlenberg mit seiner Mutter mit dem sogenannten Familientransport FV 1779 nach Auschwitz gebracht und dort – ihre Namen sind weder in Listen der Zugänge noch in anderen Registern aufgeführt – offensichtlich sofort vergast. *ihr Name in meinem Opus* – Klemperer hat sein Versprechen eingelöst. Im Kapitel «Die Sprache der Sieger» seines Buches «LTI» zeichnete er ein Porträt dieser Frau.
- Die Reichsvereinigung der Juden ... aufgelöst* – Wie in den anderen besetzten europäischen Ländern gründeten die Nazis auch in Deutschland eigens jüdische Organisationen, so die «Reichsvereinigung der Juden in Deutschland», deren Vertrauensmann für den Bezirk Dresden Dr. Ernst Neumark war, mit lokalen Zweigen wie der «Israelitischen Religionsgemeinschaft zu Dresden e. V.» (Vorsitzender Dr. Kurt Hirschel). Wenn sie ihre Aufgabe bei der «Endlösung» erfüllt hatten, wurden sie aufgelöst und das Vermögen konfisziert. Je nach Belieben (vgl. S. 433) konnten sie wiedererstehen.

- 399 *Petri* – Kriminalsekretär Petri vom Judenreferat der Gestapo-
stelle Dresden.
- 402 *Ententeangriff auf Sizilien* – Am 10.7.1943 landeten britische und
amerikanische Streitkräfte auf Sizilien und besetzen die Insel. Nach
der Landung britischer Truppen bei Tarent und amerikanischer
Streitkräfte bei Salerno zogen sich die Deutschen auf eine Linie
nördlich Neapel zurück.
- 403 *sub sigillo* – (lat.) unter dem Siegel (der Verschwiegenheit).
- 407 *diligentiam zu prästieren* – Ableitung aus dem Lateinischen: Sorg-
falt zu beweisen.
- 410 *Rücktritt Mussolinis* – Auf Bitten des Grossen Faschistischen Rates
übernahm König Viktor Emanuel III. (1869-1947) den Oberbefehl.
Am 25.7.1943 wurde Mussolini entlassen und verhaftet, am 28.7.
die faschistische Partei aufgelöst.
- 411 *Badoglio* – Pietro Badoglio (1871-1956), italienischer General-
stabschef; trat 1940 zurück. Nach der Verhaftung Mussolinis zum
Ministerpräsidenten berufen, schloss am 3.9.1943 mit den Alliierten
einen Waffenstillstand. 1945 wegen Begünstigung des Faschismus
aus dem Senat ausgeschlossen, 1947 rehabilitiert.
- 412 *Quirinal* – Einer der 7 Hügel Roms mit dem Palazzo del Quirinale,
seit 1870 Residenz der italienischen Könige.
Camicie nere – (ital.) Schwarzhemden.
Ich las Dinter zu Ende – Eva Klemperer hatte aus der Bibliothek
von Fräulein Paulig die Romantrilogie von Arthur Dinter, «Die
Sünden der Zeit» entliehen. – Arthur Dinter (1876-1948), Lehrer,
Regisseur am Schillertheater; in der NS-Frühzeit Gauleiter in Thü-
ringen, gründete 1927 die «Deutsche Volkskirche», als Gauleiter
abgesetzt und aus der Partei ausgeschlossen.
Emmy – Görings Frau, die Schauspielerin Emmy Sonnemann.
- 416 *Julius Bab* – (1880-1955), Kulturhistoriker, Dramaturg; Vorstands-
mitglied der Freien Volksbühne. Siegfried Jacobsohns Berater bei
der Gründung der «Schaubühne», Dramaturg an Max Reinhardts
Schauspielhaus. Führender Kopf des «Jüdischen Kulturbundes»,
floh 1939 über Frankreich in die USA.
George – Stefan George (1868-1933), Lyriker.
Hofmannsthal – Hugo von Hofmannsthal (1874-1929), österreichi-
scher Lyriker, Dramatiker und Erzähler.
Mörike – Eduard Mörike (1804-1875), Lyriker und Erzähler.
- 421 *vengeance en marche* – (franz.) (auf sie) zukommende Rache.
- 422 *stellam* – Von Stella (lat.) Stern.

- 423 *Himmler das Ministerium des Inneren* – Himmler war von Hitler zum Reichsinnenminister und Generalbevollmächtigten für die Reichsverwaltung ernannt worden.
- 425 *der Italiener hat kapituliert* – Trotz Versicherung der Loyalität Deutschland gegenüber führte die Badoglio-Regierung seit dem 3.3.1943 Geheim Verhandlungen mit den Alliierten in Lissabon. Am 8.9. gab General Eisenhower den bereits am 3.9.1943 unterzeichneten Waffenstillstand bekannt.
- 426 *Pacelli* – Eugenio Maria Giuseppe Giovanni Pacelli (1876 bis 1958), seit 1920 päpstlicher Nuntius in Deutschland, am 2.3.1939 als Pius XII. zum Papst gewählt.
- 427 *Lamprechtschüler* – Karl Lamprecht (1856-1915), Historiker; das 1909 von ihm gegründete Institut für Kultur- und Universalgeschichte an der Universität Leipzig bewirkte einen nachhaltigen Aufschwung der universalgeschichtlichen Forschungen.
Befreiung des Duce – Am 12.9.1943 befreite eine deutsche Sondereinheit in einem Handstreich Mussolini, der an die Spitze einer am 9.9.1943 gebildeten Gegenregierung trat.
- 429 *luna calante* – (ital.) abnehmender Mond.
- 434 *florigrassiert* – Kontamination Klemperers aus floriert und grasst.
- 436 «DAZ» – «Deutsche Allgemeine Zeitung».
- 437 *communis opinio* – (lat.) allgemeine Meinung.
- 449 *Danaergeschenk* – Verderbenbringendes Geschenk (nach dem von den Danaern vor Troja zurückgelassenen hölzernen Pferd).
dies ater – schwarzer Tag, Unglückstag.
- 461 *hatte Felix auch nicht* – Gemeint ist Klemperers verstorbener Bruder.
Geisha – Operette von Richard Genée (1823-1895), Komponist; als Librettist von Johann Strauss, Franz von Suppé und Carl Millöcker bekannt.
- 463 *La Bruyère-Kapitel* – Jean de La Bruyère (1645-1696), französischer Schriftsteller; bekannt vor allem durch die den «Charakteren» des griechischen Philosophen Theophrast nachgestalteten «Charakterbilder» mit etwa 400 Charakterstudien.
- 469 *DAF* – Deutsche Arbeitsfront. – Bereits am 2. Mai 1933 wurden alle Gewerkschaften aufgelöst und ihr Vermögen zugunsten der unter Hermann Ley gegründeten «Deutschen Arbeitsfront» eingezogen. In der DAF waren gleichermassen Arbeiter und Unternehmer organisiert.

- 470 *Karl wird fromm* – Zitat aus «Napoleon oder Die hundert Tage» (4. Aufzug, 6. Szene) von Christian Dietrich Grabbe (1801-1836). Von Klemperer wie von Grabbe ironisch gebraucht.
- 473 *das italienische Blutgericht* – Prozesse in Verona gegen die Mitglieder des Faschistischen Grossrates, die in der Sitzung am 25.7. 1943 Mussolini das Vertrauen entzogen hatten.
De Bono – Emilio De Bono, italienischer Marschall; zum Tode verurteilt und am 11.1.1944 in Verona hingerichtet.
Grandi – Dino Grandi (1895-1988), Mitbegründer der italienischen faschistischen Bewegung; 1939-1943 Justizminister und Präsident der faschistischen Kammer. 1943-1957 im Exil.
Federzoni – Luigi Federzoni (1897-1945), italienischer Schriftsteller und Kunstkritiker; 1929-1939 Senatspräsident, seit 1938 Präsident der italienischen Akademie, wurde 1947 rehabilitiert.
Paulus – Friedrich Paulus (1890-1957), Generalfeldmarschall; 1942-1943 Oberbefehlshaber der 6. Armee, die 1942 in der Schlacht um Stalingrad eingeschlossen wurde, führte die Reste seiner Truppen in sowjetische Kriegsgefangenschaft, dort Arbeit für das Nationalkomitee Freies Deutschland.
Seydlitz – Walther von Seydlitz-Kurzbach (1888-1976), Generaloberst; in der Schlacht um Stalingrad Kommandierender General des LI. Armeekorps, forderte Ende November 1942 den Ausbruch, später die Kapitulation der deutschen Truppen; in der sowjetischen Kriegsgefangenschaft Mitwirkung an der Gründung des Nationalkomitees Freies Deutschland.
- 481 *Seydlitz-Organisation* – Generaloberst von Seydlitz-Kurzbach war von 1943-1945 Vorsitzender des Bundes deutscher Offiziere.
- 482 *Fulda erhielt für den «Talisman»* – Ludwig Fulda (1862 bis 1939), Lustspielfdichter; der von den Nazis als Jude verfemte Autor beging Selbstmord. 1893 entstand «Der Talisman», in dem Kaiser Wilhelm II. wegen seiner Überheblichkeit gerügt wurde.
Ludwig Finckh – Klemperer hatte sich von Stühlers «Ein Bummel um die Welt» von Richard Katz und «Herzog und Vogt» von Ludwig Finckh geliehen.
- 484 «*Emanuel Quint*» – «Der Narr in Christo Emanuel Quint», Roman (1910) von Gerhart Hauptmann.
- 488 *Ernst Moritz Arndt* – (1769-1860), Historiker, Publizist und Lyriker.

- 488 *Tumler* – Franz Tumler (geb. 1912), österreichischer Schriftsteller; während des 2. Weltkriegs Wehrmachtsoffizier. In seiner Nachkriegsprosa versuchte er sich aus jenen Verstrickungen zu befreien, in die er während des Nazismus als junger Mann hineingeraten war. *Jean Giraudoux* – Der französische Dramatiker und Romancier starb am 31.1.1944 in Paris.
 «*Sigfrid le Limousin*» – Der Roman «Siegfried et le Limousin» (1922) behandelt das Verhältnis Frankreichs zu Deutschland vor und während des 1. Weltkriegs.
 «*Bella*» – Roman von Jean Giraudoux (1926).
- 490 *Rischuskopp* – rischess (jidd.) Bosheit, Judenfeindschaft.
- 491 *Giono* – Jean Giono (1895-1970), französischer Romancier und Dramatiker.
ut aiunt – (lat.) wie man sagt.
- 504 *Hine sympathia* – (lat.) Von daher die Sympathie.
- 510 *ma vue baisse* – (franz.) meine Sehkraft geht zurück.
- 515 *nescio* – (lat.) ich weiss nicht.
Sic crescit fama – (lat.) So wächst ein Gerücht.
- 516 *englische Offensive in Italien* – Im Januar 1944 waren amerikanische Truppen im Rücken der deutschen Front bei Nettuno gelandet; die Deutschen leisteten zähen Widerstand bis Ende Mai, konnten dann den englischen und amerikanischen Angriffen nicht mehr standhalten.
uno tenore – (lat.) in einem Zug, ununterbrochen.
- 520 *Turgenjew* – Iwan Turgenjew (1818-1883), russischer Erzähler.
MOI – Bewegung emigrierter Arbeiter.
Marcel Déat – (1894-1955), französischer Politiker; forderte nach seinem Austritt aus der Sozialistischen Partei (1934) eine Verständigung mit Deutschland. 1945 in Abwesenheit zum Tode verurteilt.
Munichois – (franz.) Münchner; gemeint ist ein Anhänger des Münchner Abkommens.
Vichysois – (franz.) Vichyer; gemeint ist ein Vertreter der Vichy-Regierung.
Laval – Pierre Laval (1883-1945), nach der Niederlage Frankreichs stellvertretender Ministerpräsident im Kabinett Pétain; trat für enge Zusammenarbeit mit Deutschland ein, 1942 Ministerpräsident. 1945 zum Tode verurteilt.
Darnand – Joseph Darnand (1897-1945), organisierte als Chef der Miliz der Vichy-Regierung die Verfolgung der Widerstandskämpfer, 1945 hingerichtet.
Action française – Royalistisch-chauvinistisches Bündnis mit stark antisemitischen Zügen.
Maurras – Charles Maurras (1868-1952) französischer Schriftstel-

- ler und Politiker; Mitbegründer der Action française. 1945 zu lebenslanger Haft verurteilt, 1952 begnadigt.
- 520 *Henriot* – Philippe Henriot (1889-1944), französischer Politiker der extremen Rechten; 1944 von der Résistance ermordet.
- 521 *zwei Johste, den Stresemann* – Klemperer las die Romane «Der Anfang» (1917) und «So gehen sie hin» (1930) von Hanns Johst sowie die Stresemann-Biographie von Balder Olden (1882-1949).
- 522 *Janningsfilm* – Emil Jannings (1884-1950), Schauspieler; spielte die Hauptrolle in dem Film «Der letzte Mann» (1924.).
in den Fischmanns – «Die Fischmanns», Roman von Henry William Katz (1906-1992), 1938 bei Albert in Amsterdam erschienen.
- 527 *die Invasion* – Am 6.6.1944 erfolgte die Landung von Truppen der westlichen Alliierten in Nordfrankreich zwischen Cherbourg und Caën unter General Eisenhower; in kurzer Zeit nahmen die Alliierten die Halbinsel Cotentin ein.
- 530 *Bis jetzt an Bab notiert* – Klemperer hatte «Fortinbras oder Der Kampf des 19. Jahrhunderts mit dem Geist der Romantik. Sechs Reden» gelesen.
- 531 *Philipp Bouhler* – (1899-1945), Chef der Kanzlei des Führers und Leiter des Euthanasie-Programms; ausserdem Vorsitz in der Parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des nationalsozialistischen Schrifttums. 1942 veröffentlichte er «Napoleon – Kometenpfad eines Genies». Am 19.5.1945 Selbstmord.
- 535 *nada* – (span.) nichts.
- 537 *Ina Seidel* – (1885-1974), Erzählerin und Lyrikerin.
- 540 *Beendigung der obigen Notiz* – Gemeint sind die Aufzeichnungen zur «Wunschkind» – Lektüre, die hier ausgelassen wurden.
- 541 *Propterpecuniam nigram* – (lat.) Wegen Schwarzgeld.
- 544 *Dietl* – Eduard Dietl (1890-1944), Generaloberst; bereits 1923 beim Marsch auf die Feldhermhalle an der Seite Hitlers; Befehlshaber der Norwegen-Invasion. Am 23.6.1944 kam Dietl bei einem Flugzeugabsturz ums Leben.
Rundstedt – Gerd von Rundstedt (1875-1953), Generalfeldmarschall; seit 1940 Oberbefehlshaber West, im Juli 1944 nach der Invasion abgesetzt, im September erneut in diese Funktion berufen, im März 1945 endgültig entlassen.
Fritzsche – Hans Fritzsche (1900-1953), Leiter der Abteilung Funk im Reichs-propagandaministerium; einer der führenden Kommentatoren.

- 544 *Borries von Münchhausen* – Borries Freiherr von Münchhausen (1874-1945), Balladendichter, Erzähler, Publizist, aus ritterlich-junkerlicher Grundhaltung Sympathisant der Nazis, starb am 16.3. 1945 durch Selbstmord.
- 545 *Verzweiflungsvolle Lektüre im Rosenzweig* – Klemperer hatte von Frau Hirschel einen Band «Briefe» von Franz Rosenzweig erhalten. – Franz Rosenzweig (1886-1926), Philosoph, Theologe und Erzieher; gründete mit Martin Buber 1920 in Frankfurt a. M. das «Freie jüdische Lehrhaus», veröffentlichte 1920 sein Hauptwerk «Der Stern der Erlösung».
- Beumelburg* – Werner Beumelburg (1899-1963), Erzähler und Publizist.
- 547 *Eisenhower* – Dwight David Eisenhower (1890-1969); 1942-1945 Oberkommandierender der US-Truppen in Nordafrika und Westeuropa; 1953-1961 Präsident der US A.
- 548 *Attentat auf Hitler* – Am 20.7.1944 verübte Oberst Claus Graf Schenk von Stauffenberg im Führerhauptquartier ein Attentat auf Hitler, der leicht verletzt wurde. Der Plan, das Hitlerregime zu beseitigen und den Krieg zu beenden, misslang. Im Zusammenhang mit dem Attentatsversuch erfolgten zahlreiche Verhaftungen. Die Zahl der namentlich bekannten Hingerichteten beträgt etwa 190.
- 550 *usu raperes* – (lat.) wörtlich: durch Gebrauch würdest du es an dich reißen.
- 551 *vestigia terrent* – die Spuren schrecken. – Nach Äsop: Der Fuchs betritt nicht die Höhle eines kranken Löwen, weil viele Spuren hinführen, aber keine hinausführt.
- 552 *Er vaut nicht die auf gewandte peine* – Abgewandelt von Cela ne vaut pas la peine (franz.): Das ist nicht der Mühe wert; als Romanistenschertz in deutscher Aussprache gebraucht: Das waut nicht die peine.
- 553 *expedens apud collum* – Abgeleitet aus dem Lateinischen: zum Halse heraushängend. Richtig wäre: pendens ex collo.
- 554 *vor dreissig Jahren* – Am 1.8.1914 Kriegserklärung des Deutschen Reiches an Russland und Befehl zur allgemeinen Mobilmachung in Deutschland.
- 556 *Die Türkei hat ihre Beziehungen zu Deutschland abgebrochen* – Der Freundschaftsvertrag zwischen der Türkei und Deutschland von 1941 war unter Vorbehalt der den Alliierten gegenüber bestehenden Verpflichtungen der Türkei abgeschlossen worden. Angesichts der drohenden deutschen Niederlage brach die Türkei ihre Beziehungen zu Deutschland ab und erklärte schliesslich am 23.2.1945 den faschistischen Achsenmächten den Krieg.
- Oberbürgermeister Goerdeler* – Carl Friedrich Goerdeler (1884-

1945); seit 1930 Oberbürgermeister von Leipzig, von 1935 an heftige Auseinandersetzungen mit der NSDAP, 1937 Rücktritt. Goerdeler wurde zum Mittelpunkt der konservativen Widerstandskreise, tauchte nach dem 20. Juli 1944 unter, wurde denunziert, vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt, im Februar 1945 hingerichtet.

- 558 *Cf. bei Goebbels-HIB-Aktion* – «Als Goebbels der Aktion ‚Hinein in die Betriebe!‘ das Kurzwort ‚Hib-Aktion‘ fand, war das eine nur im mündlichen Gebrauch schlagkräftige Ausdrucksform; zur Vollkommenheit im Druck fehlte ihr die orthographische Richtigkeit.» (Victor Klemperer in «LTI».)

Knut Hamsun – (1859-1952), norwegischer Schriftsteller; Nobelpreis 1920, bekannte sich im 2. Weltkrieg zum deutschen Nationalsozialismus und wurde 1948 von einem norwegischen Gericht als Landesverräter verurteilt.

Stammler – Wolfgang Stammler (1886-1965), Literaturhistoriker; Germanist in Greifswald, 1936 entlassen, seit 1951 in Freiburg (Schweiz); Herausgeber des vierbändigen «Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte» (zusammen mit Paul Merker) sowie der «Zeitschrift für deutsche Philologie».

- 559 *unter den Erschossenen ... Schacht und Neurath* – Dabei handelte es sich um ein Gericht. Schacht und Neurath standen zwar seit November 1937 kritisch zum Kriegskurs Hitlers, gehörten aber nicht zu den Männern des 20. Juli.

Direktor Nebe – Arthur Nebe, SS-Gruppenführer und General der Polizei, Reichskriminaldirektor; seit 24.7.1944 untergetaucht, am 16.1.1945 verhaftet, vor Gericht gestellt und im März 1945 hingerichtet.

- 564 *geschwoiner* – geschwollener; Rudiment aus Klemperers Militärzeit als bayrischer Kanonier.

Notizarbeit am Stresemann – Klemperer hatte 2 Bände «Reden und Schriften 1897-1926» von Gustav Stresemann (1878-1929) gelesen. Stresemann war 1923 kurzzeitig deutscher Reichskanzler und strebte fortan als Aussenminister auf dem Verständigungswege die Revision des Versailler Vertrages an. 1926 erhielt er zusammen mit Aristide Briand den Friedensnobelpreis.

Trifolium – (lat.) Kleeblatt.

- 565 *ADCA* – Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt.

- 566 *Polgar*-Alfred Polgar (1873-1955), österreichischer Feuilletonist, Kritiker und Erzähler.

- 567 *Abfall Rumäniens* – Ein bewaffneter Aufstand führte am 23.8.1944 zum Sturz des Antonescu-Regimes und brachte Rumänien an die Seite der Anti-Hitler-Koalition.

- 569 *Broche* – (jidd.) Segensspruch.
Mitzwa – Mizwe (jidd.) Pflicht zu guten Taten aus Liebe. 570 *nach einem Ausspruch Josef Nadlers* – Joseph Nadler (1884-1953), Literaturhistoriker.
- 571 *p. e.* – Abkürzung von *por ejemplo* (span.) zum Beispiel. 572 *Mesuse* – Eigentlich *Msusa* (hebr.), wörtlich: Türpfosten; Bezeichnung für eine Kapsel mit einer Pergamentrolle, auf der Passagen des Deuteronomiums (5. Buch Mosis) geschrieben sind; befindet sich am rechten Pfosten des Eingangs von jüdischen Häusern und Wohnungen, gilt als Schutz des Frommen vor der Sünde.
- 574 *Morrison* – Herbert Stanley Morrison (1888-1965), englischer Politiker; von 1940-45 Minister für Inneres und Sicherheit.
- 575 *was ich von Sauerbruch, Arco, Ritter wusste* – Klemperers wohnten 1919 in der Münchner Pension Berg; ihr Nachbar war der junge Arzt Dr. Leo Ritter, der bei dem Chirurgen Ernst Ferdinand Sauerbruch (1875-1951) assistierte. Ritter berichtete, dass Sauerbruch den verletzten Attentäter Anton Graf von Arco (1897-1945) behandelte und sich weigerte, ihn dem Soldatenrat auszuliefern. Arco hatte am 21.2.1919 den bayrischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner erschossen und dadurch den Anstoss zur Ausrufung der Bayrischen Räterepublik gegeben. – Dr. Leo Ritter wurde später Direktor eines Regensburger Krankenhauses. – Die Nachricht, Sauerbruch befände sich unter den Hingerichteten, war ein Gerücht. Der Chirurg war während des Krieges ranghöchster Arzt des deutschen Heeres, zeitweise Anhänger der Nationalsozialisten. Er hatte den im Afrikafeldzug schwer verwundeten Oberst von Stauffenberg in seiner Münchner Klinik behandelt und war mit Generaloberst Beck befreundet, genoss ausserdem das Vertrauen von Widerstandskreisen, war aber in die Verschwörung nicht verwickelt.
Finnland kapituliert – Nachdem die finnischen Verbände im Juli 1944 von sowjetischen Truppen kriegsentscheidend geschlagen wurden, kapitulierte das Land am 19. 9. 1944 und vertrieb die deutschen Verbände aus Nordfinnland.
- 578 *Mölders* – Werner Mölders (1913-1941), Jagdflieger; mit der «Legion Condor» war er an der Niederschlagung der spanischen Republik beteiligt. Auf dem Flug zur Teilnahme an der Beisetzung des Fliegergenerals Udet kam er bei einem Absturz ums Leben.
Leibniz – Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716), Mathematiker und Philosoph. Initiator der Berliner Akademie der Wissenschaften (1700) und ihr erster Präsident.

- 578 *plus qu'un crime, une sottise* – (franz.) mehr als ein Verbrechen, eine Dummheit.
- 580 *Oberbefehlshaber Kluge* – Günther von Kluge, Generalfeldmarschall; übernahm nach der Invasion der westlichen Alliierten in der Normandie im Juli 1944 den Oberbefehl im Westen; nach dem 20. 7.1944 enthoben. Kluge kannte die Pläne zum Sturz Hitlers. Am 18.8.1944 bei Metz Selbstmord.
- 585 *y en a plus?* – (franz.) gibt es davon noch mehr?
Lindemann – General Fritz Lindemann; sollte am 20. Juli die Nachricht vom Tode Hitlers über den Rundfunk verlesen, zum Tode verurteilt und hingerichtet.
- 587 *die Häftlinge Thälmann und Breitscheid* – Bei einem Luftangriff auf Weimar und das KZ Buchenwald am 24.8.1944 kam Rudolf Breitscheid, der als führender Sozialdemokrat 1940 von der Vichy-Regierung an die Gestapo ausgeliefert worden war, ums Leben. Ernst Thälmann, Vorsitzender der KPD, wurde nach elf Jahren Einzelhaft am 18.8.1944 im KZ Buchenwald ermordet.
- 588 *Clemenceau* – Georges Benjamin Clemenceau (1841 bis 1929), französischer Staatsmann; 1906-1909 und 1917 bis 1920 Ministerpräsident.
- 589 *Lebensborn* – Auf Veranlassung Himmlers 1935 aus rassistischen und bevölkerungspolitischen Überlegungen gegründete Einrichtung mit der Aufgabe, «den Kinderreichtum in der SS zu unterstützen, jede Mutter guten Blutes zu schützen und zu betreuen und für hilfsbedürftige Mütter und Kinder guten Blutes zu sorgen». In den Heimen wurden rund 11'000 (meist nichteheliche) Kinder geboren, seit 1941 auch die «Eindeutschung» verwaister oder «rassisch wertvoller» Kinder aus den besetzten Gebieten betrieben.
- 592 *Mehring* – Walter Mehring (1896-1981), deutscher Schriftsteller; sein Inflationsdrama «Der Kaufmann von Berlin», 1929 von Piscator inszeniert, führte zu Randalen durch die SA.
Tucholsky – Kurt Tucholsky (1890-1935), Publizist, Lyriker und Erzähler.
Deutsche Friedensgesellschaft Berlin – Am 9.11.1892 unter dem Einfluss Bertha von Suttners gegründete pazifistische Organisation; im 1. Weltkrieg Sammelpunkt vor allem intellektueller Kriegsgegner; in der Weimarer Republik trat sie für vollständige Abrüstung ein; 1933 verboten, viele ihrer Mitglieder und Führer von den Nazis verfolgt.
- 593 *Bne Briss* – (jidd.) Söhne des Bundes; unabhängiger Orden mit ethischer und karitativer Zielsetzung für Angehörige jüdischen Glau-

- bens; 1843 in New York gegründet, der deutsche Distrikt folgte 1882. Bis 1929 wuchs Bne Briss in Deutschland zur größten Organisation des Ordens mit rund 15'000 Mitgliedern in 103 Logen; 1937 aufgelöst.
- 593 *Scheidemann* – Philipp Scheidemann (1865-1939), sozial demokratischer Politiker; rief am 9.11.1918 die deutsche Republik aus und wurde erster Ministerpräsident der Weimarer Republik. 1920-1925 Oberbürgermeisterin Kassel, 1933 Emigration.
- 597 *Hic et ubique* – (lat.) Hier und überall.
- 598 *Göringnotizen* – Klemperer hatte die Monographie «Hermann Göring. Werk und Mensch» von Erich Gritzbach, Görings Generalreferent und Chef seines Stabsamtes, gelesen.
«*Tonio Kröger*» – Novelle von Thomas Mann.
- 599 *Drema* – Dresdner Maschinen Aktiengesellschaft für Gewinnung, Herstellung und Vertrieb von Lebensmitteln, Würzburger Strasse 9.
- 600 *on s'y fera* – (franz.) man wird sich daran gewöhnen.
- 601 *OT-Organisation* Todt. Fritz Todt (1891-1942); seit 1940 Reichsminister für Bewaffnung und Munition, baute eine Organisation auf, die als halb-militärische Einheit beim Bau militärischer Objekte (Westwall, Atlantikwall) eingesetzt wurde. Am 8.2.1942 kam er bei einem Flugzeugabsturz ums Leben.
- 603 «*Wilhelm*» – Eva Klemperer hatte aus der Bibliothek eine Monographie über Wilhelm II., «Ein Fabeltier unserer Zeit» von J. Daniel Charnier, entliehen.
- 608 *Roda Roda* – Alexander Roda Roda, eigentlich Sandor Friedrich Rosenfeld (1872-1945), österreichischer satirischer Erzähler; 1908 erschien ein Sammelband seiner Satiren unter dem Titel «Von Bienen, Drohnen und Baronen», 1909 ein weiterer unter dem Titel «Schummler, Bummler; Rosetummler».
- 611 *Lamprechts* «1809...» 1809, 1813, 1815. Anfang, Höhepunkt und Ausgang der Freiheitskriege» (1913) von Karl Lamprecht.
- 613 *factum tragicomicum et characterissimum* – (lat.) tragikomisches und sehr charakteristisches Faktum.
- 617 *Ernst-Notiz* – Gemeint ist ein Notat zu Paul Ernst, «Tagebuch eines Dichters».
Dostojewski-Monographie – «Dostojewski. Sein Leben und Werden» von Max Holzmann.
Stefan Zweig – Klemperer las die Novelle «Amok».
- 622 *eine alkäische Ode von Platen* – August von Platen (1796 bis 1835), deutscher Lyriker und Dramatiker. – Alkäisch: nach dem griechi-

- schen Dichter Alkaios, bezeichnet eine besondere Strophenform.
- 623 *vomitivement* – (franz.) Erbrechen erregend.
- 625 *eugenische Grundsätze* – Eugenik, sog. Erbgesundheitslehre, verfolgt das Ziel, die in der Bevölkerung vorhandenen positiven Erbanlagen zu vermehren und die negativen, d.h. krank machenden Erbanlagen zu reduzieren. Unter dem Vorwand, eugenische Massnahmen durchzuführen, wurden während der Nazizeit Menschen ermordet, wobei der Ausdruck Eugenik durch «Rassenhygiene» ersetzt wurde.
- 631 *Suspinguis* – (lat.) Ein fettes Schwein.
- 638 «*Uns fehlt nur Zeit*» – Zitat aus Richard Dehmels Gedicht «Der Arbeitsmann».
- 639 *Bouhlers Lesebuch* – «Kampf um Deutschland. Ein Lesebuch für die deutsche Jugend» von Philipp Bouhler, Berlin 1941. (Vgl. auch Anm. zu S. 531.)
Schulchan aruch – (hebr.) Gedeckter Tisch. – Titel einer Gesetzesammlung von Josef Karo (1488-1575), die erstmals 1564/65 gedruckt wurde. Die Sammlung gilt bis heute für das gesetzestreue Judentum weithin als massgeblich.
- 640 *Thomas Mann im Funk* – In seiner Rede vom 1.1.1945 erklärte Thomas Mann, dass er seine «kurzen Ansprachen wieder aufnehme, jetzt, wo Hitler oder Himmler wieder einmal im Siegen scheinen». Er betonte, dass es keinen Nazi-Sieg geben werde.
- 641 *im peinlichen Pleyer* – Gemeint ist der Roman «Till Scheerauer» von Wilhelm Pleyer.
- 647 *Walter Lippmann* – (1889-1974), amerikanischer Publizist; seine politischen Kommentare wurden von über 250 Zeitungen gedruckt.
Prof Fritz Martini – (geb. 1909), Literaturhistoriker; seit 1943 Professorin Stuttgart.
- 648 *Re de Thomas Manns* – Gemeint ist die Rede vom 14.1.1945
Darin heisst es: «Vom 15. April 1942 bis zum 15. April 1944 sind allein in diesen beiden deutschen Anstalten [die Rede ist von den Konzentrationslagern Auschwitz und Birkenau, d. Hrsg.] 1'715'000 Juden ermordet worden.»
- Ule* – (lat.) jener.
- 653 *das fehlende Quale* – die fehlende Qualität.
- 657 *Freisler* – Roland Freisler (1893-1945), seit August 1942 Präsident des Volksgerichtshofes; fand bei einem Bombenangriff auf Berlin Anfang Februar 1945 den Tod.
- 678 *Dumas père* – Alexandre Dumas (1802-1870), französischer Schriftsteller; schrieb «Die drei Musketiere» und «Der Graf von Monte Christo».

- 687 *avant que l'hémistiche* – hémistiche (franz.) Halbvers, speziell beim Alexandriner. – Klemperer bezieht sich auf André Chénier: «Avant que de ses deux moitiés / Ce vers que je commence ait atteint la dernière ...» (Bevor von seinen zwei Hälften / Dieser Vers, den ich beginne, die letzte erreicht hat ...) – (Vgl. Victor Klemperer, «Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert», Bd. II, Halle 1966; S.298.)
- 702 *Gerlach- und Molo-Notiz* – Gemeint sind Notizen zu «Die Strasse nach Prag» von Kurt Gerlach und «Der Schillerroman» von Walter von Molo.
- 703 *quieta non movere* – (lat.) Ruhendes nicht bewegen.
- 704 *Lincoln* – Abraham Lincoln (1809-1865), amerikanischer Präsident 1861-1865; setzte 1862 die Skavenbefreiung durch, wurde 1865 ermordet.
- 706 *im «Mauritius»* – «Der Fall Maurizius», Roman (1928) von Jakob Wassermann.
- 707 (*cf. Bericht Honigmann!*) – nicht zu ermitteln.
- 708 *Ludendorff* – Erich Ludendorff (1865-1937), General; während des 1. Weltkriegs Generalstabschef der Hindenburg-Armee, floh 1918 nach Schweden, beteiligte sich 1920 am Kapp-Putsch, 1923 am Hitler-Putsch und war von 1924-1928 Reichstagsabgeordneter der NSDAP.
Bebel – August Bebel (1840-1913); 1869 Mitbegründer und bald Vorsitzender der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei.
Liebknachts Erschiessung – Karl Liebknecht (1871-1919); Gründer und Führer des Spartakusbundes, Mitbegründer der KPD, mit Rosa Luxemburg im Januar 1919 von Freikorpsoffizieren ermordet.
- 712 *seine Frau Eleanor* – Anna Eleanor Roosevelt (1884 bis 1962), Frau von Franklin Delano Roosevelt; gesellschaftspolitisch engagiert, unterstützte u.a. Minderheitenbewegungen.
Toller-Ernst – Toller (1893-1939), Dramatiker; 1919 massgeblich an der Bayrischen Räterepublik beteiligt und zu 5 Jahren Festung verurteilt; verübte im amerikanischen Exil Selbstmord.
Simonie – Kauf oder Verkauf geistlicher Ämter. – Der Begriff ist nach Simon Magus gebildet, der dem Apostel Petrus die Gabe des Heiligen Geistes abkaufen wollte.
- 715 *aus dem Bergengruen* – Gemeint ist der Roman «Am Himmel wie auf Erden» (1940) von Werner Bergengruen (1892-1964).
Sfogarsie – sfogarsi (ital.) Seinem Herzen Luft machen.
- 730 *Rohlfs* – Prof. Dr. phil. Gerhard Rohlfs (1892-1986); romanistisches Lehramt in Tübingen und München, erforschte besonders Grundla-

- gen und Dialekte der italienischen Sprache.
- 731 *Cossmann* – Paul Nikolaus Cossmann (1869-1942); Mitbegründer der «Süddeutschen Monatshefte», 1904-1933 Redakteur des wissenschaftlichen Teils, wurde 1938 in das KZ Theresienstadt deportiert.
- 737 *Johann von Werth* – bayrischer General der kaiserlichen Armee im Dreissigjährigen Krieg.
- 743 *Marschall Model* – Walter Model (1891-1945), Generalfeldmarschall; erschoss sich am 21.4.1945, um der Gefangennahme zu entgehen.
- 745 *Catholicisme superficiel, ils n'ont pas de charité* – (franz.) Oberflächlicher Katholizismus, sie haben keine Barmherzigkeit.
Prisonnier – (franz.) Gefangener.
tailleur de Valenciennes – (franz.) Schneider aus Valenciennes.
- 748 *Ernest Hello* – (1828-1885), französischer Schriftsteller; Hauptwerk: «L'homme» (1872).
- 751 *San-Franzisko-Konferenz ... Polenfrage* – Auf der Konferenz von San Francisco im April und Juni 1945 wurde die Basis für die Gründung der Charta der Vereinten Nationen geschaffen. Polen schloss sich im Oktober 1945 als 51. Nation an.
- 754 *den grössten Kriegsverbrecher aller Zeiten* – Am 12.4.1945 war der amerikanische Präsident Roosevelt gestorben.
- 759 *das Epp-Gerücht* – Tyroller hatte erklärt, im Radio habe man gemeldet, Ritter von Epp verhandle mit den Amerikanern. Von Epp war im April 1945 tatsächlich in die misslungene Revolte der NS-feindlichen «Freiheitsaktion Bayern» verwickelt gewesen. – Franz Ritter von Epp (1868 bis 1946), konservativer General und einer der einflussreichsten Förderer der NSDAP, seit 1933 Gauleiter von Bayern, starb 1946 als Internierter der Amerikaner.
- 760 *Aussi pour vous la guerre sera bientôt finie* – (franz.) Auch für euch wird der Krieg bald zu Ende sein.
- 765 *Hitler sei tot* – Am 29.4.1945 diktierte Hitler sein politisches Testament, in dem es heisst: «Vor allem verpflichte ich die Führung der Nation und die Gefolgschaft zur peinlichen Einhaltung der Rassegesetze und zum unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter aller Völker, das internationale Judentum.» Am 30.4. beging er Selbstmord.
- 767 *Hitler und Goebbels hätten sich erschossen* – Nach Hitlers Tod ignorierte Goebbels dessen politisches Testament, das ihn zum

- Reichskanzler machte, und erschoss sich am 1.5.1945.
- 768 *Gerlich* – Fritz Gerlich (1883-1934) erwarb 1930 den Münchner «Illustrierten Sonntag» (1932 zu «Der gerade Weg» entwickelt), in dem er eine katholische Soziallehre ohne Kompromisse gegenüber dem Nationalsozialismus propagierte. Am 9.3.1933 wurde die Redaktion von der SA gestürmt und Gerlich nach Dachau verschleppt.
- 771 *Admiral Dönitz* – Karl Dönitz (1891-1980), Grossadmiral; seit 1943 Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, nach Hitlers Testament Reichspräsident, am 23.5.1945 gefangengenommen, vom Nürnberger Gerichtshof zu zehn Jahren Haft verurteilt.
- 772 *Polyeucte* – Tragödienheld Corneilles. – Polyeucte, zum Christentum übergetreten, zerschlägt die Götterbilder seiner Stadt.
- 779 (griech.) Hybris.
«*In seines Nichts durchbohrendem Gefühle*» – Zitat aus «Don Carlos» von Friedrich Schiller (2. Akt, 1. Auftritt). *Miss Lazar* – Klemperer hatte eine Ähnlichkeit mit Auguste Wieghardt-Lazars Schwester Maria festgestellt und der Wienerin deshalb den Namen «Miss Lazar» gegeben.
- 796 *Mariez-vous! Ne mariez pas!* – (franz.) Heirate! Heirate nicht! – François Rabelais, «Gargantua und Pantagruel», 3. Buch, 9. Kapitel, in der Übersetzung von Ferdinand Adolf Gelbcke.
- 798 *Indigènes* – (franz.) Eingeborene.
- 807 *Nestroymässig* – Johann Nepomuk Nestroy (1801-1862), österreichischer Dramatiker.
- 808 *Gisselsdorf* – Gemeint ist Gisseltshausen.
- 809 *Hirtenbrief* – S. Bd. 1, die zweite Anm. zu S. 353.
- 810 *napoleonischer General und Herzog* – Louis Nic. Davoust, Herzog von Auerstädt, Fürst von Eckmühl (1770-1823); siegte als französischer Marschall 1806 bei Auerstädt und am 22.4.1809 vor Eckmühl gegen die Österreicher unter Erzherzog Karl.
- 814 *Himmlers Selbstmord* – Heinrich Himmler geriet in englische Gefangenschaft und verübte am 23.5.1945 Selbstmord.
sqq. – Abkürzung von sequentes (lat.) folgende.
- 820 *Kurier des Zaren* – Anspielung auf den Roman «Der Kurier des Zaren» von Jules Verne (1828-1905).
RAD – Reichsarbeitsdienst.
- 823 *This Professor Victor ...* – (engl.) Professor Victor Israel Klemperer ist Halbjude und möchte gern nach Dresden. Er ist ein berühmter deutscher Professor der Philosophie und Sprachwissenschaften. Er

ist ein rechtschaffener Mensch, und wir empfehlen, ihm jede erdenkliche Hilfe zu erweisen.

824 *das angrenzende Niemandsland* – Kurzzeitig zwischen der amerikanischen und der sowjetisch besetzten Zone gelegene unabhängige Republik Schwarzenberg.

827 *soutien* – (franz.) Unterstützung.

Zeittafel

- 1881 Victor Klemperer wird am 9. Oktober in Landsberg/Warthe geboren
Vater: Rabbiner Dr. Wilhelm Klemperer
Mutter: Henriette Klemperer, geb. Franke
- 1884 Die Familie zieht nach Bromberg um
- 1890 Die Familie übersiedelt nach Berlin, Albrechtsstrasse 20.
Der Vater wird 2. Prediger der Berliner Reformgemeinde
- 1893 Besuch des Französischen Gymnasiums in Berlin
- 1896 Besuch des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums. Umzug der Familie in die Winterfeldtstrasse 26¹
- 1897 Kaufmannslehre bei der Kurz- und Galanteriewaren Exportfirma Löwenstein & Hecht, Alexandrinenstrasse 2
- 1900-1902 Besuch des Königlichen Gymnasiums in Landsberg/Warthe; Reifeprüfung
- 1902-1905 Studium (Philosophie, romanische und germanische Philologie) in München, Genf, Paris und Berlin
- 1905-1912 Journalist und Schriftsteller in Berlin
- 1906 Heirat mit Eva Schlemmer (Pianistin und Musikwissenschaftlerin)
- 1912 Wiederaufnahme des Studiums in München
- 1913 Promotion bei Franz Muncker
Zweiter Parisaufenthalt: Montesquieu-Studien für Habilitationsschrift
- 1914 1914- Habilitation bei Karl Vossler
- 1915 Lektor an der Universität Neapel (als Privatdozent der Universität München)
Montesquieu, 2 Bände
- 1915 Kriegsfreiwilliger (November 1915 bis März 1916 an der Front)
- 1916-1918 Zensor im Buchprüfungsamt der Presse-Abteilung des Militärgouvernements Litauen in Kowno und Leipzig a.o.
- 1919 1920- Professor an der Universität München
- 1935 o. Professor an der Technischen Hochschule Dresden
- 1923 1925- *Moderne Französische Prosa*
- 1931 *Die französische Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart*, 4 Bände (Neuaufgabe 1956 u. d. T.:

-
- Geschichte der französischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert)*
- 1926 *Romanische Sonderart. Geistesgeschichtliche Studien*
- 1929 *Idealistische Literaturgeschichte. Grundsätzliche und anwendende Studien*
Moderne Französische Lyrik
- 1933 *Pierre Corneille*
- 1935 «Entpflichtung» auf Grund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums
- 1945-1947 o. Professor an der Technischen Hochschule Dresden
- 1947 *LTI – Notizbuch eines Philologen*
- 1947-1948 o. Professor an der Universität Greifswald
- 1948-1960 o. Professor an der Universität Halle
- 1951 am 8. Juli stirbt Eva Klemperer
- 1951-1954 o. Professor an der Universität Berlin
- 1951 Dr. h. c. paed, der Technischen Hochschule Dresden Heirat mit Hadwig Kirchner
- 1952 Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin
- 1954 *Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert*, Band 1: Das Jahrhundert Voltaires
- 1956 *Vor 33 /Nach 45. Gesammelte Aufsätze*
- 1960 Victor Klemperer stirbt am 11. Februar in Dresden
- 1966 *Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert*, Band 2: Das Jahrhundert Rousseaus
- 1989 *Curriculum vitae. Erinnerungen eines Philologen. 1881-1918*

Nachwort

Seit seiner frühesten Jugend führte Victor Klemperer Tagebuch. Er hat diese Arbeit in den Nazijahren intensiviert, als man ihn systematisch aus dem öffentlichen Leben ausgrenzte und schliesslich seine Existenz bedrohte. Gerade in dieser Zeit war ihm die minutiöse Tagebucharbeit «die Balancierstange», ohne die er hundertmal abgestürzt wäre. So entstand ein einmaliges, ergreifendes, von unbeugsamem Trotzallem im tiefsten Leid geprägtes document humain.

In seinen Aufzeichnungen hielt Klemperer das unmittelbar Erlebte fest: «Ich notiere ein Stichwort. Aber am nächsten Tag erscheint es unwichtig, in Tatsache und Stimmung überholt. Aber die wechselnden Details des Alltags sind doch gerade das Wichtigste.» (10.10.1940) Später, in seinem berühmt gewordenen Buch «LTI» (Lingua Tertii Imperii – Sprache des Dritten Reiches), beschrieb er, was heute den einzigartigen Wert dieses Tagebuchs ausmacht: «In den Stunden des Ekels und der Hoffnungslosigkeit, in der endlosen Öde mechanischster Fabrikarbeit, an Kranken- und Sterbebetten, an Gräbern, in eigener Bedrängnis, in Momenten äusserster Schmach, bei physisch versagendem Herzen – immer half mir diese Forderung an mich selber: beobachte, studiere, präge dir ein, was geschieht – morgen sieht es schon anders aus, morgen fühlst du es schon anders: halte fest, wie es eben jetzt sich kundgibt und wirkt.»

Gerade in dieser Ursprünglichkeit sind Klemperers Tagebücher ein Dokument höchster Authentizität. Als Chronist konzentrierte er sich darauf, die ihn umgebenden Dinge, das, was er tat, was ihm widerfuhr, was er sah, was ihm zugetragen wurde, zu beschreiben.

Die öffentlichen Vorgänge, so betonte er, könne man später den Zeitungen entnehmen, wie sie aber auf den gehetzten, ständig vom Tode bedrohten Menschen wirkten, wie sich im Alltag dennoch Leben vollzog, hat der meisterhafte Beobachter und Stilist akribisch, menschlich anrührend und gänzlich «unheldisch» festgehalten. Ängste und Zweifel, Hoffnungen und Illusionen der Bedrängten finden sich ebenso widerspiegelt wie die Schikanen, der Zynismus und die Brutalität der Bedränger.

Kernstück der Tagebücher, die in dieser Ausgabe wegen ihres immensen Umfangs nicht vollständig vorgelegt werden konnten, bleibt die Chronik der Isolierung, Entmündigung, Drangsalierung und schliesslich der systematischen Vernichtung der Dresdner Juden. Klemperer hat das eigene Schicksal mit dem seiner Leidensgefährten verknüpft. Die vielen Opfer können nicht mehr berichten; im Tagebuch Victor Klemperers ist ihr Andenken bewahrt. Vielfach war der Chronist gewarnt worden; man beschwor ihn, keine Namen zu nennen. Wenn man die Aufzeichnungen während einer Razzia entdeckte, sei das Schicksal vieler besiegelt. Klemperer war sich dessen bewusst, betonte aber, dass er Namen nennen müsse, wenn er dokumentarischen Wert erreichen wolle. Im Mai 1942, nach einer Gestapo-Haussuchung, notierte er: «Aber ich schreibe weiter. Das ist *mein* Heldentum. Ich will Zeugnis ablegen und exaktes Zeugnis!»

Sosehr ihm diese konzentrierte Arbeit die grausame Zeit zu überstehen half, der Mut seiner nichtjüdischen Ehefrau Eva, die sich trotz schwerstem Druck nicht von ihm trennte, schuf überhaupt die einzige Chance zu überleben und gab Victor Klemperer die Kraft, das Inferno durchzustehen. Die in Jahrzehnten des Zusammenlebens gewachsene innige Partnerschaft liess den Gedanken der Trennung, die für Victor Klemperer die sofortige «Verschickung» und damit den Tod bedeutet hätte, gar nicht aufkommen. Gemeinsam mit ihrem Mann ertrug Eva Klemperer, die früher an seiner Seite und als Pianistin ein Leben in Gesellschaft gewohnt war, alle Isolierungen, Demütigungen und Repressalien. Sie war es auch, die die gefährliche Aufgabe übernahm, die eng

beschriebenen Notizzettel und Manuskripte nach Pirna zu bringen, wo sie bei der mit den Klemperers befreundeten Ärztin Dr. Annemarie Köhler versteckt und schliesslich gerettet wurden. Oft genug drohte auch dort Gefahr. Mehrfach wurde die Ärztin in der Ortspresse angegriffen. «Wer Heil Hitler sagt, wird von Fräulein Doktor schlecht behandelt!», war da zu lesen. Und das konnte jedesmal Haussuchung bedeuten – mit allen Folgen.

Dem 1881 in Landsberg a. d. Warthe geborenen Rabbinersohn Victor Klemperer war das stille Heldentum nicht in die Wiege gelegt worden. Im Schatten seiner älteren Brüder, vor allem des bedeutenden Mediziners Georg und des gefragten Rechtsanwalts Berthold, war seine Jugend von familiären Demütigungen geprägt, vollzog sich seine berufliche Entwicklung lange Zeit widersprüchlich. Eine aufgenötigte Kaufmannslehre scheiterte, sein Leben als freier Publizist, dem er seinen – bei Wissenschaftlern nicht eben selbstverständlichen – geschliffenen Stil dankte, wurde von der Familie abgelehnt. Einigermassen anerkannt wurde Victor Klemperer erst, als er die wissenschaftliche Laufbahn beschr. Die Promotionsschrift über Friedrich Spielhagen (1913), vor allem die Habilitationsarbeit über Montesquieu (1914) erregten Aufsehen; eine Privatdozentur an der Universität Neapel festigte den Ruf des Wissenschaftlers. Doch als er nach den Wirren des 1. Weltkriegs an die Münchner Universität zurückkehrte, bot sich dem jüdischen Gelehrten 1920 trotz Unterstützung seines Lehrers Karl Vossler nur das romanistische Lehramt an einer technischen Hochschule; die grossen Universitäten blieben ihm verschlossen. Seine Antrittsrede an der Technischen Hochschule Dresden am 3. Juni 1920 über «Gang und Wesen der französischen Literatur» widmete er denn auch seinem verehrten Münchner Lehrer Karl Vossler; es war der erste Versuch, dessen Methode der Zusammenschau der verschiedenen Formen geistiger Aneignungsweisen auf die Literatur zu übertragen. Die Dresdner Jahre wurden für Klemperer bis zu seiner «Entpflichtung» 1935 eine äusserst schöpferische Zeit. In kurzer Folge erschienen zahlreiche literar-

historische Veröffentlichungen: «Moderne französische Prosa» (1923), «Die französische Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart» (1925 ff.), «Moderne französische Lyrik» (1929), «Pierre Corneille» (1931). In diesen Werken führte Victor Klemperer weiter, was ihn an der literarhistorischen Arbeitsweise Hermann Hettners, der ebenfalls in Dresden gewirkt hatte, und Karl Vosslers, der die in Einzelforschung abgeglittene Romanistik wieder geistesgeschichtlich orientierte, immer beeindruckte. Dem rastlos arbeitenden Wissenschaftler war es schliesslich Genugtuung, sich neben seinem berühmten Vetter, den Musiker Otto Klemperer, und dem Bruder Georg, dem Mediziner, im Brockhaus zu finden.

1933 erfolgte der tiefe Einschnitt. Obwohl Victor Klemperer von Hitlers antisemitischem Programm unmittelbar betroffen war, sperrte er sich lange dagegen, das Ausmass der heraufziehenden Gefahr zu erfassen: «Ich flüchtete, ich vergrub mich in meinen Beruf, ich hielt meine Vorlesungen und übersah krampfhaft das Immer-leerer-Werden der Bänke vor mir», schrieb er später in «LTI». Doch notierte er auch genau, wie mancher Kollege der Technischen Hochschule seine Haltung bewahrte, andere sich auf «den neuen Geist» einzustellen suchten; aber er, der Jude, war ausgegrenzt von Anbeginn. Ihm nützte nicht, dass er – auch das hielt er ehrlich fest – den «Eid auf den Führer» leistete. Der Lebensradius von Victor und Eva Klemperer wurde, von der Umwelt zunächst kaum wahrgenommen, immer enger, jedem Problem, jeder Frage, jedem Vorgang war die Unbeschwertheit genommen.

Am Anfang hatte Klemperer, der liberal und mit allen Fasern seines Herzens deutsch empfand, beharrlich um sein Deutschtum gekämpft; er hatte die Illusion, dass man den Weltkriegsteilnehmer verschonen würde. Die Tatsachen ernüchterten ihn sehr schnell. Als Romanist hatte er den Fascismo Mussolinis studiert. Den Faschismus deutscher Prägung setzte er mit dem russischen Bolschewismus gleich. Der Liberalismus, dem er ein Leben lang angehangen, schien für immer verloren. Rettung könne von nirgendwoher mehr kommen, musste die gedankliche Folge sein.

Darin traf sich seine Verzweiflung mit der Kurt Tucholskys. Arnold Zweig, der den tragischen Schritt Tucholskys ahnte, hatte den Freund 1935 aus Palästina beschworen, zu ihm zu kommen. Tucholsky sah aber weder Weg noch Ziel. Palästina bedeutete ihm keineswegs eine Hoffnung und in Hitlers Deutschland und Stalins Moskau drohte dem jüdischen Intellektuellen der Tod. Tucholsky – und nicht nur er – wählte den Freitod.

Klemperer beschritt einen anderen Weg, er klammerte sich an seine Arbeit, darin sah er seine Aufgabe, die er in fast besessener, verzweifelter Disziplin wahrnahm. Zunächst hatte er sich – neben seiner ständigen, intensiven Tagebucharbeit – auf sein Kolleg konzentriert und die dafür notwendigen Studien fortgesetzt. Dann, 1935, von «Reichsstatthalter» Mutschmann aus dem Amt gejagt, konzentrierte er sich auf seine «Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert». «Die so unmodernen und längst von jedem, der etwas auf sich hielt, geschmähten Aufklärer, die Voltaire, Montesquieu und Diderot, waren immer meine Lieblinge gewesen. Nun konnte ich meine gesamte Zeit und Arbeitskraft an mein weit fortgeschrittenes Opus wenden; was das achtzehnte Jahrhundert anlangt, sass ich ja im Dresdener Japanischen Palais wie die Made im Speck; keine deutsche, kaum die Pariser Nationalbibliothek selber hätte mich besser versorgen können.»

(«LTI») Er schloss den ersten, bis auf ein Schlusskapitel auch den zweiten Band seiner Literaturgeschichte ab. Dann traf ihn das Verbot der Bibliotheksbenutzung. Damit waren ihm alle wissenschaftlichen Studien verwehrt. Erst Jahre nach dem Krieg, nach erneuter Überarbeitung, erschien 1954 zunächst der erste und 1966 postum der zweite Band dieser Literaturgeschichte.

Nachdem Haussuchungen und Schikanen zunahmen und ihm von den Geschwistern und Freunden immer dringlicher geraten wurde, das Land zu verlassen, notierte er am 16. Mai 1936:

«Manchmal kommt mir mein Bleiben ehrlos vor», um sofort hinzuzufügen: «Aber was soll ich draussen anfangen, der ich nicht einmal Sprachlehrer sein könnte?» Noch immer war die Unge-

wissheit, im Ausland Fuss fassen zu können, stärker als die Angst vor dem, was ihn im Lande erwartete.

Klemperer holte seine alten Tagebücher hervor und begann, seine Lebensgeschichte zu schreiben; sein «Curriculum vitae» (das zweibändige Werk erschien 1989 im Verlag Rütten & Loening, Berlin). Daneben las er, was seine Frau Eva aus Leihbüchereien nur heranschaffen konnte. Von jeder Lektüre fertigte er Notate, teils als Bestandteil der Tagebuchaufzeichnungen, teils als gesonderte Ausarbeitungen. Franz Werfel, Theodore Dreiser, Sinclair Lewis, Ernest Hemingway, Joseph Conrad, Joseph Roth, Stefan Zweig, Ricarda Huch, Hans Fallada gehörten ebenso dazu wie Emil Ludwig, Paul Lindau, Klaus Hollaender, Dorothy Sayers, Lewis Wallace, William von Simpson, Ludwig Finckh, Franz Tumlner – viel ins Triviale gleitende Lektüre zur Ablenkung. Ein immenses, fast unvorstellbares Lesepensum. Vieles davon las er seiner Frau vor, darunter mehrbändige Werke. Neben bewusst gewähltem «Fusel» waren es gerade auch immer wieder die Modeautoren der Jahrhundertwende, zu denen Klemperer griff. Überhaupt charakterisieren ihn die Lektüre-Notate als einen Mann des 19. Jahrhunderts; für die Moderne – für Proust etwa, Aldous Huxley oder D.H. Lawrence hatte er letztlich keinen Nerv. «Kontrapunkt des Lebens» von Huxley und «Die gefiederte Schlange» von Lawrence legte er nach einigen Kapiteln fort, «weil ich das psychologische Literatengeschwätz nicht mehr ertrage und handelnde Menschen will».

Die «Curriculum»-Arbeit geriet angesichts der täglich engeren Einschnürung ins Stocken. Immer wieder hat Klemperer sich Kapitel um Kapitel abgetrotzt, dann wurde die Weiterarbeit daran zu gefährlich; 1940 erfolgte die Zwangsumsiedlung von seinem Haus in Dölzchen ins Judenhaus; die in der Folgezeit einsetzenden ständigen Razzien, Schikanen und Misshandlungen durch die Gestapo drängten zum Abbruch. Am 10. Februar 1942 schrieb Victor Klemperer in sein Tagebuch: «Unter dem Druck drohender Haussuchung fährt E. wieder nach P. – Ms. ‚Curr.‘ fort. – Wahrscheinlich völlige Unterbrechung.» Die Arbeit wurde nicht mehr aufgenommen.

Fortan blieben ihm als Arbeitsgegenstand nur noch das Tagebuch und die Sprache der Zeit. Die Thematik der Lektüre veränderte sich. «Alles Material musste auf Schleichwegen hergeschafft, musste heimlich ausgebeutet werden.» Die Lektüre von Alfred Rosenbergs' «Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts» kam ihn teuer zu stehen. Während einer Razzia wurde ihn das Buch von dem Gestapo-«Schläger» Clemens minutenlang auf den Kopf gehämmert. Eine so «heilige» Lektüre war dem Juden streng verboten. Aber Klemperer gab nicht auf; er fertigte Exzerpte an zu Hanns Johst, Edwin Erich Dwinger, Arthur Dinter, zu Hitlers «Mein Kampf», Joseph Goebbels' «Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei» und «Kampf um Berlin», zu Philipp Bouhlers Napoleonbiographie, Erich Gritzbachs «Hermann Göring. Werk und Mensch». (Auf einen grossen Teil der im Tagebuch integrierten Notate musste für die vorliegende Ausgabe aus Gründen des Umfangs verzichtet werden.) Ausserdem analysierte er ständig die Kommentare und Artikel aus dem «Freiheitskampf» und dem «Reich», aus Tageszeitungen, die ihm Nachbarn und Freunde brachten. Mit ausserordentlicher Energie leistete er konzentrierte Denkarbeit, kristallisierte er aus der Sprache der Zeit den Geist des Faschismus, legte er den Grundstein für das 1947 im Berliner Aufbau-Verlag erschienene Buch «LTI».

Und noch ein anderes wurde immer drängender zum Gegenstand seiner Lektüre und seines Studiums: das Judentum. Victor Klemperer, der bekannte: «Ich war nichts als ein Deutscher», hatte sich bisher niemals ernsthaft mit diesem Problem auseinandergesetzt. Jetzt stiessen ihn die Gestapo und die zahllosen Leidensgefährten in den verschiedenen Judenhäusern direkt darauf. Wieder verschaffte er sich mit Hilfe seiner Frau oder bei jüdischen Bekannten – solange das möglich war – Bücher. Er las Martin Buber, Franz Rosenzweig, Shmaija Levin, Ismar Elbogen, Joachim Prinz, Arthur Eloesser, Arthur Holitscher, Theodor Herzl, Hans Joachim Schoeps, Lujo Brentano. Trotz Zukunftsängsten wandte er sich den in dieser Zeit unlösbaren Fragen zu. Seine Urteile sind hart und allein aus der besonderen existentiellen Bedrückung zu

verstehen. In seinem schroffen Spott gegen die Schriften von Hans Joachim Schoeps und das Wirken Max Naumanns, dessen Verband nationaldeutscher Juden die NSDAP bereits 1932 als die Partei feierte, die fähig sei, eine «Wiedergeburt des Germanentums» herbeizuführen, war Klemperer nicht allein. Aber auch zum Zionismus stand er in harter Ablehnung; er meinte, in ihm eine andere Form von Rassismus zu entdecken. Das Unverständnis des assimilierten Bildungsbürger-Juden gegenüber den Ostjuden verstärkte diese Einschätzung. Klemperer hatte alle religiösen, sozialen Bindungen an den Kulturkreis seiner Väter abgestreift, die chassidische Frömmigkeit war ihm etwas Fremdes. Daran konnten auch die erzwungenen Desillusionierungen seines Denkens nichts ändern. «Wie es auch politisch kommen mag, ich bin innerlich endgiltig verändert», notierte er im Oktober 1938 in sein Tagebuch. «Mein Deutschtum wird mir niemand nehmen, aber mein Nationalismus und Patriotismus ist hin für immer. Mein Denken ist jetzt ganz und gar das voltairisch kosmopolitische. Jede nationale Umgrenzung erscheint mir als Barbarei.»

Wenngleich Victor Klemperer immer wieder vorgab, nüchterner Chronist zu sein, dem es ums eigene Überleben gehe, notierte er im Tagebuch doch auch seine innere Bewegtheit, seine Anteilnahme an den Schicksalen der Leidensgefährten. Er war bemüht, die gefährliche Gratwanderung der von der Gestapo eingesetzten Juden – den Arzt Katz und den Vertrauensmann Neumark – gerecht zu bewerten, wenngleich er spürte, wieviel Hass ihnen von den Menschen in den Judenhäusern entgegenschlug. Voller Mitgefühl schilderte er das Schicksal der Familie des Vorsitzenden der Israelitischen Religionsgemeinde Kurt Hirschel, bis sie mit einem der letzten Transporte nach Theresienstadt «verschickt» wurde. Frau Hirschel schien vor der Abreise sehr gefasst. «Jedenfalls scheinen sich Hirschels noch Schlimmeres erwartet zu haben», notierte er, denn noch wusste niemand, dass die Familie in Auschwitz enden werde. Sein Versprechen gegenüber der hilfsbereiten Frau Hirschel, dass ihr Name in seinem Opus eine Rolle

spielen würde, hat Klemperer eingelöst. Im Kapitel «Die Sprache des Siegers» seines Buches «LTI» porträtierte er sie.

Am lebendigsten erscheint die Beschreibung von Käthchen Voss, jener Frau, mit der die Klemperers im Judenhaus auf Gedeih und Verderb auszukommen hatten. Wie viele Worte der Sympathie flossen dem Schreiber da zu, wo er eigentlich darlegen wollte, wie sehr diese Frau, der er doch so unendlich viele Informationen verdankte, seinen Tagesrhythmus störte – ein einzigartiges Porträt.

Den Opfern standen Täter gegenüber. Zwei SS-Schergen waren bei den Bewohnern der Dresdner Judenhäuser besonders gefürchtet: der «Schläger» Clemens und der «Spucker» Weser. Während Weser sich nach dem Zusammenbruch durch Selbstmord der Verantwortung entzog, startete Johannes Clemens eine neue Karriere. Ihm gelang es, bei Kriegsende unterzutauchen. Obgleich Victor Klemperer bereits 1947 in «LTI» die besondere Brutalität dieses Mannes öffentlich gemacht hatte, wurde Clemens am 15. Juni 1951 in den Bundesnachrichtendienst eingestellt, entpuppte sich aber sehr bald als Spion und wurde in Karlsruhe wegen Landesverrats zu einer langjährigen Zuchthausstrafe verurteilt.

Lange Zeit untertauchen konnte auch ein anderer, in den Tagebüchern Klemperers benannter Täter: SS-Obersturmführer Henry Schmidt, der «Eichmann von Dresden», bis er, nach langer, internationaler Fahndung, am 9. April 1986 im thüringischen Altenburg verhaftet werden konnte. Dort hatte er jahrzehntelang gelebt und korrekt und diszipliniert gearbeitet. Er war untergetaucht, ohne wirklich unterzutauchen. Nicht einmal seinen Namen brauchte Schmidt zu ändern, er «verbesserte» lediglich seinen bisherigen Lebenslauf. 1987 stand er vor dem Bezirksgericht Dresden; er wurde am 28. September 1987 zu einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe verurteilt.

Ganz anders verlief das weitere Leben eines Mannes, der zu den «geistigen» Tätern zählte. Mehrfach analysierte und exzerpierte Victor Klemperer in seinem Tagebuch die antisemitischen Hetzreden Johann von Leers, der, zum Hauptschriftleiter der NS-Zeit-

schrift «Wille und Weg» avanciert, in 27 Büchern den Judenhass schürte und die Doktrin von der Überlegenheit der deutschen Herrenrasse predigte. Bei Kriegsende gelang Leers die Flucht nach Italien und von dort nach Argentinien. Mitte der fünfziger Jahre übersiedelte er nach Kairo, trat zum Islam über, nannte sich fortan Omar Amin von Leers und war im Auslandspropagandadienst tätig. Leers starb 1965 in Kairo.

Im Nachlass Victor Klemperers befinden sich zwei Briefe an Frau Hirche und an ihren Sohn Hans Hirche jun. Das Tagebuch belegt, dass Klemperer sich einmal mit Erfolg für den Sohn der mit den Klemperers befreundeten Familie Hirche verwendet hat, als dieser in die Reichswehr eintreten wollte. Ende 1945 erhielt Victor Klemperer nun einen Brief der alten Frau Hirche, in dem sie ihn bittet, ihrem noch in englischer Gefangenschaft befindlichen Sohn erneut ein warmherziges Zeugnis auszustellen. Klemperer, den in dieser Zeit nicht wenige Menschen um ein «warmherziges Zeugnis» baten, sah sich ausserstande, einen Major im Generalstab der Hitlerarmee irgendwie zu verteidigen, «nachdem ich all diese 20 Jahre von seiner Entwicklung nichts, von der des Heeres aber und all den staatlichen Einrichtungen, die es stützte, Jahr für Jahr Böseres erfahren hatte». Als im folgenden Jahr der Sohn selbst an ihn herantrat, antwortete er ihm sehr bestimmt: «Noch einmal: ich will ganz offen sein. Was mich an Ihrem Schreiben so erschüttert, das ist das Problem der Schuld oder Nichtschuld.» Und er fuhr fort: «Sie und so viele mit Ihnen sagen immer wieder: wir sind schuldlos, wir haben es nicht gewusst. Aber hat denn nicht einer von Ihnen den Hitler-Kampf gelesen, wo doch alles nachher Ausgeführte mit schamloser Offenheit vorher geplant ist? Und haben denn all diese Morde, all diese Verbrechen, wohin man auch den Blick wandte, nur uns – ich meine jetzt keineswegs nur die Juden, sondern alle Verfolgten – offengelegen? Sie selber schreiben: ‚jeder Weg führte nach Moabit‘; wie kann man da im gleichen Atem sagen: mein Gewissen ist rein?»

Überhaupt: Den Neubeginn hatte sich Victor Klemperer anders vorgestellt. Die Zerstörung Dresdens am 13. Februar 1945 hatte

für ihn die Rettung bedeutet. Das Judenhaus in der Zeughausstrasse, in das man ihn und seine Frau zuletzt zwangsweise eingewiesen hatte, stand sofort in Flammen. Klemperer wurde vom Splitter einer Stabbrandbombe getroffen, konnte sich aber durch die Flammen auf die Brühlsche Terrasse retten. Am Morgen gelangte er zur Elbe, fand dort seine Frau wieder, die ihn zwischen den Toten suchte. In diesem Chaos riss er sich den Stern vom Mantel, und sie flohen. Ihr Weg führte zunächst nach Piskowitz bei Kamenz, wo sie bei ihrem ehemaligen sorbischen Hausmädchen Agnes die bereits vor Görlitz stehende Rote Armee erwarteten. Aber deren Vormarsch geriet vor Bautzen ins Stocken. Die Klemperers flüchteten weiter, bis nach Bayern, und fanden in dem kleinen Dorf Unterbernbach Unterkunft. Dort erlebten sie den Einmarsch der amerikanischen Truppen.

Nach all den Entwürdigungen und Torturen, letzte Kräfte anbietend, machte sich Victor Klemperer mit seiner Lebens- und Leidensgefährtin Eva von Bayern aus auf den Weg, um wieder aktiv tätig zu werden; voller Pläne erreichte er im Juni 1945 Dresden. Er ahnte nicht, dass er um seine Anerkennung als «Opfer des Faschismus» zermürbende Kämpfe würde überstehen müssen. Er sei weder im KZ noch politischer Aktivist gewesen, lauteten die Argumente auf der bürokratischen Hilfsstelle. Er ahnte auch nicht, dass an der Technischen Hochschule schon wieder diejenigen den Ton angaben, die noch vor Kurzem gewaltig ins braune Horn geblasen hatten und nun ihm die Rückkehr ans Katheder verwehren wollten. Aber Klemperer waren neue Kräfte erwachsen, er kämpfte gegen das Unrecht an. In der Zwischenzeit ordnete er seine Manuskripte, die in Pirna überlebt hatten; erste Probekapitel für das Buch «LTI» entstanden. Immer wieder wurde seine Arbeit durch Bittsteller unterbrochen; man erhoffte sich von dem doch immer so gütigen Professor den ersehnten «Persilschein», die Versicherung, dass man niemals jemandem geschadet habe. «Ich kann unmöglich der Schutzengel und Bürge aller Pg's werden ...», notierte er am 23.7.1945 verzweifelt in sein Tagebuch. Und Wo-

chen später, am 18.9.1945: «Widerwärtig, dieses Winseln um Zeugnisse. Und irgendwann wird den Juden einmal die Rechnung dafür präsentiert; ich sehe einen neuen Hitlerismus kommen, ich fühle mich durchaus nicht in Sicherheit.» Zu tief sassen die Erfahrungen und Ängste des vergangenen Jahrzwölfts.

Um aktives Mitgestalten bemüht, verfolgte Klemperer das Spiel der politischen Kräfte. Er sympathisierte mit der KPD: «Sie allein drängt wirklich auf radikale Ausschaltung der Nazis. Aber sie setzt neue Unfreiheit an die Stelle der alten!» (20.11.1945) In seinen Tagebüchern taucht das Zeichen «LQI» – Lingua Quartii Imperii, Sprache des vierten Reiches – auf. Zunehmend wurde für ihn offensichtlich, dass sich an der Phraseologie der tonangebenden Sprache wenig veränderte. Er vermisste das intellektuelle Element in der KPD, entschloss sich jedoch im November 1945, trotz erheblicher Skrupel, zum Eintritt in diese Partei. In seinem Antrag betonte er, dass er sich ein Leben lang zu den Freisinnigen gezählt habe und dies auch beibehalten wolle, und begründete seinen Entschluss: «Ich glaube, dass wir nur durch allerentschiedenste Linksrichtung aus dem gegenwärtigen Elend hinausgelangen und vor seiner Wiederkehr bewahrt werden können.»

So leidenschaftlich, fast besessen, wie er in den Jahren äußerster Bedrängnis am Schreiben festgehalten hatte, wollte er jetzt zur Gesundung des Volkes beitragen. Er übernahm die Leitung der Dresdner Volkshochschule, setzte im September 1945 seine Rückkehr als ordentlicher Professor an seinen alten Lehrstuhl durch und stand dem Dresdner Kulturbund vor. Trotz Krankheit ruhte er nicht; einiges von dem, was ihm zwölf Jahre verwehrt war, konnte er noch verwirklichen. Klemperer lehrte in Dresden und Greifswald, wurde Ordinarius in Halle und Berlin und hat sich sowohl als Ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften als auch in der Kulturbundfraktion der Volkskammer für die Erneuerung humanistischen Denkens eingesetzt.

Seinen alten Freunden, den Meyerhofs, schrieb er am 20.6. 1946 nach New York: «Ich möchte gar zu gerne am Auspumpen

der Jauchengrube Deutschlands mitarbeiten, dass wieder etwas Anständiges aus diesem Lande werde.»

März 1995

Walter Nowojski

Personenregister

Abrahamsohn (Frau) II 242
Addison, Joseph I 638 644
Adler, Friedrich I 526
Ahlwardt, Hermann I 373
Ahrens, (Ps.: Gertrud Schmidt) I 691 II 332 347 352f. 451
454 457 546 566 582 599 620 641 830
Aissé I 379
Alba, Fernando Alvarez de Toledo y Pimentel, Herzog von
I 672 676 II 426
Alexander von Rußland, Großfürst I 555
Alfieri, Vittorio Graf I 639
Alt, Eugen I 164
Alt (Lehrerin) I 164
Alvensleben, von (Dresdner SS-Chef) II 654
Andersen, Hans Christian I 17 249 639
Antonescu, Ion I 639 II 581
Anz, Heinrich I 629
Apostel (Polizeibeamtin) II 797
Apostel (Ehemann) II 797
Appel, Karl I 33 36
Appelius, Mario II 281
Arco, Anton Graf von II 575
Arendt (Frau) II 248 250
Arendt (Tochter) II 250
Argenson, René-Louis, Marquis d' I 85f.
Aris, Helmut II 384 396 431f. 434
Aristoteles II 368
Arndt, Ernst Moritz II 488 507
Arndt (Juwelier) II 110 243 269f. 504
Arndt (Sohn) II 243 269f. 275 303 323
Arnim (General) II 367

- Aron, Alfred* I 425 437 442
Aron, Betti I 198 425 437 442
Aronade (Frau) I 529 658 II 199 218 248 266 279
Asam II 744 747 751 764f. 767f. 772
Asam (Frau) II 744 753
Asch, Schalom I 388
Auerbach, Berthold I 383
Auerbach, Erich I 281 286 368 380 390
Auerbach (Jüd. Gemeinde) II 240
Aufrichtig (Landwirt) II 30 33 47 61 190 192 198ff. 229
Aufrichtig (Frau) II 47 61 190 192 198
August Wilhelm, Prinz von Preußen I 134
Aulhorn, Edith I 439f. 444 II 135
- Bab, Julius* II 416 530
Bach, Johann Sebastian I 124
Bacharach, Felix I 388 391
Bachofen, Johann Jakob II 128
Badoglio, Pietro II 411f. 425 520 567
Baer, Max I 117
Baeumler, Alfred I 8 II 128 479
Bahr, Hermann I 157
Bakunin, Michael II 177
Ballin, Otto I 170
Ballin (Arzt) I 130f.
Ballin (Fräulein) I 130
Banasch (Frau) I 579
Banz, Richard II 159f.
Bär (Friedhofsgärtner) II 403 541 610
Barkhausen, Georg Heinrich I 577
Barkhausen, Walther I 577
Barnum, Phineas Taylor I 651 658 674 698 699 703
Bartels, Adolf II 275f.
Baudius, Auguste I 59
Bauer, Adolf II 449 454f.
Baum, Ludwig I 164 190f.
Baum, Vicki I 13 47
Bayle, Pierre I 184 187
Beaumarchais, Pierre-Augustin Caron de I 418f.

- Bebel*, August II 700
Becker, Philipp August I 684
Beecher-Stowe, Harriet Elizabeth I 460
Beer, Willy II 368
Beethoven, Ludwig van I 92 II 52 378 413 578
Beger, Johannes I 163
Bein II 251f. 343
Bein (Frau) II 251 343 612 673
Bein (Sohn) II 251f. 343
Belka (Arbeiterin) II 507 511
Benesch, Edvard II 142 523 533 548 599
Beresin, Wolf David I 422 446 475 499 513 698
Bergengruen, Werner II 715 749
Berger (Krämer) I 407 485 491 504 506 513 515f. 520 bis
523 525ff. 530 542 566 II 53 62 241 288 312 830
Berger I 580f. II 441 460 463 557ff. 565ff. 642 646 658
Berghausen, Gustav II 383 423
Bergmann, Max II 358 365 382 387 432 438 441 471 491
500
Bergmann (Meister) II 471
Bergson, Henri I 119 II 224 587
Bergsträßer (Assistent) I 79
Berlowitz, Friedrich I 244
Bernardin de Saint-Pierre, Jacques-Henri I 424 426f.
Bernanos, Georges II 748
Bernstein (Getreidehändler) II 206 264
Bertaut, F. I 96
Bertaux, Eugène I 55
Bertrand, Aloysius I 217
Best, Friedrich I 223 434 461
Beste, Theodor I 5 27 44 78 87 105 199
Bettelheim, Anton I 389
Beumelburg, Werner II 545
Biesterfelder (Prinz von Lippe-Biesterfeld) I 599
Bing, Gertrud I 391f.
Bismarck, Otto von I 388 II 42 315
Bitterwolf, Regina II 659
Bloch, Joseph I 111
Bloch-Freudenheim, Helene I 111 113

- Blomberg*, Werner von I 216 259 397
Blum, Léon I 276 292
Blum (Rottenführer) II 28 30 33 35f. 38 43 46
Blumenfeld, Grete I 7f. 14f. 18 24 32 38ff. 55 59 61f. 65
69 74 85 94 98 102 124 126 130 132 142 150 158 162
171 177 180ff. 188 190 193 199 203 206 209 217f. 234f.
268 280 294 295 299 387 412 414f. II 560
Blumenfeld, Walter I 7f. 14f. 18 20 21 24 32 37 39 40 41
55 58 59 61f. 64 65 69 74 79 85 94 95 97 98 102 105 112
124 126f. 130f. 132 142 149 150 154 158 161 162 166
171 175 177 180ff. 188 190 193 195ff. 199 201ff. 206f.
209 211 214 217f. 234f. 246 268 271 280 294f. 332 360
387 412 414f. II 262 560
Blumenfeld (Missionsprediger) I 41
Blumenthal, Oscar II 165
Boas (Gymnasiast) I 373
Bock, Fedor von II 259
Böhm (Klavierlehrerin) I 351
Böhm (Stadtbaumeister) I 351
Böhm II 30
Boileau-Despréaux, Nicolas II 320
Bollert, Martin I 113f. 165 191f.
Bonheim, Jetty I 446 456 470 473 475 513 II 200
Börne, Ludwig I 383
Borotra (Tennisspieler) I 293
Bossuet, Jacques Bénigne I 161
Bouhler, Philipp II 639 684
Brachvogel, Albert Emil II 60 74
Brahms, Johannes I 92
Brandes, Georg I 126 131
Brandis (Unternehmer) II 708
Brandström, Elsa II 144f.
Brauchitsch, Walther von I 697 II 6 678
Brecht, Bertolt I 217
Breit, Emanuel I 217 552
Breit, James I 7 199 217 311f. II 45 136 232
Breit, Lotte I 553
Breit (Frau) I 551ff. 556 562 584 656 II 136 227 232
Breitscheid, Rudolf II 587

- Bremiker* (Gymnasiallehrer) I 380
Brod, Max I 157 526
Bromfield, Louis I 535 539
Bronnetz, Wenzel I 420
Bruch, Max II 222
Bruck, Robert I 43 544 II 17 360
Bruck (Frau) I 544 II 17
Brummer, Rudolf I 40
Brüning, Heinrich II 330
Brunner, Leo I 557
Buber, Martin II 145 321 343f. 349 361
Büchmann, Georg II 114
Buck, Pearl S. I 131f. 138 149f. 214 331 570f. II 675
Buesche, Albert II 624
Buffon, George-Louis Leclerc, Comte de I 214
Bunzl, Gustl I 99 374
Burkart, Rosemarie I 36f. 126 213 368
Burkhardt II 693 698 703 714 725f.
Burkhardt (Frau) II 693 698 703 714 725
Büttner, Eva II 360 478
Buxtehude, Dietrich I 345
- Caesar, Gaius Julius* I 524 II 513
Carl Alexander, Herzog II 712
Carlo (Fräulein) I 114 142 167 175 257 335 389 454 557
Carnera (Boxer) I 117
Carratsch (Korrespondent) I 537
Cassirer, Ernst I 99 102 200
Caulaincourt, Armand Augustin Louis Marquis de I 532
Cebotari, Maria I 396
Chamberlain, Arthur Neville I 397 424 494 497 522
Chamberlain, Houston Stewart II 60f. 65 90 98 100 104
 128 259 321 382 542
Chamberlain-Wagner, Eva II 104
Chamier, J. Daniel II 603 622
Chaplin, Charles I 69
Chénier, André-Marie de I 414 471 616 II 151
Chénier, Marie-Joseph de I 411 II 472 541
Chinard, Gilbert I 346

- Chopin, Frédéric* II 396
Christmann (Bürgermeister) II 307 309ff. 314 324
Churchill, Winston I 537 599 662 681 II 220 523 529 574
 584 599 639
Ciano, Galeazzo Conte di Corellazzo I 538 II 330 581
Cione, Edmondo I 286 313
Clemenceau, Georges II 588
Clemens, Johannes II 120 213 217 227 249 293 316 334
 336 601
Coën-Klaus (Sänger und Tänzer) II 461 463 468 471
Cohn, Leni II 646f.
Cohn (Jüdische Gemeinde) I 572 584 II 46 68 201 208
 251f. 459f. 468 483 533 537 539 547 550 553 559 562
 567 578 582 584 586 596 600 603 611–614 616 619
 631f.
Cohn (Frau) II 208 251 459 468 495 528 537 539 559 562
 575 579 586 595f. 600 603 611ff. 614 618ff. 631f. 637
 641 644 646 649 655 657 662
Colardeau, Charles-Pierre I 391 394 396
Condillac, Etienne Bonnot de Mably I 206 208
Conradi, Heinrich II 354 358ff. 362 367 374 383
Cooper, Duff I 523f.
Corday, Charlotte I 325
Corneille, Pierre I 61 66 93 143 181 270 384 507 591 679
Cossmann, Paul Nikolaus II 731 748
Coué, Emile I 20 110 490 625
Crébillon, Claude Prosper Joliot de I 229
Crébillon, Prosper Jolyot de I 45 46 178
Creizenach, Wilhelm I 321
Cristiani-Stern, Hanna I 356 II 295f. 301
Croce, Benedetto I 286
Cromwell, Oliver I 441
Cronin, Archibald Joseph I 331 II 502
Crusius, Lotte I 60
Cumberland, Herzog von I 221
Curtius, Ernst Robert I 47 181 201 211 II 730

Daladier, Edouard I 428
D'Alembert, Jean-Baptiste le Rond I 214 218 238

- Dante Alighieri* I 183 367 390 639 II 596 787
Darlan, François Jean II 20 282
Darnand, Joseph II 520
Darré, Richard Walter I 297
Déat, Marcel II 520f.
De Bono, Emilio II 473
De Gaulle, Charles II 520 547 621
Dehmel, Richard I 290
Delekat, Friedrich I 26 124 171 271 665ff.
Delekat (Frau) I 26 124
Delille, Abbé Jacques I 103 106 108 116f. 173 401 404f.
Delteil, Joseph II 145
Dember, Agnes I 8 10 14f. 20 24 26 29 41 55f. 61 67 72 74
 77 86 126f. 166 188 199 201 213 279 368 370
Dember, Alexis I 10 61 176 279 458
Dember, Emita I 10 61 67 74 279
Dember, Harry I 8 10 14f. 20f. 24ff. 29 36 39 47 53 55
 58f. 61 67 72 74 76f. 81 86 95 126 166 196 199 205 279
Demuth (Geheimrat) I 201f. 392 438 444
Descartes, René I 119
Deschanel, Paul I 491
Detke, Norma II 696 715 824
Deubel, Werner II 542
Deutsch, Ernst I 17
Diderot Denis I 76 119 161 174 223 226 229 231 239 301
Diesterweg (Verlag) I 52
Dietl, Eduard II 544 578
Dietrich, Otto I 309
Dietrich (Konsulatsbeamter) I 443
Dinter, Arthur II 412
Diokletian, Gaius Aurelius Valerius Diocletianus I 182
Disraeli, Benjamin II 52 57 59 442
Dittrich, Frieda II 452 491 501
Doering-Manteuffel (Publizist) II 542
Dollfuß, Engelbert I 86 128 129 132 138
Dönitz, Karl II 771
Dorat, Claude-Joseph I 391 396
Dostojewski, Fjodor Michailowitsch I 119 II 520 617
Dreifuß-Ballin, Erika I 170 299

- Dreiser, Theodore* I 91
Dressel, Friedrich I 18 69 115 158 191 199 247 298 331
 341f. 375 410f. 432 434 460 543 574 593 II 201 263 409
 645 691f. 746
Dressel, Katharina I 410f. 460
Driesch (Frau) I 205
Dubnow, Semjon II 115 130 136 138 157 177 192f.
Dubos, Abbé Jean-Baptiste I 187 189
Ducros, Louis I 262 266 268 324
Duding (Frau) I 151 153
Duesterberg, Theodor II 195ff. 203f.
Dumas, Alexandre II 678
Dumpier (Apothekerin) II 704 824
Dürer, Albrecht II 578
Dürriich, Anna I 278 342 II 676
Dwinger, Edwin Erich II 349 359 362 371 375 381 390
 395 405 412 558
- Ebert, Friedrich* I 241
Eckhart, Meister I 118 II 129
*Eckmühl, Louis Nic. Davoust, Herzog von Auerstädt,
 Fürst von* II 810
Edelmann, Aron II 384 442 538
Eden, Sir Robert Anthony I 397
Eger, Akiba II 101
Eger, Robert II 232 258f. 283f. 287 289f. 306 313
Eger, Rosa II 232 234 267
Eger (Frau) II 232 258f. 267 272 278f. 283f. 287 289f.
 303 314 317 324 336 347
Eggler (Frau) I 152
Ehrlich, Paul I 23
Eichler, Eberhard I 364 425 502 659 II 283
Einstein, Albert I 23
Eisenhower, Dwight David II 547 563 617 623 770
Eisenmann, Georg II 237 267 271 376 389 394 445 628
 658 660 663 666
Eisenmann, Herbert II 237 267 271 280 282 291 295 303
 314 325 327f. 337 342 378 394 396f. 400 410 440 488
 658 660

- Eisenmann, Lisel* II 237 261 267 271 376 389 394ff. 397
406f. 445 628 658 661
- Eisenmann (Kohlenhändler)* II 237 265 271 288 291 303
316 325 336f. 342 346 351 374 378 388f. 396 402 409
446 448 455 486 491 509 533 557 582 610 628 658 660
663f. 666f. 675
- Eisenmann (Frau)* II 237 267 271 304 325 336 346f. 376
378 389 395 402 425 440 445 448 465 486 628f. 658 660
- Eisner, Kurt* II 19
- Eisner (Kaufmann)* II 26 30 199 229
- Eisner (Sekretär der Jüdischen Gemeinde)* II 337
- Elbogen, Ismar* I 32 II 52 55-58
- Elbogen-Klemperer, Regina* II 52
- Elias (Ministerpräsident)* I 675
- Ellenbeck (Oberstleutnant)* II 588 622
- Eloesser, Arthur* II 75 79 105
- Elwenspoek, Curt* II 712
- Epp, Franz Ritter von* II 759 763
- Ernemann, Alexander* II 11
- Ernst, Paul* II 235 617
- Erzberger, Matthias* II 385
- Esser, Hermann* II 335
- Este* I 41
- Estreicher, Willy* I 503 515f. 518f. 523 549 572 660 681
685 693 II 31 33 35 47 154 217 306 311 336
- Estreicher (Frau)* II 154
- Eyselsberg (Arzt) vermutl. Anton Freiherr von Eiselberg*
II 181
- Eysold (Obmann)* II 499
- Fabre-Luce, Alfred* II 158 160 170
- Falkenstein* II 201
- Fallada, Hans* I 37 418
- Faulstich (alias Müller)* I 523
- Feder, Hans* I 489 494 499 501 506 514 516 518 521 535
541 546 549 556 665 II 17 209 220 317 358 383ff. 400
405f. 424 426f. 432 449 452 467
- Feder (Frau)* I 494 499 501 506 514 521 529 535 542 546
666 II 116 209 220 317 383

- Feder* (Mutter) II 220
Feder (Schwägerin) II 220
Federn, Karl I 278
Federzoni, Luigi II 473
Feldmann, Srol II 141 156 340 569
Felixmüller, Conrad I 211
Fénelon, François de Salignac de La Mothe I 318 346f.
 359f. 364
Fentl (Redakteur) I 16
Fernau, Achim II 574
Fetscher, Rainer II 41 46 68 408 419 423 444 478 493 495
 613
Feuchtwanger, Lion I 57 131
Feuerstein II 75
Feuerstein (Frau) II 75
Fichtner, Fritz I 78 87
Finckh, Ludwig II 482 484 500
Fink, Alma I 677
Fink, Arthur I 112 592 685
Fischer (Landwirt) I 72 233
Fischer (Romanist) I 223f. 235
Fischer (Frau) I 221 223f. 235
Fischer (Staatsanwalt) I 62
Fiumi, Lionello I 55
Flake, Otto I 385
Flamensbeck (*Flammensbeck*) (Ortsbauernführer) II 742f.
 747 749ff. 753 756 759ff. 765 768f. 772ff. 781 784
Flamensbeck (Frau) II 743 753
Flaubert, Gustave I 83
Fleischer (Frau) II 58 65 72 173 210 236
Fleischhauer, Ernst I 46 II 229
Fleischmann II 458
Fleischner II 668f.
Fleischner (Frau) II 668f.
Fleißner, Hermann I 24 25
Flitner I 31
Florian, Jean-Pierre Claris de I 427 486
Foch, Ferdinand I 534
Folkierski, Władysław I 99

- Fontane, Theodor* I 341 564 567 II 80 235
Fontenelle, Bernard Le Bovier de I 182 249 II 215
Forbrig, Robert I 292
Förster, Fritz I 401
Förster, Max I 401
France, Anatole I 83
Franco Bahamonde, Francisco I 296 322 472
Frank (Chemiker) II 379 384 388 420 432
Franke, Eduard I 499
Franke (Frau) I 376
Franke, Walter I 376
Fränkel (Elektriker) II 253 257 270 273 277
Fränkel (Frau) II 234 277
Frankfurter, David I 245 281 324 325
Franz Joseph I., Kaiser von Österreich I 132
Franzos, Karl Emil I 419
Freisler, Roland II 657
Frenssen, Gustav II 288
Frenzel (Essayist) I 73
Freud, Sigmund I 415
Frey, Wilhelm II 319
Freymann (Filialleiter) II 378 383
Freytag, Gustav I 465
Fried (Arzt) II 44
Friedheim, Sally I 600 605 626 663 686 694 702f. II 22
 84f. 91f. 94ff. 98 103 105 112 123 130 134-139 143
 149f. 154f. 173 182 293
Friedmann (Dozent) I 62
Friedmann, Nathan II 46
Friedrich II. von Preußen I 6 296 313 323 331 632 650
 II 129 315 513 635
Frischmann, Elsa II 459 526 528 538f. 612 616
Frischmann, Georg II 459 472 478 480 525 528 538f. 541
 569 610 612 616
Frischmann, Ilse II 475 525f. 528 538f. 612 616
Fritsch, Werner Freiherr von I 216 397 492 506
Fritsch (Redakteur) II 708
Fritzsche, Hans II 544 590
Fritzsche (Forstmeister) II 200f.

- Fritzsche* (Ministerialrat) II 200
Fuhrmann (Schlackelieferant) I 233
Fulda, Ludwig II 482
Furtwängler, Wilhelm I 118
- Gaehde*, Christian II 125 246
Gaehde (Frau) II 125f. 131 140 214 217 246 395 450 457
658
Galen, Clemens August Graf von I 683 686 695
Galsworthy, John I 184 II 278 281
Gamelin, Maurice Gustave I 292
Garnmann, Hugo II 434 457
Garnmann (Frau) II 457 491
Gaspary (Romanist) I 167
Gehrig, Hans I 5 25 153 199 216 224 290 312 343 570
Gehrig (Frau) I 343
Geiger, Abraham II 155
Geist (Konsulatsbeamter) I 450
Gelert (Arzt) II 256
Gelert (Frau) II 256
Gelzer, Heinrich I 286 II 730
Genée, Richard II 461
Geoffroy, Julien-Louis I 61
Georg der Bärtige I 400
George, Stefan II 416 482
Gerlach, Kurt II 702
Gerlich, Fritz II 768
Gerstle, Hans I 9 27 55 61 65 92f. 216f. 236 312 379f.
387f. 438 II 42 60
Gerstle, Toni I 9 27 39 55 61f. 65 216 236 319 379f. 387f.
438
Gesch (Autogeschäft) I 256
Gesenius, Friedrich Wilhelm I 427
Geß, Felician I 400
Geßner, Salomon I 384
Geyl, von (Minister) I 152
Gigli, Benjamino I 381 396
Gimpel, Bruno II 45 358 367 374 384
Giono, Jean II 491

- Giraudoux, Jean* II 488f.
- Glaser, Fritz* II 45 52 54 60 63 65f. 98 129 165 167ff. 171
177 219 221f. 271 282 299 339 341 343 346 365 403
413f. 419ff. 437 544 550 552 567 584 586 830
- Glaser (Frau)* II 52 54 60 63 116 129 165 167ff. 177 219
222 282 299 339 419 517 575 830
- Glaser (Sohn)* II 52 159
- Glaser (Tochter)* II 52 60 63
- Glück (Autohändler)* I 576
- Glückel von Hameln* II 150 153
- Glückmann (Literarhistoriker)* I 389
- Goebbels, Joseph* I 13 17 36f. 67 90 105 108 123f. 143
157 166 178 191 209 212 290 305 319 351 372 378 385
396 401f. 413 448 488 501 510 579 590 600 624 648 670
686 693 696f. II 5 54 58 161 307 332f. 335 345f. 357f.
383 385 388 390f. 400 403 410 416 429 436 444 465 471
474 482 508ff. 513 518 523 528 532 542ff. 547 551 553
558f. 572 576f. 582 584f. 587f. 590 597 607 622 632
635 689f. 710 743 749f. 757 764 767 770
- Goebbels, Magda* I 221
- Gobineau, Robert Hutchings* II 320
- Goerdeler, Carl Friedrich* II 556 585
- Goethe, Johann Wolfgang* I 76 113 212 384 421 II 84 135
167 294 314 444 482 518 542 518 542 551 578 605 639
673
- Göpfert, Arthur* I 190 192 196
- Gogol, Nikolai* I 661 II 520
- Goldmann (Einsteller)* II 178f. 183 186
- Goncourt, Brüder* I 231
- Gontscharow, Iwan Aleksandrowitsch* I 587 600
- Göring, Emmy* II 412
- Göring, Hermann* I 84 127 130f. 181f. 185 320 336 398
406 423 448 468f. 483 501 566 579 663 II 12 74 256
259 315 391 401 412 423 550 598
- Görlitz, Walter* II 214 220
- Gottfeld, Siegfried* II 452
- Gotthelf, Jeremias* I 430
- Gottlöber, Georg* II 168
- Grandi, Dino, Graf* II 473

- Grätz*, Heinrich I 365 II 156ff.
Grauert, Friedel I 100 266
Greiner (Theologe) I 251
Grimm (Mitschüler) I 107
Gritzbach, Erich II 598
Gronemann, Sammy I 592 677 II 83 112
Grosche, Alfred I 248
Groß, Fritz I 28f. 232 II 89
Grosse II 659
Grosse (Frau) II 659
Grote, Louis II 408
Grotius, Hugo I 323 629
Grubbs, Henry A. I 119
Gruber (Frau) II 746f. 758f. 764f.
Grüber, Heinrich I 478 483 488 515 520 546 675 II 195
 382
Grünbaum II 615 620
Grünbaum (Frau) II 615 620
Grünspan, eigentl. Grynspan, Herschel I 431 434 442
 445 449 II 314
Gumbel, Emil Julius I 59 II 592
Gump, Margarete I 426 453ff. 466
Gumplowicz, Ludwig II 343
Günther, Alfred I 468
Güntzel (Bäcker) I 673
Güntzel (Frau) I 378
Günzburger, Elsbeth I 47 55 64 69 346 440f. 458
Gürtner, Franz I 127
Gustav Adolf, König von Schweden I 140
Gustloff, Wilhelm I 245 281 292 324 336
Gustloff (Frau) I 325
Gutkind (Romanist) I 34 47 54 392
Gutmann, Paul II 593
Gutzkow, Karl I 586

Haberl (Lehrerin) II 748f. 751 756 769f. 778 781f.
Haeselbarth, Maria I 506-509 513 538f. 566
Haeselbarth (Syndikus) I 538 541
Haessel (Reisebüroinhaber) I 443f.

- Hahn*, Herbert II 625
Hahn, Otto II 504
Hähne (Kaufmann) II 124 133
Hahnenkamm (Germanist) II 175
Haller, Albrecht von I 382 385
Hämel, Adalbert I 34 II 730
Hammer (Bibliothekar) II 88 146
Hamsun, Knut II 558
Händel, Georg Friedrich I 553
Hanschmann (Meister) II 423
Harden, Maximilian I 415 II 272 321
Harlan, Wolfgang I 260 263
Harms, Paul I 6 II 696 704f. 710
Hartmann, Paul II 167
Hartnacke, Wilhelm I 189 327
Hartwig (Meister) II 479f. 483 490 492 494 496 498 500
522 535
Hatzfeld, Helmut I 32 34 202 204 236 365 385
Hauber (Großbaumschulen) I 63 96 98 115
Haubold, Robert I 488
Hauptmann, Gerhart II 144 275 284 484 487 495 673
Hebel, Johann Peter II 314
Heckert, Arno I 673
Heckmann, Johannes I 409
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich I 209 II 368
Heiduschka, Alfred I 102
Heilbutt (Redakteur) II 327
Heim, Ernst II 491 495
Heine, Anselma I 96
Heine, Heinrich I 131 526 591 672
Heinemann II 465
Heintzsch (Kolleg-Besucher) I 109 128
Heise, Johannes II 21 33 53 62f. 73 101
Heiß, Hans I 32 34 76 204 211 224 258
Hello, Ernest II 748
Helm, Rudolf I 308 II 222
Helvetius, Claude Adrien I 206 208
Hemingway, Ernest I 162 183
Henriot II 520

- Herbert, A. P.* I 211
Herder, Johann Gottfried I 118 II 570
Hériat, Philippe II 229f.
Hermann, Georg I 564 II 133 168 219 239 259 592f.
Herrgott (Straßenaufseher) II 25
Herrschmann, Michael I 683
Herz, Ludwig II 99f. 103
Herzl, Theodor I 565 II 88 100 135 140 142 144 146ff.
150 157 177f. 181 243 247
Heß, Rudolf I 274 476 481 519 589 592 594 596 II 467
615 633
Hesse, Max René I 184
Hesse, Willy II 615 621 637f. 644 646f.
Hesse (Frau) II 637f.
Hessel (Schneidermeister) I 302
Hettner, Hermann I 55
Heydrich, Reinhard I 676 II 113 118 142f. 475
Heyne (Studentin) I 109 128 467
Heyne (Verkäufer) I 467
Heyse, Paul II 79 165
Hildebrandt, Susi I 172 185 195 221 236 247 249 285ff.
Hildebrandt (Industrieller) I 185 221 286f.
Hildebrandt (Kunsthistorikerin) I 185 287
Himmeler, Heinrich I 442 448 450 459 468f. 484 521 647
663 676 II 423 426 484 550 559 605f. 616 633 766
814
Hindenburg, Paul von I 12 16f. 36 114 127 129f. 132ff.
137 178 262f. 267 320 II 707
Hindemith, Paul II 167 169
Hippe (Maschinenmeisterin) II 525f.
Hirche, Hans sen. I 267
Hirche (Frau) I 27 170 267
Hirche, Hans jun. I 27 31 149 170 267
Hirsch, Albert I 19 69 82 326 426 453
Hirsch, Edgar II 443 478
Hirsch, Marie II 443 478
Hirschberg, Eugen I 238
Hirschel, Alfred II 124 133 212 264 268 292f. 313 376
389 393 397

- Hirschel, Elsa* II 124 133 135 157 177f. 198 209 213 216
227f. 235 247 249 261 264 268f 293f. 316 326f. 349
359ff. 374 376 389 392f. 397f. 402 440 561
- Hirschel, Kurt* II 124 130f. 133 135 166f. 170 198 208
213 216 223 227f. 235f. 245ff. 249 257 261 264 268ff.
292f. 303 309 316 326 337ff. 340f. 343 349 352 360f.
374 376 392f. 397 418 440
- Hirschel (Sohn)* II 124 133 261 264 292f. 313 376 389
393 397
- Hirschel* I 453 463 466-469
- Hirschel (Frau)* I 453f. 462f. 466-469
- Hirschel (Tochter)* I 455 462f. 466ff.
- Hirschfeld, Magnus* I 38 158
- Hirschowicz (Student)* I 66
- Hobart, A.T.* I 564
- Hoche (Psychiater)* I 187
- Hochgemuth, Hermann Johannes* I 597 646 652 659 664
677 II 42
- Hoetzsch, Otto* I 202
- Hofmannsthal, Hugo von* II 416 482
- Hohmann, Else* II 187
- Hohmann, Hans Georg* II 187
- Hohmann, Thorsten* II 187
- Hohmann, Volker* II 187
- Holbach, Paul Heinrich Dietrich, Baron von* I 206 213
- Holitscher, Arthur* II 77f.
- Hollaender, Klaus Gustav* I 331
- Holldack, Felix* I 24f. 59 65 131 134f. 194 199
- Holldack, Heinz* I 59 380
- Holtei, Karl von* I 374 378-381
- Honigmann* II 707
- Hoppe (Gastwirt)* I 648
- Huberti (Frau)* II 413
- Hübner (Verleger)* I 33
- Huch, Ricarda* I 11 II 177
- Hueber, Max* I 5 47 52 57 65 70 77f. 86 91 100 103f. 106
116 123 131 136 145 174 214
- Hugenberg, Alfred* I 17 22 25 32f.
- Hugo, Victor* I 82 398 672 II 6

Hühnlein (Major) II 143

Hulda (Fräulein) II 379

Ibsen, Günther II 507

Ibsen, Henrik I 95

Igersheimer (Augenarzt) I 126

Imbach (Enterlein-Arbeiter) II 378f. 660

Imbach (Frau) II 234 267f. 378

Imbach (Tochter 1) II 234 268 277f. 378

Imbach (Tochter 2) II 234 268 286 378

Imbach (Sohn) II 268 378

Imhoff, Freiherr von II 583

Isakowitz, Erich Israel I 78ff. 153 167 173 176 178 180

194 204f. 207 211 213 219f. 224 226 233 236 244 246f.

249 255f. 258 264 266 268 272 276 288f. 307 327 364

387 421 II 40 131

Isakowitz (Frau) I 204f. 211 213 220 224 226 233 236

244 246 255f. 258 266 268 327 387

Isakowitz, Lore I 47 66 78 93 153 195 204f. 211 213 220

224 226 233 236 244 246 256 258 266 268 327

Isandoro (Verkäufer) I 244 247

Israel (*Oesterhelt*) (Stadtverordneter) I 81f. 128

Jäckel, Kurt I 98 119

Jacobi, Carl II 242 246 290 303f. 313 323ff. 329 341f.

348 353 362 369 389 396 403 413 415 438f. 441 446 458

511 517 521 564 571 643f. 647 655 661 667f.

Jacobi (Frau) II 341f. 406 515 517

Jacobi, Ulla II 389 517 564 661

Jacobowicz (Schneider) II 379 408 420 427 432 464

471

Jacoby, Alexander II 445

Jacoby, Jenny II 231f. 234 240 244 257 270 288 376 379

Jacobowski II 358f.

Jadassohn (Dermatologe) I 98

Jadlowski II 131

Jadlowski (Frau) II 131

Jaentsch vermutl. Erich Rudolf Jaensch I 415

Jahn, Moritz II 510

- Jählig* (Sekretärin der Jüdischen Gemeinde) II 606 612
627 658 660
- Jakob* (Fleischer) I 473 596
- Jakob* (Vertrauensarzt) I 432
- Jammes, Francis* I 337
- Jan, E. von* I 233 235
- Janentzky, Christian* I 65 79 163 194f. 222 224 235 413 650
- Janet, Paul* I 318
- Janik* (Fleischer) I 528 538 544 566
- Janik* (Fleischersfrau) I 537 559
- Jannings, Emil* II 522
- Jansen, Albert* I 309
- Jeanne d'Arc* I 345 II 145
- Jelski, Julius* I 110f. 113 156 229 248 272f. 310 316 349
353ff. 431 447 466
- Jelski (de Gandolfo), Lilly* I 113 306–310 316 318 327 447
- Jelski, Charlotte Elisabeth (Lilo)* I 111 149 151ff. 162 165
- Jelski, Marta* I 60 110–113 153 156 195 210 226–229
247f. 251 272ff. 292 295 298 306 310f. 316f. 327 339
347 349 353f. 362 373 376 407 412 421 429 431 447 456
466 550 671 II 207 244 314 444
- Jelski, Walter* I 54 62 65 111 113 123 149 151ff. 162 165
168 236 252 307 309 449 467 625f. II 207 240 444
- Jelski, Willy* I 111 227 229 247 274 295 429
- Jensen, Wilhelm* I 200
- Jentsch* (Gemüsehändler) II 72 90 174 188
- Joachimsthal, Elly* II 179 181 183ff. 190
- Joachimsthal, Kurt* II 158 179 181–186 188 194 201f. 214
- Joachimsthal* (Mutter) II 158 166 169
- Joachimsthal* (Journalist) II 365 384 422
- Johst, Hanns* II 348 521
- Joinville, Jean Sire de* I 55
- Jolles, Andre* II 409
- Jonson, Bertil* II 344
- Jordan, Leo* I 119 129
- Jordan, M.* II 709
- Jördens, Wolfgang* I 119
- Judenkirsch* (Sekretärin der Jüdischen Gemeinde) II 285
- Judenkowitz* (Frau) II 337

- Juliusburger, Arthur* II 184 204 354 358 369 383
Juliusburger (Frau) II 370
Jung I 186
- Kaden (Druckerei)* I 11
Kaden (Gemüsehändler) II 117
Kadoch (Konditor) I 351
Kafka, Gustav I 24f. 74 550
Kahane II 378
Kahlenberg, Adolf II 213 268 292f. 305f. 310f. 336f. 339
 393 397 399
Kahlenberg (Mutter) II 339 393 397
Kaiser, Friedrich I 114
Kalix (Bürgermeister) I 245f. 254 305 308 334ff.
Kalter (Frau) II 249
Kaltofen (Studentin) I 109 128
Kamm (Fleischer) II 86
Kant, Immanuel I 113 641 II 129 698
Kantorowicz (Chefarzt) I 18
Kästner (Bibliothekar) I 113f.
Kästner (Frau) II 660
Katz, Henry William II 522
Katz, Richard (Kaufmann) I 532 536f. 542 545 551 560
 564f. 570 572 669f. II 15 18 112 156 223
Katz (Frau) I 542 545 551 564 570 572 653 700 II 18 165
Katz, Richard (Schriftsteller) I 685 II 465
Katz, Willy II 23 34 41 46 68 86f. 123 149 156–159 170
 179ff. 203 206 214 216 228 247 281 289 305f. 318 335
 349 376 408 455f. 460 465f. 472 474 477f. 483 485ff.
 488 510 513ff. 516 526f. 530 534 543f. 546 549f. 554
 563 568 575 586 600 609 611ff. 615ff. 618f 632f. 655
 658 668 709
Katz, Lili II 265
Katz, Ludwig II 651
Kaufmann, Edgar I 19 28 58 95 111
Kaufmann (Frau) I 58 95 142
Kaufmann, Karl I 28 58 66f. 95 159 209f. 221f. 234f. 360
 573
Kaufmann, Else I 28 58 66 94f. 159 209 221–224 234f. 573

- Kautzsch* (Luftschutzzführer) II 568 593f.
Kayser (Grüber-Bureau) I 488
Keitel, Wilhelm I 697
Keller, Gottfried I 508
Keller, Hans II 60
Kemlein I 377 430
Kemlein (Frau) I 349 377f. 405 429f. 530
Kemlein (Mutter) I 350
Kerenski, Alexander Fjodorowitsch I 649
Kessel, Joseph II 480
Kiepura, Jan I 32 116 181 222 300
Killinger, Manfred von IIlf.
Kirschmer, Otto I 163
Klaar, Alfred I 389
Klein (Umsiedlungsamt) II 741
Kleinstück, Elgard I 246 270
Kleinstück (Sohn) I 270 II 42
Kleist, Heinrich von II 294 639
Kleemann, Eugen I 425
Klemperer, Anny (Änny, Frau von Berthold Klemperer)
 I 153 306 316f. 550 554f. II 116 172 176 187 193 206
 476 582f. 668 682
Klemperer, Berthold (Bruder von Victor Klemperer) I 30
 146 315 340 411 598 678 II 573 626
Klemperer, Betty (Frau von Felix Klemperer) I 248 263
 283 323 325 332 362 550
Klemperer, Felix (Bruder von Victor Klemperer) I 110
 154f. 263 306 313 315f. II 461
Klemperer, Friedrich (zweiter Sohn von Georg Klemperer)
 I 29 60 79 247
Klemperer, Georg (ältester Bruder von Victor Klemperer)
 I 24f. 29 60 79f. 82 110 155 161 174 197 200 202 204ff.
 209 212 215 224 234 247 252 266 268 310 313 321
 326ff. 332 343 345 365 369f. 373 383 407 423 425f. 429
 436 438f. 442f. 446 450 458f. 467 470 486 499 521 524
 550 557 564 570 580 582 586f. 589 591f. 596 598 605
 646 664 669 675 677 691 696 703 II 143 150 207 476 776
Klemperer, Georg E. (jüngster Sohn von Georg Klemperer)
 I 29 60 79 448 450 592

- Klemperer, Georg* (ältester Sohn von Berthold Klemperer) I 317
- Klemperer, Grete* (Schwester von Victor Klemperer, s. Riesenfeld)
- Klemperer, Hans* (dritter Sohn von Georg Klemperer) I 29 60 79
- Klemperer, Hedwig* (Schwester von Victor Klemperer, s. Machol)
- Klemperer, Henriette* (Mutter von Victor Klemperer) I 74 107f.
- Klemperer, Ilse* (Tochter von Felix Klemperer) I 313
- Klemperer, Kurt* (Sohn von Felix Klemperer) I 248 313
- Klemperer, Maria* (Frau von Georg Klemperer) I 383 423
- Klemperer, Marta* (Schwester von Victor Klemperer, s. Jelski)
- Klemperer, Otto* (Vetter von Victor Klemperer) I 32 118 582f. II 52 130 776 817 824
- Klemperer, Otto* (ältester Sohn von Georg Klemperer) I 24 29 60 79 155 202 327 455
- Klemperer, Peter* (jüngster Sohn von Berthold Klemperer) I 317 II 187
- Klemperer, Ralph von* II 240 244
- Klemperer, Wally* (Schwester von Victor Klemperer, s. Sußmann)
- Klemperer, Wilhelm* (Vater von Victor Klemperer) I 12 83 154f. 183 195 209 247 278 303 365 373 405 420 429 461 511 526 574 688 II 21 114 344 476 512 706
- Klemperer, Wolfgang* (jüngster Sohn von Felix Klemperer) I 110 155 283 323 332
- Kluge, Günther von* II 580
- Knoch* (Vorarbeiter) II 433 437 439
- Kober, Isidor* II 650
- Koblenz* (Chemiker) I 170
- Koch, Frank Josef* I 49
- Köhler, Annemarie* I 6 18 21 25 27 40 48 53 56 64 80 87 f. 90 98 101 114f. 120 124 131 142 145 158 176 180 188 199 205 207 210 224f. 237 241 247 258f. 264f. 272 298 331 341f. 361 374f. 385f. 410f. 416 420 434 441 460 465 485 521 523 526 531 543f. 550 557 573 593 596 646

659 673 679 687 691f. 697f. II 40 42 52 54 59 65 69 97
103 121 143f. 211 220 261 296 300 324 330 377 399 409
415 419 462 522 552 573 594 596 600 645 687 691ff.

Köhler (Mutter) I 101f.

Köhler, Ellen I 5 7 10 14 24 32 40 54 56 62 74 85 89 93
101 124 142 145 167 176 185f. 190 205 227 238 249 258
264 270 275 345

Köhler, Johannes I 5 7 10 14 24 32f. 40 54 56 62 74f. 85f.
89f. 93 101 104 114 124 130 133 142 145 167 176 185f.
190 201 205 224 227 238 249 258f. 264f. 270 275 345
388 391 394 455 557

Köhler (Bahnhofsinspektor) I 14 24 54 56 62 85 89 101
114 142 145 176 185f. 190 205 227 238 249 255 264 270
275

Köhler (Frau) I 14 24 54 56 62 85 89 114 145 176 185f.
205 227 238 249 255 264 270 275f. 306

Köhler (»Judenpapst«) II 62 73 101ff. 166f. 395f. 447f.
458 460 604 631 688

Kohlmann (Arzt) I 667

Kohlmann (Frau) I 667

Koll, Kilian I 344

Kompert, Leopold I 419

Konrad (Besitzer einer Großschlächtereier) I 372f. 379ff.
385 388 418 421 428 460 485 513 603f. 606 654

Konrad (Frau) II 629

Kopke, Fritz I 6 107f.

Körmendy, Franz I 391 394

Korn, Alfons II 76

Korn, Genoveva II 76

Kornblum (Konfektionshändler) II 24 47 164

Kornblum, Lotte II 164

Kornblum (Ladenbesitzer) II 370 373f. 376 378 383 488
530 629 652

Kornblum (Frau) II 652

Kornblum (Tochter) II 652

Körner, Theodor I 364

Körner (Inspektor) I 89f. 170

Kosciollek (Sänger) II 560

Kowalewski, Gerhard I 401 II 359

- Krahl* (Bürgermeister) II 676 680 688 691
Krappmann (Aufwärterin) I 46 48 51
Krasnow, Pjotr Nikolajewitsch I 571 573
Kreidl, Elsa I 531 536f. 548 564 570 574 590 663 668 672
 686 II 8 12 47 60 67 83f. 90f. 96f. 103 112 115ff. 126
 129f. 137 145 148f. 158 160 163 165 174 176 181f. 192
 200f. 211 220 223 243 246 260f. 269f. 375 511
Kreidl, Ernst I 529 531 533 536f. 540 544f. 548 564f. 570
 574 584 587 595 600 658 662 672f. 679 685f. 689 698f.
 II 8 16 18 54 64 67 84 91f. 97 102 112 119 139 143 149f.
 156 184 243 258 270 275 279 297 310 375 511 524
Kreidl, Ida I 529 532 551 647 663 672 675 681 685 688
 695f. 698 700 703 II 8 12 14f. 18 25 35 41f. 51 53 58 60
 64 71f. 84f. 91 93f. 95ff. 103 108 110ff. 114f. 122 124
 126f. 130 134 137 142 148f. 152f. 160 171 175f. 178
 182 189 210 212 214 216 220 225 236 243 269f. 561 695
Kreidl, Lilli I 532 684
Kreidl, Paul I 532 551 558 567 573 647 662 667f. 674f.
 681 684 688 691–696 698ff. 702f. II 8–14 58 61 92 112
 149 166 173 176 188 269f. 279 651
Kreisler-Weidlich, Charlotte II 365 402 450 457 503 516
 544 549 575 608 610 629 637 646f. 651 659
Kretzschmar (Glockengießer) II 432 437ff. 450
Kreutzberg, Harald II 207
Kriech, Ernst I 8 II 161
Kroh, Gustav I 242
Krone (Verkäufer) II 304
Kroner, Richard I 24 41 271 413 649 II 197
Kronheim, Grete I 573 II 79 173f. 198f. 203 210 212f.
 218f. 221
Kronheim (Frau) I 573 653 671 II 79 155 173f. 179 198f.
 203 210 212f. 218f. 221
Kronthal (Englischlehrer) II 268 292 313
Krüger, Hugo II 83
Krüger, Johanna I 326 329 426 460
Krupp (Konzern) II 50
Kube, Benno I 657
Kube, Maria I 8 413 415 454 657
Kube (Harfenbauer) I 8 657

- Küchler*, Walther I 66
Kuhfahl (Oberlehrer) I 373
Kühn, Johannes I 40 48 89f. 117f. 131 134f. 138 163
 170ff. 191f. 194 199 206f. 296 323 331 650 667 686
Kühn (Frau) I 7 26 40 48 89 117 131 134 191 199 206f.
 221 235 312 667 686
Kuhn, Ernst I 199 II 359
Kunstmann, Erich I 288f. 364
Kuske (Händler) I 47 104 105 133 II 685
Kussy (Industrieller) I 199 658
Kussy (Frau) I 199
Kutzbach, Karl August II 80 236
- La Bruyère*, Jean de II 463 796
La Fayette, Marie Madeleine Comtesse de I 36f.
La Fosse, Antoine, Seigneur d'Aubigny I 51
La Harpe, Jean François de I 61
Lahmann, Anna I 159
La Hontan, Louis Armand, Baron de I 53f. 343 346
La Mettrie, Julien Offray de I 206 218
Lampen (Pflegeschwester) II 126 162
La Motte, Antoine Houdart de I 46 51
Lamprecht, Karl II 427 611 613
Landsberg, Fritz I 313
Landsberg, Idy-Bussy I 313
Lang, Paul II 438 440ff. 456 460 476f. 480 498f. 505f.
 511 521 525 534f. 660 685
Lang, Werner II 454f. 461 479 535f. 564f. 603f. 641 646
Lange, Franz I 683
Lange (Zimmermann) I 208 214 225 233 239 246 248
 254 258 260 263 288 300 321 327 329 335 348 357 361
 428 II 68f. 299
Lange (Frau) I 260 263 288 327
Lange (Tochter) I 327
Langenhan, Johannes I 57 106 116f. 119
Langer, Werner I 6
Lansdowne, Henry Charles Keith Petty-Fitzmaurice, Mar-
 quess of II 178 181
Lanson, Gustave I 61 530 II 27

- Laval, Pierre* II 520
Lazar, Maria I 26 59 182f. 190 259 593
Lazarus II 379 381 384 432 467
Leander, Zarah I 387 396
Lebrun, Ponce-Denis Ecouchard I 398f.
Leers, Johann von II 385f. 591f. 712
Lehmann, Annelies I 102 139 255
Lehmann, Helmut I 332 344 359 408
Lehmann (Maler) I 155f. 158 214 223 235
Lehmann (Frau) I 26 45 51 139 141 156 162 164 266 272
 281 311 320 324 327 340 357 361 371 394 400 408f. 411
 417 449 455
Lehmann (Rektoratssekretär) I 169 221
Lehmann, Lotte II 167
Leibniz, Gottfried Wilhelm II 578
Leichtle, Adolf I 366
Leipziger, Gustav I 564 570 II 248 349 379 388 443 511
Leipziger (Frau) I 564 II 248
Leistikow, Walter I 341
Lemberg (Frau) I 360
Lemierre, Antoine-Marin I 408
Lenin, Wladimir Iljitsch I 217 236 266 II 368 828
Leonard, Nicolas-Germain I 396
Lerch, Eugen I 55 159 202 204 210 346 567 II 730 796
Lerch, Sonja I 634 II 730
Lesage, Alain René I 191 195
Lessing, Gotthold Ephraim I 221 261 II 327
Lessing, Johann Gottfried I 113 261 II 422
Leuschner (Kaufmann) II 644
Levi, Sylvain I 55
Levin, Shmarja II 13ff. 20 24 42ff. 57 229
Levinsohn, Richard (Morus) II 49ff.
Levy (Dekorateur) II 384 422
Lewald, Fanny I 381 383f.
Lewin (Möbelhändler) II 371 379 382 432
Lewin (Frau) II 382 393
Lewinsky, Siegfried II 296 303 314 327 334ff. 336ff. 342
 346 348 362 369f. 375 384 386 413 416 436f. 472 480
 488f. 508 518 545 556 572f. 575 579 586 617 636 640 660

- Lewis, Sinclair* I 77
Ley, Hermann I 274 393 448 501 II 161 633
Leyden, Jan von I 121 632
Lichtenberger, André I 47
Lichtinger, Sigmund II 572
Lichtinger (Frau) II 572
Liebermann, Joseph II 92
Liebermann, Max I 181 II 92
Liebknecht, Karl II 708
Liebscher II 481 500
Liefschitz, Dr. I 198
Lincoln, Abraham II 704
Lindau, Rudolf I 53 526
Lindemann, Fritz II 585
Lindner (Ingenieur) I 243
Linke, Georg I 361 II 241 287 309
Lion (Ingenieur) I 236
Lippmann, Walter II 647
Litwinow, Maxim Maximowitsch I 276 646 686
Livingstone (Quäkerin) I 445 450 458 675
Loeben, Max von I 458 673ff. II 382
Loepelmann, Martin I 119 161 173f.
Loewe (Frau) II 491f. 501
Lombard, Alfred I 189
London (Rechtsanwalt) I 598
Lorenz (Gemüsefrau) II 627
Louis XIV, König von Frankreich I 494
Löwenstamm II 665 669
Löwenstamm (Frau) II 665
Lücke, Theodor I 556 560
Ludendorff, Erich II 708
Ludwig, Emil I 494
Ludwig (Fräulein) II 46 98 103 108 112 115 126 137f. 152 165
 600 694 702
Lueger, Karl II 181
Luthe, Walter I 148 232f. 239–244 252
Luther, Martin I 90 118 143 650 666 II 129
Lutze, Viktor I 175 274 336
Lykurg II 111

- Machiavelli*, Niccolò I 297 480 484
Machol, Hedwig I 365
Machol, Heinz I 229 353 466 514 517 524 530 586 II 6
Macpherson, James (Ossian) I 386 388
Maeterlinck, Maurice II 119
Magen (Apotheker) II 98 225
Magen (Sohn) II 225
Magnus (Justizrat) I 312
Magnus-Alsleben, Fritz II 23 25–29 31 38 40 85ff. 107
118 155 189 201 226 242 246 273 318f. 339 341 411 456
483 686
Magnus-Alsleben (Frau) II 27 29 107 242
Maier (Domprediger) II 811
Malaquais, Jean II 233 243
Mallarmé, Stéphane I 119 407
Mamroth, Fedor I 155
Manacorda, Guido I 390 545
Mandel, Georges I 527
Manitius, Karl W. I 192
Mann, Heinrich I 388
Mann, Katia II 640
Mann, Thomas I 80 83 327 353 357 II 255 640 648
Marckwald, Fritz II 80 92 99ff. 103f. 111 126f. 146 152
161ff. 171f. 179 191 195–198 203–206 210 212f. 216f.
224 227f. 230 234ff. 247 264
Marckwald (Frau) II 80 92 111 126 146 152 161ff. 171f. 179
191 195 197f. 203f. 210 212f. 216f. 223ff. 227f. 230 236
Marckwald, Joachim Marcus II 101
Marckwald, Wilhelm II 191 236
Maria Theresia, Kaiserin von Österreich I 212
Marivaux, Pierre Carlet de Chamberlain de I 195 257
Mark (Werkzeugfabrikant) I 166
Mark (Frau) I 67 166
Markus (Verleger) I 282 291 301
Marmontel, Jean François I 223
Maron Dr. II 786 791f. 794 796
Marot, Clément I 81
Martin du Gard, Roger I 474
Martini, Fritz II 647f.

- Marx*, Karl 1217 II 368
Mattersdorff, Hans I 94f. 101 552
Matthias (Brauereidirektor) II 24
Maurois, André I 517
Maurras, Charles II 520
Mauthner, Fritz I 326
May, Karl II 47 51 702
Mazzini, Giuseppe I 586
Medici I 41
Mehnert, Gottreich I 591
Mehring, Walter II 592
Meincke (Autoverwertung) I 577 580f.
Meinhard, Fritz II 354 357 369f.
Meißinger, Karl August II 34 41f. 49 51
Melchett-Mond, Henry II 639
Mendelsohn (Makler) I 39
Mendelssohn, Moses II 55
Mendelssohn-Bartholdy, Felix II 94 162
Mey, Anna I 44 131 164 167 210 221 236 281 300
Meyer, Helene I 292
Meyer, Richard M. I 341 II 60 530 558
Meyer, Waldemar Lothar II 512
Meyer (Harmoniumspieler) II 202
Meyer (Geiger) II 202
Meyer (Englischlehrerin) I 447f. 450 458f. 463
Meyer (Autohändler) I 248
Meyerhof, Albert I 313 590
Meyerhof, Berthold I 21 26 171 236 313 324 388 392 394
412 414 468
Meyerhof, Erich I 21 26 124 313 456 496 572 589 617
II 212 255 295 301 477
Meyerhof, Hans I 21 26 95 313 II 465 572 590
Meyerhof, Lissy I 21 26 31 309 313 412 414 429 456 468
496 556 562f. 566 572 586 589ff. 647 654–657 672 679f.
685f. 688ff. 695f. II 18f. 205 255
Meyerhof (Kommerzienrat) I 94f. 101 108
Meyerhof-Hildeck, Leonie I 94f
Michael (Automechaniker) I 248 252f. 256 268f. 298
329 336 347

- Michaelis*, Karen I 59 182
Michaelis (Facharbeiter) II 376
Mickley (Gärtner) II 123 214
Milch, Erhard I 317
Milke (Blockwart) II 240 394 425
Minkwitz (Bibliothekar) I 522
Minssen, Hans Friedrich I 119
Mitton, Damien I 119
Möbius, Max II 454f. 501 535
Model, Walter II 743
Mölders, Werner II 578
Molière, eigentlich Jean Baptiste Poquelin I 55
Moll (Pfarrer) II 767 806
Molo, Walter von II 702
Molotow, eigentlich Wjatscheslaw Michailowitsch Skrjabin I 493 498 544 561 591 648
Mond, Alfred II 639
Monglond, André I 369
Montaigne, Michel Eyquem de I 92 629
Montefiore, Claude G. II 209 214
Montesquieu, Charles-Louis de Secondat Baron de la Brede I 118 132 187f. 200 203 206 208 211 430 524 II 508
Moog, Willy I 605
Moral (Amtsgerichtsrat) I 395 446 450 462–465 468f. 471 473 478f. 484 487 489 494f. 511 529 531 541 553 556
Moreau, Jean Victor I 238 II 27
Morelly I 379 381f.
Mörike, Eduard II 416
Mornet, Daniel I 51
Morrison, Herbert Stanley II 574
Morus, Thomas I 118
Morus, s. Levinsohn, Richard
Moses (Gemüsehändler) I 513
Mozart, Wolfgang Amadeus I 124 II 52
Mühlbach, Georg I 60
Mühlbach (Amtsgerichtsratswitwe) I 60
Mühsam, Erich I 60 124f.
Müller, Johannes II 28 30 43 348 353
Müller, Rudolf II 292f. 371 415 688

- Müller, Stephan* II 433 438ff. 441f. 467 480f. 503 522
 558 567 580f. 614
Müller (Zigarettenfabrikant) II 35 47
Müller-Jabusch, Maximilian II 10
Münchhausen, Börries Freiherr von II 544f. 706
Muncker, Franz I 326
Muralt, Béate Louis I 187 189
Mussolini, Benito I 37 40 60 117 143 150 282 292 380
 382 422 522 533 546 561 581 586 II 214 219f. 223 299
 338 410ff. 418 422 426f. 467 470 473 506f.
Mutschmann, Martin I 88 100 175 190 196 199 207f. 210
 217 271 313 394 515 546 688 II 190 201 299 500 514
 609 654 676 688 707 763
- Nacke (Fleischersfrau)* II 654
Nadler, Josef II 570
Naigeon, Jacques-André I 40 75
Napoleon I. I 251 293 496 521f. 534 588 631 II 74 279 326
 513 622
Napoleon III. I 82 292
Nasaroff, Emmy II 350
Natscheff, Jordan I 166 177 183 297 336 434 443 447f.
 464 474 477 487 491 497 500 509f. 513 517 522 542f.
 550 558 562 659 II 212 214 233 290f. 301 317 326 560
Naumann, Max I 229
Nebe, Arthur II 559
Nebukadnezar II. I 664
Neisser, Albert I 23
Némirovsky, Irène II 338
Neuburger, Dr. II 786 791
Neubert, Fritz I 98 II 479 496 522
Neufels II 358 383f. 536
Neuffer, F. Wilhelm I 42
Neumann, Johann (John, Jon) I 592 602 676f. 585 687 691
 II 5f. 19 44f. 52 60 65 67 69 83 86 112ff. 190 192 210
 239 245 247f. 250 253 279 454 513 561
Neumann (Nichte von Arthur Fink) I 425 592 602 677 676f.
 685 687 691 II 5f. 19 44 52 54 60 65 67 69 86 112ff. 190
 192 210 239 245 247f. 250 454

- Neumann* (Rektor des Päd. Instituts) I 104
Neumann (Ungar) I 514ff. 518
Neumann (Frau des Ungarn) I 514f.
Neumann (Frau) I 592 II 44
Neumark, Ernst II 52f. 56ff. 62f. 66f. 83 85 91 101 114
239 248 253f. 343 433 440 442 446ff. 460 485f. 513f.
526ff. 532ff. 535 541 546 549f. 581f. 603f. 612 618f.
627ff. 652 657f. 660
Neumark (Frau) II 628f.
Neurath, Konstantin Freiherr von I 676 II 168 559
Nikisch (Romanist) I 346
Nitti (italienischer Publizist) I 37
Nitzsche, Friedel (s. Grauert, Friedel)
Noack (Vorarbeiter) II 431f. 435 438f.
Norkus, Herbert II 315

Oberfohren, Ernst I 22
Öhlmann, Trude I 146 164 287f. 300–303 321 403 423f.
438 478
Öhlmann, Klaus I 146 302f. 403 423f. 427
Olden, Balder II 521
Oldenburg-Januschau, Elard von II 158f. 163
Olschki, Leonardo I 62 202 204
Ölsner I 661 671 694
Oppenheim (Rabbiner) I 290
Oppenheimer, Franz II 343
Ossian s. Macpherson, James
Oster (Geheimrat) I 207
Otto (Romanist) I 215
Otto, Theodor II 66
Otto (Fräulein, Apothekerlehrling) II 701 703

Pacelli, Eugenio II 426
Paléologue, Maurice I 521ff.
Papen, Franz von I 127
Papesch, Irene I 88 90 93 193 212 217 236 280 294
Parny, Evariste-Desiré de Forges, Chevalier I 398
Pascal, Blaise I 160f.
Paschky (Fischwarenhandlung) I 496 509f. 528 559 653
664 673

- Patiloff* II 50
Paul, Hermann I 326
Paul, Renate I 646
Paul (Frau) I 578 646f. 660 663 693 II 69 158 162
Paulig (Bibliothekarin) I 562 587 II 60 65 291 318 484
Paulus, Friedrich II 473 580 755
Pauly II 587
Pellegrin (Ps. von Friedrich, Baron de la Motte Fouqué)
 I 48
Perez, Izchok Lejb II 369
Perl, Nathan II 44 146
Perrault, Charles I 346
Pétain, Henry Philippe I 546 II 20 283 621 650
Petermann, Bruno I 51
Petrarca, Francesco I 195 231
Petri, Johannes II 399 688
Petri (Zahnarzt) I 78
Petriconi, H. I 34
Peukert, Leo I 321
Pfandl (Romanist) II 730
Pfeifer, Hermann I 672
Pfeiffer, Georg Wilhelm II 520
Pflugk, Albert von I 160f. 213 223 402f. 434
Pfütze (Transportfirma) I 136
Philipp von Spanien II 622
Philippsohn (Schneidermeister) II 252
Pick, Julia II 25 35 51 64 68 71 80 82 93 96 103 112 114
 117 121–126 130ff. 135f. 140 142 144 149f. 156 162
 165 171 178 180 190 210 212–217 228 246 376
Pietrkowski (Philologin) I 159 210
Pietsch, Ludwig II 165
Pinkowitz (Studienrat) II 202 227 245ff.
Pinkowitz (Frau) II 227 245 247
Pionkowski, Siegfried I 549 563 II 213 258
Piron, Alexis I 51
Platen, August Graf von II 622
Plato II 224
Pleyer, Wilhelm II 641
Poetzsch, Georg II 445f. 456

- Poincaré*, Raymond I 491
Polgar, Alfred II 566 592
Ponsard, F. A. I 325
Ponten, Josef I 616
Pourrat, Henri II 254
Pourtalès, Guy de I 489 492
Prätorius, Karl I 16 18 30 33 35 44 46 76f. 95 101 119ff.
125 139 141 144 167 197 200 202 206f. 209 245 333
Prätorius, Johanna I 35 135 139f. 167 333
Preuß, Hugo I 85
Prévost d'Exiles, Abbé Antoine François I 63f. 70 369
371f. 375 379
Prien, Günther I 595f. II 578
Pringsheim, Klaus I 327
Prinz, Joachim II 67 73
Proust, Marcel I 98 119
Pulver, Joseph II 739f.
Pulver (Frau) II 739
Pürckhauer II 659
Pürckhauer (Frau) II 659
- Quevedo*, Francisco de I 209
- Raab*, Friedrich I 7 41 153 156 294f. 306
Raab, (Frau) I 41
Rabinowitsch, Lydia II 144
Racine, Louis I 36
Radke, Kurt I 254 447f.
Ranke Graves, Robert von II 6
Rasch, Hildegard II 376 389 394f. 397 444
Rasch (Schmied) II 265 297 315 326 394f. 401 402 407
420 436 448
Rasch (Frau) II 297 351f. 389 394f. 398 402 407 425 436
444 446f. 450
Rasch (Sohn) II 376 389 394f. 396
Raschhofer, Hermann II 531
Rastelli, Enrico II 369f. 452
Rathenau, Emil II 92
Rathenau, Walther I 42 415 II 258f. 709f.
Rauhut, Franz I 34 235

- Rauscher*, Arno II 120
Raynal, Abbé Guillaume Thomas François I 223
Rebenwurzel-Goldschmidt, Grete I 362
Recht, Camille II 186
Reichenau, Walter von I 134 216
Reichenbach, Lotte I 552 562f. 569 578 598 656 682 688
 II 47 61 259 265ff. 276f. 281 337 339 660
Reichenbach, Martin I 552 556 562ff. 569 578 598 657
 682 689 II 47 61 136 217 219 265f. 276f. 281f. 285 289
 304 309 325 337 341 343 351 660
Reichenbach (Rechtsanwalt) II 823f.
Reinhardt, Max I 657
Reißmann, Fritz I 50
Remarque, Erich Maria I 591
Renan, Ernest I 76 83 629
Renn (Studienrat) I 171
Rétif de la Bretonne, eigentlich Nicolas Anne Edme Rétif
 I 449
Reuter, Fritz II 80
Reuther, Oskar I 5
Reynaud, Paul I 527
Reymont, Władysław Stanisław I 211
Ribbentrop, Joachim von I 480 493 499 601 689 II 6
Richter, Helmut II 73 76f. 85 101f. 241 287ff. 307 309f.
 312 314f. 328 330 332f. 335f. 340 346 367 377 399 405
 424 446 504 517
Richter, Martin I 488f. 499 665 674
Richter (Baronin Maydel) II 523 637 646f. 649 651
Richter (Frau) II 419 517
Rieger II 441 470 475f. 505f. 522 660
Rieger (Frau) II 470
Rieger (Laborantin) II 510 529
Rienzi, eigentl. Cola di Rienzo I 122
Riese (Frau) I 279 368 370
Riesenfeld, Grete I 99f. 102f. 112 210 323 339 347 350ff.
 353 359 362f. 365 371 373–378 401 405 416 418 421
 423 427–430 449 462 477 480f. 490 492 501 514 517
 524 530 532 554f. 557 592 668 677 682 II 18 31 69
 115f. 153 172 176 193 206f. 486 512

- Rilke*, Rainer Maria II 482
Ritter, Leo II 575 714 807 812ff.
Roberts, Ralph I 17
Robespierre, Maximilien de I 192 249 441 II 114
Roda Roda, Alexander, eigentlich Sándor Friedrich Rosenfeld II 608
Rodewald-Grebin, Vivian I 357
Rohlf's, Gerhard II 730
Röhm, Ernst I 115 120-123 134 138 448 II 410 442 467
Rohrbach, Paul II 198
Romains, Jules I 464 470 472ff. 546
Romanow, Panteleimon I 282f.
Rommel, Erwin II 18 20 140 160 212 II 367
Roosevelt, Anna Eleanor II 712
Roosevelt, Franklin Delano I 425 469 560 599 667 694
 II 220 388 647 712
Rosenberg, Alfred I 182 305 388 II 107 109 113 117 120
 125 128f. 213 261 291 318 385 542 711
Rosenberg, Arthur II 49-52 56
Rosenberg, Kurt I 58 94f.
Rosenberg (Ärztin) I 222
Rosenberg (Frau) I 58 66 94 II 199
Rosengart (Versicherungsbeamter) II 199
Rosengart (Frau) II 199
Rosenkranz, Karl I 226
Rosenzweig, Franz II 545f. 548 552
Ross, Colin I 325
Rößler (Meister) II 376 386f. 390
Rostoski, Otto II 22
Roth, Joseph I 183
Roth (Bibliothekarin) I 88f. 164f. 167 217 319f. 439 462
 494
Rothacker, Erich I 47
Rothe, Benko II 680ff. 689
Rothe II 681f. 689
Rothe (Frau) II 680ff. 689
Rothenberger (Jurist) II 272
Rotzoll, Christa II 623
Roucher, Jean-Antoine I 401

- Rousseau*; Jean-Jacques I 118 144 149 238 257 264 266
268 270f. 273 277 279 281 283 290 300f. 303 305 309
311 314 319f. 322–325 327ff. 332 336f. 341 360f. 367
388 390 413f. 622f. 626 640 II 111
- Roz*, Firmin II 168 186
- Rubens*, Peter Paul I 302
- Rubin* (Sekretärin der Jüdischen Gemeinde) II 285
- Rüdiger*, Gertrud von I 27 31 113 122 222 235 II 135
- Rüdiger*, von (Major) I 27 31
- Rudolph* (Arbeiterin) II 496 502 511
- Ruhl* (Unteroffizier) I 199
- Rummel*, Gerth I 180 442 478
- Rundstedt*, Gert von II 544
- Rust*, Bernhard I 114 176 190 192 221 365 666
- Saillard* (Romanist) I 427
- Saint-Evremond*, Charles Marguetel de Saint Denis, Graf
Ethalan I 179
- Saint-Simon*, Louis de Rouvroy, Duc de I 358f. 364
- Salomonski* (Frau) II 165
- Salus*, Hugo I 526
- Salzburg*, Friedrich I 15 27 65 150 387 438
- Salzburg* (Frau) I 27 65 150 299 387
- Salzburg* (Sohn) I 15 65 150 387
- Sandel* I 30 33 35f. 44
- San Jurjo* (General) I 296
- Saslowski*, Israel II 541 569 604
- Sauerbruch*, Ernst Ferdinand II 575
- Saurin*, Bernard-Joseph I 408
- Sayers*, Dorothy Leight I 404
- Schacht*, Hjalmar I 17 385 448 II 559 575
- Schaeffer*, Fr. I 83
- Schaps*, Jenny I 9 24 27 38 41 56 61f. 65 91ff. 98 112 158
171 188 216 236f. 244 272 280 294 299 315 318 332
360f. 367 379 388 394ff. 412 414 429 436 438f. 446 456
493 640 II 94
- Scheffler* (Nationalökonom) I 78 87
- Scheidemann*, Philipp II 593
- Schein* (Textilkaufmann) II 30 39 266 273 339 411 415 668

- Scherer*, Wilhelm I 530
Scherk, Trude I 481 524 530 532 554f. II 618 115f. 153 160
172 176 193 199 206 210f. 561 669 682 695ff.
Scherner, Hans I 30f. 74 108 110 215 290 369ff. 375
II 382 688 691 693 695–703 709–711 713ff. 822f.
Scherner, Trude I 108 110 215 369ff. II 693 714f. 822
Schibilschak (Markthändlerin) II 513
Schiller, Friedrich I 42 51 113 150 165 193 364 II 111 294
314 542 639
Schindhelm (SS-Obersturmbannführer) II 135
Schingnitz, Dr. I 30f. II 696
Schinke, Philipp I 510
Schirach, Baldur von I 128 401 654 II 299
Schlaf, Johannes II 338 341
Schlageter, Albert I 261 685
Schlecht, Max I 274
Schleicher, Kurt von I 121
Schleimer (Agent) II 44
Schlesinger (Frau) II 210
Schlieffen, Alfred Graf von II 392
Schlösser (Ministerialdirigent) II 572
Schlüter, Willy II 353 358 381 408 417f. 421 428f. 455
Schmeling, Max I 117
Schmid (Wagner) II 804f.
Schmidt, Gertrud (s. Frau Ahrens)
Schmidt, Henry II 289 371
Schmidt (Steuersekretär) I 44f. 132 237 487f.
Schmidt (Frau) I 45
Schmidt (Romanist) I 181
Schnauder (Disponent) II 418
Schneider, Erich II 570
Schneider, Reinhold I 507
Schnitzler, Arthur I 295 II 181
Schnitzler, Julius II 181
Schoeps, Hans-Joachim II 170f. 180
Scholz (Arbeiterin) II 502 505
Scholze, Agnes I 237 260ff. 347f. 403 454 II 676 580–684
687f. 691f. 713 747 761
Scholze, Jurij I 261 II 682 684f. 687 692

- Scholze, Maria* (Marka) I 403 II 680ff. 687 689f. 692
Scholze, Michel I 237 261f. 347 403 506 II 680 682
Schönerer, Georg Ritter von II 181
Schott, Maria II 206f.
Schrell, Martin I 35f.
Schröder (Romanist) I 33 36
Schroeder (Germanist) I 459
Schroeter I 478
Schubert, Franz I 94 II 396 624
Schulze, Theodor I 331
Schulzendorf, von (Gymnasiast) I 632
Schumann, Robert II 624
Schümann (Chefarzt) I 207
Schürr, Friedrich I 32 34f. 40 45
Schwarz II 639f. 648f. 652–655
Schwarzbaum II 379 660
Schwarzbaum (Frau) II 660
Schwarze (Kartonagenfabrikant) II 488
Schwarz van Berk, Hans II 577 597 623
Schweiger (Fräulein) II 379
Sebba, Elfriede I 38 55f. 91 112 211 367
Sebba, Julius I 27 38f. 55f. 58 92 95 112 197 200 211 216
 367 II 148 325
Sebba, Käthe I 38 55f. 112 211 394
Sebba, Liesel I 5 38 55f. 112 211 367
Sebba, Martin I 38 55f. 112 211 394
Sebba, Max I 38 55f. 112 211 475f.
Sebba, Sebi I 456
Seefeld (Sexualmörder) I 250
Segur (Historiker) II 279
Seidel, Ina II 537f.
Seldte, Franz I 228
Seliksohn, Lilly II 14 24 39 45 47f. 56 61 71f. 77 79 86ff.
 109 147 164 183f. 186f. 200 207 229 243 245 257 264
 266 274f. 278 281 283 286 295 337 660
Seliksohn (Journalist) I 697 II 14 24 39 45 47f. 56 61 71f.
 77 79 86ff. 109 146ff. 164 170 172 175 183f. 207 229 243
 257 266 274f. 278 281 283 289 295 305f. 337 660
Seydlitz-Kurzbach, Walther von II 473 431 580 755

- Shakespeare*, William II 89 125 127
Shaw, George Bernard II 30 137 319
Siemens, Werner von II 163 172
Sieper (Anglist) II 125 127
Silone, Ignazio I 282
Simon, Hugo II 66 130ff. 138 143 146 175 238 276 282
 285f. 289 299 326 337ff. 386 419ff. 460 468 546 551f.
 562 579 611 658
Simon (Frau) II 131 337 552 658
Simson, Eduard von II 79
Sinclair, Upton I 583
Skuladis II 49
Solon II 111
Sombart, Werner II 177 197f. 200 203f. 258 321 382
Sommer (Industrieller) I 246
Sommer (Fleischer) II 459
Sonntag (Vorarbeiter) II 25
Sousa, John Philip I 50
Spaak (Zeichenlehrer) I 60
Spamer, Adolf I 105f. 153 235 322f. 348 664
Spanier, Ruth II 538 612 616
Spanier (Mutter) II 612 656
Spanier (Philologe) II 114
Spengler, Oswald II 128
Spiegelberg (Hochschullehrer) I 271 315 318f.
Spiegelberg (Frau) I 271 315 318 327
Spielhagen, Friedrich I 271 323 331 II 165
Spiero, Heinrich I 459 II 79f.
Spinoza, Baruch I 118
Spitzer, Leo I 47 126 196 201 210 213 281 286 368 II 507
Spranger, Eduard I 25
Spring, Howard I 454
Stahl II 199 442
Stalin, Jossif Wissarionowitsch, eigentlich Dshugaschwili
 I 307 451 462 480 493 499 506 II 388 519 648ff. 658
 689
Stammler, Wolfgang II 558
Stanglmayr (Rechtsanwalt) II 738
Staringer II 765

- Steffens* (Gärtner) I 115
Steffens (Sohn) I 115
Steglich, Paul II 597
Steinberg (Apotheker) II 41 434 441 471 491
Steinberg (Frau) II 41 476
Steiner (Verlagsbuchhändler) II 748f. 756 763 768 778
Steiner (Frau) II 748 751 755f. 759 763 768 770 776 781f.
Steinhardt, Otti I 456
Steiniger II 68 82f. 99 144 150
Steinitz (Justizrat) II 636 643 656 668 797
Steinitz (Reisender) II 26 28ff. 39 43 52 57 59f. 62 67 69
88 92 98 106 118 130 140f. 148 156 172 175 179 188f.
193 205 219 225f. 242f. 246 251 258f. 266 273–276 279
283 300 310 318f. 335 339 341ff. 348 359 362 374f.
388f. 396f. 400 402f. 411 413 454 464 474 478 485 508
517f. 523 539f. 545 547 553 557 565f. 569f. 572 575
584 595ff. 598 609f. 617 622 625 632
Steinitz (Frau) II 39 67 69 116 118 140 205 219 226 260
274f. 349 361ff. 403 450 454 457 464 474 478 539f.
597
Steinthal (Historiker) II 60
Stendhal I 5
Stepun, Fedor (Fjodor Augustowitsch) I 47 163 197ff. 235
271 380 649f.
Stepun (Mutter) I 271
Stern, Ferdi I 356
Stern, Hanna (s. Cristiani-Stern)
Stern II 20 47
Stern (Autoschlosserlehrling) II 396
Stern (Textilkaufmann) II 365 381 383 410 412 431f. 441
448 451 465 629 632
Sterne, Lawrence I 83
Stern-Hirschberg, Carola I 356 689 II 18 205 255 273 295
299 335 350
Stettenheim, Ludwig I 255
Stettenheim (Frau) I 255 386 388f.
Stevenson, Robert Louis I 600
Stieglitz, Charlotte I 564
Stinnes, Hugo I 245

- Stoecker*, Adolf I 373
Strachwitz, Moritz Graf von I 557
Strasser, Gregor I 68
Strasser, Otto I 68
Strauß, Johann II 357
Strauss, Richard I 361
Streicher, Julius II 804
Streller (Sekretärin) II 517
Strelzyn, Baruch II 377 392f. 397 429f. 432 448 493
Strelzyn, Horst II 459 493
Stresemann, Gustav I 199 II 521 564 588
Striegel, Alfred I 438
Strindberg, Maria (s. Lazar)
Strobach (Autogeschäft) I 232f. 239 242ff. 247
Strüver, Friedrich II 223
Strüver (Frau) II 223
Stübel, Albert I 437
Stühler, Bernhard II 459 462 468 471 482 484 508 530
540 596 599 604 613 618 626 646f. 658 725
Stühler, Lisl II 459f. 462 468 471 481 292 503 509 513f.
521 539 549 559 562 567 588 596f. 600ff. 612 618ff.
627 630 632 636 640 645f. 651 653 655f. 658 661f. 693
703 714 725
Stühler II 459f. 462 464 468 471 483 502f. 506 509 513f.
521 524 527 539 549 559f. 562 567 584 596 600ff. 603f.
612 616ff. 619 631f.
Stümcke, Heinrich I 366
Stutterheim (Publizist) I 546
Sudermann, Hermann I 428 579
Sündermann, Helmut II 578
Süpfle, Karl Julius I 106 359
Sußmann, Arthur I 99
Sußmann, Hilde (Jonson) I 60ff. 316f. 447 676 II 581
Sußmann, Käte I 60f. 317 428 550 584 II 476
Sußmann, Lotte I 60ff. 110 229 310f. 315f. 405 428 550 595
II 324
Sußmann, Martin I 61 99f. 247f. 295 316ff. 323 345 347
349 353ff. 376 405 421 428f. 431f. 447 466 545 550 557
563f. 570 580 583 595 622 676 679 683 689 691 695f.

II 16 29 142 145 170f. 248 254f. 263 236 324 343f. 363
410f. 455 476 517

Sußmann, Wally I 61 69f. 165 247f. 295 298 306 310f.
315f. 318 328 340 365 411 545 678 II 362

Tagore, Rabindranath I 380

Taine, Hippolyte II 320

Talleyrand, Charles Maurice de I 522

Tanneberg (Wirtschaftsberater) I 101 108 307

Taussig (Frau) II 209

Taussig (Tochter) II 209

Tencin, Claudine Alexandrine Guérin, Marquise de I 91

Tenor (Frau) II 660

Terenz, Publius Terentius Afer I 323 629

Teubner (Verleger) I 34f. 82 88 91 95 214

Thälmann, Ernst II 587

Thamm, Johannes I 136 597 II 85 232 306 413 460 488
666 575 706

Theißig, Eva I 31 43

Thiegham, van (Romanist) I 385

Thiele, Fritz I 7 62 235

Thiele, Melanie I 7

Thiele, Wolfgang I 7

Thieme, Johannes I 10ff. 27 75 122 210 348

Thieme, Trude I 11 348

Thierack, Otto Georg II 225

Thomas (Möbelspedition) II 220

Thomson, James I 386

Threfall, William I 193f.

Thyssen, Fritz I 650

Tillich, Paul Johannes I 198 204 318

Titel (Hauptmann) I 347

Titus, Flavius Vespasianus I 111

Tocqueville, Charles Alexis Henri Clérel de I 194 493

Tolhausen, Louis I 556

Toller, Ernst II 712

Tolstoi, Lew Nikolajewitsch I 418 II 397 520

Tonerti (Arbeiterin) II 387

Trefftz, Erich I 194 242 333

- Trojahn*, Kurt I 154 156 158
Trotzki, eigentlich Lew Dawidowitsch Bronstein I 462 686
Tschaikowski, Peter Iljitsch I 92
Tucholsky, Kurt II 592
Tumler, Franz II 488 497 500
Turgenjew, Iwan II 520
Tyroller, Michael II 754 757 759 765 768
- Uhland*, Ludwig II 314
Uhlmann (Apothekerin) II 701 822 f.
Ulbrich (Fleischermeister) I 297
Ulbrich (Fleischersfrau) I 473
Ulich, Robert I 59 114 198 204 213 271 330 II 145
Ulich-Beil (Frau) I 59
Ulitz, Arnold I 657 659
Umber, Heiner I 330
Umberto II., König von Italien II 299
Unamuno y Jugo, Miguel I 325
Unruh, Fritz von I 622
- Varende*, Jean de la I 464
Vauvenargue, Luc de Clapiers, Marquis de I 364 366f.
 369 372
Vergil (Publius Vergilius Maro) I 143
Verlaine, Paul I 616
Vesper, Will I 225
Viktor Emanuel III., König von Italien I 405 407 II 411 425
Viktoria Luise, Prinzessin I 221
Villon, François I 687
Vogel (Kaufmann) I 233 248 289 335 338 361 400 410f.
 418f. 422 475 432f. 489 493 505 508 512f. 520 528 535
 537f. 544 561 566 653 660 673 II 119 221
Vogel (Sohn) I 548 561
Völkel (Frau) II 811
Volkmann, Erich Otto I 687
Vollmüller, Karl I 113
Voltaire, eigentlich François Marie Arouet I 83 123 126
 131 136 138 142 144f. 149f. 158–163 167f. 173 203 231
 245 247 256 281f. 291 408 415 430 II 27

Voß, Käthchen I 518 520 523f. 528f. 531 533–541 543
 545ff. 550–553 558 560 5625. 565f. 570 575 578 584ff.
 591 598f. 602 604 616 646f. 652 655f. 658 660–663 668f.
 671 674 678ff. 685–688 691f. 695–699 702 II 8–14 18 20
 24 39f. 46 48 51f. 55 61f. 64 66 68–72 76 78 83 85 87 90
 93 95f. 98 101 103 112f. 116–122 135 140 146f. 151 158
 163–167 169ff. 174f. 177ff. 182ff. 186 188f. 194f. 199
 201–204 208f. 211f. 218f. 223 225 239 241 243 248 250
 252 256 259f. 266 268 274 289 295f. 300 311 313 337ff.
 365 419 612 651

Voß, Ludwig I 553f. 652 680 683 II 10 118f. 162

Voß, Ysbrand Wilderich I 550 635

Vossler, Estor II 729ff.

Vossler; Karl I 76 88 91 119 129 170 181 196 210 212 258
 286 380 390 408f. 413 II 109 458 507 726 729ff 748

Wach (Jurist) II 472

Wach (Frau) II 472

Wagner, Richard I 98 122 361

Wagner (Gastwirt) II 755 761 768 772

Wagner (Wirtin) II 759 761

Wahle, Julius II 135

Wais, Kurt I 407

Waldmann, Kurt II 459f. 475 515 521 552 562 565 568ff.
 575 577 584 601f. 611 632 645 648f. 654 657f. 661
 668f. 671 673 675

Waldmann, Louise II 603 673

Wallace, Edgar I 199 142 387f.

Wallace, Lewis II 15 24 49

Walter (Bibliothekarin) I 36

Walter (Tabakladen) I 658 664 668 677

Walzel, Oskar I 31 34f. 40 45ff. 113 196 346 439 II 89
 135 146 209

Wartburg Walther von I 88 91

Wassermann, August Paul von I 23

Wassermann, Jakob I 183 II 706

Wawrziniok, Otto I 116

Wawrziniok (Ehrensatorin) I 116..

Weber (Gärtner) I 387

- Wechßler*, Eduard I 181
Wegmarn, Dr. von II 408
Wegner, Armin T. II 320f.
Weidlich, Max II 516 608
Weiglin, Paul II 712
Weigmann, Bruno II 477
Weigmann, Horst-Siegfried II 477f.
Weigmann, Toni II 477f.
Weiler II 47
Weinstein, Chaim I 266 392 421
Weisbach (Drogist) I 571
Weiß (Frau) II 660
Weißberger, Arnold I 189 198 200
Weller (Gärtner) I 289 363 366
Wells, Herbert George II 67
Wengler, Ellen I 32 56 60 104 119 138ff. 141f. 146 148
 188 210 215 228 234 236 259 261 279 337 346 399 440
 II 163
Wengler, Heinrich I 7 24 31f. 56 60 72 93 104 108f. 119
 142, 170f. 188 199 204 210 215 228 234 236 259 261
 280 295f. 308 331 337f. 346 363 440
Werth, Johann von II 737
Weser (Gestapokommissar) II 120 166 199 213 217 227
 240 249 293f. 316 601
Wessel, Horst I 191 315 II 778
Wessely, Paula I 368
Whight, Frederick, I 455 460
Wiechmann, Martha I 14 31 38 114 118 251 258 309 366
Wiechmann (Generalstaatsanwalt) I 31 38
Wiechmann (Schwester von Martha) I 31 118
Wieghardt, Karl I 24 33 40 66 107 113 120f. 124 126 146
 158 167 170 173 177 181 186 188ff. 197 203 224f. 236
 244 278ff. 283 287f. 333 346 593
Wieghardt-Lazar, Auguste I 16 24 26 59f. 62 64f. 69 75
 80 89 126f. 128 149 150 158 165 167 170 173 175ff. 181f.
 185f. 188–191 194 197 203 209 211 213 216f. 219 221
 223ff. 229 236f. 244 249 254f. 278ff. 282–285 287f. 333
 343 462f. 466 468ff. 593 615 II 136
Wiese (Frau) II 660

- Wigman*, Mary I 318
Wilbrandt, Adolf I 45 59 362 369 389 507
Wilbrandt, Robert I 25 59 191 346 358 362 389
Wilbrandt (Frau) I 191
Wildenbruch, Ernst von II 348
Wilhelm, Julius I 119 181
Wilhelm I., deutscher Kaiser I 402
Wilhelm II., deutscher Kaiser I 259 282 595 599 II 114
Winde, Artur II 402 427 506 525 548 550 552 562 582 585
 591 599 616 630 632 635 644f.
Winde (Frau) II 402 406 423 435 450 457 463 481 495
 502f. 506 525 529 544 548 552 559 562 579 582 585 591
 598ff. 616 625 630 632 635 642–646 651 689
Winkler, Ursula I 184f. 221 236 247 251
Winskowitz (Rechtsanwalt) II 238
Winter, Jakob I 206
Winterfeldt, Hans Karl von I 632
Wisch II 489
Witkops, Philipp II 400
Witkowsky (Kaufmann) II 356 381 384 422 432 438 441
 472 497 499 504 511 521 534f. 603 635 640 646f. 656
 668f. 672f.
Witkowsky (Frau) II 548f. 604f. 635 646f. 668 673
Wittich (Arbeiterin) II 535
Wolf (Mechaniker) I 338 344 347 357 361 375f. 411 415
 420 424f. 427f. 434
Wolff, Theodor I 121
Wolff, Julius Ferdinand I 16f. 331 II 35
Wolff, Karl I 9
Wundt, Wilhelm I 13
Wyck-Mason, F. van II 90 97 105 107 111

Zaharoff, Basil II 59f.
Zaunick, Rudolf I 362
Zeller, Magnus I 593 627
Zentner, Kurt I 293
Zeppelin, Ferdinand Graf von I 111
Ziegler, Theobald I 388 II 42 60 83f.
Ziegler (Gemeindeschwester) II 226 231 237–240 242ff.

- 249f. 252 256 258–261 263f. 267f. 270f. 273 275–278
281f. 285f. 289f. 292 295 337 351
- Zimmermann, Felix* II 275
- Zinsmeister (Soldat)* I 49
- Zita, Kaiserin von Österreich* I 90
- Zola, Emile* I 507 II 63
- Zörner, Ernst* I 328 334 361 366
- Zottmayr, Georg* II 146
- Zottmayr (Frau)* II 146
- Zscheischler, Oskar* I 661
- Zschornak* II 681
- Zuchardt, Karl* I 118
- Zuchardt (Frau)* I 118
- Zweig, Arnold* I 687 II 249
- Zweig, Stefan* I 74 76f. II 617
- Zwiener (Tabakverkäuferin)* I 653 659

Zu dieser Ausgabe

Die vorliegende Ausgabe folgt den in der Sächsischen Landesbibliothek Dresden aufbewahrten Original-Tagebüchern. Es handelt sich im einzelnen um

das Tagebuch vom 12.9.1931 – 6.4.1933 (handschriftlich geführt in einem Wachstuchheft), das Tagebuch vom 15.9.1933-30.10.1934 (handschriftlich geführt in einem Wachstuchheft), das Tagebuch vom 4.11.1934 – 3.5.1936, wiederverwendet vom 15.8.1941 – 5.12.1941, sowie vom 18.7.1945 – 29.3.1946

(handschriftlich geführt in einem Halbleinenbuch), das Tagebuch vom 10.5.1936 – 10.8.1941

(111 Typoskriptseiten in einer Klemmappe), das Tagebuch vom 7.10.1941 – 26.5.1945 (handschriftliche Blätter in einer Hülle), das Tagebuch vom 26.5.1945 – 17.7.1945

(24 Seiten, teils maschinen-, teils handschriftliche Blätter).

Das Material umfasst ca. 5'000 Typoskriptseiten. Für die vorliegende Ausgabe waren Kürzungen unumgänglich. Gekürzt wurden neben vielfachen Wiederholungen vor allem die zahlreichen, teilweise ausführlichen Lektüre-Notate sowie Auszüge aus der Tages- und Wochenpresse. Einige wenige Kürzungen sind auch der Rücksicht gegenüber Personen geschuldet. Alle Kürzungen des Herausgebers wurden durch [...] kenntlich gemacht; Hinzufügungen ebenfalls durch [] gekennzeichnet. Bei der Textbearbeitung wurden Orthographie und Interpunktion dem heutigen Gebrauch angeglichen. Charakteristische Eigentümlichkeiten (etwa die Schreibungen von Albtraum, endgiltig, tagsüber, aber

auch das dritte Reich) blieben erhalten; Abkürzungen (etwa nat. soz., Tg.blätter, Ms., Kart.-not, Jdst.) auch von Namen, wurden wegen der besseren Lesbarkeit weitgehend aufgelöst. Namensabkürzungen blieben nur dort erhalten, wo sie bewusst aus Sicherheitsgründen verwendet wurden. Offensichtliche Irrtümer, falsche oder unterschiedliche Schreibweisen von Namen wurden stillschweigend korrigiert.

Unterstrichene oder auf andere Weise hervorgehobene Textstellen sind kursiv wiedergegeben.

Im Interesse der Übersichtlichkeit wurde die Datierung der Eintragungen normiert. Dabei entschied sich der Herausgeber für die bei Klemperer dominierende Form.

Für die Anmerkungen und das Nachwort hat der Herausgeber neben allgemeinen Quellen die Arbeiten von Adolf Diamant, «Chronik der Juden in Dresden», Darmstadt 1973, und von Horst Busse/Udo Krause, «Lebenslänglich für den Gestapokommissar», Berlin 1989, genutzt.

Die Schreibung des Jiddischen folgt dem «Jiddischen Wörterbuch» von Ronald Löttsch, Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich 1992.

Die Sächsische Landesbibliothek, insbesondere die Mitarbeiter der Handschriftenabteilung, hat die Edition der Tagebücher Victor Klemperers jederzeit hilfreich unterstützt. Frau Dr. Hadwig Klemperer übernahm die Übertragung des äusserst schwer zu entziffernden handschriftlichen Teils. Ihnen sei herzlich gedankt.

Ein besonderer Dank sei Frau Dr. Almut Giesecke, der Lektorin dieser Ausgabe, ausgesprochen.

W.N.

Inhalt

Tagebücher 1942-1945	
1. Januar 1942-31. Dezember 1942	5
1. Januar 1943-31. Dezember 1943	303
1. Januar 1944-31. Dezember 1944	467
1. Januar 1945-10. Juni 1945	635
Anhang	
Anmerkungen	833
Zeittafel	863
Nachwort	865
Personenregister	879
Zu dieser Ausgabe	927